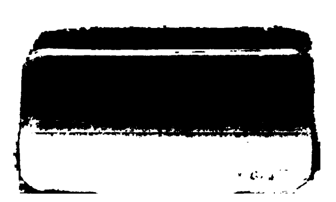


# Geschichte

der

# poetischen Litteratur

der Deutschen.

Von

Werner Hahn.

---

Elfte, verbesserte Auflage.




Berlin.
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Bessersche Buchhandlung.)
1888.

# Vorrede.

Die Absicht, für den ersten Unterricht in der Geschichte der deutschen Poesie ein brauchbares Lehrbuch zu schreiben, hat dem vorliegenden Werke seine Grenze gezeichnet und die Art seiner Abfassung vorgeschrieben.

Jeder erste Unterricht in irgend einer Wissenschaft hat den doppelten Zweck: einerseits in einem bestimmten Umfange allgemein feststehende Kenntnisse zu lehren, andererseits wirksame Anregungen zum weiteren Studium mitzuteilen. Dieser doppelten Aufgabe nachzukommen, ist es bei der Abfassung des vorliegenden Werkes auf zweierlei besonders abgesehen worden: 1. darauf, daß alles dasjenige übersichtlich geordnet werde, was als bedeutungsvolle Thatsache aus dem Gebiete der Litteraturgeschichte kennen gelernt werden muß, wenn man den ersten Blick in die Geschichte unserer Poesie thut; 2. darauf, daß durch Vorführung des Charakters und Inhalts der bedeutungsvolleren litterarischen Erscheinungen ein Gefühl von der Größe, dem Werte und Charakter unserer Litteratur geweckt werde.

Die Einrichtungen, die um dieser Absicht willen dem Buche gegeben sind, haben sich seit seinem Erscheinen im Jahre 1860 in steigendem Maße bewährt. Sie sind von jüngeren Verfassern vielfach mit mehr und weniger Geschick nachgeahmt und bedürfen jetzt nicht mehr, wie bei der ersten Auflage, einer Rechtfertigung.

Ununterbrochen, von Auflage zu Auflage, hat das Buch in seinem achtundzwanzigjährigen Bestande Änderungen erfahren: teils durch Nützung wissenschaftlicher Forschungen, die unterdessen festgestellt wurden, teils durch Ergänzungen oder Auslassungen, die in Hinsicht auf den unterrichtenden Zweck wünschenswert erschienen.

Für das Werk im ganzen ist in dieser elften Auflage nach größerer Ausgleichung in der Behandlung der älteren und der neueren Zeit gestrebt. Die kritischen Grundsätze, die ich in der Einleitung zu meiner Nibelungen-Übersetzung (Stuttgart 1884) über Form und Art der alten Poesie, namentlich auch über den Abstand zwischen Volksgesang und Schriftpoesie, klar gelegt habe, sind eingehender verwertet, hauptsächlich zum Nutzen des

Nibelungenliedes. Die Kritik der Lachmannschen Theorie über Betonung und Versbildung im Alt- und Mittelhochdeutschen, die ich ebenda ausgeführt habe, ist außerdem der Evangeliendichtung Otfrieds zu gute gekommen. Die Proben des § 19 sind einer Übertragung des ganzen Dichtwerks, die ich vorbereite, entnommen.

Für die letzten Paragraphen des Werkes ist größere Beschränkung durchgeführt. Dichter, deren Auftreten in der Litteratur nicht bereits vor 1860 in einigermaßen bedeutungsvoller Weise stattgefunden hat, sind vom Buche ausgeschlossen. Das Princip ist fester eingehalten, daß einem Lehrbuche, welches einen ersten großen übersichtlichen Blick auf eine fast zweitausendjährige Vergangenheit sich zur Aufgabe stellt, die ungeklärten ästhetischen Kämpfe der Gegenwart fern bleiben müssen.

Während des Druckes dieser Auflage ist, auf Betrieb des Kaisers Wilhelm, die Rückerwerbung der Manessischen Liederhandschrift zu Gunsten der kurpfälzischen Bibliothek in Heidelberg eingeleitet und nach dessen Tode durch Kaiser Friedrich vollzogen worden. Die Angaben auf Seite 73 sind hiernach zu vervollständigen.

Berlin, 1888.

**Werner Hahn.**

# Inhalt.

## Einleitung.



## Erste Periode.

### Der altdeutsche heidnische Volksgesang. Von der fernsten Vorzeit bis auf Karl den Großen 800.



## Zweite Periode.

### Die Zeit der Herrschaft römisch-geistlicher Bildung. Von Karl dem Großen bis zu den Kreuzzügen 800—1100.



## Dritte Periode.

### Blüte der ritterlichen und Volkspoesie in der Zeit der Kreuzzüge 1100—1300.



#### Erster Abschnitt. Epische Poesie der geistlich-ritterlichen Richtung.

**Zweiter Abschnitt. Epische Poesie der volksmäßigen Richtung.**



**Dritter Abschnitt. Lyrische Poesie.**



## Vierte Periode.

### Verfall der Poesie unter dem Einfluß des Bürgerstandes 1300—1500.



**Erster Abschnitt. Epische Poesie 1300—1500.**



**Zweiter Abschnitt. Lyrische Poesie 1300—1500.**



**Dritter Abschnitt. Dramatische Poesie 1300—1500.**



## Fünfte Periode.

### Vorherrschen der didaktischen und satirischen Poesie im Zeitalter der Reformation 1500—1624.

## Sechste Periode.

### Periode der Nachahmung 1624—1748.



### Erster Abschnitt. Die erste schlesische Schule und ihre Zeit 1624—1660.



### Zweiter Abschnitt. Die zweite schlesische Schule und ihre Gegner 1660—1725.



### Dritter Abschnitt. Zeit des Kampfes der Leipziger und Schweizer 1725—1748.



## Siebente Periode.

### Die Zeit der klassischen Vollendung der deutschen Poesie. Seit Klopstock (1748).



### Erster Abschnitt. Klopstock und Wieland und deren Wirkungen auf die deutsche Poesie.



### Zweiter Abschnitt. Lessing und Herder und die Einflüsse ihrer Ideeen.

## Dritter Abschnitt. Goethe, Schiller und ihre Zeit.



## Vierter Abschnitt. Neuere Zeit. 1815—1840.



# Einleitung.

## § 1. Litteratur und Litteraturgeschichte.

Litteratur ist der Inbegriff der in Sprache und Schrift niedergelegten Geisteswerke. Litteraturgeschichte ist die Entwicklung der geistigen Bildung, wie sich diese aus den Sprach- und Schriftwerken erkennen läßt.

## § 2. Die deutsche Sprache.

Die deutsche Sprache gehört zu dem Sprachstamm, der nach seinen Endpunkten der indogermanische genannt wird und in 2 Gruppen gespalten ist: 1. die asiatische (oder arische) Gruppe, welche die indischen Sprachen (besonders Sanskrit) und die iranischen (d. i. das Altpersische und Altbaktrische oder Zend) umfaßt; 2. die europäische Gruppe, zu der das Griechische, Lateinische, Keltische, Slavische, Litauische und Germanische gehören.

Das Wort deutsch (goth. thiudisko, ahd. diutisc, mhd. diutsch d. h. volksmäßig; von thiuda ahd. diot, theot, mhd. diet, diut d. i. Volk, Leute) war zuerst im 9. Jahrh. zur Bezeichnung der Sprache in Gebrauch, die „volksmäßig" (im Gegensatz zum Lateinischen, zur Sprache der Kirche und der Geistlichkeit) genannt wurde. Als Gesamtname für das Volk kam das Wort erst seit den Ottonen im 10. Jahrhundert zur Verwendung. — Älter ist der Name Germanen, der schon bei römischen und griechischen Schriftstellern vorkommt. Der Grieche Strabo zu Augustus' Zeit nennt die Germanen die „echten Gallier" (echt γνήσιοι: „was im Römischen germani heiße"). Tacitus gegen 100 n. Chr. deutet schon an, daß über den Namen Verschiedenheit der Auffassung herrsche. In neuerer Zeit nimmt man keltischen Ursprung an und deutet das Wort „Schreier" (nämlich im Kampfe) oder „Nachbar".

Die Verwandtschaft zwischen den Sprachen des indogermanischen Systems zeigt sich 1. in der Gemeinsamkeit der Wurzeln, 2. in den übereinstimmenden Mitteln der Wortbiegung. — 1. Die Gemeinsamkeit der Wurzeln zeigt sich in folgender Beispiel-Übersicht:

| ind.: | pers.: | griech.: | lat.: | deutsch: |
|---|---|---|---|---|
| pitar; | federe; | pater; | pater; | Vater |
| brâtar | brâtar | phrator | frater | Bruder |
| nâman | nâman | onoma | nomen | Name |
| mam | manm | me | me | mich |
| dva | dva | dŭo | duo | zwei |
| admi | esti | edo | edo | esse |
| tistâmi | histami | histemi | sto | stehe, |

wobei zu erwägen ist, daß bei der Sprachentrennung die Vokale der Stammsilben willkürlich gewechselt („abgelautet"), die Konsonanten dagegen meistens

innerhalb eines Organs geblieben sind (innerhalb der Lippenbuchstaben b, p, f, v, w, oder der Zungenbuchstaben d, t, s, z, oder der Gaumbuchstaben g, k, h, ch). — 2. Die Übereinstimmung unter den Mitteln der Wortbiegung liegt hauptsächlich in der Anwendung des Ablauts für die Stammsilbe (z. B. griech. trepo, trap, trop; lat.: capio, cep; deutsch: nehmen, nahm, nommen); ferner in der Anwendung von Anhängelauten (Suffixen), die aus selbständigen Wörtern entstanden sind (z. B. die den indogermanischen Sprachen gemeinsame Endung t zur Bildung der 3. Person Sing. im Präsens [asti, asti, esti, est, ist], die von dem gemeinsamen Demonstrativpronomen stammt, so daß jene Formen dem Sinne nach „sein dieser" bedeutet haben).

Die Menge der Wortstämme in den indogermanischen Sprachen, die auf gemeinsame Wurzeln zurückzuführen sind, ferner der hohe Grad der Formentwicklung in Deklination und Konjugation, der sich gleichartig in den indogermanischen Sprachen findet, beides weist darauf hin, daß in den Urgeschlechtern vor der Trennung der Stämme bereits ein vorgeschrittener Bildungsgrad erreicht war. Man war mit der Natur vertraut, trieb Viehzucht und Ackerbau; die Zahlwörter, Fürwörter waren festgestellt; sittliche und religiöse Grundvorstellungen verbreitet. Die Familie hatte ihre Ordnung gewonnen. Daß die Verehrung des Lichts, des Sonnenhimmels, als des obersten Göttlichen, bereits in der indogermanischen Urzeit ausgebildet war, läßt sich lediglich aus den Götternamen der indogermanischen Sprachen folgern: z. B. ind. Djaus, Himmelsgott; pers. Daëva, Dämon; griech. Zeus, Dios; lat. Djov-, deus, divus; germ. Ty, Ziu, Tivar. Sie weisen auf die gemeinsame Wurzel **div** (glänzen, leuchten).

Die Heimat des Urstamms, von der die indogermanischen Sprachen ausgegangen sind, ist wahrscheinlich das asiatische Hochland zwischen Oxus und Jaxartes. Bei der Abzweigung, die nach Westen und Osten stattgefunden hat, haben die Germanen frühzeitig sich am weitesten entfernt: bis zum äußersten Norden des europäischen Weltteils. Allmählich, schon vor der christlichen Zeitrechnung, gewannen sie nach S. und W., zuerst gegen die slavischen und keltischen, dann auch gegen die lateinischen Sprachgebiete, siegreich Raum. Sie zeigten dabei einen außerordentlichen Reichtum kräftigerer Stammcharaktere, jeder Stamm mit dialektisch gesonderter Sprache. Ganz West- und Mitteleuropa wurde von ihnen überflutet. — Nach dem Boden, auf dem hier die Entwicklung weiter gedieh, stellte sich im Lauf der Jahrhunderte der Unterschied der romanischen und germanischen Sprachen ein. Stämme, wie die Langobarden, Vandalen, Burgunder, Westgoten, großenteils auch Franken, die in Ländern lateinischen Sprachgebiets heimisch wurden, büßten ihre Sprache ein. Es entwickelten sich, besonders seit dem 8. Jahrhundert, als der Einfluß der römischen Geistlichkeit wuchs, die romanischen Sprachen: italienisch, französisch, spanisch 2c. Andere Stämme hinwider blieben rein germanisch und bewahrten auch ihre Sprache. So namentlich die skandinavischen Stämme (Dänen, Schweden, Norweger), ferner die nach Britannien hinübergegangenen Angeln und Sachsen, desgleichen die germanischen Stämme, die in dem europäischen Mittellande der Flußgebiete Rhein, Donau bis Elbe, Oder und Weichsel seit dem 9. Jahrh. sich zu einem Volke einten und in politischer Selbständigkeit abschlossen: zum deutschen Volk und deutschen Reich.

## § 3. Ulfilas Bibelübersetzung.

Das älteste germanische Sprachwerk, das durch die Schrift aufbewahrt ist, gehört dem gotischen Stamme an: Ulfilas Bibelübersetzung. Sie ist

in Handschriften, die während der Herrschaft der Ostgoten in Italien (493—556) angefertigt sind, bruchstücklich erhalten.

Der gotische Dialekt ist eine klangstarke, formenreiche Sprache mit ungebrochener Herrschaft der Vokale a, i, u. Die Kasus der Deklination werden durch vollklingende Endungen bezeichnet; Personen, Zeit und Genus der Konjugation teils ebenso, teils durch Ablautungen in der Stammsilbe (der Hilfszeitwörter, der Verbindung mit dem persönlichen Fürwort bedarf es noch nicht); neben Singular und Plural hat der Dual noch einige besondere Formen; der Satzbau steht an Einfachheit und Kraft dem Griechischen und Lateinischen nahe. Z. B. „Atta unsar Vater unser, thu in himinam du in Himmeln, veihnai namo thein geweihet dein Name, qvimai thiudinassus theins komme deine Herrschaft, vairthai vilja theins werde dein Wille, sve in himina wie im Himmel, jah ana airthai auch auf Erden, hlaif unsarana unser Brot, thana sinteinan dieses immerwährende, gif uns himma daga gieb uns diesen Tag, jah aflet uns und erlasse uns, thatei skulans sijaima daß Schuldige wir seien, suasve jah veis afletam wie auch wir erlassen, thaim skulam unsaraim diesen unseren Schuldigen, jah ni briggais uns und nicht bringest uns, in fraistubnjai in Versuchung, ak lausei uns sondern löse uns, af thamma ubilin von diesem Übel, unte theina ist thiudangardi denn dein ist Herrschaft, jah mahts und Macht, jah vulthus und Glanz, in aivins in Ewigkeit. Amen. — Ulfila, geb. 311 unter den Goten nördlich der Donau, wahrscheinlich von Eltern kappadocischer Herkunft, wurde Bischof der Westgoten; ein gelehrter Mann, der in griechischer, lateinischer und gotischer Sprache schrieb und predigte; übersetzte die Bibel (mit Ausnahme der Könige, deren Kriegserzählungen, wie er fürchtete, die Kampflust des Volkes reizen würden); † 381 in Konstantinopel, wo er sich aufhielt, um auf der Kirchenversammlung die Lehre des Arius (Menschheit Christi, Gottähnlichkeit, homoi-usia), gegen die Lehre des Athanasius (Gottheit Christi, Gottgleichheit, homo-usia, Dreieinigkeit), zu verteidigen. — Handschriften der Bibelübersetzung: 1. codex argenteus, jetzt in Upsala, enthält die Evangelien (auf purpurgefärbtem Pergament, die Buchstaben in Silber eingezeichnet; im 16. Jahrhundert vom Geometer Arnold Mercator in der Abtei Werden a. d. Ruhr in der Rheinprovinz gefunden, bald darauf nach Prag gebracht, 1648 nach Schweden entführt; codex argenteus nach dem massiv silbernen Einband genannt, den der schwedische Marschall Lagardie um die Blätter legen ließ; 2. codex carolinus in Wolfenbüttel (Teil des Römerbriefes); 3. Mailänder codex (Teile der Paulinischen Briefe, des Nehemia, Esra 2c.) — Die Goten waren einer der edelsten germanischen Stämme: mäßig bei aller Kraft. Die Kunstschätze Athens, Roms 2c. wurden durch sie nicht zerstört, nicht weggeführt; der Verkehr in den von Sinnengenuß strotzenden Ländern verweichlichte sie nicht; die Berührung, in die sie mit Griechenland und Rom gekommen waren, wurde ihrer Bildung schnell förderlich. Zum Zweck seiner Übersetzung schuf Ulfila ein vollständiges Alphabet, aus Runen mit Zeichen des griechisch-römischen Alphabets gemischt. — Runen (rûna, geheimes Wissen), die ältesten Schriftzeichen der Germanen, waren besonders im Kultus zu Los, Weissagung und Zauberung im Gebrauch, doch auch vereinzelt schon zur Aufzeichnung gesetzartiger Sprüche.

## § 4. Dialekte (Mundarten) der deutschen Sprache.

In den Sprachen der zum deutschen Volke geeinten Stämme sind seit den ältesten Schriftdenkmälern 3 Charaktere zu unterscheiden: 1. ober-

deutsche Dialekte (die Sprache der Alemannen oder Schwaben, der Bayern, Österreicher); 2. niederdeutsche (die Sprache der Westfalen, Friesen); 3. mitteldeutsche (die Sprache der Hessen, Thüringer, Franken). Die Sprache der Sachsen teilt sich in einen südlichen, mehr oberdeutschen, und einen nördlichen, mehr niederdeutschen Zweig.

In den oberdeutschen (im südlichen gebirgigen Deutschland gesprochenen) Mundarten werden die nach innen liegenden Sprechorgane (Brust, Kehle) vorherrschend in Thätigkeit gesetzt, in den niederdeutschen (im platten Lande gesprochenen) dagegen die Vorderorgane (Zunge, Zahn, Lippe). In den oberdeutschen ferner herrschen kurze Vokale und Diphthongen; in den niederdeutschen gedehnte und einfache Vokale. Die oberdeutschen Klänge haben mehr Fülle und Härte; die niederdeutschen Breite und Weiche. Am meisten ins einzelne läßt sich die Verschiedenheit in Bezug auf die sog. stummen Kosonanten verfolgen. Die niederdeutschen haben diese Konsonanten so, wie sie die gotische Sprache Ulfilas zeigt. In den oberdeutschen dagegen sind sie auf eine andere Stufe getreten; und zwar: 1. die tenuis des Gotischen (p, k, t) ist im Oberdeutschen aspirata (f, ch, z), z. B. got. juk, oberd. joch, Joch; g. tamjan, o. zamjan, zähnen; g. hlaupan, o. hlaufan, laufen; 2. die media des Gotischen (b, g, d) ist im Oberdeutschen tenuis (p, k, t) z. B. got. dauro, oberd. turi, Thür; g. branjan, o. prennan, brennen; 3. die aspirata des Gotischen (f, ch, z) wird im Oberdeutschen media (b, g, d) z. B. got. hlaif, oberd. laib, Leib; g. aflet, o. ablaz, Ablaß. — Die mitteldeutschen Mundarten halten sich verschieden: bald dem Oberdeutschen, bald dem Niederdeutschen näher.

## § 5. Perioden der Sprachentwicklung.

In der Entwicklung der deutschen Sprache sind 3 Perioden zu unterscheiden: 1. das Althochdeutsche 600—1100; 2. das Mittelhochdeutsche 1100—1500; 3. das Neuhochdeutsche seit c. 1500.

## § 6. Althochdeutsch (600—1100).

Das Althochdeutsche liegt hauptsächlich in den Resten der prosaischen Litteratur der Geistlichen vor, die, um der Einwirkung auf das Volk willen, der „volksmäßigen Sprache“ (diutisc § 2) bedurften. Außerdem in den deutschen Dichtungen des 9. und 11. Jahrhunderts.

Übersetzungen der Glaubensformeln, Katechismuserklärungen, Teufelsabschwörungen, Beichtformeln, des Vater-unser, der Psalmen, Evangelien, lateinischer Hymnen, ferner Glossare für Wörter und Redewendungen sind das erste, woraus seit c. 600 die Kenntnis des Althochdeutschen geschöpft werden kann. Die Blüte der sprachlichen Entwicklung fällt, sowohl was die prosaische, wie was die poetische Litteratur betrifft, in das 9. Jahrh. Zu einer einheitlichen Schriftsprache kam es aber nicht. Die Dialekte, namentlich oberdeutsche, blieben herrschend; niederdeutsche kommen nur vereinzelt vor (Heliand). — Das Ahd. unterscheidet sich vom Gotischen in betreff der stummen Konsonanten dadurch, daß die oben (44) bezeichnete Lautverschiebung eingetreten ist; in betreff der Vokale dadurch, daß e und o zu den ursprünglichen a, i, u reichlich gekommen, ferner daß Wandlungen durch Annäherung, Schwächung, Dehnung eingetreten sind, in betreff der Flexionen dadurch, daß Formenreichtum und Klangkraft sich mindern. — Beispiel alemannischer Mundart aus der Zeit c. 800: Interlinearversion eines ambrosianischen Lobgesanges. Te deum lau-

damus: thih cot lopemes; Te dominum confitemur: thih truhtnan gehemes; Te æternum patrem: thih ewigan fater; Omnis terra veneratur: eokiwelih (jegliche) erda wirdit eret. Tibi omnes angeli, tibi cœli: thir alle engila, thir himila; Et universæ potestates: inti allo kiwaltido (Gewalten); Tibi cherubim et seraphim: thir cherubim inti seraphim; Incessabili voce proclamant: unbilibanlicheru stimmo forharent (mit unbeweglicher Stimme Zeugnis geben). Sanctus, sanctus, sanctus: wiher, wiher, wiher; Dominus deus sabaoth: truhtin cot herro! Pleni sunt cœli et terra: follin sint himila inti erda; Majestate gloriæ tuæ: thera meginchrefti tiurida thinera (von der Großkraft deiner Herrlichkeit). — Beispiel fränkischer Mundart aus Otfrids Evangelienbuch (s. Übersetzung S. 26):

Ward áfter thiu irscritan sár,
So móht es sin, ein halb jár
Mánodo after ríme,
Thría stunta zuéne: —

Floug er súnnun pad
Stérrono stráza
Wega wólkono
Zi theru ítis frono;

Tho quam bóto fona góte
Éngil ir hímile
Bráht er therera wórolti
Diuri árunti.

Zi édiles frónun,
Sélbun sancta Máriun,
Thie fórdoron bi bárne
Warun chúninga álle.

## § 7. Mittelhochdeutsch (1100—1500).

Quellen des Mittelhochdeutschen sind in der poetischen und prosaischen Litteratur aller Stände (Geistliche, Ritter, Volk) reichlich vorhanden. Es erreicht c. 1180—1250 eine Zeit der Blüte, in welcher infolge verschiedener günstiger Einwirkungen die Macht der Dialekte zurücktritt und eine einheitliche Schriftsprache angestrebt wird.

Das Mhd. unterscheidet sich vom Althochdeutschen: in betreff der Konsonanten dadurch, daß die Härte derselben sich mildert (namentlich geht die tenuis des Ahd. vielfach in die media: pruodar wird bruoder, cot wird got; die aspirata h schwindet vor Konsonanten: hlûtar wird lûter [lauter], hrinc wird rink [Ring]); in Betreff der Vokale dadurch, daß Schwere und Vollklang sich mindern, dagegen Leichtigkeit und Beweglichkeit sich mehren (die tonstarken Vokale kommen nur noch in Wurzelsilben vor, die Flexionssilben dagegen sind auf tonschwächere Klänge, besonders e, beschränkt: zwifalon wird zwîfeln, firsprehhan wird versprechen [verteidigen], kuatono wird guoten; der Umlaut ferner greift um sich: turi wird tür [Thür], hari wird her [Herr], zûnan wird ziunen [zäunen], weralt wird werelt [Welt]; in betreff der Deklination und Konjugation dadurch, daß Formwörter zur Unterstützung derselben eintreten, Artikel und Personwort: lopemes wird wir loben, faraut wird siu faren, wort wird das oder ein wort); in betreff des Satzbaues dadurch, daß größere Gefüge mittels reichlich eintretender Bindewörter und Relativen beliebt werden. — Beispiel aus dem „Schwabenspiegel" (dem schwäbischen landrehtbuoch) c. 1270: Von siben herschilden. Orienes wîssagete hie vor in alten zîten, wie sehs werelde solden wesen unde ie diu werlt mit tûsent jâren ab næme, unde in der sibenden werlde sô solde diu werlt gar zergên unde solte der suontac komen. Nu ist uns gekündet von der heiligen schrift, daz an Adâm diu erste werlt began, an Nôê diu ander, an Abrahâm diu dritte, an Moyses diu vierde, an Dâvid diu fünfte, an Kristus geburt diu sehste, unde daz ie der werlde zal bî tûsend jâren zergie. Nu sîn wir in der sibenden werlte ân gewisse zal. Wan [denn] die tusend jâr diu sint gar

ûz, unde diu sibende werlt diu stêt als lange, als got wil. In der selben wîse sint ouch die siben herschilde ûf geleit. Der künic hefet den ersten herschilt; die bischöve unde die apte unde abbtissinne, die dâ gefürstet sint, die hebent den andern herschilt; die leigen [laici, weltliche] fürsten den dritten, die vrîen herren den vierten, die mittern [mittleren] vrîen den fünften, die dienstman den sehsten. Unde ze glîcher wîse, als man niht enweiz, wenne diu sibende werlt ein ende nimpt, als enweiz man niht, weder der sibende herschilt lêhen müge haben. — Poetisches Beispiel. Minnelied von Kürenberg (s. Übersetzung S. 62):

Ez hat mir an dem herzen vil dicke we getan,
Daz mich des geluste, des ich niht mohte han
Noch niemer mac gewinnen: daz ist schedelich.
Son mein ich golt noch silber: ez ist den liuten gelich.
Ich zoch mir einen valken mere danne ein jahr
Do ich in gezamete, als ich in wolte han,
Und ich im sin gevidere mit golde wol bewant,
Er houp sich uf vil hohe und floug in anderiu lant.

Daß in der Periode des Mhd. eine, wenn auch nur kurze Zeit eintrat (1180 bis 1250), in der die Dialekte eine gewisse Einigung in der Schrift fanden, hat folgende Ursachen gehabt. Die Ereignisse des Jahrhunderts (Kreuzzüge, Unternehmungen der Hohenstaufen) brachten unruhigeren Umlauf und schnellere Wandlungen im Volksgeist hervor, infolge davon ein leichteres Überbrücken äußerer Trennungen, auch der Dialekte. Die Kreuzzüge führten, wie alle Völker der Christenheit, so auch alle Stämme der Deutschen unter ein Banner. Der Kampf der Hohenstaufen gegen die geistliche Macht weckte, nach den Demütigungen, die Heinrich IV. hatte tragen müssen (Canossa 1077), ein Hochgefühl des Volkstümlichen, die Nationalität. Nicht was den Alemannen, den Franken, Bayern 2c., sondern was den Tiuschen angehört, machte den Stolz der Zeit aus (Walther v. d. Vogelweide § 47). Das Überbrücken ging um so kräftiger vor sich, als es einerseits von weitabliegenden Endpunkten aus vollbracht werden mußte (Heinrich v. Veldecke, der Dichter, dessen Kunstformen schnell Vorbild für die Zeitgenossen wurden, war fränkisch, also niederdeutsch, während mit der schwäbischen Art des kaiserlichen Hofes, ferner mit der Blüte des geistigen Lebens in Süddeutschland, namentlich in Östreich, die oberdeutschen Dialekte zu starker Anerkennung kamen), und als ferner der Ritterstand, der dabei zur Mitwirkung gelangte, besonders befähigt und geeignet dazu war (befähigt war der Ritterstand zum Überbrücken der Dialekte durch seine von den Geistlichen gewonnene Schulbildung, geeignet teils durch seine Stellung zwischen Hof und Volk, teils durch seine Fahrten zwischen den Höfen Nord- und Süddeutschlands hin und her). Veldekes „Eneide" wurde wiederholentlich in das Deutsch, welches sich als schriftmäßiges herausbildete, umgeschrieben. Hof und Volk, Poesie und Leben hatten gleichen Anteil an der gemeinsamen deutschen Sprache.

Gegen den Schluß des 13. Jahrhunderts schwand die Einigung der Schriftsprache wieder; die Dialekte drängten sich von neuem hervor. Mit dem Verlust des starken Mittelpunkts im Reich (Schwäche der Kaiser), ferner mit der Abwendung des Ritterstandes von der Poesie, mit dem Herabsteigen desselben zum Raub- und Fehdeleben, endlich mit dem Hervortreten der niederen Volkselemente (Handwerker) machten sich Verrohungen der Sprache geltend (z. B. sl, sm 2c. wird schl, schm: zlüzzel, Schlüssel 2c.), mit denen Regellosigkeiten der Schrift, immer mehr um sich greifend, Hand in Hand gingen.

## § 8. Neuhochdeutsch.

**Neuhochdeutsch ist die auf Luthers Bibelübersetzung (1521—34) gegründete Form der deutschen Sprache, die sich über die Stämme Deutschlands als einheitliche Sprache der Schrift, Schule und Kirche ausgebreitet und im Laufe der Jahrhunderte zu einem Geistesmittel, gleich geschickt für den dauernden Ausdruck des national Eignen in Poesie und Wissenschaft, wie für den Austausch mit der Litteratur aller Völker, erhoben hat.**

Die Unterschiede des Neuhochdeutschen vom Mhd. sind im einzelnen: teils vokalische Änderungen, z. B. Haus (hûs), Leute (liute), Zeit (zît), gut (guot), Licht (lieht); teils Betonungsänderungen, und zwar infolge der weiter geführten Abschwächung der Endsilben, z. B. Singer, Sänger (singære). Größer sind die Änderungen, welche das Nhd. in Bezug auf Klang und Bau der Rede im ganzen angenommen hat. Infolge der geeinten Kraft aller Stämme sind ihr außerordentliche Vorzüge zu teil geworden: Regelmäßigkeit der Form und Biegsamkeit des Gebrauchs, ebenso für die Anforderungen des Gefühls- und Anschauungsausdrucks in der Poesie, wie für die der Begriffs- und Gedanken-Darstellung in der Wissenschaft; ebenso für den einfachen und leichten, wie für den umfassenden und großen Ausdruck in beiden Richtungen. Der frühere Vollklang, der in Reichtum und Glanz der Vokale lag, hat der Sprache nicht wieder errungen werden können; ein allgemeinerer Wohlklang aber ist statt dessen eingetreten: ein Wohlklang auf Harmonie zwischen beweglichen und beharrenden, zwischen leichten und kraftvollen Bestandteilen gegründet; ein Wohlklang, der sich, im Vergleich mit anderen Sprachen, als glückliches Ebenmaß zwischen Mittel und Zweck, Klang und Gedanke bemerkbar macht.

B i b e l ü b e r s e t z u n g. Schon vor Luther hat es eine Übersetzung der Bibel gegeben, nach dem Druckort die „Nürnberger" Bibel genannt. 1466 zum erstenmal gedruckt; bis 1518 in 14 Auflagen. Von der 4. an sind die Auflagen mit Änderungen besorgt: teils mit Ersetzung veralteter Ausdrücke durch neuere, teils mit dialektischen (Nürnberger, schweizer, alemannischen) Färbungen. Da von Arbeiten dieser Art damals keine Ehre zu gewärtigen war, haben sich weder Übersetzer noch Uebersetzungsänderer genannt. Nur die Namen der Drucker sind vermerkt. Mit dem Eintritt der Lutherschen verschwand diese Nürnberger ohne weiteres. — L u t h e r hatte mit der Übersetzung einzelner Stücke, namentlich Psalmen, schon vor 1517 begonnen. Die Sprache, aus der er übersetzte, war das Lateinische der Vulgata, d. i. der in der katholischen Kirche autorisirten Bibel. Seitdem Luther 1521 auf der Wartburg war, begann er die Übersetzung größerer Abschnitte. Sehr bald zog er den Urtext (hebräisch, griechisch) und gelehrte Kenner dieser Sprachen zu Rate und verbesserte danach. 1522 erschien das neue Testament, 1523 die Bücher Moses, 1524 der Psalter 2c., 1534 das Ganze. Seitdem ist die Übersetzung wiederholentlich von ihm durchgesehen und verbessert. Daß dieses Werk in der denkbar bedeutungsvollsten Weise zu einer grundlegenden Macht für die deutsche Sprache geworden ist, haben verschiedene Einflüsse mit gleichem Anteil bewirkt. — 1. Die hohe V o l l e n d u n g des s p r a c h l i c h e n A u s d r u c k s. Sie ist in doppelter Weise als eine künstlerische zu rühmen: theils sofern Luther die Volksrede so zu benutzen verstand, daß nicht der Eindruck eines Übersetzten, sondern eines deutschgeschriebenen Werkes sich geltend machte, teils indem Luther mit bewunderungswürdigem Geschick die verschiedenen Charaktere der einzelnen Bibelbestandteile wiederzugeben wußte: den reinen epischen Ton der historischen Bücher, die

feurig begeisterte Sprache der Propheten, den lyrischen Schwung der Psalmen, die einfältige Rede der Evangelien, die Gewalt und Gedrungenheit der paulinischen Briefe, die innige, mystische Tiefe des Johannes. In Bezug auf die Volksmäßigkeit des Ausdrucks vergleiche Luthers Auslassungen im Sendschreiben Vom Dolmetschen 1530: „Ich hab mich deß geflissen, daß ich rein und klar deutsch gehen möchte. Und ist uns wohl begegnet, daß wir vierzehn Tage, drei, vier Wochen haben ein einziges Wort gesucht und gefragt, haben's dennoch bisweilen nicht gefunden. Im Hiob arbeiteten wir also, M. Philipp, Aurogallus und ich, daß wir in vier Tagen zuweilen kaum drei Zeilen konnten fertigen. Lieber, nun es verdeutschet und bereit ist, kann's ein Jeder lesen und meistern, läuft einer jetzt mit den Augen drei oder vier Blätter und stößt nicht einmal an, wird aber nicht gewahr, welche Wacken und Klötze da gelegen sind, da er jetzt überhingeht, wie über ein gehobelt Brett, da wir haben schwitzen und uns ängsten müssen, ehe denn wir solche Wacken und Klötze aus dem Wege räumten, auf daß man konnte so fein dahergehen." An einer anderen Stelle: „Man muß nicht den Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, wie man soll deutsch reden, sondern man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gasse, den gemeinen Mann auf dem Markte darum fragen, und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden, und danach dolmetschen; so verstehn sie es denn und merken, daß man deutsch mit ihnen redet. Als wenn Christus spricht: ex abundantia cordis os loquitur. Wenn es den Eseln (Luther meint die Papisten) folgen soll, die werden mir die Buchstaben fürlegen und also dolmetschen: „aus dem Überfluß des Herzens redet der Mund". Sage mir, ist das deutsch geredet? Welcher Deutscher versteht solches? Was ist „Überfluß des Herzens" für ein Deutsch? Das wollt kein Deutscher sagen, er wollt denn sagen, es sei, daß einer ein allzu groß Herz habe, oder zu viel Herzens habe, wiewohl das auch noch nicht recht ist; denn Überfluß des Herzens ist kein Deutsch, so wenig als das deutsch ist: Überfluß des Hauses, Überfluß des Kachelofens, Überfluß der Bank. Sondern also redet die Mutter im Hause und der gemeine Mann: „Weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über". Daß heißt gut deutsch geredt, deß ich mich geflissen und leider nicht alle Wege erreicht, noch getroffen habe, denn die lateinischen Buchstaben hindern aus der Maßen sehr, gut Deutsch zu reden." In Bezug auf die Anrede des Engels an die Jungfrau ave, gratia plena schreibt Luther: „Maria voll Gnaden! wo redt der deutsche Mann so? Er denkt an ein Faß voll Bier oder einen Beutel voll Geldes. Darum hab ich's verdeutscht: „Maria du Holdselige". Und hätte ich das beste Deutsch nehmen sollen, so hätte ich also verdeutschen müssen: du „liebe" Maria. Denn so viel will der Engel sagen, und so würde er geredt haben, wenn er sie hätte deutsch grüßen wollen. Wer deutsch kann, der weiß wohl, welch ein herzlich fein Wort das ist: du liebe Maria! der liebe Gott, der liebe Kaiser, der liebe Mann! Ich weiß nicht, ob man das Wort „liebe" auch so herzlich und genugsam in lateinischer oder anderen Sprachen reden möge, das also dringe und klinge ins Herz durch alle Sinnen, wie es thut in unserer Sprache." Als Luther und Melanchthon einst verschiedener Meinung in Bezug auf die Wahl eines Wortes waren, sagte Melanchthon: „es ist mir nur ums Griechische", Luther aber: „und mir ums Deutsche". (In den katholischerseits seitdem besorgten Bibelübersetzungen, z. B. in der von Joh. Eck 1526 ist der Wortlaut der lutherischen Übersetzung vielfach benutzt worden). — 2. Die geschickte Abwägung des Mundartlichen. Luther schloß sich an das Sächsische an, wie es aus dem „Sachsenspiegel" (dem Rechtsbuch von Eicke von Repkow, Schöffe im Anhaltschen 1230)

verbreitet und namentlich an den Kanzleien der Höfe und Städte in Gebrauch war. Mit Luthers Worten (Tischreden): „ich habe keine gewisse, sonderliche, eigne Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, daß mich beide, Ober- und Niederländer, verstehen mögen. Ich rede nach der sächsischen Kanzlei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland. Kaiser Maximilian und Kurfürst Friedrich haben im römischen Reich die deutschen Sprachen also in eine gewisse Sprache gezogen." Daß Luthers Sprache dem „gemeinen Mann" aller Orten sofort verständlich war und ohne weiteres geläufig wurde, war jedoch nicht der Fall: ja um so weniger, als auch jene Reichs- und Kanzleisprache in den verschiedenen Stämmen mancherlei Besonderheiten angenommen und nirgends aus der beschränkten Bedeutung einer Behörden- und Schreibsprache zu einer Volks- und Lebenssprache sich erhoben hatte. Die Abweichung der Stammsprachen unter einander war im 16. Jahrh. so groß, daß neben den von Luther selbst besorgten Auflagen seiner Übersetzung in Oberdeutschland sogleich verschiedene Nachdrucke erschienen, die um des Verständnisses willen Bedürfnis waren. Die Nachdrucke fügten Erklärungen einzelner Ausdrücke und Wendungen bei, die im Süden unverständlich waren. Nicht 30 Jahre aber vergingen, da hatte Luthers Ausdrucksweise hier sich durchgebrochen. Die Glossare minderten sich und verschwanden ganz in den Nachdrucken. Länger dauerte es, bis auch das deutsche Niederland für Luthers Sprache gewonnen war. Hier hatte sofort der Wortlaut der ganzen Übersetzung weiter, ins Niederdeutsche, übertragen werden müssen, und erst ein Jahrhundert nach Luther war es, daß der „gemeine Mann" dieser niederdeutschen Bibel nicht mehr bedurfte. 1622 der letzte Druck derselben in Lüneburg. — 3. Die durch die Reformation bewirkten Änderungen im religiösen und gesellschaftlichen Leben: namentlich bei jeder Glaubensfrage das Zurückgehen auf den Wortlaut der Bibel (statt auf die Verordnungen der Geistlichen), ferner im Familienleben die Einrichtungen des täglichen deutschen Hausgottesdienstes (statt des täglichen lateinischen Kirchengottesdienstes), endlich fürs ganze Volk die lebhaftere Sorge für die Einrichtung und Benutzung der Schulen. — 4. Das Übergewicht, welches das protestantische Deutschland für Poesie und Wissenschaft sofort empfing und jahrhundertelang bewahrte. Für Poesie: die edelste Volkslyrik, das Kirchenlied, wurde geweckt; für Wissenschaft: die humanistischen d. h. die Sprach- und Litteraturstudien fanden Pflege. Jahrhundertelang blieb es so, daß Poesie und Wissenschaft stärkere Anregungen und glücklichere Förderungen vom protestantischen als vom katholischen Deutschland empfingen. Die Sprache Luthers gelangte darüber zu immer stärkerer Herrschaft. Die hauptsächlichsten, dahin wirkenden Ereignisse waren: im 16. Jahrhundert die durchgreifende und Richtung gebende Grammatik von Joh. Clajus 1578 (Titel: Grammatica germanicæ, ex bibliis Lutheri germanicis et aliis eius libris collecta. In der Vorrede heißt es: „ich bin der Überzeugung, daß der heilige Geist, der durch Moses und die anderen Propheten rein hebräisch und durch die Apostel griechisch gesprochen hat, auch gut deutsch gesprochen habe durch sein erwähltes Werkzeug Luther"); dann im 17. Jahrhundert die akademie-artigen Vereine zur Reinigung der deutschen Sprache von den Fremdwörtern und Dialekten (§ 75): seit der Gründung der Universität Halle 1694 die Einführung der deutschen Sprache als Lehrsprache durch Thomasius; im 18. Jahrh. die mit Gottsched anhebende, durch Adelung, Heyse, Grimm 2c. fortschreitende Sprachwissenschaft; die Einführung des Hexameters durch Klopstock; die Übersetzungsarbeiten, begonnen durch Herder und Voß, weiter geführt durch A. W. Schlegel, Tieck, Rückert 2c. Schon vor

diesen letzteren aber waren, vom protestantischen Deutschland ausgegangen, Lessing, Goethe, Schiller durch die Art ihrer Gedanken nationale Dichter für ganz Deutschland geworden. Die Sprache der Lutherschen Bibel war es, die in ihrer Sprache sich durchgebrochen und für alle Gebiete des Volkslebens Kraft gewonnen hatte.

## § 9. Perioden der poetischen Litteratur der Deutschen.

**Die Geschichte der deutschen Poesie zerfällt in zwei Hauptabschnitte: die alte Zeit bis c. 1624, die Poesie auf volkstümlichen Grundlagen; und die neue Zeit seit c. 1624, die Poesie unter dem Einfluß des Studiums der fremden Litteraturen und der Ästhetik.**

Den zwei Hauptabschnitten entsprechend, sind zwei Blütezeitalter der deutschen Poesie vorzuführen: das erste in der Mitte der „alten Zeit" um 1200; und das zweite in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts beginnend. Die vorzüglichsten Dichter des ersten Blütezeitalters sind: Kürenberg, Heinrich von Veldecke, Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg, Walther von der Vogelweide, Freidank, neben denen als Dichtungen, aus dem Volksgesang hervorgegangen, zu erwähnen sind: Nibelungenlied und Gudrunlied. Die Blüte der zweiten Glanzperiode knüpft sich besonders an: Klopstock, Wieland, Lessing, Herder, Goethe, Schiller, Uhland, Rückert 2c. In der Mitte zwischen diesen beiden Epochen ist eine achtbare Erhebung der Poesie zur Zeit der Reformation eingetreten, als deren Hauptvertreter Hans Sachs c. 1530 zu nennen ist.

Um zugleich den Charakter kleinerer Zeiträume übersichtlich anzudeuten, wird im Folgenden der Entwicklungsgang in 7 Perioden eingeteilt, von denen 5 auf die alte, 2 auf die neue Zeit kommen:

1. Der altdeutsche heidnische Volksgesang bis auf Karl den Großen, 800.
2. Die Zeit der Herrschaft römisch-geistlicher Bildung, von Karl dem Großen bis zu den Kreuzzügen, 800—1100.
3. Blüte der ritterlichen und Volkspoesie zur Zeit der Kreuzzüge 1100—1300.
4. Verfall der Poesie in den Händen des Bürger- und Handwerkerstandes, 1300—1500.
5. Vorherrschen der didaktischen und der satirischen Poesie im Zeitalter der Reformation, 1500—1624.
6. Periode der Nachahmung oder Poesie der Gelehrten; von Opitz bis Klopstock, 1624—1748.
7. Klassische Vollendung der deutschen Poesie. Seit Klopstock, 1748.



# Erste Periode.

# Der altdeutsche heidnische Volksgesang.

## Von der fernsten Vorzeit bis auf Karl den Großen 800.

### § 10. Übersicht.

Die Poesie der germanischen Stämme reicht weit über die Zeit der ersten Schriftdenkmäler hinauf. Sie war jahrhundertelang eine Poesie lediglich des lebendigen d. h. des gesprochenen und gesungenen Wortes: die große Periode der ausschließlich sagenbildenden Zeit. Zwei Richtungen lassen sich darin unterscheiden: 1. die mythische Poesie d. i. die auf Naturbelebung beruhende Götterpoesie; 2. die heroische Poesie d. i. die auf Geschichtserinnerung beruhende Heldenpoesie.

Die ältere dieser beiden Richtungen ist die mythische. Sie erwächst auf dem Boden des sinnlich rohen Naturlebens. Meistens beginnt sie schon im Zusammenhang mit der Sprachbildungsperiode (in den Geschlechtsformen des Hauptworts und in den Thätigkeits- und Leidensformen des Zeitworts prägt sich bereits mythische Auffassung d. i. Vermenschlichung nichtmenschlicher Vorgänge und Gegenstände aus). Wie in den Sprachen, so liegt auch in den mythischen Vorstellungen die ursprüngliche Verwandtschaft der Stämme schon angedeutet. Die Bildung der heroischen Poesie dagegen hebt erst mit der Lostrennung des einen Stammes vom andern an. Höhere geistige Kräfte treten mit ihr in Wirksamkeit: Gedächtnis für Vergangenes, sittliche Würdigung menschlicher Charaktere, Anteilnahme an fremden Schicksalen. — Die Gestalten der mythischen Poesie werden im Verlauf zu „Göttern" d. h. zu Herrschern des Himmels und der Erde. Kulten kommen auf und schließen das Wirken der mythischen Phantasie ab. Die heroische Poesie dagegen, die den Anfang der Geschichtsauffassung bildet, setzt sich ohne Unterlaß mehr und weniger lebhaft fort. — Zwischen beiden Richtungen treten in den Jahrhunderten ihres ersten Nebeneinandergehens Mischungen ein. Mythische und heroische Phantasieen, beide schließen sich aneinander, bald zur Beeinträchtigung, bald zur Verherrlichung des einen durch das andre.

Aus den ältesten Schriftdenkmälern der Poesie erkennt man, daß, allen germanischen Stämmen gemeinsam, sich frühzeitig eine einfache, aber klangstarke Form des Gesanges, der allitterierende (stabreimende) Vers gebildet hat. Jeder Vers ist entweder ein Satz oder ein leicht trennbares und in sich geschlossenes Satzglied. In symmetrischer Teilung und Abschließung bewegen

sich gleichmäßig Gedanke und Sprachklang. Jeder Vers enthält, als Satz oder Satzglied, zwei hauptsächlich hervortretende Begriffe; die Begriffe sind zugleich die Klanghöhen des Rhythmus, sie werden durch den Reim aneinander gebunden: Stabreime genannt, weil der Gleichklang bei den Stäben d. i. bei den Tonstärken des Verses eintritt. Beispiel § 11, 14 ꝛc.

## § 11. Mythische Poesie der Germanen.

In den mythischen Poesieen der Germanen treten als Götterwesen auf: 1. Thursen oder Riesen (den griechischen Giganten und Titanen vergleichbar): Götter, auf Personifikation des Elementaren, Stofflichen im Weltall beruhend; 2. Asen oder eigentliche „Götter" (den griechischen Olympiern oder Uranionen vergleichbar): Götter, auf Personifikation der Geistes- und Willenskraft im Weltall beruhend; 3. Wanen (den griechischen Okeaniden vergleichbar): Götter des Meeres; 4. Alfen (oder Elfen, Alben, Elben): Götter des Lichts und der Luft; 5. Zwerge (oder Schwarzalfen): zaubrische Helfer der Asen.

Reste der germanischen Mythenpoesie haben sich, rein erhalten, d. h. ungemischt mit Bestandteilen der heroischen Poesie, und unverändert durch Einflüsse derselben, ausschließlich in Island gefunden. Island wurde seit 874 Auswanderungsheimat germanischer Häuptlinge, die mit ihren Familien und Hörigen Norwegen verließen. Die vereinsamte Lage der Insel, der hohe Bildungsgrad der Geschlechter, die hinzogen, das Aufkommen eines dem Gesange obliegenden Standes (Skalden), endlich das späte Eindringen des Christentums, dies hauptsächlich sind die Umstände, die Island zu einem Asyl für Erinnerungen an die germanische Ur- und Naturzeit gemacht haben. Beschränkt wird der Wert der von daher kommenden Reste einerseits dadurch, daß die Aufzeichnungen erst nach der Einführung des Christentums stattgefunden haben (die Missionare im 11. Jahrh. brachten die Buchstabenschrift nach Island), andrerseits dadurch, daß der Stamm, der sie aufbewahrt hat, durch Natur und Geschichte von dem Zusammenhang mit den anderen Stämmen, besonders mit den deutschen, lange Zeit getrennt gelebt hat. Das gemeinsam Germanische leuchtet dennoch reichlich hervor. Deutsche Dichtungen selbst christlichen Stoffes und später Zeit sind voll von Anklängen an die poetischen Auffassungen Islands (Muspilli, Heliand, Nibelungenlied ꝛc.). — Man bezeichnet die auf Island gefundenen Reste der Götterpoesie mit dem Gesamtnamen Edda. „Edda", d. h. Urgroßmutter, war vielfach gebrauchte poetische Bezeichnung für Erzählungen, die als besonders alt galten. Zwei solcher Edda sind namentlich zu unterscheiden. Die „ältere", vom Bischof Brynjolf Sweinsson zu Skalholt in Island 1643 nach jahrhundertelanger Verborgenheit wiedergefunden, ist eine Sammlung von Götter- und Heldenliedern in Stabreimform. Einige von den Liedern sind nur bruchstücklich, hin und wieder mit zwischengeschobenen Ergänzungen und Erläuterungen. (Man schreibt die schriftliche Aufzeichnung gewöhnlich dem gelehrten Isländer Sämund Sigfusson c. 1100 zu und benennt die Sammlung nach ihm: Sämunds Edda. Codex regius in Kopenhagen.) Die „jüngere" Edda, bereits 1623 von dem Gelehrten Arngrimm Johnson in Island gefunden, enthält mythische Erzählungen in Prosa, vielfach durch bruchstückliche Reste der Poesie unterbrochen und geschmückt, außerdem Anweisungen zur Skaldenkunst. (Man bezeichnet die jüngere Edda

meistens nach dem isländischen Geschichtschreiber Snorri Sturluson c. 1200, dem sie zugeschrieben wird.)

Thursen (nordgerm. thurs, dürr) oder Riesen (risa, sich erheben) oder Jötunen (iötunn, gefräßig) sind Götterwesen, die aus Personifikation des Weltenstoffs und seiner Kräfte entstanden sind. Und zwar hauptsächlich nach der gewaltigen elementaren Seite desselben: 1. sofern im Stoff das Ursprüngliche d. h. die Voraussetzung alles Daseins liegt (Ymir, der Ahne alter Tursengeschlechter, ist das erste lebende Wesen; aus seinem Leibe werden Himmel und Erde und alles, was darauf ist, gefertigt); 2. sofern im Stoff die rohen, zerstörenden Gewalten liegen (Loki, Vermenschlichung des Feuers: nur von den Asen im Zaum gehalten, ist Loki dienlich; von ihnen entlassen, sinnt er auf Schaden, trachtet nach dem Untergang der Welt und der Götter und veranlaßt ihn; ferner Thrym, Vermenschlichung der Winterstrenge: Thrym raubt Thörs Hammer, den Segner der Erde; ist so stark, daß er von den Göttern nur durch List überwunden werden kann; ferner Geirröd, Vermenschlichung der Sommersglut, der Wetterstürme und Wolkenbrüche ꝛc.). Aber 3. auch nach der allmächtigen, alles regelnden und beschränkenden Kraft, die der Stoff in sich birgt, Leben schaffend und Leben vernichtend. Insofern gehören namentlich die Nornen, die drei Schicksalsschwestern (den griechischen Moiren oder Parzen vergleichbar) in die Tursengeschlechter: Urd, Norne der Vergangenheit; Werdand, Norne der Gegenwart; Skuld, Norne der Zukunft. Während die Asen, in Asgards friedlichem Grase, die Würfel werfen, der Zeiten vergessend, kommen von den Thursen her die furchtbaren Schwestern und fordern und erlangen die Oberherrschaft für sich.

Niemand, nicht Menschen, noch Götter vermögen
Der Nornen Gebote zu beugen, zu brechen.

Asen (nordgerm. ass, got. ans, mhd. âse, sächs. os: Holzpfosten, Balken) sind die eigentlichen Götter, d. h. die Inhaber der Geisteskraft, die das Weltall beherrscht, allem die Ordnung anweist, namentlich den Menschen zu Segen, Glück, Bildung und Ruhm verhilft. Im Verhältnis zu den Thursen sind die Asen ein jüngeres Geschlecht. Wie in der Entwicklung des Weltdaseins die Elemente und Stoffe früher eintreten als Verstand und Wille: so in der mythischen Geschichte der Götter die Thursen früher als die Asen. Der oberste Ase ist Odin (mhd. wuotan, Wodan). Ihm unterworfen sind alle Vorgänge und Wandlungen in der Natur, vom Sonnenschein zum Regen, vom Winter zum Sommer, vom Licht zum Dunkel. Als der vielgestaltige, selbst in Wandlung begriffene, die Erde bald verschönernde, bald umtobende Gott wird er verehrt und gefürchtet. Sein Einfluß unmittelbar auf die Menschen erstreckt sich hauptsächlich nach drei Richtungen: 1. er ist Erreger und Ordner des Krieges (Odins Speer, ins Volk geworfen, ist das Zeichen zum Kampfe; sein Gefolge sind die leichenfressenden Wölfe und Raben; seine Diener die Walkyren, die Götterjungfrauen, die gerüstet, auf fliegenden Rossen reitend, die Schlachten lenken; sein Thun ist der val, d. h. das Wählen der Helden zum Tode auf dem Schlachtfelde, der „Walstatt"; sein Name Walvater; sein Palast Walhall, die Halle, in der er mit seinen Erwählten ewig verkehrt); 2. Odin ist Pfleger und Erwecker der Dichtkunst (Odin trinkt täglich aus goldenen Schalen mit Saga, der Göttin der erinnernden Rede, in dem Thale, wo kühle Wogen drüberhin rauschen; er ist Herr des Zaubertranks, von dem diejenigen trinken, die Dichter und Weise werden); 3. Odin ist endlich Verwalter des Rechts (in Gericht und Rat führt er den Vorsitz; er leiht seinen Speer denen, die Vergeltung üben). Es ist eine monotheistische Art, die in Odin zur Geltung

kommt, sich aber in seinen Söhnen wieder beschränkt und aufhebt. Sieben sind es, von denen je einer eine Richtung der Kraft Odins verwaltet. Und zwar vier, welche die Ordnung im Jahresleben der Natur herstellen: Thôr, der erstgeborene, der stärkste der Asen, ihr Verteidiger gegen die Angriffe der Thursen; Gott des Gewitters (Thôr, aus Tonar, Donner); sein Hammer (Miölnir, Malmer), der Blitz; sein Palast Bilskirnir (dauernd hell); sein Gefährt, ein Wagen mit zähneknirschendem Bocksgespann; sein Helfer, den er aber wohl im Zaume halten muß, ist Loki (s. o.); der segnende Gott des Ackerbaues; sein Gefolge sind Thialfi und Röskwa, der arbeitsame Knecht und die hurtige Magd. Ermüdet kommt er von seinen Sommerfahrten zurück und schläft. Thôrs Schlaf d. i. die Zeit des Winters, die Gelegenheit für Thrym zum Raube des Hammers (s. o.). — Der zweite Sohn Odins ist Balder, der schönste, lieblichste und beste unter den Asen: Vermenschlichung des Sommers nach seiner Helle und Annehmlichkeit, nach seinen Spielen und Festen, auch nach seiner Hinfälligkeit und Kürze. Sein Palast heißt Breidablick (weithin hell), sein Gefährt ist das Schiff Ringhorn (Horn, das zum Ringe sich abschließt; Sinnbild der Sonnenbahn, die in hohem Norden zur Mittsommerszeit in Ringform um die Erde geht). Mit zwei anderen Söhnen Odins, Höder und Wali, verbindet sich Balder zu folgender Erzählung. Balder hatte Träume, die seinen Tod voraussehen ließen. Die Götter vor diesem Unglück zu schützen, ging Frigg, Balders Mutter, zu allen Wesen, zum Feuer, Wasser, zu den Steinen, Bäumen, Tieren ꝛc. und forderte Eide, daß sie Balder nicht schaden wollten. Um die Kraft der Eide zu prüfen, warfen die Götter nach Balder. Balder blieb unverletzt; weder Wurf noch Schlag, nichts schadete ihm. Alle Götter waren froh. Nur Loki blickte scheel. In Weibsgestalt ging er zu Frigg und erkundigte von der Arglosen, daß ein kleiner Zweig, Mistelstein, ihr noch zu jung erschienen sei, um Eide von ihm zu fordern. Loki brach diesen Zweig, gab ihn dem blinden, zur Seite sitzenden Höder, richtete ihn auf Balder und forderte ihn auf, den Zweig auszuwerfen. Balder fiel tot zur Erde. Von dem Schmerz, in den die Götter versanken, richtete sich Frigg auf, welche denjenigen, der den Mut dazu habe, aufforderte, nach Nifelheim (ins Reich der Toten) hinabzureiten und Hel, die Herrscherin daselbst, zu bitten, daß sie Balder gegen Lösegeld zurückgebe. Hermod, Odins mutiger Sohn, ritt hinab und brachte von Hel die Antwort, daß Balder den Göttern zurückgegeben werden solle, wenn alle Wesen um ihn weinten. Nur Loki wiederum widersprach. Als Weib verkleidet, saß er in einer Höhle und versagte die Thränen. Balder, mit ihm seine Gemahlin Nanna, der vor Leid das Herz brach, Balders Roß und alles, was ihm zugehörig, wurde auf den in Balders Schiff errichteten Holzstoß gehoben, und das Schiff brennend den Wellen übergeben. Die Götter sind der Gemeinschaft ihres Lieblings beraubt. Ein anderer Sohn aber wird Odin geboren: Wali, der, eine Nacht alt und noch nicht gekämmt, zur Rache Balders gegen Höder auszieht und das Recht wiederherstellt. (Der blinde Gott Höder: Sinnbild des lichtberaubten Winters. Die Waffe Mistelstein: ein Schmarotzergewächs, das im Sommer kaum entsprossen, in Winters Mitte Früchte hat. Wali, soeben erst geboren, aber zu Höders Morde stark: Sinnbild der eben erwachenden Frühlingskraft. „Hermod", d. i. Heeresmut, Personifikation des Mutes.) — Odins andere drei Söhne, die, als Götter verehrt, je eine der Richtungen seiner Macht vertreten, sind: Ty (mhd. Ziu), der einhändige Gott, Vorsteher der Kämpfe; Bragi, der langbärtige Gott, Verwalter der Gesanges- und Redekunst; und Heim-

dall, der Hüter des Rechts und Gesetzes, Wächter auf der Brücke zwischen Himmel und Erde.

Wanen (vanir) sind die Götter des Meeres, des wogentürmenden und herdrängenden Meeres; starke, kampflustige Götter. Anfangs war Kampf zwischen Asen und Wanen; keiner vermochte des andern Herr zu werden. Da beschloß ein Vertrag und gegenseitige Geiselschaft die Uneinigkeit. Niörder, die Geisel der Wanen bei den Asen, ist Gott des Meeres. Sein Palast ist Noatun (Schiffezaun) d. i. der Hafen. Schiffahrt und Handel gedeihen unter seinem Schutze; liegendes und bewegliches Gut verleiht er. Seine zwei Kinder gelangen in den Kreis der Asen. Freyer, der Sohn Niörders, umzieht die Welten, jetzt reitend auf dem goldborstigen Eber (Sinnbild der Sonne), dann fahrend in dem Schiff, das je nach seinem Willen so groß wird, daß alle Götter mit ihrem Heergefolge Raum darin finden, aber auch so klein, daß es sich zusammenfalten und in die Tasche stecken läßt (Sinnbild der wechselnden Wolken, die bald den ganzen Himmel bedecken, bald völlig schwinden): der Gott über Regen und Sonnenschein. Und Freyja, Niörders Tochter: die Göttin mit dem funkelnden Brustgeschmeide (Sinnbild des Sternenhimmels), mit dem Flughemde (Sinnbild der milden Luftschwingungen); Göttin der Liebessehnsucht (ihrem Gemahl, der sie verlassen hat, zieht sie nach; über die Erde fliegend, weint sie Thränen, die alle zu Gold werden: Sinnbild des Taues, den die Nacht der Erde hinterläßt).

Alfen (alfar), die schönen, lichten, guten Alfen; freundliche Götter der Luft und des Lichts. Ihre Wohnung: der dritte Himmel Widblaîn (weithin blau). Von ihrem Geschlechte stammt Idun (d. h. verjüngend): die Bewahrerin der Äpfel, deren Genuß die Götter jung erhält. Idun wird Bragis Frau (die schöne, ewig junge Natur im Bunde mit der Gesangeskunst).

Zwerge (dvergar; auch svartalfar, Schwarzalfen), zaubrische Wesen, welche den Reichtum und die Schaffenskräfte des Erdbodens versinnbildlichen: kleine, häßliche Leute, fleißige Arbeiter, Diener der Götter. Sie wohnen in Steinen und Klüften, verfertigen der Götter Machtattribute und senden sie ihnen: Odin den goldenen Ring, von dem in jeder neunten Nacht acht ebenso schwere tröpfeln (Sinnbild der unendlichen Fruchtbarkeit), und den Speer, der nie im Laufe stille steht (Sinnbild des Sonnenstrahls); Thôr den Hammer (Blitzstrahl) und für seine Gemahlin (Sif) das wachsende Goldhaar auf dem Haupte (das reifende Getreidefeld), und Freyer das gestalt- und größewandelnde Schiff (die Wolke und den goldborstigen Eber, die Sonne). Ihr Thun ist im Geheimen, in Dunkel und Nacht. Trifft sie das Licht der Sonne, so sind sie zu Stein verwandelt.

Schöpfungsmythus. Zwei Welten bestehen von jeher: im Süden Muspellheim, die Welt der Feuer; im Norden Nifelheim, die Welt der Wasser. Zwischen ihnen war der gähnende Abgrund Ginnungagap. Die Ströme aus Nifelheim füllten den Abgrund, erhärteten zu Eis; dies wieder wurde von Muspells Feuerfunken gelöst. Die schmelzenden Tropfen erhielten Leben, und es entstand das Urwesen, der Rimthurse (Reifthurse) Ymir (s. o.). Als das Eis weiter schmolz, entstand die Kuh Audhumbla, die sich nährte, indem sie Eisblöcke beleckte, in denen Salzgehalt verborgen war. Da kam aus dem Eise Menschenhaar, dann eines Mannes Haupt, am dritten Tag ein ganzer Mann hervor: Buri, dessen Sohn Bör, und dessen drei Enkel Odin, Wili und We (Geist, Wille, Weihe) wurden. Zwischen ihnen und dem Rimthursen herrschte Unfriede. Da töteten Odin und seine Brüder den Ahnen derselben, ertränkten in seinem Blute das Geschlecht bis auf einen, Bergelmir, der sich zu retten

wußte, den Stammvater des neuen Thursengeschlechts, schufen dann aus seinem Leibe die Welt, aus dem Blute Meer und Wasser, aus dem Fleische die Erde, aus den Knochen die Berge, aus den Zähnen und Kinnbacken die Steine, aus seinem Haar die Bäume, aus dem Hirnschädel den Himmel, den an vier Ecken die Zwerge Austri, Westri, Nordri und Sudri trugen. Von Muspellheim nahmen die Götter dann Feuerfunken und warfen sie an den Himmel; Ymirs Gehirn zerstreuten sie als Wolken in der Luft. Kreisrund war die Erde geschaffen, und rings floß das Weltmeer. Als darauf Odin und seine Brüder aus zwei Bäumen, die sie am Meer fanden, Menschen geschaffen hatten (Ask und Embla d. h. Esche und Ulme), verteilten sie den Boden der Erde. Die Thursen empfingen das Land nächst der Meeresküste (Jötunheim: Heim der Jötunen); die Menschen das Land nach innen (Midgard; ahd. mittilgart, Mittelgarten). Sich selbst erbauten die Götter die Burg Asgard (Asengarten). Hier hat Odin den Hochsitz, von dem er alles sehen kann, was überall geschieht.

Esche Yggdrasil. Unter diesem Namen führt die Edda ein allegorisches Bild der Welt aus. Der größte und beste aller Bäume ist die Esche Yggdrasil. Drei Wurzeln, die sich weit ausdehnen, halten den Stamm aufrecht, aber niemand sieht, wo er entsprießt. Die eine Wurzel geht nach Nifelheim, die andere zu den Thursen, die dritte zur Stätte, wo die Nornen walten, zu Urds Brunnen, wo auch die Götter ihre Gerichtsstätte haben. Die Zweige der Esche breiten sich über die ganze Welt und reichen über den Himmel hinauf. Da sitzt hoch in den Zweigen ein Adler, der viele Dinge weiß, und zwischen den Augen des Adlers ein Habicht, Wederfölnir. Unten an der Wurzel bei Nifelheim liegt die Schlange Nidhögger und viele andere Schlangen und Würmer bei ihr; sie nagen an der Esche. Ein Eichhörnchen, Ratatöskr, rennt und springt auf und nieder. Es vernimmt des Adlers Worte oben in den Zweigen und bringt sie zu Nidhögger hinunter. Es vernimmt Nidhöggers Worte und bringt sie zu dem Adler hinauf. So trägt es Zankworte hin und her. Vier Hirsche laufen an den Zweigen umher, weiden in den Wipfeln und beißen die Knospen des Baumes ab. Viel Unbill erduldet die Esche, mehr als die Menschen wissen. Die Wurzel wird von unten zernagt, die Seite wird hohl, und oben weiden die Hirsche. Die Nornen aber, die an Urds Brunnen wohnen, besprengen den Baum täglich mit heiligem Wasser und verhindern, daß die Zweige dorren oder faulen. Immer grün steht der Baum über Urds Brunnen. Wenn jedoch der letzte Kampf anheben wird, erzittert auch die alte Esche, der Baum rauscht und wankt. (Yggdrasill, des Schrecklichen Roß: Yggr, der Schreckliche, ist Beiname Odins; drösull, das Roß).

Göttergericht (Ragnarök, von regin, Götter, Herrscher; und rök, Geschichte, Gericht). Im Kampfe mit den Thursen werden die Asen immer mehr in Schuld (Untreue, Wortbruch) verstrickt. Odin ist seit Urzeit durch Eide an Loki gekettet. Loki aber erweist sich als der böseste aller Thursen. Seine Gewalt vervielfältigt sich in seinen drei Kindern: in dem Wolf Fenrir (Feuer aus Nase und Maul, sein Rachen reicht von der Erde zum Himmel: Sinnbild des allerfassenden Feuers); der Midgardschlange (so groß, daß sie, den Schwanz im Maule, sich um alle Lande streckt: Sinnbild des allumschlingenden Meeres); und in dem halbmenschenfarbigen, halbblauen Weibe Hel (Sinnbild der Verwesung). Odins Schuld führt nun die Götter ins Verhängniß. Drei unerbittliche Winter folgen, von keinem Sommer unterbrochen. Sonne und Mond werden von Wölfen, die sie verfolgen, ergriffen und verschlungen. Die Erde bebt und die Berge stürzen zusammen. Alle Fesseln lösen sich. Der Fenrirwolf wird frei, die Midgardschlange erreicht das

Land. Zugleich kommen auf dem größten aller Schiffe sämtliche Thursen von Osten herbei. Von dem Gifte, das die Midgardschlange ausspeit, entzünden sich Luft und Meer, und der Himmel birst. Endlich kommen von Süden Muspells Söhne geritten, vor und hinter ihnen glühendes Feuer. Alle eilen zur großen Schlachtebene. Unterdessen hat Heimdall, der Wächter der Götter, in sein Horn gestoßen. Odin, den Goldhelm auf dem Haupte, reitet voran; ihm folgen aus Walhall alle Helden und Götter. Aber sie sind zu schwach und erliegen dem Schicksal. Odin wird vom Fenriswolf verschlungen, Thôr vom Gifte der Midgardschlange getötet, Heimdall und Loki erschlagen sich gegenseitig. Widar, der stärkste aller Asen, rächt zwar Odins Tod. Aber Surter, an der Spitze von Muspells Söhnen, schleudert Feuer über die ganze Welt und sie verbrennt. Wenn dann alles verbrannt sein wird, taucht eine neue Erde aus der See, grün und schön, empor; ungesät wächst das Korn darauf. Und eine Tochter, der Sonne entstammt, nicht minder schön als sie, erhebt sich, die Wege ihrer Tochter zu wandeln. Und zwei Menschen, vom Morgentau genährt, werden die Stammeltern eines neuen, großen Menschengeschlechts. Von den Göttern aber sind Balder und Höder (jener, der schuldlos den Tod gelitten, und dieser, der unwissend den Tod gegeben) zu neuem Leben emporgestiegen. Nun sitzen sie beisammen, der Heimlichkeiten aus der Vorzeit gedenkend.

Ein Gesamtbild der in den Edden enthaltenen Götterauffassung der germanischen Stämme (das reichste und erhabenste Mythendenkmal aller Nationen) findet sich in Werner Hahn „Odin und sein Reich“ (1887).

## § 12. Nachrichten aus Tacitus, c. 100 n. Chr.

Tacitus, römischer Geschichtschreiber gegen 100 n. Chr., berichtet von Götter- und Heldenliedern, spricht von der Gewohnheit der Germanen, ihre Gelage mit Gesang zu feiern und singend in die Schlacht zu gehen; bezeichnet die Lieder, welche sie besessen, einerseits als „alt“, andrerseits als „die einzigen Urkunden und Geschichtsdenkmäler“.

Wörtlich in Tacitus' Germania: „In alten Liedern, ihren einzigen Urkunden und Geschichtsdenkmälern, singen sie von einem Gotte Thuisko, dem Sohne der Erde, von dessen Sohne Mannus, als den Stammvätern und Stiftern des Volkes.“ Ferner: „Die Germanen haben auch solche Lieder, durch deren Absingung, barditus genannt, sie sich begeistern, so daß sie nach dem Gesange den Ausgang des erwarteten Kampfes vorausdeuten. Denn jenachdem sich das Heer auf der Wahlstatt hören läßt, sind sie der schreckende oder zagende Teil, und es ist, als wenn nicht Menschenkehlen, sondern der Kriegsmut selbst also sänge. Vornehmlich bemüht man sich, harte Töne und schmetterndes Getöse hervorzubringen, wozu man die Schilde vor den Mund hält, damit die Laute zurückprallend, voller und stärker anwachsen.“ Der Name barditus (minder beglaubigt ist die Lesart baritus) hat zu der irrigen Meinung Veranlassung gegeben, daß die Germanen einen Stand der Sänger, „Barden“ gehabt haben. Im 17. und 18. Jahrhundert (Lohenstein, Klopstock 2c.) war der Irrtum ganz allgemein. (Das Wort „barditus“ kann vom nordgermanischen bardhi, Schild, das Wort „baritus“ vom altfriesischen barja, schreien, abgeleitet werden. Der Name „Barden“ für einen Sängerstand kommt nur bei den Kelten Galliens und Britanniens vor.) Nach Tacitus' Schilderung nahm das ganze Heer am Barditus, das ganze Volk an den Gesängen teil.

„Die Kohorten der Germanen näherten sich blindlings, indem sie mit wildem Gesange die Schilde über ihren Schultern schwangen. Die Wahlstatt ertönte vom Gesange der Männer und vom Geheul der Weiber.“ Aus dem Jahre 15 n. Chr. erzählt Tacitus von einer Nacht zwischen zwei Schlachttagen, in der „die Germanen bei festlichem Schmause mit lustigem Gesange oder wildem Dröhnen die tiefen Gründe und wiederhallenden Waldhöhen erfüllten“; aus dem Jahre 70 von einer eben solchen Nacht, die bei ihnen „unter Gesang und Geschrei“ vorüberging. Aus der Zeit um 100 erwähnt Tacitus Lieder, in denen der Sieger in der Teutoburger Schlacht, Hermann, noch besungen wurde. Nicht der kleinste Rest von den Liedern ist erhalten.

## § 13. Historische Heldensage a. d. Zeit d. Völkerwanderung.

Die Ereignisse der Völkerwanderung sind Anlaß einer neuen Heldensage geworden: einer Sage, die seitdem, in ununterbrochener Fortbildung begriffen, über die entlegensten germanischen Stämme (bis England, Skandinavien, Island) sich ausgebreitet und länger als ein halbes Jahrtausend lediglich im Gesange erhalten hat. Unter den Helden der Geschichte, deren Erinnerung der Gesang aufbewahrt hat, sind die bedeutendsten: die Gotenkönige Hermanrich und Theodorich, der Burgunderkönig Gundikar, der Hunnenkönig Attila und zwei Frankenkönige Sigibert.

Seit den Jahrhunderten der Völkerwanderung sind zwei Richtungen der Poesie zu unterscheiden: eine niedere und eine höhere. — Die niedere, d. i. die Poesie inmitten des Volkslebens, bestand in Gesängen, die bei Gelagen, Hochzeiten, Begräbnissen erklangen. Unter Anwendung von Instrumenten (Fiedel, Zither) und in Verbindung mit andern Vortragskünsten (Gebärdenspiel, Tanz) wurde gesungen. Daher der Name solcher Lieder: Laich (gotisch laik, ahd. leih, von leihan, aufspringen, sein Spiel treiben). Gemeinschaftlich und auch einzeln wurde gesungen. Namen, wie spiliman (Spielleute), ferner skirno, tumari, die in lateinischen Glossaren mit histrio, scurra, jocularis (Schauspieler, Possenreißer, Spaßmacher) übersetzt werden, deuten die Art der Gesangsbelustigung an. Als der Übertritt zum Christentum eingetreten war, sang, spielte und tanzte man derartige Gesellschaftslieder auf dem Gange zur Kirche und in der Kirche selbst. Sie waren von den Opferfeierlichkeiten der früheren in die Kirchenfeierlichkeiten der späteren Zeit hinübergegangen. Spaß, Übermut, Spott drängten sich neben Ernsterem vor. Von den geistlichen Behörden wurden sie als „unnütze, unzüchtige, teuflische“ Lieder bezeichnet und verboten. — Von der höheren und edleren Richtung, d. i. von dem Gesang in Verbindung mit den Höfen, finden sich Andeutungen schon bei denjenigen Stämmen, die zuerst mit Rom in dauernde Verbindung kamen: Goten, Vandalen. Das älteste Wort zur Bezeichnung eines Sängers, der aus der Masse hervortritt, **skof** (von **skafan**, schaffen) wird in den gleichzeitigen Glossaren mit **poeta**, **vates** (Prophet) und **psalta** übersetzt. Die Übersetzung mit **psalta** hatte ihre Veranlassung in der Verbindung des Gesanges mit einem musikalischen Instrumente, das als den germanischen Stämmen eigen bezeichnet wird: der Harfe (ahd. **harpha**, **harepha**, lat. **harpa**). Der Frankenkönig Chlodwig (500) erbittet vom Ostgotenkönig Theodorich die Zusendung eines Sängers, der des Harfenspieles kundig ist. Gelimer, der Vandalenfürst, 533 in einem numidischen Bergschloß gefangen, erbittet von seinem Belagerer die Zusendung einer Harfe: „er habe auf sein Leid ein Lied gedichtet, das er

in die Harfe zu singen wünsche." — Die Veredlung der Poesie mag hier und dort (wie bei andern Völkern) durch einen Blinden bewirkt sein. Abgeschiedenheit von der Welt, Nötigung zur Unthätigkeit ist die naturgemäße Erzieherin zur Kunst. Der Name eines solchen aus dem Stamme der Friesen (c. 750) hat sich erhalten: Bernlef. Sein leutseliger Charakter und daß er alte Geschichten und Fürstenkämpfe unter Harfenschlag zu singen (psallendo promere) wohlverstanden habe, wird von ihm gerühmt. Sänger gehören zu besonders hoch geachteten Personen. Sie reiten im Gefolge des Königs; werden als persönliche Boten von Fürsten an Fürsten verwendet. Wenn Könige, um unerkannt zu sein, einer Verkleidung bedürfen, wählen sie die eines Sängers (Alfred bei den Angelsachsen, der Norwege Oleif bei den Dänen). Auf den Totschlag eines Sängers wurde ein höheres „Wergeld" (Sühne für den Tod an die Verwandten) festgesetzt, als für andere freie Leute.

Charaktere (Typen) des deutschen Heldengesangs. — Helden der Geschichte sind Helden des Gesanges dadurch geworden, daß, an Thatsachen ihres Lebens anknüpfend, sich ein Charakter feststellt, allgemein genug, um typisch zu werden, d. h. um geeignet zu sein, daß vieles Ähnliche im Laufe der Zeit sich ihm zugesellte, so daß er wachsend lebendig blieb. Der Name je eines Helden wurde ein Anziehungsklang für fort und fort gehende Dichtungen, in denen später und anderswo eingetretene Ereignisse ihm zugewandt werden. Nicht sowohl einzelne Thatsachen sind es, welche von der Poesie aufgefaßt werden, sondern Charaktere des Handelns und Leidens, sittliche Arten des Schicksals. Und nicht das Gedächtnis ist die zur Poesie wirkende Hauptkraft, sondern Gefühl und Phantasie der Mitwelt. Wofür das Herz mit Freude und Teilnahme, Abscheu oder Bewunderung erfüllt ist, das nimmt der Gesang auf und bildet es fort. Die typischen Charaktere, die ein Volk in seinen Liedern gestaltet, sind Zeugnisse, die es selbst über seine Seelenart und sein sittliches Urteil sich stellt. Der Zusammenhang zwischen dem poetisch Erzählten und dem geschichtlich Beglaubigten ist in den meisten Fällen sehr gering. Oft aus einem kleinen Anlaß, wie aus einem Keime, der abstirbt, erwächst das große, sich frei weiterbildende Charakter- und Schicksalsbild der Poesie. — Hermanrich, im 4. Jahrhundert König sämtlicher Goten und aller andern germanischen Stämme zwischen dem Asowschen Meere und der Ostsee. Der thatkräftigste Held seiner Zeit. Die Historiker der Griechen und Römer verglichen ihn mit Alexander dem Großen. Er hielt die Herrschaft bis ins höchste Greisenalter. Plötzlich aber (375), beim Heranbruch einer fremden Macht, der Hunnen, wußte er sich nicht anders Rettung als durch Selbstmord. Sein Reich war mit einem Schlage vernichtet. Diese Thatsache, daß ein gewaltiger Fürst Geschlechter lang die Herrschaft übt, dann aber ein äußerer Anlaß ihn jäh zu Grunde richtet, daß niemand da war, weder ihn zu schützen, noch seine Macht zu vererben und sein Andenken zu verherrlichen, mag dahin gewirkt haben, den Typus Ermenrichs (nordgermanisch Jörmunrek), d. i. den Typus eines Gewalthabers voll Hartherzigkeit, Treulosigkeit, Schicksalsherausforderung und dem entsprechender Schicksalszüchtigung für den Gesang zu gründen. — Theodorich der Große 455—526. Sein Leben zerfällt in zwei Epochen. In seiner Kindheit und Jugend war er zuerst Friedensgeisel der Goten im fremden Lande (Konstantinopel); verharrte dann lange ohne hervortretende That in Abhängigkeit von der Hunnenmacht, wie sie schon vor ihm zu Attilas Zeit bestanden hatte. Erst im Mannesalter, 32 Jahre alt, trat er, unternehmend, das Schicksal prüfend, zu selbständigen Thaten hervor. Er zog mit dem ganzen Stamm der Ostgoten gegen Odoaker nach Italien, gründete

kämpfend ein großes, starkes Reich und genoß seines Ansehens bis an sein Lebensende. Ja, über seinen Tod setzte die an seinen Namen geknüpfte Macht sich fort. An beide Epochen anknüpfend, hat sich der Typus eines Gegenbildes zu dem obigen Ermenrich, der Typus Dietrichs von Bern (Bern d. i. Verona) im Gesange festgestellt: zuerst, indem ein edler Fürst, leidend, seiner Heimat beraubt, mehr Zeuge als Vollstrecker großer Thaten, ja des fremden Schutzes bedürftig erscheint [so namentlich im Nibelungenliede, wo Dietrich als heimatberaubter Gast an Etzels Hofe lebt]; darauf indem er, sowohl durch persönliche, wie durch die Kraft treuer und tüchtiger Männer, zu einer glücklichen Sieges- und Ruhmeslaufbahn, zur Befestigung einer hohen Obergewalt gelangt [so besonders in Dichtungen, die sich aus späterer Zeit erhalten haben, § 54]. — Gundikar war König von Burgund, nachdem kurz vorher durch seinen Vorfahr Guntar ein römischer Vasallenstaat der Burgunder um den Mittelrhein zwischen den Alemannen und Franken mit der Hauptstadt Worms gegründet war. 435 wird Gundikar, es ist nicht gesagt, auf welche Veranlassung, von Aëtius, dem römischen Oberfeldherrn in Gallien, geschlagen, erhält aber auf Bitten Frieden. Bald darauf wird er samt seinem Volk von den Hunnen zu Grunde gerichtet (437). Nähere Angaben der Umstände und des Verlaufs fehlen. Die dürftigen Nachrichten empfangen aber bestimmteres Licht, wenn man die politische Lage der Zeit 430—40 hinzuhält. Es waren die Jahre der beginnenden Herrschaft Attilas, in denen die germanischen Stämme allgemein Anschluß an die Hunnenmacht, Tributzahlung und Heeresfolge vorzogen. Kampf mit den Hunnen wagten nur wenige. Selbst mächtigere und fester gegründete Reiche fügten sich und suchten ein Abkommen. Als unzeitige Unternehmungslust und unkluge Überhebung konnte der Kampf Gundikars erscheinen und so den Grundzug im Gesangestypus Gunthers von Burgund bilden: eines Fürsten, in dessen Charakter das Mögen und Vermögen nicht gleichen Schritt halten, der aus Überhebung Unheil über sich und die Seinen bringt; eines Fürsten, der im Glanz ritterlicher Hofhaltung lebt, aber nicht die Kraft besitzt, dem Glanze auch Dauer zu geben. — Attila, König Mundzuks Sohn, vereinigte schnell nach seines Vaters Tode 434 alle Hunnenstämme zu einer Heeresmasse; von der Mitregierung seines Bruders Bleda befreite er sich durch Meuchelmord. Alle germanischen Stämme wurden ihm zinspflichtig und stellten Heeresfolge: Ostgoten, Gepiden, Rugier, Heruler, Langobarden 2c. Auch das oströmische Reich gab allem, was er forderte, nach. Eine Grenze wurde seiner Laufbahn gesteckt, als er 451 über den Rhein zog. Seinen Verwüstungen in Gallien stellte Aëtius ein Heer aus Römern, Westgoten, Franken, Sachsen, Alemannen entgegen. Die Schlacht bei Chalons entschied zu seinen Ungunsten. Auch von dem Zuge gegen Italien, den er im nächsten Jahre unternahm, kehrte er ohne Erfolge zurück. Er hielt sich seitdem in Pannonien in seinem Standlager ruhig. Die Barbarei der Zerstörungen hörte auf. Wieviel Roheit in seinen Scharen herrschte: so hatte er persönlich doch von der Kultur seiner Zeit manches angenommen und sein Hofhalt war danach eingerichtet. Alle Stämme und Staaten hatten Gesandte bei ihm. Kühne Recken, Christen und Heiden, kamen da zusammen, in allerlei Zungen. Er hielt auf würdevolles Auftreten und ehrfurchtsvolle Etikette; zeigte sich ritterlich, empfing die Gesandten mit Wohlwollen, hielt die Geiseln väterlich, ließ Gesang des Abends ertönen, führte bei Kampfspielen den Vorsitz. So bis an seinen Tod 454. Der Heldentypus, zu dem Attila im Gesange geworden ist, ist frühzeitig nach beiden Richtungen auseinandergegangen: nach der Richtung auf die rohe Zerstörungswut des Barbaren und nach der andern Richtung auf die etikettenmäßige Gesittung, ja auf die Gutmütigkeit

des von seinen Großthaten ausruhenden, alternden Herrschers. Jener Charakter hat sich zu dem nordgermanischen „Atli von Hunaland“, dieser freundlichere Charakter zu dem deutschen „Etzel, König der Heunen“, gebildet. — Wiederum, wie Ermenrich und Dietrich, stellen auch Gunther und Etzel Gegenbilder zu einander dar: sich strafende Überhebung und Unsicherheit gegen fest gegründete Macht und wohlwollendes Walten darüber. — Sigibert, Frankenkönig. Zwei Könige dieses Namens aus dem Hause der Merowinger sind zusammenzustellen. 1. Sigibert, König der ripuarischen Franken, erlag den herrschsüchtigen Plänen Chlodwigs: er wurde auf dessen Geheiß auf der Jagd meuchlings gemordet (508); 2. Sigibert, König der austrasischen Franken, war von vier Brüdern, die das Frankenreich geteilt hatten, am meisten des Herrschens fähig. Seine Gemahlin Brünhilde, eine westgotische Königstochter, selbst heroisch gesinnt, unterstützte seinen Drang zu Großthaten. Seine Siege über Thüringen, Sachsen, Dänen wurden gepriesen. Mit seinem Bruder Chilperich hatte er wiederholentlich Kriege. Da befreite Fredegunde ihren Gemahl Chilperich von dem siegreichen Gegner, indem sie Meuchelmörder gegen ihn sandte (576). Der Tod durch Meuchelmord ist das gemeinsame Schicksal, um deswillen die beiden Könige hier zusammengestellt sind. Meuchelmord kam während der Völkerwanderung außerdem unzählbar oft vor. Wenn ein Fürst, der dieses Schicksal erleidet, zum Helden der Poesie wird, versteht sich's von selbst, daß Partei für ihn genommen wird. Ohne ein Recht dazu wäre der Mord des Aufhebens nicht wert. Die Schmählichkeit eines solchen Schicksals kommt ins rechte Licht erst durch die Herrlichkeit und Großartigkeit des Charakters. Besondere Glanzmittel zur Erhöhung seiner Würde werden auf den durch Meuchelmord Fallenden gehäuft. So ist es geschehen, daß durch ihn ein Gegenbild zu allen sonstigen Charakteren des Volksgesanges entstanden ist: der Typus eines Helden, der, durch wunderbare Attribute das Maß des Menschlichen überragend, so gewaltig ist, daß er auf andere Weise als durch Meuchelmord nicht beseitigt werden kann. Auch in Bezug auf diesen Helden hat sich der Gesang der nordgermanischen Stämme von „Sigurd, König von Frakkaland“, und der der deutschen von „Sifrid (Sigfried), König der Niederlande“, voneinander getrennt. In beiden aber erhebt sich der Charakter zu dem Glanze mythischer Wesen. Sifrid namentlich macht, gleich den Asen, das Reich der Zwerge sich dienstbar, hat, gleich Thôr und Odin, die immer treffende siegreiche Waffe, erwirbt im Kampfe mit Zaubertieren Zauberkräfte (Hornhaut), verkehrt mit dem geheimnisvollen Nibelungenvolke, wie Balder mit den Schatten Nifelheims rc. Neben dieser mythischen Färbung des Geschichtlichen hat freilich auch die geschichtliche Erinnerung einiges gerettet: von dem ripuarischen Sigbert den Meuchelmord auf der Jagd, von dem austrasischen die Verwebung seines Schicksals mit einem hochherzigen und einem furchtbar thatkräftigen Weibe, ferner die Siege über Sachsen und Dänen. Auch für die Mannen der Fürsten, wie Hildebrand, Hagen, Eckehart, hat der Heldengesang frühzeitig Typen aufgestellt. Die Anlehnung an Geschichtliches aber ist nicht erkennbar.

Die Abweichungen vom Geschichtlichen, mit denen der Volksgesang entstand, wurden je länger, desto größer und allgemeiner. Die hauptsächlichsten sind: 1. alle Helden wurden Zeitgenossen (für die Unterscheidung der Zeitepochen hat der Volksgesang kein Mittel); 2. die Orts-, Stamm- und Machtverhältnisse, die mit den Zeiten wechselten, wurden verwechselt (Gunther ist bald König der Burgunden, bald der Franken, Ermenrich ist bald römischer Kaiser, bald König von Lampartenland, von Deutschland rc.); 3. statt der politischen treten persönliche Beziehungen in den Vordergrund (Ermenrich, Dietrich werden nicht nach dem Reiche der Goten, sondern durch Geschlechts-

namen: „Amaler, Amelungen", zusammengefaßt 2c.); 4. der Charakter des Außerordentlichen und Wunderbaren steigert sich (Kämpfe mit Riesen, feuriger Atem, Hornhaut 2c.).

## § 14. Hildebrandlied.

Der einzige Rest altdeutscher Poesie, der aus der Zeit bis 800 übrig geblieben, gehört der Sage von Theodorich (Theotrih) an: das Hildebrandlied, ein Fragment, auf den inneren Deckblättern eines im Kloster Fulda aufbewahrten lateinischen Gebetbuches gefunden (jetzt in Kassel).

Das Lied, einer außerklösterlichen Erinnerung entstammend, ist im Kloster aufgeschrieben. Dem Zufall, daß das Gebetbuch, in welchem es steht, sich erhalten hat, verdanken wir den Einblick in die Art des deutschen Heldengesangs im 8. Jahrhundert. Theodorich erscheint hier, von einer Flucht vor Ottacher (Odoakar) nach langen Jahren rückkehrend. Den poetischen Stoff des Fragments hat nicht der König, sondern sein Recke Hildebrand, und zwar dieser im Konflikt mit seinem Sohne Hadubrand geboten. Die Namen beider Helden (Hiltibraht oder Hiltibrant, Kampfestoben und Kampfesbrand; Hadubraht oder Hadubrant, Haderstoben und -brand), zumal in Verbindung mit dem Namen des Vorfahrs beider (Heribrant, Heeresbrand), deutet auf Erfindung im Dienste der poetischen Tendenz. Daß Vater und Sohn, sich nicht kennend, zum Kampfe miteinander kommen, ist ein alter indogermanischer Anlaß zur Poesie, fast bei allen Völkern wiederkehrend. Rühmenswert im altdeutschen Liede ist die Erfassung eines sittlichen Konflikts und die Art, wie derselbe zur Zeichnung der Charaktere benutzt wird.

Sich erkoren zum Einzelkampf
Hildebrand und Hadubrand zwischen zwei Heeren.

Hildebrand war der hehrere, geisteskundigere Mann. Er begann zu fragen: wer der Männer im Volke er wäre? wer sein Vater? Als Hadubrand den Namen seines Vaters rühmend verkündet:

Theotrich, dem Könige, war er der teuerste Degen
Immer an des Volkes Spitze fechten war ihm lieb,
Bekannt war er kühnen Männern, —

giebt Hildebrand, voll Freude, seinen Sohn gefunden zu haben, sich zu erkennen. Dieser aber, durch Seefahrer vom Wendelsee (mittelländisches Meer) her, über seines Vaters Tod unterrichtet, glaubt dem Unbekannten nicht, ja wirft ihm Lüge und Feigheit vor. In Hildebrands Seele kämpfen ritterliche Ehre und väterliche Freude. Vom Schmerze übermannt ruft er aus:

„Wehe nun, waltender Gott, Wehgeschick naht!
Ich wallete sechzig der Sommer und Winter,
Man scharte mich immer in die Reihen der Schützen,
Nicht fand ich die Stätte, die zu Tode mich streckte!
Doch nun soll süßes Kind mit dem Schwerte mich hauen,
Den Mordstrahl mir senden, oder ich ihm zum Mörder werden." 2c.

Beim Beginn des Zweikampfes bricht das Fragment ab. Die aufbewahrten Verse zeigen an einem kleinen Beispiel den hohen Wert, die geistvolle Tiefe und Kraft der verloren gegangenen Heldenpoesie (vergl. § 54, Kaspar v. d. Roen).

Kleinere Reste heidnischer Poesie aus der Zeit um 800 sind ferner: Zaubersprüche, über den verrenkten Fuß eines Pferdes, über die Fesseln eines Kriegsgefangenen (beide in Merseburg gefunden); ferner ein Segensspruch über die Herde (in Wien gefunden) 2c.

# Zweite Periode.

## Die Zeit der Herrschaft römisch-geistlicher Bildung.

### Von Karl dem Großen bis zu den Kreuzzügen. 800—1100.

### § 15. Übersicht.

Seit c. 800 gingen zwei Richtungen der Poesie auseinander: eine volksmäßige, die in Fortbildung des seit der Völkerwanderung begonnenen Heldengesangs bestand; und eine kunstmäßige, die unter dem Einfluß der römischen Bildung der Geistlichen aufkam. Jene lebte ausschließlich im Gesange; diese entstand unter Benutzung der Schrift.

Karl der Große (768—844) zeigte gleiche Wertschätzung der germanisch-volksmäßigen und der römisch-geistlichen Bildung. Was jenes betrifft, so war es sein Werk, daß die Heldenlieder der Vorzeit aufgezeichnet wurden: eine Sammlung, die noch ein Jahrhundert nach ihm sogar in Westfranken (Frankreich) bekannt war. Er traf ferner gegen die überhand nehmende lateinische Sprache Verordnungen zu Gunsten des Deutschen: verpflichtete die Geistlichen zu deutscher Predigt, führte deutsche Monatsnamen ein, veranlaßte die Regelung der deutschen Sprache durch Grammatik. Was dagegen die römisch-geistliche Bildung betrifft, so gründete und pflegte er die Kloster- und Domschulen. Auch Kinder, für das weltliche Leben bestimmt, empfingen daselbst Unterricht. An des Kaisers Hof selbst wurde eine Schule errichtet (schola palatina). Die „sieben freien Künste“ wurden gelehrt: das trivium (Grammatik, Rhetorik, Dialektik), dann das quadrivium (Arithmetik, Geometrie, Astronomie, Musik). Der geistige Urheber dieser Einrichtungen, Karls Vertrauter, Lehrer und Ratgeber, war seit 782 Alkuin (aus edlem angelsächsischen Geschlecht in York gebürtig, Gründer der Schule zu Tours, † 804). Unter seinen Schülern der bedeutendste war Hrabanus Maurus (geb. 776 zu Mainz, Vorsteher der Schule zu Fulda, Erzbischof zu Mainz, † 856). Fulda, Metz, Rheims, Hirschau, Reichenau, St. Gallen wurden Hauptstätten dieser Bildung. — Die gleiche Berechtigung beider Richtungen hatte aber nicht lange

statt. Schon Ludwig der Fromme (814—40) schätzte die Volkslieder gering, die er in der Jugend gelernt hatte, mochte sie weder lesen, noch hören, noch weiter lehren lassen. Durch die Geistlichen dagegen gewann die lateinische Bildung immer mehr Gebiet und verdrängte aus den durch Schriftdenkmäler geretteten Poesieen sogar die deutsche Sprache lange Zeit ganz.

## § 16. Der Volksgesang.

**Die volksmäßige Poesie bestand in der Fortbildung der Heldensagenstoffe, die seit der Völkerwanderung entstanden waren, mittels des lebendigen, von Geschlecht zu Geschlecht fortklingenden Gesanges.**

Lateinische Chroniken aus der Zeit 800—1100 erwähnen des Volksgesangs gelegentlich. Bauern (rustici) werden die Personen genannt, von denen er betrieben wird. Unter den Helden, denen der Gesang gilt, werden besonders Ermenrich, Dietrich, Attila, ferner Wieland der Schmied erwähnt. Den Chronikenschreibern fällt bei der Übereinstimmung der Liedernamen mit geschichtlichen der Umstand auf, daß Könige, die weit voneinander lebten, als Zeitgenossen behandelt werden (§ 13). Am Schluß des 9. Jahrhunderts kannte man den Heldengesang noch in Kreisen höherer Bildung. Der Erzbischof von Mainz, Fulko, ermahnt Arnulf von Kärnten zur Redlichkeit gegen seinen Oheim Karl III. (887) unter Hinweis auf das Schicksal Ermenrichs, der infolge von Treulosigkeit sein ganzes Haus zu Grunde gerichtet habe. Das sprechendste Zeugnis für die Dauer und Art des Volksgesangs giebt aus dem 10. Jahrhundert das lateinische Gedicht Waltharius manufortis (§ 21). Man erkennt daraus den damaligen Stand der Gunthersage und ihre Verbindung mit der Attilasage.

## § 17. Wessobrunner Gebet und Muspilli, c. 800.

**Die ältesten Denkmäler christlich-geistlicher Poesie: das Wessobrunner Gebet und Muspilli, beide nur Bruchstücke, zeigen Verschmelzung des national Germanischen mit dem christlich Geistlichen.**

Das Wessobrunner Gebet (im bayrischen Kloster Weißenbrunn gefunden) besteht aus wenigen, zum Teil verstümmelten Versen. Freie Übertragung: „Dies erfrug ich als höchstes Wissen von den Lebenden! Als weder die Erde, noch der Himmel darüber, als weder Baum noch Berg war, die Sonne nicht schien, der Mond nicht leuchtete, als die vielberühmte See, als nichts der Enden und Grenzen vorhanden war, da war schon der eine allmächtige Gott, der Männer mildester, da waren mit ihm auch schon die Menge der göttlichen Geister. Der du Himmel und Erde gewirkt hast, heiliger Gott, gieb mir in deiner Gnade auch den rechten Glauben und guten Willen, Kraft, den Teufeln zu widerstehen, das Böse zu bannen und deinen Willen zu wirken.“ Das national Germanische, das durch die christlichen Gedanken hindurchblickt, liegt in der Kraft der epischen Schilderung, die einem der geistvollen Lieder der Edda (Völuspa) nahe kommt, ferner in der Bezeichnung Gottes als „mildesten der Männer“.

Muspilli (im bayrischen Kloster Emmeran in einem König Ludwig dem Deutschen gewidmeten Buche gefunden, auf den Rändern geschrieben, nicht vollständig erhalten) ist dem Inhalte nach eine Prophetie des jüngsten Gerichts. Die abgeschiedenen Seelen werden in den Himmel, in die Hölle geleitet, wo sie des Gerichts harren. Da kämpft Elias mit dem Antichrist (dem gewaff-

neten „Wolf"), siegt, wird jedoch verwundet. Aus seinem Blute, das auf Mittilgart träuft, entzündet sich Muspilli, das große Weltfeuer.

Da brennen die Berge, die Bäume des Bodens,
Hinschwindet das Meer, herstürzt der Himmel,
Der Mond fällt herab und Mittilgart brennt.
Da frommt vor Muspill nicht Freund dem Freunde.

Wie sehr thöricht ist es, um das Mein und Dein zu streiten, da doch alles der Posaune des Gerichts, dem Kreuze Christi folgen muß! (Erinnerung an den Mythus liegen in den Namen für Feuer und Erde, muspilli, mittilgart, in dem Kampfe der überirdischen Wesen, der Körperverwundung des Propheten, der Wolfsgestalt des Antichrist 2c. § 11.)

## § 18. Heliand, altsächsische Evangelienharmonie, c. 830.

Der Heliand, die „altsächsische Evangelienharmonie", stammt c. 830 von einem Dichter sächsischen Stammes, der, unter Benutzung lateinischer Bearbeitungen der Evangelien, das Leben des Heilands erzählt.

Das letzte in allitterierenden Versen verfaßte Dichtwerk. Hilfsmittel der Arbeit waren dem Dichter besonders Tatians Harmonia evangeliorum und Hrabans Kommentar zum Matthäus. Die Sage nennt den Verfasser einen sächsischen Bauer, der im Schlaf durch eine Stimme zum Dichtungswerk berufen und von Ludwig d. Fr. zu diesem Gesange beauftragt sei. In die Darstellung mischt sich viel Volksmäßiges. Christus und seine Jünger werden nach dem Verhältnisse eines Königs zu seinen Mannen geschildert; die Städte des jüdischen Landes sind wie Burgen der Heimat; der Saal des Königs Herodes eine holzerbaute Halle mit Bänken für die Gäste und dem Hochstuhl für den König; die Weisen aus dem Morgenlande schnelle Degen, die dem Herrn den Lehnseid leisten wollen; Christus ein zum Siege schreitender König. Die Bestimmung fürs Volk nötigte dem Dichter mancherlei Änderungen auf. Das Gebot, demjenigen, der die rechte Backe schlägt, auch die linke zu reichen, wird übergangen. Die Flucht der Jünger bei der Gefangennahme des Herrn wird nicht aus Furchtsamkeit, sondern durch Prophezeihungen des Alten Testaments erklärt 2c. Äußere Vorgänge (Seesturm, Gastmahl 2c.) werden in lebhafter Schilderung gegeben: daneben aber drängt in großer Breite der prosaische Ton eines Moralpredigers hervor. Mythische Anklänge liegen z. B. in den Ausdrücken mutspelli und middilgard für Feuer und Erde; wurt für Schicksal und Tod (Norne Urd); in dem helithelm (unsichtbar machender Helm), der dem Satan gegeben wird. (Das Werk ist in zwei Handschriften gefunden: eine jetzt in München, die andere im britischen Museum zu London.)

## § 19. Krist (liber evangeliorum) von Otfrid, c. 865.

Der Krist, das erste, in Endreimen abgefaßte Dichtwerk, das sich erhalten hat, vom Benediktinermönch Otfrid zu Weißenburg im Elsaß, ist eine poetische Darstellung des Lebens Jesu, eingeleitet, unterbrochen und beschlossen durch lyrisch-didaktische Erläuterungsabschnitte.

Otfrid (Zeitgenosse Ludwigs des Deutschen 843—876) dichtete deutsch (theotisce), und zwar mit lebhafter Begeisterung ebenso für das Vaterland, wie für die Sprache [„Noch hat sie nicht Gesänge, drin sie die Regel zwänge; Sie hat doch ihre Richtung in der Schönheit Schlichtung"]. Aber das große,

in fünf Bücher und viel Unterabschnitte geteilte Werk ist durchweg lateinisch umrahmt: liber evangeliorum der Gesamttitel; jeder erzählende Abschnitt nach seinem Inhalt; die lyrisch-didaktischen Abschnitte Mystice, Spiritaliter oder Moraliter überschrieben. Anklänge an die Mythenpoesie sind bei Otfrid nicht zu finden. Was dem Dichter dagegen zu Gebote steht, sind reichlich die Gedanken und Vorstellungen der damaligen Kirchenwissenschaft. Er war auf der Schule zu Fulda unter Hrabanus Maurus gebildet; im Kloster zu Weißenburg findet er sich als scriptor verzeichnet. Nicht die Gedanken sind sein eigen, wohl aber die Art ihrer Ausführung und das Gefühl, womit er sie durchdringt. Innigkeit, freudige Gläubigkeit, anschauliche Ausführlichkeit zeichnen ihn aus. Der Endreim, aus der lateinischen Hymnenpoesie ins Deutsche verpflanzt (wahrscheinlich schon im gleichzeitigen Volksgesang angewandt), war nicht dasselbe, was heute darunter verstanden wird, sondern ein vielgestaltiges, willkürlich wechselndes Ähnlichkeitsausklingen (omœoteleuton): bald Reim, sowohl männlich, wie weiblich und gleitend (ál : scál; fúntan : búntan; githréwita : gistréwita), bald Vokalassonanzen (gisellen : ginénnen), bald Allitterationen (díhta : dráhta; girústes : giréstes) ꝛc. Nur daß die Stelle, wo das Zusammenklingen stattfand, das Ende der Verse war, machte den Unterschied der Verse Otfrids von denen der Vorzeit. Im übrigen war das rhythmische Gesetz dasselbe: Gleichschritt zwischen Vers- und Satzbildung; in jedem Verse zwei Hauptbegriffe, die zugleich die Accente für den Klang ausmachen. Otfrid verbindet je vier Verse dieser Art zu einer Strophe (Otfridstrophe). — Beispiel seiner Erzählungsweise. Die Sendung des Engels Gabriel zur Jungfrau Maria beginnt (Missus est Gabrihel angelus):

Dahin geschritten war,
Es mochte sein ein halbes Jahr,
Der Monde in ihrer Reihe
Dreimal zweie: —

Von Gott ein Bote kam,
Den Weg vom Himmel nahm,
Zu bringen teure Kunde
Diesem Weltenrunde.

Er flog der Sonnen Pfad,
Der Sterne Straß hinab,
Die Wege dann der Wolken,
Zur Jungfrau unbescholten.

Trat vor die Frau von Edelstamm,
Vor sanctam Mariam,
Deren Ahnen, Kind bei Kind,
Könige gewesen sind.

Trat ein zum Fürstenbau,
Da saß die fromme Frau,
Den Psalter in den Händen,
Sie sang ihn bis zu Enden.

Aus kostbarm Garne,
Sie that es so stets gerne,
Wirkte sie mit Händen
Zeug zu Prunkgewänden ꝛc.

Die didaktischen Abschnitte erheben sich zuweilen zu einer außerordentlich zarten Lyrik. An die Erwähnung der Wunder des Herrn („Er schuf, daß Lahme liefen Und daß die Stummen riefen") fügt er die Bitte: „Er schaffe nun, daß ich nicht fehle, Und rein werd meine Seele!" Dann heißt es:

Zu mir komm nicht mit Rache,
O gieb, daß Wissen mir erwache!
Nichts freut so sehr den Mut,
Wie dein Vergeben thut.

Linde, lieber Herrscher mein,
Laß dein Züchtigen sein!
Locke mir den Mut,
Wie dem Kind die Mutter thut.

Sie schlägt es — ihm zum Schmerz,
Doch will's nicht so ihr Herz.
Sie sorgt fur sein Gesunden,
Wenn andre es verwunden.

Sie hält vor ihm die Hand,
Wenn e i n e r nach ihr spannt;
Gleich ist ihr Sinn dabei,
Daß es ihr liebes Kindlein sei.

Die Hand wird ihm nun weich,
Mit der sie gab den Streich;
Sie kann es nicht erblicken,
Daß man ihm nah' mit Tücken.

Thut doch ein Vater ebenso,
Ist auch sein Herz nicht froh.
Er mehrt des Hauses Erbe,
Daß nicht sein Kind verderbe.
Schirme, Herrscher, so auch mich!
Dein Knecht, er bittet dich.

Breit' mit deiner Hand mir Schutz
Gegen jedes Feindes Trutz.
Verleih mir das Vermächtnis,
Deines Hauses Rechtnis!
Du, Vater mir und Mutter,
Herrscher du, mein guter.

Zuweilen erklingt in diesen lyrischen Bestandteilen mittels sinnvoller Refrainbildungen der schöne Ton des gesangschwellenden deutschen Liedes. (Von der Dichtung sind vier Handschriften vorhanden: besonders wertvoll die in Wien und die in Heidelberg bewahrte.)

## § 20. Ludwigslied.

Das Ludwigslied (Verherrlichung des Sieges Ludwigs III. von Westfranken über die Normannen bei Saucourt 881) gehört zu den „Laichen", d. h. Dichtungen in Reimpaaren ohne Strophenabteilung (§ 13).

Mutmaßlicher Dichter ist Hukbald, Mönch im flandrischen Kloster S. Amand. „Einen König weiß ich, Er heißt Herr Ludwig! Gern dient er Gott, Ich weiß, wie der's ihm lohnt." Gott, der Ludwigs Erzieher geworden, hat ihm starke Degen zum Gefolge gegeben. Als Gott, ihn zu prüfen, heidnische Männer über die See gleiten ließ, rettete Ludwig sein Land, indem er unter dem Sange „Kyrie eleison" gegen sie ritt.

„Sang war gesungen,
Kampf war begonnen,
Blut trat in die Wangen,
Es jauchzten die Franken.

Heldengleich war jeder
Doch wie Ludwig keiner.
Den einen schlug er,
Den andern stach er" 2c.

Unter den Laichen des 9. Jahrh. ist hervorzuheben: der Laich vom heiligen Petrus, heiligen Georg, Christus und der Samariterin (von unbekannten Dichtern).

## § 21. Lateinische Klosterpoesie.

Seit 900 war für die Dichtung der Geistlichen ausschließlich die lateinische Sprache in Gebrauch. Hauptdichtungen: Waltharius manufortis vom Mönch Eckehard; geistliche Schauspiele von der Nonne Roswitha. Außerdem verschiedenes Bruchstückliche.

Schon Otfrid (§ 19), der für die deutsche Sprache begeisterte Dichter des 9. Jahrhunderts, bedurfte (seinem geistlichen Vorgesetzten, dem Erzbischof Liutbert von Mainz, gegenüber) einer Rechtfertigung, warum er nicht lateinisch dichtete. Er wollte, gegen den unzüchtigen Volksgesang ein Gegengewicht einlegend, dem frommen Bedürfnis derer nachkommen, die nicht lateinisch verständen. Allmählich aber kam die Volksrede bei den Geistlichen ganz außer Gebrauch. Neue Gründe, die unablässig dahin wirkten, waren, während der Kaiser aus sächsischem Hause (Heinrich I., Otto I., II., III. und Heinrich II., 919—1024) die wiederholten Heereszüge nach Italien; dann während der fränkischen Kaiser (Konrad II., Heinrich III., IV., V., 1024—1125) die wachsende Übermacht des römischen Oberhauptes der Christenheit über alle weltlichen Staaten. Die Form, in der lateinisch gedichtet wurde, waren vorherrschend sog. leoninische Hexameter, d. h. daktylische Sechsfüßler, deren Cäsurschluß und Versschluß reimten.

Waltharius manufortis (Walther Starkhand) von Eckehard I., Mönch in St. Gallen, c. 930. Das Dichtwerk war ein Jahrhundert hindurch ein Unterhaltungs- und Arbeitsstoff der S. Galler Mönche. Sofort wurde es von Eckehards Lehrer Geraldus einer Korrektur unterzogen, darauf c. 1020 vom Mönch Eckehard IV. nochmals überarbeitet. Es ist besonders wegen des Blicks, der sich auf die Volkssage daraus ergiebt, wichtig. Aus verschiedenen Sagenursprüngen sind hier bereits die Heldentypen (§ 13) zu einem großen epischen Ganzen verbunden. Der Hunnenkönig Attila erscheint im Charakter gesicherter Macht und gutmütiger Väterlichkeit. Seine Gemahlin heißt Ospirin. Gunther ist Frankenkönig, unternehmungslustig, sich überhebend. Ihn umgiebt eine Runde von zwölf Mannen. Unter ihnen ragt als treuer, mutiger, durch Klugheit und Vorsicht überlegener Charakter Hagen hervor. Volkssagenhelden, deren geschichtliche Anknüpfung nicht zu bestimmen ist, gesellen sich hinzu. Hauptpersonen sind Walther und Hildegunde. Walther ist der Sohn des Aquitanierkönigs Alpher (Aquitania, d. i. lateinische Übersetzung von ahd. Wascono, Wasgau, Vogesen); Hildegunde die Tochter des Burgunderkönigs Herrich. Beide, in ihrer Kindheit zur Ehe bestimmt, finden sich als Geiseln am Hofe Attilas. Ebenda weilt als Geisel auch Hagen, der Manne des Frankenkönigs Gibich. Als, nach Gibichs Tode, dessen Sohn Gunther den Tribut an Attila verweigert, flieht Hagen. Der glückliche Ausgang dieses Wagnisses reizt Walther, ein gleiches zu versuchen. Er versteht es, Attila sorglos zu machen; Hildegunde benutzt auf sein Geheiß die Vertrauensstellung, die sie im Palaste hat (Wächterin des Hunnenschatzes), um Gold und Edelsteine, Waffen und Rüstung zu entwenden. Am Morgen nach einem Gelage wird die Entdeckung gemacht, daß beide entflohen sind. Die Nächte benutzen sie zur Reise, am Tage sind Schlupfwinkel in Wäldern ihr Aufenthalt. Den Unterhalt giebt ihnen Vogelstellen und Fischfang. Nach vierzig Tagen gelangen sie an den Rhein. Der Fährmann empfängt als Lohn Fische, die Walther von der Fahrt her mit sich führt. Die Fische kommen auf den Königstisch. Gunther merkt daran, daß die Reisenden hier nicht heimisch sind; Hagen glaubt sie als Walther und Hildegunde erkennen zu müssen. Da jagt Gunther mit seinen zwölf Helden ihnen nach, um den Schatz zu gewinnen, den Walther bei sich führt. Er meint, es sei der Frankenschatz, den sein Vater einst an Attila habe zahlen müssen. Hagen widerrät vom Kampfe mit Walther. Gunther aber besteht darauf, zu seinem und der Seinen Verderben. Nachdem in Einzelkämpfen elf gefallen sind, greifen Gunther und Hagen den Sieger gemeinsam an. Dem Könige wird ein Bein abgeschlagen, Walther verliert durch Hagens Schwerthieb die rechte Hand, Hagen büßt ein Auge ein. Hildegunde heilt die Wunden. Beim Wein, den sie schänkt, schließen die Helden Freundschaft.

Eine nicht minder wichtige lateinische Dichtung desselben Jahrhunderts (c. 960) ist verloren gegangen: eine Erzählung vom Kampfesuntergang der Burgunden am Hofe Attilas in der Auffassung der „Nibelungenklage“ (§ 42). Als Dichter wird Meister Konrad genannt, Schreiber im Dienste des Bischofs Pilgerin von Passau († 995).

Roswitha (Hrothsvith, geb. 935; edler Herkunft; Nonne im Benediktinerkloster Gandersheim in Braunschweig; † c. 1000). Von ihr sind Legenden (Erzählung von der Gründung Gandersheims), Hymnen (Loblied auf Otto I.) und sechs Dramen: Abrahamus (Abraham, ein heiliger Mann, lebt in der Wüste, nimmt die Tochter seines Bruders in Obhut und erzieht sie zu beschaulichem Leben. Maria kommt unter böse Menschen und gerät in die

Gewalt der Sünde. Abraham, aus Verlangen, die verlorene Seele zu retten, begiebt sich in die Schlupfwinkel des Lasters und gewinnt Marias Seele für die Reue). Sapientia (Sapientia ist die Mutter dreier Töchter: Fides, Spes und Charitas. Zu Kaiser Hadrian kommt die Nachricht, daß eine neue Lehre aufkomme, den alten Göttern, den Familien, dem Reich und Thron gefährlich. Zu ihr bekennen sich auch jene fürstlichen Frauen. Da sich diese nicht bekehren wollen, sollen sie zugleich mit vielen andern den Feuertod erleiden. Die Seelen der sterbenden Dulderinnen werden von Engeln in den Kreis der Heiligen aufgenommen). Ferner: Gallicanus, Dulcitius, Calimachus, Pafnutius.

Bruchstücklich erhalten sind lateinisch abgefaßte Tiergeschichten. Sich in Tierfelle zu mummen und danach zu agieren, war gelegentlich eine Art der Vergnügungen auch im Kloster. In Scherzliedern vom gefräßigen Wolf, listigen Fuchs, dummen Kalb wurden dann auch „per tropologiam“ Charaktere und Verhältnisse des Klosterlebens vorgeführt. Der Bär erscheint dabei gelegentlich als König der Tiere. Hauptreste: Ecbasis (Flucht) von einem lothringischen Geistlichen, c. 930; Isegrinus von einem südflandrischen Dichter, c. 1120; Reinardus vulpes vom Magistrat Nivardus, c. 1150. — Gleichfalls bruchstücklich ein ritterliches Epos: Ruotlieb (Geschichte eines Ritters, der, früh vaterlos, in der Fremde sein Glück suchen muß). — Bis in die Zeit, da im 12. Jahrhundert die deutsche Dichtung bereits hoch in Blüte stand, setzte sich die lateinische Poesie der Geistlichen fort. Als Lyriker ist hervorzuheben: ein wandernder Geistlicher, ritterlicher Herkunft, zuweilen am Hofe Friedrichs I. verkehrend, Archipoeta genannt. Als dramatisches Werk: ludus paschalis de adventu et interitu Antichristi (Osterspiel von des Antichrists Ankunft und Untergang). Dem Kaiser wird hier die Aufgabe der Herrschaft in der Welt, der Ausrottung des Widerstreits zwischen Kirche und Staat, zwischen Christentum, Judentum und Heidentum gestellt. (Spiele dieser Art wurden in der Kirche von Geistlichen aufgeführt, § 63.)

## § 22. Merigarto, Leben Jesu, Bücher Mosis, Pilatus.

Gegen 1100 wandte sich die Poesie der Geistlichen wieder zur deutschen Sprache: Merigarto, Bruchstück einer poetischen Erdbeschreibung; das Leben Jesu von Frau Ava; die Bücher Mosis in verschiedenen Bearbeitungen unbekannter Dichter; Legenden, z. B. Pilatus.

Als eines Lehrmittels hatte man der deutschen Sprache in den Klosterschulen nie ganz entbehren können. Der Unterricht an Knaben und Jünglinge, die des Lateinischen erst kundig werden sollten, brachte es namentlich mit sich, daß deutsche Übersetzungs- und Erklärungswerke gebraucht wurden. Hervorzuheben sind die Arbeiten des St. Galler Mönchs Notker, Labeo (großlippig) oder Teutonicus (wegen seiner deutschen Werke) genannt; † 1022: Übersetzung der Psalmen, verschiedener Abhandlungen über Aristoteles ꝛc. Ferner: Williram, Abt zu Ebersberg, † 1085: Übersetzung und Erläuterung des Hohenlieds.

Merigarto (meerumgebener Garten, d. i. die Erde) handelt von den Gewässern der Erde, von wunderbaren Quellen, vorübergehend auch von Island. — Die Dichterin des Lebens Jesu, Frau Ava, war Klausnerin in einem östreichischen Kloster, † 1127. — Eine der Erzählungen von der Erschaffung Adams in den Büchern Mosis beginnt:

„Der hohe Werkmann
Etwas Lehm drauf nahm,
Wie der thut, der aus Wachs
Ein Bildwerk macht.
So gebrauchet er den Lehm,
Wie's gefiel den Zween:
Dem Vater und dem Sohne
Mit dem Spiritus sanktus.
Doch waren ihrer nicht drei,
Der eine hatte der Namen drei.
In seines Vaters Weisheit
Und mit des heiligen Geistes Geleit
Hat er aus dem Lehm einen Mann
Nach seinem Bilde gethan 2c."

Pilatus ist in der Legende ein Sohn eines rheinischen Königs. Als Geisel kommt er zu Julius Cäsar und wird dem Herodes zur Bändigung des Judenvolks überwiesen. Nach der Kreuzigung Christi foltert ihn das Gewissen, er bringt sich selbst um und wird als Geist an den Pilatussee in der Schweiz gebannt.

# Dritte Periode.

# Blüte der ritterlichen und Volkspoesie in der Zeit der Kreuzzüge 1100—1300.

---

## § 23. Gründe des Aufschwungs.

Die Gründe des Aufschwungs, den die Poesie im 12. Jahrh. erfuhr, lagen 1. in den Kreuzzügen (geistiger Verkehr, sowohl im Volke, wie mit anderen Völkern, besonders mit Frankreich, wurde rege; Phantasie und Empfindung, aufs Hohe und Außerordentliche gerichtet, wurde belebt); 2. in der Erhebung des Ritterstandes und der Höfe zur Pflege der Poesie; 3. in der Erweckung des Volksgefühls durch die Politik der Hohenstaufen.

In den Kreuzzügen lag eine Erregung des Volkes, die teils besonders stark war, teils in gleicher Weise durch alle Stämme ging. Durch kreuzpredigende Geistliche wurde sie wach erhalten. Die Annäherung der Stämme untereinander, wie sie daheim und auf den Zügen stattfand, unterstützte die Bildung einer gemeinsamen Volkssprache (mhd. § 7). Die großen, ungewöhnlichen Erlebnisse, die Bekanntschaft mit fernen Ländern und Völkern, zumal mit denen des Orients, gaben dem Geiste die Richtung und Regsamkeit, deren die Poesie bedarf. Das Bewußtsein, im unmittelbaren Dienste Gottes ausgezeichnete Unternehmungen zu vollbringen, wandte den Sinn über das Alltägliche und Prosaische hinaus. — Ritterstand und Höfe. Besonders kräftig vollzog sich die Steigerung des Volksgeistes, weil sie unter lebhafter Beteiligung des Standes vor sich ging, der auf der Höhe des äußeren Lebens, des Reichtums, Ansehens und der Macht sich befand. Von dem Völkerverkehr, wie ihn die Kreuzzüge hervorbrachten, schrieb sich die Veredelung der gesellschaftlichen Formen, die unter den Rittern und an den Höfen herrschend wurden. Aus der Provence hatte Kaiser Friedrich I. Ritter als Ordner des Hof- und Ritterceremoniells berufen: Ritterschlag (svertleite), Turnier (turnei), Zweikampf mit Speeren (tjoste), Ritterspiel in Scharen (buhurt) ꝛc. Die in Frankreich bereits zur Blüte gelangte Troubadourpoesie legte es den deutschen Rittern nahe, sich ebenso zu versuchen. Der deutsche Volksgeist erfaßte die Ideeen der Provençalen tiefer und reiner. Unter dem Einfluß religiöser Weihung, namentlich der Anbetung der Jungfrau Maria, der in Jugendschönheit thronenden Himmelskönigin, kam ein Ideal des Rittertums auf, das, wie sehr ihm durch die Mängel der Wirklichkeit widersprochen wurde, eine regelnde

Kraft für die Bestrebungen und Urteile behielt. „Mit viererlei Pracht,“ sagt Gottfried von Straßburg, „ist ein Ritter geziert:

Die eine ist hoher Mut, Dem hohen Mut ziemt das Begehren,
Die andre volles Gut, Dem vollen Gute das Gewähren,
Die dritte ist Besonnenheit, Besonnenheit fügt zusammen beid',
Die vierte Sinnes Höfischkeit. Höfischer Sinn näht ihnen das Kleid.“

Der Ausdruck „ritterliche Zucht, höfische Sitte“ wurde eine Zusammenfassung von Pflichten nach allen Seiten: aufs gesellschaftliche Benehmen, aufs Wagen im Kampf, aufs sittliche Verhalten. Die Trennung in ein weltliches und geistliches Rittertum (die Ritterorden) erhielt die Gedanken über Grade und Art der ritterlichen Vollkommenheit in lebendiger Spannung. Höfe, welche dieser Entwicklung besonders dienlich waren: der des sächsischen Herzogs Heinrichs des Stolzen, dessen Gemahlin Gertrud, Tochter Kaiser Lothars (§ 27); der der Babenberger Herzöge in Östreich, namentlich Friedrichs I. († 1198) und Leopold III. († 1230); ferner der des Landgrafen von Thüringen, besonders Hermanns († 1216). Dem ganzen Volke aber kam die Umwandlung zu gute. — Hohenstaufen (Konrad III. 1138—52, Friedrich I., Barbarossa † 1190, Heinrich † 1197; Doppelwahl: Philipp von Schwaben, ermordet 1208, und Otto IV. von Braunschweig 1198—1215; Friedrich II. † 1250, Konrad IV. † 1254). Durch die Politik dieses Kaiserhauses kam eine starke Gegenwirkung gegen die Demütigungen, welche das deutsche Kaisertum und mit ihm das deutsche Volk besonders durch Gregor VII. erfahren hatte, zur Geltung. Der Papst wurde dem deutschen Volk der Inbegriff des Fremden (walh, walich [aus gallus], welsch), dem gegenüber nun das eigne (tiusch, deutsch § 2) zu erhöhter Anerkennung gelangte. Die hinterhaltige Interessenpolitik, welche Innocenz III. (1198—1216) bei der Spaltung der Reichswahlen und sonst zeigte, stärkte die Mißachtung der weltlichen Papstmacht (§ 47).

## § 24. Übersicht.

Die Periode verläuft in drei Entwicklungsstufen: 1. Vorbereitungszeit (1100—1180); 2. Blütezeit (1180—1220); 3. Verfall (1220—1300).

In der Zeit 1100—1180 wird die Poesie vorherrschend teils von Geistlichen, teils unter Hervorkehrung von geistlichen Gesichtspunkten gepflegt. Die Kirche wurde Führerin zum Aufschwung der Poesie. — Die Blüte der Zeit von 1180—1220 besteht darin, daß die Ideeen des ritterlich höfischen Lebens zu glänzender und reichlicher Darstellung gelangen, und zwar sowohl in gewählter Künstlichkeit von ritterlichen Dichtern selbst gepflegt, wie auch in volksmäßiger Kraft im Anschluß an den Volksgesang. — Der Verfall der Poesie seit 1220 zeigt zweifache Form: Überfeinerung der Künstlichkeit und Durchbruch rohen Sinnes. — Der bedeutendste Fortschritt der Form, den die Poesie in dieser Zeit macht, besteht darin, daß die epische und lyrische Art sich trennen. Die lyrische Poesie der ritterlichen Richtung wird nach ihrem hauptsächlichen Anlaß „Minnepoesie“ genannt (§ 45 2c.).

# Erster Abschnitt.

## Epische Poesie der geistlich-ritterlichen Richtung.

---

### § 25. Vorbereitungszeit 1100—1180.

Die Stoffe, mit deren Bearbeitung die Poesie ihren Aufschwung gewann, waren: 1. geschichtliche (Annolied, Kaiserchronik); 2. französische Dichtungen (Rolandlied, Alexanderlied, Isegrims Not); 3. deutsche Erzählungsstoffe und zwar: älteren Ursprungs (Biterolf und Dietleib, Klage) und jüngeren Ursprungs (König Rother, Herzog Ernst); 4. Legenden (Orendel, Marienlegende).

Die Versform, welche für die epische Poesie dieser Richtung in Gebrauch ist, sind die altdeutschen Reimpaare. Dem rhythmischen Bau nach stimmen die einzelnen Verse mit denen der Otfridstrophe überein: zwei Hauptbegriffe sind zu einem Satz oder einem gedanklich trennbaren Satzgliede verbunden; die zwei und zwei Tonhöhen geben dem Satze den Schwung und Abschluß des Verses. Die Verbindungen von je vier Versen zu einer Strophe fällt aber fort; ja vielfach wird auch der gedankliche Abschluß eines Verspaares, das durch den Reim klanglich verbunden ist, aufgehoben.

### § 26. Annolied c. 1120, Kaiserchronik c. 1140.

Annolied und Kaiserchronik sind Weltgeschichtsdichtungen mit dem Grundgedanken, daß die Verheißung der göttlichen Gnade ihre Erfüllung im deutschen Kaiserreich gefunden habe. Dasselbe verhilft der von Rom kommenden Glaubensmacht zur Verwirklichung. Im Annolied werden die Geschichtserzählungen mit einer Verherrlichung des Erzbischofs Anno von Köln verwebt; in der Kaiserchronik episodisch aneinandergereiht.

Weltgeschichtliche Darstellungen mit der Erschaffung Himmels und der Erde und dem Sündenfall zu beginnen, war Gewohnheit der lateinischen Chroniken, die in Klöstern vielfach gefertigt wurden. Die Auffassung dabei war, was die Zeit bis Christus betrifft, der Bibel gemäß. Vier Weltmonarchieen wurden (der Vision des Propheten Daniel entsprechend) unterschieden: Babylon, Chaldäa, Macedonien, Rom. Sie standen unter dem Fürsten der Hölle. In den Darstellungen nach dieser Zeit mischt sich Geistliches und Weltliches, Rom und Deutschland, alle Jahrhunderte verworren untereinander. Annolied und Kaiserchronik stimmen große Strecken lang wörtlich überein. Und auch wo sie nicht übereinstimmen, gehen ihre Auffassungen zusammen. Die Geschichte Cäsars geht mit der der deutschen Stämme (Franken, Sachsen, Sueven) in eins. Die Franken stammen wie Cäsar von den Trojanern; mittels deutscher Heere gewinnt Cäsar den Sieg über Pompejus; Collatinus, der Gemahl der Lucretia zu Tarquinius' Zeit, ist ein edler Ritter aus Trier; Tarquin regiert nach Nero 2c. Über alle Erzählungen breiten sich die Wunder der Legendenphantasie. — Anno, der im Annolied besungene Gottesheld, war unter Heinrich III. Reichskanzler, während der Minderjährigkeit Heinrichs IV. eine Zeit lang Reichsverwalter, als geistlicher Fürst ausgezeichnet durch seinen

Wandel, wie durch den Eifer in der Überwachung der klösterlichen Zucht, Gründer von Kirchen und Klöstern, † 1075. Im Jahre 1183 wurde er vom Papste unter die Heiligen versetzt. Lange vorher schon entstand das Lied auf ihn. Am Schlusse desselben folgende Erzählung. Als Anno die Wirrsale im Reich nicht alle beschwichtigen konnte, wünschte er zu sterben. Da, als er einst nach Salfeld in Thüringen ritt, that sich der Himmel auf, er sah die göttliche Wonne, von deren Anblick er so bestürzt wurde, daß er erkrankte. In der Nacht darauf kam er in einen königlichen Saal, auf allen Stühlen saßen heilige Bischöfe, nur einer war unbesetzt. Er aber durfte sich nicht darauf setzen, bevor er einen Fleck, der auf seiner Brust haftete, nicht ausgelöscht hatte. Er gab den Kölnern, die sich an ihm versündigt hatten, Versöhnung und trat zur ewigen Gnade vor Gott. An seinem Grabe aber wirkt Gott Wunder an Kranken und Lahmen. Einst ritt mit Lästerworten ein Heide vorüber. Da sprangen ihm beide Augen aus und fielen zu Boden. Erschreckt beichtete er, rief die Hilfe des heiligen Anno an und in seine Augenhöhlen kamen neue Augen. — Die Kaiserchronik ist umfangreicher, namentlich durch Legenden und Zauberanekdoten (z. B. im römischen Senat hing eine Zauberschelle, die läutete, sobald ein Volk im Umkreis der Erde sich empörte). „Es sei Gewohnheit," fängt das Lied an, „daß in diesen Zeiten große Lügen erdacht und mit künstlichen Worten zusammengefügt werden. Die Seele derer, die so thun, wird einst darüber brennen. In des allmächtigen Gottes Minne, so will ich das Lied beginnen." Der Dichter entnimmt seine Darstellungen einem „deutschen Buch, das Chronika geheißen. Darin ist alles wohl berichtet". Das Werk hat dem Geschmack des Zeitalters durchaus entsprochen; existiert in zahlreichen Handschriften, oftmals, sogar noch ein Jahrhundert später überarbeitet, in reinere Reime gebracht und bis zum Tode Friedrichs II. fortgeführt.

## § 27. Rolandlied, Alexanderlied, Isegrims Not.

**Aus Bearbeitung gleichzeitiger französischer Dichtungen sind entstanden: das Rolandlied vom Pfaffen Konrad, das Alexanderlied vom Pfaffen Lamprecht und Isegrims Not von Heinrich der Gleisner.**

Die französischen Dichter, die hier in Betracht kommen, Kunstdichter Nordfrankreichs (Bretagne und Normandie), werden mit dem Namen Trouvère bezeichnet. Die Bearbeitungen der Deutschen waren meistens sehr frei, sowohl mit Änderungen wie mit Zusätzen reichlich versehen. — **Rolandlied** c. 1130. Konrad, Kapellan im Dienste Heinrichs des Stolzen (§ 23), arbeitete den französischen chanson de Roland (der Text ist nicht erhalten) zuerst ins Lateinische, dann in deutsche Reimpaare. Karl der Große war für Frankreich der Held des Nationalepos geworden. In provençalischen Liedern tritt besonders der Zug Karls nach Spanien im Lichte eines Kreuzzuges auf. Zwölf Helden umgeben ihn. Der Name Rolands, des bedeutendsten unter ihnen, ist als Name einer geschichtlichen Person nur durch eine kurze Notiz beglaubigt, die ihn den Präfekten der britannischen Grenze nennt. Anfangsverse des Rolandliedes:

Schöpfer aller Dinge,
Kaiser aller Köninge (kuninge),
Ja, du oberster Rechtswart,
Lehr' mich selbst dein Wort!
Du sende mir zu Munde
Deine heilige Urkunde,
Daß ich die Lüge meide,
Die Wahrheit schreibe.
Von einem rühmlichen Mann,
Der das Gottesreich gewann.

Der Mann ist Karl der Kaiser. Ihm erscheint ein Engel und heißt ihn das Kreuz gegen die Sarazenen in Spanien nehmen. Geweiht vom Bischof, zieht er mit seinen zwölf Fürsten und vielen Kriegsleuten dorthin. Sie erstürmen die Städte, überwinden die Heere, bekehren die Heiden, bis sie vor Saraguz ankommen, wo Marsilie herrscht. Marsilie sendet einen Friedensantrag an Karl. Während Roland, Olivier, Turpin und die andern mißtrauen, hegt Genelun (Rolands Stiefvater, Karls Schwager) den Wunsch der Rückkehr. Und da nach seinem Willen die Unterhandlung mit den Feinden aufgenommen werden soll, wird er selbst ins feindliche Lager gesandt. Seine kecke Sprache bringt ihn hier in Gefahr; und um sich zu retten, auch um sich an Roland zu rächen, der seine Sendung besonders betrieben hatte, wird er zum Verräter. Er giebt den Heiden den Rat, Unterwerfung und Annahme des Christentums zu versprechen, den Kampf aber mit der Nachhut aufzunehmen. Roland führt die letztere. Furchtbarer Kampf im Thale Runzival. Die Nacht unterbricht ihn, himmlischer Tau stärkt die christlichen Streiter. Als am folgenden Tage neue Heere Marsilies und seiner Verbündeten heranrücken, sieht Roland seinen Untergang voraus. In das Horn Olifant (von elephas, Elfenbein) blasend, daß den Heiden die Ohren gellen, giebt er dem Kaiser in Aachen Nachricht von der Gefahr. Da Genelun die Rückkehr Karls widerrät, ahnt dieser den Verrat und läßt ihn gefangen mit sich fortführen. Bevor Karl am Orte der Schlacht erscheint, sind die Helden alle gefallen. Roland, zum Tode verwundet, hatte sich an einen Baum gelehnt, den Heiden, der ihm das Horn nehmen wollte, mit demselben niedergeschlagen, so daß es zersprang, hatte sein Schwert Durendart (von durare, dauern) vergeblich an einem Stein zu zerhacken gesucht, endlich seinen Handschuh gen Himmel erhoben, worauf ein Engel erschienen war und ihm denselben abgenommen hatte, während er betend starb. Wie raufte Karl den Bart und schlug die Brust! er klagte und weinte um die Toten, daß der Stein noch heute naß ist, auf dem er saß. Endlich ermannte er sich. Wie viele fremde Fürsten gegen ihn in den Kampf zogen, zahlloses Kriegsvolk von 42 Königen, so überwand und vernichtete sie Karl doch alle. Marsilie war umgekommen; des Königs Gemahlin nahm die Taufe. In Aachen wurde darauf Gericht über Genelun gehalten, indem er, wilden Rossen an die Schweife gebunden, zerrissen wurde. — Alexanderlied c. 1140, Bearbeitung des französischen Epos von Aubry de Besançon. Schon im Altertum war Alexanders des Großen kurzes und glänzendes Kampfesleben Gegenstand romanhafter Darstellungen gewesen. Der Pfaffe Lamprecht lebte am Niederrhein. Seine Darstellung bewegt sich in grellen Kontrasten. Alexanders Haar, heißt es, war strupp und rot, gleich einem Fisch, der im Meere dahinzieht, und dick und kraus, wie eines Löwen Locke; seiner Augen war eines himmelblau wie eines Drachen, das andere schwarz, wie eines Greifen. Im Zorne stand er wie ein Wolf überm Raube; im Kampfe schlug er, wie der Donner thut. Die Erinnerung an seine Mutter (Olympias) wandelt den Wüterich gänzlich um. Als Darius sich für die Wohlthaten bedankt, die den Seinigen zu teil geworden sind, antwortet Alexander: „Was ich deinem Weibe zu gute gethan, verdankt sie meiner Mutter; um ihrer Liebe willen diene ich allen Frauen gerne.“ In einem Briefe, den er nach dem Siege über Porus aus Indien an seine Mutter und an Aristoteles schreibt, schildert er einen Zauberwald, wo liebliche Mädchen aus Blumenkelchen hervorwachsen. Er kommt weiterziehend zu einem Volk, das zu ihm sagt: „wir haben nicht Haus, noch Burgen; drum leben wir ohne Sorge. Jetzt, da wir leben, und einst, wenn wir sterben, deckt uns der Himmel, das ist unser Trost.“ Auf

Alexanders Aufforderung, sich von ihm etwas zu erbitten, fordern sie Unsterblichkeit. „Die vermag ich nicht zu gewähren.“ Wie kommst du denn dazu, solch Wunderwesen auf der Erde zu treiben? „Das geschieht nach des Höchsten Gewalt. Wir müssen üben, was von daher kommt. Das Meer mag niemand trüben, es trübt es nur der Wind. So lang' ich lebe, will ich meiner Sinne Meister sein. Ich muß beginnen, was mir wohl thut.“ Er kommt bis an den Ort, „wo der Welt Abgrund steht und sich herum der Himmel dreht, wie um die Achse ein Rad“. Da fordert er Zins von den Engelchören. Aus dem Thor des Paradieses hervortretend, überreicht ihm ein Greis einen Stein, von dem er lernen solle, was ihm ziemt. Er kehrt um, beruft die Weisen der Erde. Ein alter Jude deutet ihm den Stein als Mahnung zur Demut und Bußfertigkeit. Sterbend empfängt er Vergebung der Sünden. — Isegrims Not von Heinrich der Gleisner (glichesære) ist nur bruchstücklich vorhanden. Spätere Bearbeitungen (unter dem Titel Reinhart der Fuchs) sind vollständiger. Der Löwe will sich die Tiere unterthan machen. Als er den Ameisen, die sich widerspenstig halten, den Bau zertritt, kriecht ihm eine ins Ohr. Der Löwe wird krank davon. Der Bär Isegrim, Wolf und Katze müssen auf des Fuchses Rat ihr Fell hergeben, damit der Löwe in Schweiß gerate 2c.

## § 28. Biterolf und Dietleib, die Klage.

Unter den Dichtungen, welche deutsche historische Heldensage in der Kunstform der geistlichen Poesie (Reimpaare) behandeln, sind hervorzuheben Biterolf und Dietleib, ferner die Klage.

Beide Dichtungen, verglichen mit dem (aus dem Volksgesang hervorgegangenen) Nibelungenlied, zeigen in bewunderungswürdiger Weise einerseits den Reichtum, andererseits die freie, vielgestaltige Verwendbarkeit der Heldensagenstoffe, die seit der Völkerwanderung ihren Anfang genommen und von allen Orten her Zuwachs empfangen hatten. — Biterolf und Dietleib. Biterolf ist König zu Toledo in Spanien. Um bei Etzel Dienste zu nehmen, verläßt er Weib, Kind und Königreich. Auf dem Zuge dahin trifft er mit Walther von Aquitanien, Gelfert von Bayern, Rüdeger von Bechelaren zusammen. Zehn Jahre lang Dienste bei Etzel, besonders im Kampfe mit Polen und Preußen. Biterolfs Sohn, Dietleib, zieht, achtzehn Jahre alt, mit drei Knaben in der Rüstung seines Vaters aus, um diesen zu suchen. Unterwegs wird er von Gunther und seinen Mannen angerannt, flieht, schwört ihnen Rache und kommt bis zu Etzel. Dort leben Vater und Sohn zusammen, ohne sich zu kennen. Bei Gelegenheit eines Kriegszuges gegen Polen geraten im Schlachtgewirre Vater und Sohn aneinander. Beim Klange des Schwertes, das sein Gegner führt (es ist sein eignes Schwert) stutzt Biterolf. Große Freude des Erkennens. Auf Dietleibs Bitte rüstet Etzel zum Kriege gegen Gunther. Mit Biterolf und Dietleib zusammen sind Dietrich mit den Amelungen, Rüdeger 2c. Auf Gunthers Seite dagegen stehen Sifrid aus Niederland, Walther von Spanien, Herbort von Dänenland, Lüdegast und Lüdeger von Sachsen 2c. Großes Morden und schließlich Aussöhnung. — Die Klage, gewöhnlich „Nibelungenklage“ genannt, behandelt den Untergang der Burgunden- und Hunnenhelden am Hofe Etzels auf Kriemhilds Anlaß, nicht im Tone episch fortschreitender Erzählung, sondern als Klage Etzels, Dietrichs und Hildebrands, die übrig geblieben sind, und deren Schmerz bei der Totenschau von neuem erregt wird. An die Witwen, Gotelind, Witwe Rüdegers von

Bechelaren, und Brünhilde, Witwe Gunthers, wird Botschaft gesandt. Bischof Pilgerin in Passau verpflichtet die Boten, auf der Rückkehr wieder einzukehren, damit er alles genau erfahren und aufschreiben lassen könne. Brünhilde klagt sich als Urheberin des Unheils an. In kleineren Einzelheiten ist die Darstellung der Klage von der des Nibelungenliedes mannigfach abweichend. Der Tendenz nach liegt der Hauptunterschied darin, daß die „Klage" den geistlichen Gesichtspunkt hervorkehrt. Kriemhild wird der Greuelthaten wegen gerechtfertigt, namentlich wird das ewige Leben ihr zugesprochen. „Weil sie in Treue den Tod erlitt, wird sie durch Gottes Huld manchen Tag im Himmel leben. Gott wird denen, die mit Treue enden, das Himmelreich zuwenden." (In den alten Handschriften findet sich die Klage nur als Nachtrag zum Nibelungenlied.)

## § 29. König Rother, Herzog Ernst.

Dichtungen, in denen vorherrschend jüngere deutsche Erzählungsstoffe unter unmittelbarem Einfluß von Kreuzzugserlebnissen in Reimpaaren behandelt werden, sind König Rother und Herzog Ernst.

König Rother (c. 1150). Der Hauptheld gehört der longobardischen Sage an (König Rothari † 652); damit verbinden sich ostgotische Bestandteile (Dietrich), ferner französische (Rothers Nachkommen führen zu Karl d. Gr.). Die Gesangeslust des 12. Jahrh. findet ihren Ausdruck (König Rother singt bei Entsendung seiner Mannen drei Laiche: wo sie diese werden hören, wird ihnen Hilfe nahe sein). In den Schilderungen der Örtlichkeiten lassen sich die auf den Kreuzzügen erworbenen Kenntnisse erkennen. Alle Gesichtspunkte aber werden mit Vorliebe in geistlichen Betrachtungen zusammengefaßt. Schließlich wird durch Einkehr ins Kloster dem weltlichen Leben entsagt. — Inhalt: Rother, König über dem Westmeer zu Bare (Bari in Apulien), wünscht die Tochter des Königs Konstantin zu Konstantinopel zu freien. Boten, die zur Werbung hingeschickt werden, müssen im Gefängnis schmachten. Rothers persönliche Ankunft, zuerst unter dem Namen Dietrichs, mit Asprian, der zu groß und zu schwer ist, als daß ein Roß ihn trüge, mit Widolt, der wie ein Löwe an der Kette geführt werden muß, um Unheil zu verhüten, hat auch nicht den Erfolg, daß Konstantin ihm die Tochter gewährt. Er bedient sich einer List. Aus dem siegreich beendeten Kriege gegen Ymelot, König von Babylon, Konstantins Feind, eilt er allein in die Burg und erschreckt die Königin und ihre Tochter durch die falsche Nachricht, daß Ymelot gesiegt habe. Um nicht in Feindes Macht zu fallen, lassen sich die Frauen entführen. Konstantin läßt nach einem Jahre seine Tochter durch einen Spielmann zurückbringen. Rother zieht von neuem hin, um seine Gemahlin wieder zu gewinnen. Es gelingt erst nach vielen Gefahren und Kämpfen. Rother und seine Gemahlin gehen gegen das Ende ihres Lebens ins Kloster.

Herzog Ernst (1170). Die Geschichte zweier Reichsempörer: Ludolfs, des Schwabenherzogs, gegen seinen Vater Otto I. (nach des letzteren Vermählung mit Adelheid, Witwe Lothars 951); und Ernsts, des Schwabenherzogs, gegen seinen Stiefvater Konrad II. (nach dessen Vermählung mit Ernsts Mutter Gisela, der verwitweten Herzogin von Schwaben 1030), sind mit ihren Namen zu einer Erzählung zusammengeflossen, deren Hauptinteresse in die Irrfahrts- und Kreuzzugsabenteuer des 12. Jahrhunderts gelegt wurde. Fabelhafte Erzählungen antiker Erdbeschreibung sind dabei mit verwandt worden. Die älteste

Fassung des Gedichts (c. 1170) ist nur in Bruchstücken vorhanden. Es bewahrte sein Interesse lange und ist in verschiedenen Überarbeitungen vorhanden. — Inhalt: Adelheid, verwitwete Herzogin von Bayern, sendet ihren Sohn Ernst mit Wetzel und seinen Mannen nach Frankreich und Griechenland, wo er den Ritterschlag empfängt. Als Kaiser Otto um Adelheid wirbt, wird Ernst zurückgerufen, giebt seine Einwilligung und Kaiser Otto wird sein Stiefvater. Das freundliche Vernehmen zwischen Vater und Sohn wird durch Verleumdungen Pfalzgraf Heinrichs gestört. Aufs äußerste aufgebracht, reitet Ernst nach Speier, tötet den Pfalzgrafen im Gemach des Kaisers und wird in die Acht gethan. Als er nach jahrelangem Kampf nicht länger widerstehen kann, nimmt er mit Graf Wetzel das Kreuz. Wohl tausend Mann sind im Gefolge. In Konstantinopel schiffen sie sich ein. Am fünften Tage verursacht ein Sturm, daß die Schiffe teils versinken, teils zerstreut werden. Herzog Ernst wirft endlich vor Krypria Anker. Weite Säle mit Goldverzierungen, königlichen Stühlen, Teppichen und reich mit Speisen bedeckten Tafeln; aber niemand darin. Die Helden stillen ihren Hunger und kehren dann mit Vorrat zum Schiffe zurück. Bevor sie am nächsten Tage absegeln, gehen Herzog Ernst und Graf Wetzel noch einmal zur Burg, erfreuen sich an den Gärten, Bädern, Ruhelagern, Speisen. Da hören sie plötzlich wunderlich rauhe Stimmen, als ob Kraniche von allen Seiten in die Burg fallen, und erblicken ein Volk heranreiten, in weißen Kleidern, mit Hälsen und Schnäbeln wie Kraniche. Dem Herrn dieses Volkes folgen zwei, welche eine Jungfrau führen, die eine kostbare Krone trägt und sehr schön, aber traurig ist und vom Weinen gerötete Augen hat. Sie ist die Tochter des Königs von Indien und soll dem König des Schnabelvolkes sich vermählen. Ernst und Wetzel, aus ihrem Versteck hervortretend, fallen über den Kämmerer, den Schnabelkönig und seine Begleiter her, befreien die Jungfrau, die bald an ihren Wunden stirbt, und segeln weiter. Im Lebermeer gerät das Schiff an den Magnetberg, von dem es nicht wieder loskommen kann. Es zerfällt und alle Mannen bis auf sieben sterben vor Hunger. Die Leichname der Toten werden von den Greifen weggetragen. Da fällt Herzog Ernst auf den Gedanken, sich in Häute zu nähen und von den Greifen ebenfalls wegtragen zu lassen. In dem Nest der Greifen schneiden sich die Helden aus ihren Häuten heraus und leben in der Wald- und Felswildnis, bis sie durch die Wände ein Wasser gleiten sehen. Da bauen sie ein Floß und fahren hindurch. Auf der Mitte der Fahrt erblicken sie einen Edelstein von großem Umfang und Glanz. Herzog Ernst bricht ihn los, um die Krone des deutschen Kaisers damit zu schmücken. Auf der anderen Seite des Gebirges kommen sie in ein reiches Land, Arimaspy, dessen Bewohner, die Cykropiden, nur e i n Auge haben. Der König dieses Volkes gewinnt Herzog Ernst lieb und hält ihn bei sich in Ehren. Nach einem Jahre wird er von dem Volk der Plattfüße bekriegt, die über Bruch und Moor laufen, wohin weder Mann noch Roß ihnen folgen kann, die zum Schutz vor Unwetter ihre Füße wie Schirme über sich ausbreiten. Herzog Ernst und Graf Wetzel siegen über sie und werden dafür, jener mit einem Herzogtum, dieser mit einer Grafschaft belohnt. Im Dienste desselben Königs siegt Herzog Ernst darauf über ein anderes Volk, das nackt ging, aber mit breiten und langen Ohren behangen war. Auch dem Zwergvolke auf der Insel Pikney, das von Vögeln bedrängt war, die keine Früchte aufkommen ließen, hilft er eine große Menge Vögel töten. Er siegt dann über das Volk der Riesen aus Kananea, indem er sie in einen Wald lockt, wo sie ihre großen Stangen nicht

gebrauchen können. Nach vielen Jahren verlangt es ihn nach dem heiligen Grabe, wo er große Thaten zum Heile der Christenheit vollführt. Sein Ruhm verbreitet sich bis in die deutschen Lande, wo seine Mutter den Kaiser über ihn besänftigt. Er empfängt von ihr die Sicherheit, daß er ungefährdet zurückkehren könne. Von allen Wundern, die er auf der Fahrt gesehen, von den Riesen und Zwergen, Plattfüßen und Langohren, hatte er Exemplare mitgebracht. Den großen Edelstein schenkte er dem Reich. Darauf lebte er mit seiner Gemahlin Irmengart in Gottes Huld. Beide wurden zu Roßfeld begraben, wo „Gott viele Zeichen durch sie thut. Gott geb uns auch ein Ende gut. Amen!"

## § 30. Orendel, Marienlegende.

**Legendenhafte Darstellung alter und neuer Erzählungsstoffe zeigen Orendel, und die Marienlegende vom Pfaffen Wernher.**

Orendel, aus dem Ende des 12. Jahrhunderts (später wieder überarbeitet), ein Gedicht sehr alter Sage, mit Anknüpfungen an Mythisches, aber in christlich-ritterlichem Geiste ausgeführt: namentlich zur Verherrlichung der geistlichen Ritterschaft, des Cölibats und des ungenähten Rockes Christi zu Trier. (Orendel ist der Sohn des Königs Eigel zu Trier. Zur Jungfrau Maria fleht er um gute Ritterschaft, seinen Vater bittet er um ein ebenbürtiges Weib. Letzterer weist ihn an Breide, die jungfräuliche Königin des heiligen Grabes. Auf seiner Fahrt mit 8 Königen und 9000 Rittern auf 72 Schiffen nach dem gelobten Lande, gewährt ihm Maria in allerlei Gefahren gute Ritterschaft. Er kommt in den Besitz des ungenähten Rockes Christi, den er, im Dienste des Fischers Eise stehend, aus dem Bauch eines Walfisches herausschneiden hilft. Eise, ein Greis von 72 Jahren, ist ein wunderreicher Herrscher, wohnt in einer prunkvollen Burg mit sieben Türmen, worin ihm 800 Fischer dienen. Orendel kauft den Rock um 30 Goldpfennige, die ihm die Mutter Gottes aus dem Himmel sendet. Der Rock wird ihm zum Harnisch, in dem er unverletzlich kämpft. Orendel selbst wird nach ihm „der graue Rock" genannt. In Palästina, wo Breide von Tempelherren bedient wird und gerüstet am Kampfe teilnimmt, verlobt er sich mit der Königin. Beide ziehen nach Trier zu Orendels Vater. Der heilige Rock bleibt zum ewigen Besitz daselbst. Orendel und Breide aber ziehen, aus Sorge um das heilige Grab, nach Palästina zurück. Als sie hier sich vermählen wollen, wird ihnen von einem Engel eheloses Leben geboten. Sie gewinnen durch Gehorsam den Himmel.)

Die Marienlegende („die drei Lieder von der Magd", vom Pfaffen Wernher nach dem apokryphischen Evangelium de nativitate Mariæ gedichtet, ist im bayrischen Kloster zu Tegernsee gefunden). Eine fromme, liebenswürdig ermahnende Poesie. Im ersten Liede hält sich die Erzählung von den Eltern der Jungfrau, Anna und Joachim, treu an seine Quelle. Im zweiten wird viel Schmuck hinzugefügt: wie Maria dreijährig zum Tempel geht und dort erzogen wird, wie sie Leinwand und Seide webt. Der Engel Gabriel bringt ihr Himmelsbrot, sie aber giebt es den Armen: fleißig liest sie im Psalter. Da sie auf verschiedene Anträge sich nicht vermählen will, nötigt sie der Bischof, sich dem Gottesgericht zu unterwerfen, das ihr „einen alten beschwerlichen Mann", einen Witwer, zuerkennt. Das dritte Lied enthält die Geschichten von der Geburt des Christkindes bis zur Rückkehr aus Ägypten.

## § 31. Blütezeit 1180—1220.

**Die Blütezeit, dadurch gefördert, daß die Poesie aus den Händen von Geistlichen in die von Rittern übergeht, beginnt mit Heinrich von Veldecke. Die ritterlichen Ideeen kommen besonders dadurch zur Ausbildung, daß Stoffe, die zu den Sagen vom heiligen Gral und von König Artus gehören, nach Deutschland gelangen.**

Der hauptsächlichste Fortschritt, der in dieser Zeit, die Form betreffend, gemacht wird, besteht darin, daß die Mangelhaftigkeit der Reime überwunden wird. Man findet bloß vokalische Anklänge nicht mehr genügend und strebt nach eigentlichen (Vokal- und Konsonant-umfassenden) Reimen. Je zwei nebeneinander stehende Verse werden durch den Reim gebunden. Der rhythmische Bau des einzelnen Verses ist jetzt wie vordem auf das Hauptgesetz des Zusammenschritts zwischen Satz- und Versgliederung gegründet. Zwei Hauptbegriffe schließen den Satz oder das Satzglied ab, ebenso wie die dadurch gegebenen zwei Hauptaccente den Auf- und Abschwung des Versklangs bewirken. Die Freiheit, die der Dichter hat, die zwei Hauptaccente durch zugehörige Begriffe zu unterstützen, giebt ihm Gelegenheit, in dem Maß und der Art, wie er dabei verfährt, sein Geschick und sein Schönheitsgefühl zu zeigen. Die gedankliche Zusammengehörigkeit je zweier Verse, die durch den Reim gebunden sind, gilt aber nicht mehr als Regel. Im Gegenteil, sie wird dadurch, daß in der Mitte eines reimenden Verspaares ein Satzschluß eintritt, häufig aufgelöst. Heinrich von Veldecke, „Vater der höfischen Kunst", wird am Schluß des Blütezeitalters von Gottfried von Straßburg mit folgenden Versen gepriesen:

Der sprach aus vollen Sinnen.
Wie lieb sang er von Minnen!
Wie schönen Schnitt er fand!
Ich glaube, sein Verstand
Sei Pegasus' Quell' entnommen,
Von dem ja alle Kunst gekommen.
Gekannt hab' ich ihn selber nicht,
Gehört aber der Besten Bericht,
Die da in seinen Jahren
Und seitdem Meister waren:
Die geben ihm den Preis.
Er impfte das erste Reis
In deutscher Zungen!
Daher sind Äste dann entsprungen,
Von wo die Blumen kamen,
Draus sie die Lehren nahmen
Zu meisterlichem Funde.
Nun ist eben diese Kunde
So weit verbreitet
So mannigfach geleitet,
Daß alle, die nun sprechen,
Den Zaubergriff da brechen
Von jenen Blumen und Reisen
An Worten und an Weisen.

Die Gral- und Artussage haben, jene in Spanien, diese in England ihren Ursprung. Nach Deutschland sind sie durch französische Dichter (Trouvères § 27) gekommen. — Artussage. König Artus, Fürst der keltischen Stämme im westlichen Britannien († 542), war der letzte Held, der durch seine Kämpfe gegen die Angelsachsen das Nationalbewußtsein der Kelten poetisch anregte. Er wurde in Bardenliedern vielfach gefeiert, und allmählich bildete sich unter seinem Namen ein Kreis von Sagen, der von Wales ausgehend, über Britannien, seit 1140 auch nach Frankreich kam. — König Artus, zu Kaerlleon am Usk in Wales, versammelt um sich viele tausend Ritter: Vorbilder der Tapferkeit und feinen Sitte. Neben ihm thront seine Gemahlin Ginevra, das Muster aller ritterlichen Damen. Auf den Rat des Zauberers Merlin, der, ein Sohn Lucifers, den König auf seinen Zügen begleitet, gründet Artus die Tafelrunde: eine Auswahl von Zwölfen. Ein Sporn soll der Ritterschaft gegeben werden, in Tugend miteinander zu wetteifern. An einer runden

Tafel sitzen sie mit dem Könige und der Königin, denn die Gleichheit ritterlichen Wertes gestattet nicht, einem den Vorrang durch den Ehrensitz anzuweisen. An Kurzweil fehlt es hier nie, Gäste finden sich zahlreich ein, nirgends giebt es wertere Aventiure, als bei König Artus. Zur Beschützung der Frauen, Demütigung Übermütiger, Befreiung Bezauberter, zur Bändigung von Riesen und Zwergen ziehen die Ritter aus. Der Wald Breziljan ist vorzugsweise der Ort, wo Zauber zu lösen sind. König Artus aber zieht durch alle Lande. Soweit Ritterschaft besteht, soweit reicht sein Bann. Die vorzüglichsten Ritter sind: Gawein, Erek, Lanzelot, Jwein, Tristan, Parcival ꝛc. — Gralsage. Das Wort „Gral" stammt aus dem altfranzösischen gréal, d. h. Schüssel. (San gréal: heilige Schüssel.) — Über den Ursprung der Sage sagt Wolfram von Eschenbach, daß ein maurischer Sternkundiger, Flagetanis, zuerst von dem heiligen Gral Kunde gegeben habe; als seine eigne Quelle nennt er den „Meister Kyot" (wahrscheinlich der provençalische Dichter Guiot de Provins). Daß die Gralsage aus Spanien stamme, ist schon deshalb glaubhaft, weil das christlich-ritterliche Sagenbild vom Gral der mohammedanischen Erzählung von der Kaaba nachgebildet erscheint. (Kaaba d. i. der auf Seth, Adams Sohn, zurückgeführte Sühnetempel, in dessen östliche Wand der schwarze Stein eingemauert ist, den auf Gottes Geheiß der Engel Gabriel vom Himmel an Abraham gebracht hat.) — Der heilige Gral ist eine aus Jaspis gearbeitete Schüssel. Christus bediente sich ihrer, als er das Brot brach; Joseph von Arimathia fing den Tropfen Blutes darin auf, der aus des Herrn Seite floß, als Longinus den Lanzenstich hineingethan hatte. So haben Leib und Blut des Herrn, die Gnadengaben, durch welche Gott die Welt erlöst hat, im Gral gelegen; und noch immer ist er ein Wunder- und Gnadenmittel Gottes für die Menschen. Nach Josephs von Arimathia Tode wurde der Gral in der Luft von Engeln jahrhundertelang getragen, bis Titurel von Anschau (Anjou) den Auftrag empfing, zu seiner Bewachung eine Burg zu bauen und eine Ritterschaft zu gründen. Auf dem Berge Monsalwatsch in Spanien erhob sich die Burg, nach einem Grundriß aufgeführt, den Gottes Hand selbst auf den Berg gezeichnet hatte, und von Steinen aufgerichtet, die der Gral selbst herbeischaffte. Die Ritterschaft, der Orden „der Templeisen", die dort versammelt wurde, besteht aus Rittern, die Gott zu seinem Dienst erwählt hat. Durch eigne Kraft kann niemand den Ort finden, wo die Burg steht; der Wald um den Berg herum, 50 Meilen nach allen Seiten, ist ohne Gott unwegsam. Abgeschieden von der Welt leben die Ritter, beglückt und geweiht durch den Gral. Alle Wünsche vermag er zu spenden. Wer den Gral sieht, stirbt an dem Tage nicht; sieht jemand den Gral 200 Jahre lang, so bleibt ihm das Leben in wunderbarer Schönheit. Am Karfreitag kommt eine Taube vom Himmel, legt eine Oblate in den Gral und erneuert seine Wunderkraft. Gottes Wille verkündet sich durch eine Schrift, die am Rande des Gral erscheint. Ist sie gelesen, so verschwindet sie wieder. Die Templeisen aber sind dem Dienste des Gral gewidmet und halten alles Unwürdige, sollte es je nahen, von ihm fern.

## § 32. Eneïde von Heinrich von Veldecke c. 1185.

Heinrich von Veldeckes Eneïde ist Bearbeitung der lateinischen Äneassage aus dem französischen Romans d'Eneas.

Heinrich von Veldecke war niederdeutscher Herkunft. Er lebte am Hofe zu Kleve, als er die Dichtung begann. Unvollendet wurde sie ihm durch den

## § 31. Blütezeit 1180—1220.

**Die Blütezeit, dadurch gefördert, daß die Poesie aus den Händen von Geistlichen in die von Rittern übergeht, beginnt mit Heinrich von Veldecke. Die ritterlichen Ideeen kommen besonders dadurch zur Ausbildung, daß Stoffe, die zu den Sagen vom heiligen Gral und von König Artus gehören, nach Deutschland gelangen.**

Der hauptsächlichste Fortschritt, der in dieser Zeit, die Form betreffend, gemacht wird, besteht darin, daß die Mangelhaftigkeit der Reime überwunden wird. Man findet bloß vokalische Anklänge nicht mehr genügend und strebt nach eigentlichen (Vokal- und Konsonant-umfassenden) Reimen. Je zwei nebeneinander stehende Verse werden durch den Reim gebunden. Der rhythmische Bau des einzelnen Verses ist jetzt wie vordem auf das Hauptgesetz des Zusammenschritts zwischen Satz- und Versgliederung gegründet. Zwei Hauptbegriffe schließen den Satz oder das Satzglied ab, ebenso wie die dadurch gegebenen zwei Hauptaccente den Auf- und Abschwung des Versklangs bewirken. Die Freiheit, die der Dichter hat, die zwei Hauptaccente durch zugehörige Begriffe zu unterstützen, giebt ihm Gelegenheit, in dem Maß und der Art, wie er dabei verfährt, sein Geschick und sein Schönheitsgefühl zu zeigen. Die gedankliche Zusammengehörigkeit je zweier Verse, die durch den Reim gebunden sind, gilt aber nicht mehr als Regel. Im Gegenteil, sie wird dadurch, daß in der Mitte eines reimenden Verspaares ein Satzschluß eintritt, häufig aufgelöst. Heinrich von Veldecke, „Vater der höfischen Kunst", wird am Schluß des Blütezeitalters von Gottfried von Straßburg mit folgenden Versen gepriesen:

Der sprach aus vollen Sinnen.
Wie lieb sang er von Minnen!
Wie schönen Schnitt er fand!
Ich glaube, sein Verstand
Sei Pegasus' Quell' entnommen,
Von dem ja alle Kunst gekommen.
Gekannt hab' ich ihn selber nicht,
Gehört aber der Besten Bericht,
Die da in seinen Jahren
Und seitdem Meister waren:
Die geben ihm den Preis.
Er impfte das erste Reis
In deutscher Zungen!
Daher sind Äste dann entsprungen,
Von wo die Blumen kamen,
Draus sie die Lehren nahmen
Zu meisterlichem Funde.
Nun ist eben diese Kunde
So weit verbreitet
So mannigfach geleitet,
Daß alle, die nun sprechen,
Den Zaubergriff da brechen
Von jenen Blumen und Reisen
An Worten und an Weisen.

Die Gral- und Artussage haben, jene in Spanien, diese in England ihren Ursprung. Nach Deutschland sind sie durch französische Dichter (Trouvères § 27) gekommen. — Artussage. König Artus, Fürst der keltischen Stämme im westlichen Britannien († 542), war der letzte Held, der durch seine Kämpfe gegen die Angelsachsen das Nationalbewußtsein der Kelten poetisch anregte. Er wurde in Bardenliedern vielfach gefeiert, und allmählich bildete sich unter seinem Namen ein Kreis von Sagen, der von Wales ausgehend, über Britannien, seit 1140 auch nach Frankreich kam. — König Artus, zu Kaerlleon am Usk in Wales, versammelt um sich viele tausend Ritter: Vorbilder der Tapferkeit und feinen Sitte. Neben ihm thront seine Gemahlin Ginevra, das Muster aller ritterlichen Damen. Auf den Rat des Zauberers Merlin, der, ein Sohn Lucifers, den König auf seinen Zügen begleitet, gründet Artus die Tafelrunde: eine Auswahl von Zwölfen. Ein Sporn soll der Ritterschaft gegeben werden, in Tugend miteinander zu wetteifern. An einer runden

Tafel sitzen sie mit dem Könige und der Königin, denn die Gleichheit ritterlichen Wertes gestattet nicht, einem den Vorrang durch den Ehrensitz anzuweisen. An Kurzweil fehlt es hier nie, Gäste finden sich zahlreich ein, nirgends giebt es wertere Aventiure, als bei König Artus. Zur Beschützung der Frauen, Demütigung Übermütiger, Befreiung Bezauberter, zur Bändigung von Riesen und Zwergen ziehen die Ritter aus. Der Wald Breziljan ist vorzugsweise der Ort, wo Zauber zu lösen sind. König Artus aber zieht durch alle Lande. Soweit Ritterschaft besteht, soweit reicht sein Bann. Die vorzüglichsten Ritter sind: Gawein, Erek, Lanzelot, Iwein, Tristan, Parcival ꝛc. — Gralsage. Das Wort „Gral" stammt aus dem altfranzösischen gréal, d. h. Schüssel. (San gréal: heilige Schüssel.) — Über den Ursprung der Sage sagt Wolfram von Eschenbach, daß ein maurischer Sternkundiger, Flagetanis, zuerst von dem heiligen Gral Kunde gegeben habe; als seine eigne Quelle nennt er den „Meister Kyot" (wahrscheinlich der provençalische Dichter Guiot de Provins). Daß die Gralsage aus Spanien stamme, ist schon deshalb glaubhaft, weil das christlich-ritterliche Sagenbild vom Gral der mohammedanischen Erzählung von der Kaaba nachgebildet erscheint. (Kaaba d. i. der auf Seth, Adams Sohn, zurückgeführte Sühnetempel, in dessen östliche Wand der schwarze Stein eingemauert ist, den auf Gottes Geheiß der Engel Gabriel vom Himmel an Abraham gebracht hat.) — Der heilige Gral ist eine aus Jaspis gearbeitete Schüssel. Christus bediente sich ihrer, als er das Brot brach; Joseph von Arimathia fing den Tropfen Blutes darin auf, der aus des Herrn Seite floß, als Longinus den Lanzenstich hineingethan hatte. So haben Leib und Blut des Herrn, die Gnadengaben, durch welche Gott die Welt erlöst hat, im Gral gelegen; und noch immer ist er ein Wunder- und Gnadenmittel Gottes für die Menschen. Nach Josephs von Arimathia Tode wurde der Gral in der Luft von Engeln jahrhundertelang getragen, bis Titurel von Anschau (Anjou) den Auftrag empfing, zu seiner Bewachung eine Burg zu bauen und eine Ritterschaft zu gründen. Auf dem Berge Monsalwatsch in Spanien erhob sich die Burg, nach einem Grundriß aufgeführt, den Gottes Hand selbst auf den Berg gezeichnet hatte, und von Steinen aufgerichtet, die der Gral selbst herbeischaffte. Die Ritterschaft, der Orden „der Templeisen", die dort versammelt wurde, besteht aus Rittern, die Gott zu seinem Dienst erwählt hat. Durch eigne Kraft kann niemand den Ort finden, wo die Burg steht; der Wald um den Berg herum, 50 Meilen nach allen Seiten, ist ohne Gott unwegsam. Abgeschieden von der Welt leben die Ritter, beglückt und geweiht durch den Gral. Alle Wünsche vermag er zu spenden. Wer den Gral sieht, stirbt an dem Tage nicht; sieht jemand den Gral 200 Jahre lang, so bleibt ihm das Leben in wunderbarer Schönheit. Am Karfreitag kommt eine Taube vom Himmel, legt eine Oblate in den Gral und erneuert seine Wunderkraft. Gottes Wille verkündet sich durch eine Schrift, die am Rande des Gral erscheint. Ist sie gelesen, so verschwindet sie wieder. Die Templeisen aber sind dem Dienste des Gral gewidmet und halten alles Unwürdige, sollte es je nahen, von ihm fern.

## § 32. Eneïde von Heinrich von Veldecke c. 1185.

Heinrich von Veldeckes Eneïde ist Bearbeitung der lateinischen Äneassage aus dem französischen Romans d'Eneas.

Heinrich von Veldecke war niederdeutscher Herkunft. Er lebte am Hofe zu Kleve, als er die Dichtung begann. Unvollendet wurde sie ihm durch den

„Der hohe Werkmann
Etwas Lehm drauf nahm,
Wie der thut, der aus Wachs
Ein Bildwerk macht.
So gebrauchet er den Lehm,
Wie's gefiel den Zween:
Dem Vater und dem Sohne
Mit dem Spiritus sanktus.
Doch waren ihrer nicht drei,
Der eine hatte der Namen drei.
In seines Vaters Weisheit
Und mit des heiligen Geistes Geleit
Hat er aus dem Lehm einen Mann
Nach seinem Bilde gethan &c."

Pilatus ist in der Legende ein Sohn eines rheinischen Königs. Als Geisel kommt er zu Julius Cäsar und wird dem Herodes zur Bändigung des Judenvolks überwiesen. Nach der Kreuzigung Christi foltert ihn das Gewissen, er bringt sich selbst um und wird als Geist an den Pilatussee in der Schweiz gebannt.

# Dritte Periode.

# Blüte der ritterlichen und Volkspoesie in der Zeit der Kreuzzüge 1100—1300.

## § 23. Gründe des Aufschwungs.

Die Gründe des Aufschwungs, den die Poesie im 12. Jahrh. erfuhr, lagen 1. in den Kreuzzügen (geistiger Verkehr, sowohl im Volke, wie mit anderen Völkern, besonders mit Frankreich, wurde rege; Phantasie und Empfindung, aufs Hohe und Außerordentliche gerichtet, wurde belebt); 2. in der Erhebung des Ritterstandes und der Höfe zur Pflege der Poesie; 3. in der Erweckung des Volksgefühls durch die Politik der Hohenstaufen.

In den Kreuzzügen lag eine Erregung des Volkes, die teils besonders stark war, teils in gleicher Weise durch alle Stämme ging. Durch kreuzpredigende Geistliche wurde sie wach erhalten. Die Annäherung der Stämme untereinander, wie sie daheim und auf den Zügen stattfand, unterstützte die Bildung einer gemeinsamen Volkssprache (mhd. § 7). Die großen, ungewöhnlichen Erlebnisse, die Bekanntschaft mit fernen Ländern und Völkern, zumal mit denen des Orients, gaben dem Geiste die Richtung und Regsamkeit, deren die Poesie bedarf. Das Bewußtsein, im unmittelbaren Dienste Gottes ausgezeichnete Unternehmungen zu vollbringen, wandte den Sinn über das Alltägliche und Prosaische hinaus. — Ritterstand und Höfe. Besonders kräftig vollzog sich die Steigerung des Volksgeistes, weil sie unter lebhafter Beteiligung des Standes vor sich ging, der auf der Höhe des äußeren Lebens, des Reichtums, Ansehens und der Macht sich befand. Von dem Völkerverkehr, wie ihn die Kreuzzüge hervorbrachten, schrieb sich die Veredelung der gesellschaftlichen Formen, die unter den Rittern und an den Höfen herrschend wurden. Aus der Provence hatte Kaiser Friedrich I. Ritter als Ordner des Hof- und Ritterceremoniells berufen: Ritterschlag (svertleite), Turnier (turnei), Zweikampf mit Speeren (tjoste), Ritterspiel in Scharen (buhurt) 2c. Die in Frankreich bereits zur Blüte gelangte Troubadourpoesie legte es den deutschen Rittern nahe, sich ebenso zu versuchen. Der deutsche Volksgeist erfaßte die Ideeen der Provençalen tiefer und reiner. Unter dem Einfluß religiöser Weihung, namentlich der Anbetung der Jungfrau Maria, der in Jugendschönheit thronenden Himmelskönigin, kam ein Ideal des Rittertums auf, das, wie sehr ihm durch die Mängel der Wirklichkeit widersprochen wurde, eine regelnde

Kraft für die Bestrebungen und Urteile behielt. „Mit viererlei Pracht," sagt Gottfried von Straßburg, „ist ein Ritter geziert:

Die eine ist hoher Mut,
Die andre volles Gut,
Die dritte ist Besonnenheit,
Die vierte Sinnes Höfischkeit.

Dem hohen Mut ziemt das Begehren,
Dem vollen Gute das Gewähren,
Besonnenheit fügt zusammen beid',
Höfischer Sinn näht ihnen das Kleid."

Der Ausdruck „ritterliche Zucht, höfische Sitte" wurde eine Zusammenfassung von Pflichten nach allen Seiten: aufs gesellschaftliche Benehmen, aufs Wagen im Kampf, aufs sittliche Verhalten. Die Trennung in ein weltliches und geistliches Rittertum (die Ritterorden) erhielt die Gedanken über Grade und Art der ritterlichen Vollkommenheit in lebendiger Spannung. Höfe, welche dieser Entwicklung besonders dienlich waren: der des sächsischen Herzogs Heinrichs des Stolzen, dessen Gemahlin Gertrud, Tochter Kaiser Lothars (§ 27); der der Babenberger Herzöge in Östreich, namentlich Friedrichs I. († 1198) und Leopold III. († 1230); ferner der des Landgrafen von Thüringen, besonders Hermanns († 1216). Dem ganzen Volke aber kam die Umwandlung zu gute. — Hohenstaufen (Konrad III. 1138—52, Friedrich I., Barbarossa † 1190, Heinrich † 1197; Doppelwahl: Philipp von Schwaben, ermordet 1208, und Otto IV. von Braunschweig 1198—1215; Friedrich II. † 1250, Konrad IV. † 1254). Durch die Politik dieses Kaiserhauses kam eine starke Gegenwirkung gegen die Demütigungen, welche das deutsche Kaisertum und mit ihm das deutsche Volk besonders durch Gregor VII. erfahren hatte, zur Geltung. Der Papst wurde dem deutschen Volk der Inbegriff des Fremden (walh, walich [aus gallus], welsch), dem gegenüber nun das eigne (tiusch, deutsch § 2) zu erhöhter Anerkennung gelangte. Die hinterhaltige Interessenpolitik, welche Innocenz III. (1198—1216) bei der Spaltung der Reichswahlen und sonst zeigte, stärkte die Mißachtung der weltlichen Papstmacht (§ 47).

## § 24. Übersicht.

**Die Periode verläuft in drei Entwicklungsstufen: 1. Vorbereitungszeit (1100—1180); 2. Blütezeit (1180—1220); 3. Verfall (1220—1300).**

In der Zeit 1100—1180 wird die Poesie vorherrschend teils von Geistlichen, teils unter Hervorkehrung von geistlichen Gesichtspunkten gepflegt. Die Kirche wurde Führerin zum Aufschwung der Poesie. — Die Blüte der Zeit von 1180—1220 besteht darin, daß die Ideeen des ritterlich höfischen Lebens zu glänzender und reichlicher Darstellung gelangen, und zwar sowohl in gewählter Künstlichkeit von ritterlichen Dichtern selbst gepflegt, wie auch in volksmäßiger Kraft im Anschluß an den Volksgesang. — Der Verfall der Poesie seit 1220 zeigt zweifache Form: Überfeinerung der Künstlichkeit und Durchbruch rohen Sinnes. — Der bedeutendste Fortschritt der Form, den die Poesie in dieser Zeit macht, besteht darin, daß die epische und lyrische Art sich trennen. Die lyrische Poesie der ritterlichen Richtung wird nach ihrem hauptsächlichen Anlaß „Minnepoesie" genannt (§ 45 rc.).

# Erster Abschnitt.

## Epische Poesie der geistlich-ritterlichen Richtung.

### § 25. Vorbereitungszeit 1100—1180.

Die Stoffe, mit deren Bearbeitung die Poesie ihren Aufschwung gewann, waren: 1. geschichtliche (Annolied, Kaiserchronik); 2. französische Dichtungen (Rolandlied, Alexanderlied, Isegrims Not); 3. deutsche Erzählungsstoffe und zwar: älteren Ursprungs (Biterolf und Dietleib, Klage) und jüngeren Ursprungs (König Rother, Herzog Ernst); 4. Legenden (Orendel, Marienlegende).

Die Versform, welche für die epische Poesie dieser Richtung in Gebrauch ist, sind die altdeutschen Reimpaare. Dem rhythmischen Bau nach stimmen die einzelnen Verse mit denen der Otfridstrophe überein: zwei Hauptbegriffe sind zu einem Satz oder einem gedanklich trennbaren Satzgliede verbunden; die zwei und zwei Tonhöhen geben dem Satze den Schwung und Abschluß des Verses. Die Verbindungen von je vier Versen zu einer Strophe fällt aber fort; ja vielfach wird auch der gedankliche Abschluß eines Verspaares, das durch den Reim klanglich verbunden ist, aufgehoben.

### § 26. Annolied c. 1120, Kaiserchronik c. 1140.

Annolied und Kaiserchronik sind Weltgeschichtsdichtungen mit dem Grundgedanken, daß die Verheißung der göttlichen Gnade ihre Erfüllung im deutschen Kaiserreich gefunden habe. Dasselbe verhilft der von Rom kommenden Glaubensmacht zur Verwirklichung. Im Annolied werden die Geschichtserzählungen mit einer Verherrlichung des Erzbischofs Anno von Köln verwebt; in der Kaiserchronik episodisch aneinandergereiht.

Weltgeschichtliche Darstellungen mit der Erschaffung Himmels und der Erde und dem Sündenfall zu beginnen, war Gewohnheit der lateinischen Chroniken, die in Klöstern vielfach gefertigt wurden. Die Auffassung dabei war, was die Zeit bis Christus betrifft, der Bibel gemäß. Vier Weltmonarchieen wurden (der Vision des Propheten Daniel entsprechend) unterschieden: Babylon, Chaldäa, Macedonien, Rom. Sie standen unter dem Fürsten der Hölle. In den Darstellungen nach dieser Zeit mischt sich Geistliches und Weltliches, Rom und Deutschland, alle Jahrhunderte verworren untereinander. Annolied und Kaiserchronik stimmen große Strecken lang wörtlich überein. Und auch wo sie nicht übereinstimmen, gehen ihre Auffassungen zusammen. Die Geschichte Cäsars geht mit der der deutschen Stämme (Franken, Sachsen, Sueven) in eins. Die Franken stammen wie Cäsar von den Trojanern; mittels deutscher Heere gewinnt Cäsar den Sieg über Pompejus; Collatinus, der Gemahl der Lucretia zu Tarquinius' Zeit, ist ein edler Ritter aus Trier; Tarquin regiert nach Nero ꝛc. Über alle Erzählungen breiten sich die Wunder der Legendenphantasie. — Anno, der im Annolied besungene Gottesheld, war unter Heinrich III. Reichskanzler, während der Minderjährigkeit Heinrichs IV. eine Zeit lang Reichsverwalter, als geistlicher Fürst ausgezeichnet durch seinen

Wandel, wie durch den Eifer in der Überwachung der klösterlichen Zucht, Gründer von Kirchen und Klöstern, † 1075. Im Jahre 1183 wurde er vom Papste unter die Heiligen versetzt. Lange vorher schon entstand das Lied auf ihn. Am Schlusse desselben folgende Erzählung. Als Anno die Wirrsale im Reich nicht alle beschwichtigen konnte, wünschte er zu sterben. Da, als er einst nach Salfeld in Thüringen ritt, that sich der Himmel auf, er sah die göttliche Wonne, von deren Anblick er so bestürzt wurde, daß er erkrankte. In der Nacht darauf kam er in einen königlichen Saal, auf allen Stühlen saßen heilige Bischöfe, nur einer war unbesetzt. Er aber durfte sich nicht darauf setzen, bevor er einen Fleck, der auf seiner Brust haftete, nicht ausgelöscht hatte. Er gab den Kölnern, die sich an ihm versündigt hatten, Versöhnung und trat zur ewigen Gnade vor Gott. An seinem Grabe aber wirkt Gott Wunder an Kranken und Lahmen. Einst ritt mit Lästerworten ein Heide vorüber. Da sprangen ihm beide Augen aus und fielen zu Boden. Erschreckt beichtete er, rief die Hilfe des heiligen Anno an und in seine Augenhöhlen kamen neue Augen. — Die Kaiserchronik ist umfangreicher, namentlich durch Legenden und Zauberanekdoten (z. B. im römischen Senat hing eine Zauberschelle, die läutete, sobald ein Volk im Umkreis der Erde sich empörte). „Es sei Gewohnheit," fängt das Lied an, „daß in diesen Zeiten große Lügen erdacht und mit künstlichen Worten zusammengefügt werden. Die Seele derer, die so thun, wird einst darüber brennen. In des allmächtigen Gottes Minne, so will ich das Lied beginnen." Der Dichter entnimmt seine Darstellungen einem „deutschen Buch, das Chronika geheißen. Darin ist alles wohl berichtet". Das Werk hat dem Geschmack des Zeitalters durchaus entsprochen; existiert in zahlreichen Handschriften, oftmals, sogar noch ein Jahrhundert später überarbeitet, in reinere Reime gebracht und bis zum Tode Friedrichs II. fortgeführt.

## § 27. Rolandlied, Alexanderlied, Isegrims Not.

**Aus Bearbeitung gleichzeitiger französischer Dichtungen sind entstanden: das Rolandlied vom Pfaffen Konrad, das Alexanderlied vom Pfaffen Lamprecht und Isegrims Not von Heinrich der Gleisner.**

Die französischen Dichter, die hier in Betracht kommen, Kunstdichter Nordfrankreichs (Bretagne und Normandie), werden mit dem Namen Trouvère bezeichnet. Die Bearbeitungen der Deutschen waren meistens sehr frei, sowohl mit Änderungen wie mit Zusätzen reichlich versehen. — Rolandlied c. 1130. Konrad, Kapellan im Dienste Heinrichs des Stolzen (§ 23), arbeitete den französischen chanson de Roland (der Text ist nicht erhalten) zuerst ins Lateinische, dann in deutsche Reimpaare. Karl der Große war für Frankreich der Held des Nationalepos geworden. In provençalischen Liedern tritt besonders der Zug Karls nach Spanien im Lichte eines Kreuzzuges auf. Zwölf Helden umgeben ihn. Der Name Rolands, des bedeutendsten unter ihnen, ist als Name einer geschichtlichen Person nur durch eine kurze Notiz beglaubigt, die ihn den Präfekten der britannischen Grenze nennt. Anfangsverse des Rolandliedes:

Schöpfer aller Dinge,
Kaiser aller Könige (kuninge),
Ja, du oberster Rechtswart,
Lehr' mich selbst dein Wort!
Du sende mir zu Munde

Deine heilige Urkunde,
Daß ich die Lüge meide,
Die Wahrheit schreibe.
Von einem rühmlichen Mann,
Der das Gottesreich gewann.

Der Mann ist Karl der Kaiser. Ihm erscheint ein Engel und heißt ihn das Kreuz gegen die Sarazenen in Spanien nehmen. Geweiht vom Bischof, zieht er mit seinen zwölf Fürsten und vielen Kriegsleuten dorthin. Sie erstürmen die Städte, überwinden die Heere, bekehren die Heiden, bis sie vor Saraguz ankommen, wo Marsilie herrscht. Marsilie sendet einen Friedensantrag an Karl. Während Roland, Olivier, Turpin und die andern mißtrauen, hegt Genelun (Rolands Stiefvater, Karls Schwager) den Wunsch der Rückkehr. Und da nach seinem Willen die Unterhandlung mit den Feinden aufgenommen werden soll, wird er selbst ins feindliche Lager gesandt. Seine kecke Sprache bringt ihn hier in Gefahr; und um sich zu retten, auch um sich an Roland zu rächen, der seine Sendung besonders betrieben hatte, wird er zum Verräter. Er giebt den Heiden den Rat, Unterwerfung und Annahme des Christentums zu versprechen, den Kampf aber mit der Nachhut aufzunehmen. Roland führt die letztere. Furchtbarer Kampf im Thale Runzival. Die Nacht unterbricht ihn, himmlischer Tau stärkt die christlichen Streiter. Als am folgenden Tage neue Heere Marsilies und seiner Verbündeten heranrücken, sieht Roland seinen Untergang voraus. In das Horn Olifant (von elephas, Elfenbein) blasend, daß den Heiden die Ohren gellen, giebt er dem Kaiser in Aachen Nachricht von der Gefahr. Da Genelun die Rückkehr Karls widerrät, ahnt dieser den Verrat und läßt ihn gefangen mit sich fortführen. Bevor Karl am Orte der Schlacht erscheint, sind die Helden alle gefallen. Roland, zum Tode verwundet, hatte sich an einen Baum gelehnt, den Heiden, der ihm das Horn nehmen wollte, mit demselben niedergeschlagen, so daß es zersprang, hatte sein Schwert Durendart (von durare, dauern) vergeblich an einem Stein zu zerhacken gesucht, endlich seinen Handschuh gen Himmel erhoben, worauf ein Engel erschienen war und ihm denselben abgenommen hatte, während er betend starb. Wie raufte Karl den Bart und schlug die Brust! er klagte und weinte um die Toten, daß der Stein noch heute naß ist, auf dem er saß. Endlich ermannte er sich. Wie viele fremde Fürsten gegen ihn in den Kampf zogen, zahlloses Kriegsvolk von 42 Königen, so überwand und vernichtete sie Karl doch alle. Marsilie war umgekommen; des Königs Gemahlin nahm die Taufe. In Aachen wurde darauf Gericht über Genelun gehalten, indem er, wilden Rossen an die Schweife gebunden, zerrissen wurde. — Alexanderlied c. 1140, Bearbeitung des französischen Epos von Aubry de Besançon. Schon im Altertum war Alexanders des Großen kurzes und glänzendes Kampfesleben Gegenstand romanhafter Darstellungen gewesen. Der Pfaffe Lamprecht lebte am Niederrhein. Seine Darstellung bewegt sich in grellen Kontrasten. Alexanders Haar, heißt es, war strupp und rot, gleich einem Fisch, der im Meere dahinzieht, und dick und kraus, wie eines Löwen Locke; seiner Augen war eines himmelblau wie eines Drachen, das andere schwarz, wie eines Greifen. Im Zorne stand er wie ein Wolf überm Raube; im Kampfe schlug er, wie der Donner thut. Die Erinnerung an seine Mutter (Olympias) wandelt den Wüterich gänzlich um. Als Darius sich für die Wohlthaten bedankt, die den Seinigen zu teil geworden sind, antwortet Alexander: „Was ich deinem Weibe zu gute gethan, verdankt sie meiner Mutter; um ihrer Liebe willen diene ich allen Frauen gerne.“ In einem Briefe, den er nach dem Siege über Porus aus Indien an seine Mutter und an Aristoteles schreibt, schildert er einen Zauberwald, wo liebliche Mädchen aus Blumenkelchen hervorwachsen. Er kommt weiterziehend zu einem Volk, das zu ihm sagt: „wir haben nicht Haus, noch Burgen; drum leben wir ohne Sorge. Jetzt, da wir leben, und einst, wenn wir sterben, deckt uns der Himmel, das ist unser Trost.“ Auf

Alexanders Aufforderung, sich von ihm etwas zu erbitten, fordern sie Unsterblichkeit. „Die vermag ich nicht zu gewähren.“ Wie kommst du denn dazu, solch Wunderwesen auf der Erde zu treiben? „Das geschieht nach des Höchsten Gewalt. Wir müssen üben, was von daher kommt. Das Meer mag niemand trüben, es trübt es nur der Wind. So lang' ich lebe, will ich meiner Sinne Meister sein. Ich muß beginnen, was mir wohl thut.“ Er kommt bis an den Ort, „wo der Welt Abgrund steht und sich herum der Himmel dreht, wie um die Achse ein Rad“. Da fordert er Zins von den Engelchören. Aus dem Thor des Paradieses hervortretend, überreicht ihm ein Greis einen Stein, von dem er lernen solle, was ihm ziemt. Er kehrt um, beruft die Weisen der Erde. Ein alter Jude deutet ihm den Stein als Mahnung zur Demut und Bußfertigkeit. Sterbend empfängt er Vergebung der Sünden. — Isegrims Not von Heinrich der Gleisner (glichesære) ist nur bruchstücklich vorhanden. Spätere Bearbeitungen (unter dem Titel Reinhart der Fuchs) sind vollständiger. Der Löwe will sich die Tiere unterthan machen. Als er den Ameisen, die sich widerspenstig halten, den Bau zertritt, kriecht ihm eine ins Ohr. Der Löwe wird krank davon. Der Bär Isegrim, Wolf und Katze müssen auf des Fuchses Rat ihr Fell hergeben, damit der Löwe in Schweiß gerate 2c.

## § 28. Biterolf und Dietleib, die Klage.

**Unter den Dichtungen, welche deutsche historische Heldensage in der Kunstform der geistlichen Poesie (Reimpaare) behandeln, sind hervorzuheben Biterolf und Dietleib, ferner die Klage.**

Beide Dichtungen, verglichen mit dem (aus dem Volksgesang hervorgegangenen) Nibelungenlied, zeigen in bewunderungswürdiger Weise einerseits den Reichtum, andererseits die freie, vielgestaltige Verwendbarkeit der Heldensagenstoffe, die seit der Völkerwanderung ihren Anfang genommen und von allen Orten her Zuwachs empfangen hatten. — Biterolf und Dietleib. Biterolf ist König zu Toledo in Spanien. Um bei Etzel Dienste zu nehmen, verläßt er Weib, Kind und Königreich. Auf dem Zuge dahin trifft er mit Walther von Aquitanien, Gelfert von Bayern, Rüdeger von Bechelaren zusammen. Zehn Jahre lang Dienste bei Etzel, besonders im Kampfe mit Polen und Preußen. Biterolfs Sohn, Dietleib, zieht, achtzehn Jahre alt, mit drei Knaben in der Rüstung seines Vaters aus, um diesen zu suchen. Unterwegs wird er von Gunther und seinen Mannen angerannt, flieht, schwört ihnen Rache und kommt bis zu Etzel. Dort leben Vater und Sohn zusammen, ohne sich zu kennen. Bei Gelegenheit eines Kriegszuges gegen Polen geraten im Schlachtgewirre Vater und Sohn aneinander. Beim Klange des Schwertes, das sein Gegner führt (es ist sein eignes Schwert) stutzt Biterolf. Große Freude des Erkennens. Auf Dietleibs Bitte rüstet Etzel zum Kriege gegen Gunther. Mit Biterolf und Dietleib zusammen sind Dietrich mit den Amelungen, Rüdeger 2c. Auf Gunthers Seite dagegen stehen Sifrid aus Niederland, Walther von Spanien, Herbort von Dänenland, Lüdegast und Lüdeger von Sachsen 2c. Großes Morden und schließlich Aussöhnung. — Die Klage, gewöhnlich „Nibelungenklage“ genannt, behandelt den Untergang der Burgunden- und Hunnenhelden am Hofe Etzels auf Kriemhilds Anlaß, nicht im Tone episch fortschreitender Erzählung, sondern als Klage Etzels, Dietrichs und Hildebrands, die übrig geblieben sind, und deren Schmerz bei der Totenschau von neuem erregt wird. An die Witwen, Gotelind, Witwe Rüdegers von

Bechelaren, und Brünhilde, Witwe Gunthers, wird Botschaft gesandt. Bischof Pilgerin in Passau verpflichtet die Boten, auf der Rückkehr wieder einzukehren, damit er alles genau erfahren und aufschreiben lassen könne. Brünhilde klagt sich als Urheberin des Unheils an. In kleineren Einzelheiten ist die Darstellung der Klage von der des Nibelungenliedes mannigfach abweichend. Der Tendenz nach liegt der Hauptunterschied darin, daß die „Klage“ den geistlichen Gesichtspunkt hervorkehrt. Kriemhild wird der Greuelthaten wegen gerechtfertigt, namentlich wird das ewige Leben ihr zugesprochen. „Weil sie in Treue den Tod erlitt, wird sie durch Gottes Huld manchen Tag im Himmel leben. Gott wird denen, die mit Treue enden, das Himmelreich zuwenden.“ (In den alten Handschriften findet sich die Klage nur als Nachtrag zum Nibelungenlied.)

## § 29. König Rother, Herzog Ernst.

**Dichtungen, in denen vorherrschend jüngere deutsche Erzählungsstoffe unter unmittelbarem Einfluß von Kreuzzugserlebnissen in Reimpaaren behandelt werden, sind König Rother und Herzog Ernst.**

König Rother (c. 1150). Der Hauptheld gehört der longobardischen Sage an (König Rothari † 652); damit verbinden sich ostgotische Bestandteile (Dietrich), ferner französische (Rothers Nachkommen führen zu Karl d. Gr.). Die Gesangeslust des 12. Jahrh. findet ihren Ausdruck (König Rother singt bei Entsendung seiner Mannen drei Laiche: wo sie diese werden hören, wird ihnen Hilfe nahe sein). In den Schilderungen der Örtlichkeiten lassen sich die auf den Kreuzzügen erworbenen Kenntnisse erkennen. Alle Gesichtspunkte aber werden mit Vorliebe in geistlichen Betrachtungen zusammengefaßt. Schließlich wird durch Einkehr ins Kloster dem weltlichen Leben entsagt. — Inhalt: Rother, König über dem Westmeer zu Bare (Bari in Apulien), wünscht die Tochter des Königs Konstantin zu Konstantinopel zu freien. Boten, die zur Werbung hingeschickt werden, müssen im Gefängnis schmachten. Rothers persönliche Ankunft, zuerst unter dem Namen Dietrichs, mit Asprian, der zu groß und zu schwer ist, als daß ein Roß ihn trüge, mit Widolt, der wie ein Löwe an der Kette geführt werden muß, um Unheil zu verhüten, hat auch nicht den Erfolg, daß Konstantin ihm die Tochter gewährt. Er bedient sich einer List. Aus dem siegreich beendeten Kriege gegen Ymelot, König von Babylon, Konstantins Feind, eilt er allein in die Burg und erschreckt die Königin und ihre Tochter durch die falsche Nachricht, daß Ymelot gesiegt habe. Um nicht in Feindes Macht zu fallen, lassen sich die Frauen entführen. Konstantin läßt nach einem Jahre seine Tochter durch einen Spielmann zurückbringen. Rother zieht von neuem hin, um seine Gemahlin wieder zu gewinnen. Es gelingt erst nach vielen Gefahren und Kämpfen. Rother und seine Gemahlin gehen gegen das Ende ihres Lebens ins Kloster.

Herzog Ernst (1170). Die Geschichte zweier Reichsempörer: Ludolfs, des Schwabenherzogs, gegen seinen Vater Otto I. (nach des letzteren Vermählung mit Adelheid, Witwe Lothars 951); und Ernsts, des Schwabenherzogs, gegen seinen Stiefvater Konrad II. (nach dessen Vermählung mit Ernsts Mutter Gisela, der verwitweten Herzogin von Schwaben 1030), sind mit ihren Namen zu einer Erzählung zusammengeflossen, deren Hauptinteresse in die Irrfahrts- und Kreuzzugsabenteuer des 12. Jahrhunderts gelegt wurde. Fabelhafte Erzählungen antiker Erdbeschreibung sind dabei mit verwandt worden. Die älteste

Fassung des Gedichts (c. 1170) ist nur in Bruchstücken vorhanden. Es bewahrte sein Interesse lange und ist in verschiedenen Überarbeitungen vorhanden. — Inhalt: Adelheid, verwitwete Herzogin von Bayern, sendet ihren Sohn Ernst mit Wetzel und seinen Mannen nach Frankreich und Griechenland, wo er den Ritterschlag empfängt. Als Kaiser Otto um Adelheid wirbt, wird Ernst zurückgerufen, giebt seine Einwilligung und Kaiser Otto wird sein Stiefvater. Das freundliche Vernehmen zwischen Vater und Sohn wird durch Verleumdungen Pfalzgraf Heinrichs gestört. Aufs äußerste aufgebracht, reitet Ernst nach Speier, tötet den Pfalzgrafen im Gemach des Kaisers und wird in die Acht gethan. Als er nach jahrelangem Kampf nicht länger widerstehen kann, nimmt er mit Graf Wetzel das Kreuz. Wohl tausend Mann sind im Gefolge. In Konstantinopel schiffen sie sich ein. Am fünften Tage verursacht ein Sturm, daß die Schiffe teils versinken, teils zerstreut werden. Herzog Ernst wirft endlich vor Kypria Anker. Weite Säle mit Goldverzierungen, königlichen Stühlen, Teppichen und reich mit Speisen bedeckten Tafeln; aber niemand darin. Die Helden stillen ihren Hunger und kehren dann mit Vorrat zum Schiffe zurück. Bevor sie am nächsten Tage absegeln, gehen Herzog Ernst und Graf Wetzel noch einmal zur Burg, erfreuen sich an den Gärten, Bädern, Ruhelagern, Speisen. Da hören sie plötzlich wunderlich rauhe Stimmen, als ob Kraniche von allen Seiten in die Burg fallen, und erblicken ein Volk heranreiten, in weißen Kleidern, mit Hälsen und Schnäbeln wie Kraniche. Dem Herrn dieses Volkes folgen zwei, welche eine Jungfrau führen, die eine kostbare Krone trägt und sehr schön, aber traurig ist und vom Weinen gerötete Augen hat. Sie ist die Tochter des Königs von Indien und soll dem König des Schnabelvolkes sich vermählen. Ernst und Wetzel, aus ihrem Versteck hervortretend, fallen über den Kämmerer, den Schnabelkönig und seine Begleiter her, befreien die Jungfrau, die bald an ihren Wunden stirbt, und segeln weiter. Im Lebermeer gerät das Schiff an den Magnetberg, von dem es nicht wieder loskommen kann. Es zerfällt und alle Mannen bis auf sieben sterben vor Hunger. Die Leichname der Toten werden von den Greifen weggetragen. Da fällt Herzog Ernst auf den Gedanken, sich in Häute zu nähen und von den Greifen ebenfalls wegtragen zu lassen. In dem Nest der Greifen schneiden sich die Helden aus ihren Häuten heraus und leben in der Wald- und Felswildnis, bis sie durch die Wände ein Wasser gleiten sehen. Da bauen sie ein Floß und fahren hindurch. Auf der Mitte der Fahrt erblicken sie einen Edelstein von großem Umfang und Glanz. Herzog Ernst bricht ihn los, um die Krone des deutschen Kaisers damit zu schmücken. Auf der anderen Seite des Gebirges kommen sie in ein reiches Land, Arimaspy, dessen Bewohner, die Cykropiden, nur ein Auge haben. Der König dieses Volkes gewinnt Herzog Ernst lieb und hält ihn bei sich in Ehren. Nach einem Jahre wird er von dem Volk der Plattfüße bekriegt, die über Bruch und Moor laufen, wohin weder Mann noch Roß ihnen folgen kann, die zum Schutz vor Unwetter ihre Füße wie Schirme über sich ausbreiten. Herzog Ernst und Graf Wetzel siegen über sie und werden dafür, jener mit einem Herzogtum, dieser mit einer Grafschaft belohnt. Im Dienste desselben Königs siegt Herzog Ernst darauf über ein anderes Volk, das nackt ging, aber mit breiten und langen Ohren behangen war. Auch dem Zwergvolke auf der Insel Pikney, das von Vögeln bedrängt war, die keine Früchte aufkommen ließen, hilft er eine große Menge Vögel töten. Er siegt dann über das Volk der Riesen aus Kananea, indem er sie in einen Wald lockt, wo sie ihre großen Stangen nicht

gebrauchen können. Nach vielen Jahren verlangt es ihn nach dem heiligen Grabe, wo er große Thaten zum Heile der Christenheit vollführt. Sein Ruhm verbreitet sich bis in die deutschen Lande, wo seine Mutter den Kaiser über ihn besänftigt. Er empfängt von ihr die Sicherheit, daß er ungefährdet zurückkehren könne. Von allen Wundern, die er auf der Fahrt gesehen, von den Riesen und Zwergen, Plattfüßen und Langohren, hatte er Exemplare mitgebracht. Den großen Edelstein schenkte er dem Reich. Darauf lebte er mit seiner Gemahlin Irmengart in Gottes Huld. Beide wurden zu Roßfeld begraben, wo „Gott viele Zeichen durch sie thut. Gott geb uns auch ein Ende gut. Amen!"

## § 30. Orendel, Marienlegende.

**Legendenhafte Darstellung alter und neuer Erzählungsstoffe zeigen Orendel, und die Marienlegende vom Pfaffen Wernher.**

Orendel, aus dem Ende des 12. Jahrhunderts (später wieder überarbeitet), ein Gedicht sehr alter Sage, mit Anknüpfungen an Mythisches, aber in christlich-ritterlichem Geiste ausgeführt: namentlich zur Verherrlichung der geistlichen Ritterschaft, des Cölibats und des ungenähten Rockes Christi zu Trier. (Orendel ist der Sohn des Königs Eigel zu Trier. Zur Jungfrau Maria fleht er um gute Ritterschaft, seinen Vater bittet er um ein ebenbürtiges Weib. Letzterer weist ihn an Breide, die jungfräuliche Königin des heiligen Grabes. Auf seiner Fahrt mit 8 Königen und 9000 Rittern auf 72 Schiffen nach dem gelobten Lande, gewährt ihm Maria in allerlei Gefahren gute Ritterschaft. Er kommt in den Besitz des ungenähten Rockes Christi, den er, im Dienste des Fischers Eise stehend, aus dem Bauch eines Walfisches herausschneiden hilft. Eise, ein Greis von 72 Jahren, ist ein wunderreicher Herrscher, wohnt in einer prunkvollen Burg mit sieben Türmen, worin ihm 800 Fischer dienen. Orendel kauft den Rock um 30 Goldpfennige, die ihm die Mutter Gottes aus dem Himmel sendet. Der Rock wird ihm zum Harnisch, in dem er unverletzlich kämpft. Orendel selbst wird nach ihm „der graue Rock" genannt. In Palästina, wo Breide von Tempelherren bedient wird und gerüstet am Kampfe teilnimmt, verlobt er sich mit der Königin. Beide ziehen nach Trier zu Orendels Vater. Der heilige Rock bleibt zum ewigen Besitz daselbst. Orendel und Breide aber ziehen, aus Sorge um das heilige Grab, nach Palästina zurück. Als sie hier sich vermählen wollen, wird ihnen von einem Engel eheloses Leben geboten. Sie gewinnen durch Gehorsam den Himmel.)

Die Marienlegende („die drei Lieder von der Magd", vom Pfaffen Wernher nach dem apokryphischen Evangelium de nativitate Mariæ gedichtet, ist im bayrischen Kloster zu Tegernsee gefunden). Eine fromme, liebenswürdig ermahnende Poesie. Im ersten Liede hält sich die Erzählung von den Eltern der Jungfrau, Anna und Joachim, treu an seine Quelle. Im zweiten wird viel Schmuck hinzugefügt: wie Maria dreijährig zum Tempel geht und dort erzogen wird, wie sie Leinwand und Seide webt. Der Engel Gabriel bringt ihr Himmelsbrot, sie aber giebt es den Armen: fleißig liest sie im Psalter. Da sie auf verschiedene Anträge sich nicht vermählen will, nötigt sie der Bischof, sich dem Gottesgericht zu unterwerfen, das ihr „einen alten beschwerlichen Mann", einen Witwer, zuerkennt. Das dritte Lied enthält die Geschichten von der Geburt des Christkindes bis zur Rückkehr aus Ägypten.

## § 31. Blütezeit 1180—1220.

**Die Blütezeit, dadurch gefördert, daß die Poesie aus den Händen von Geistlichen in die von Rittern übergeht, beginnt mit Heinrich von Veldecke. Die ritterlichen Ideeen kommen besonders dadurch zur Ausbildung, daß Stoffe, die zu den Sagen vom heiligen Gral und von König Artus gehören, nach Deutschland gelangen.**

Der hauptsächlichste Fortschritt, der in dieser Zeit, die Form betreffend, gemacht wird, besteht darin, daß die Mangelhaftigkeit der Reime überwunden wird. Man findet bloß vokalische Anklänge nicht mehr genügend und strebt nach eigentlichen (Vokal- und Konsonant-umfassenden) Reimen. Je zwei nebeneinander stehende Verse werden durch den Reim gebunden. Der rhythmische Bau des einzelnen Verses ist jetzt wie vordem auf das Hauptgesetz des Zusammenschritts zwischen Satz- und Versgliederung gegründet. Zwei Hauptbegriffe schließen den Satz oder das Satzglied ab, ebenso wie die dadurch gegebenen zwei Hauptaccente den Auf- und Abschwung des Versklangs bewirken. Die Freiheit, die der Dichter hat, die zwei Hauptaccente durch zugehörige Begriffe zu unterstützen, giebt ihm Gelegenheit, in dem Maß und der Art, wie er dabei verfährt, sein Geschick und sein Schönheitsgefühl zu zeigen. Die gedankliche Zusammengehörigkeit je zweier Verse, die durch den Reim gebunden sind, gilt aber nicht mehr als Regel. Im Gegenteil, sie wird dadurch, daß in der Mitte eines reimenden Verspaares ein Satzschluß eintritt, häufig aufgelöst. Heinrich von Veldecke, „Vater der höfischen Kunst", wird am Schluß des Blütezeitalters von Gottfried von Straßburg mit folgenden Versen gepriesen:

Der sprach aus vollen Sinnen.
Wie lieb sang er von Minnen!
Wie schönen Schnitt er fand!
Ich glaube, sein Verstand
Sei Pegasus' Quell' entnommen,
Von dem ja alle Kunst gekommen.
Gekannt hab' ich ihn selber nicht,
Gehört aber der Besten Bericht,
Die da in seinen Jahren
Und seitdem Meister waren:
Die geben ihm den Preis.
Er impfte das erste Reis
In deutscher Zungen!
Daher sind Äste dann entsprungen,
Von wo die Blumen kamen,
Draus sie die Lehren nahmen
Zu meisterlichem Funde.
Nun ist eben diese Kunde
So weit verbreitet
So mannigfach geleitet,
Daß alle, die nun sprechen,
Den Zaubergriff da brechen
Von jenen Blumen und Reisen
An Worten und an Weisen.

Die Gral- und Artussage haben, jene in Spanien, diese in England ihren Ursprung. Nach Deutschland sind sie durch französische Dichter (Trouvères § 27) gekommen. — Artussage. König Artus, Fürst der keltischen Stämme im westlichen Britannien († 542), war der letzte Held, der durch seine Kämpfe gegen die Angelsachsen das Nationalbewußtsein der Kelten poetisch anregte. Er wurde in Bardenliedern vielfach gefeiert, und allmählich bildete sich unter seinem Namen ein Kreis von Sagen, der von Wales ausgehend, über Britannien, seit 1140 auch nach Frankreich kam. — König Artus, zu Kaerlleon am Usk in Wales, versammelt um sich viele tausend Ritter: Vorbilder der Tapferkeit und feinen Sitte. Neben ihm thront seine Gemahlin Ginevra, das Muster aller ritterlichen Damen. Auf den Rat des Zauberers Merlin, der, ein Sohn Lucifers, den König auf seinen Zügen begleitet, gründet Artus die Tafelrunde: eine Auswahl von Zwölfen. Ein Sporn soll der Ritterschaft gegeben werden, in Tugend miteinander zu wetteifern. An einer runden

Tafel sitzen sie mit dem Könige und der Königin, denn die Gleichheit ritterlichen Wertes gestattet nicht, einem den Vorrang durch den Ehrensitz anzuweisen. An Kurzweil fehlt es hier nie, Gäste finden sich zahlreich ein, nirgends giebt es wertere Aventiure, als bei König Artus. Zur Beschützung der Frauen, Demütigung Übermütiger, Befreiung Bezauberter, zur Bändigung von Riesen und Zwergen ziehen die Ritter aus. Der Wald Breziljan ist vorzugsweise der Ort, wo Zauber zu lösen sind. König Artus aber zieht durch alle Lande. Soweit Ritterschaft besteht, soweit reicht sein Bann. Die vorzüglichsten Ritter sind: Gawein, Erek, Lanzelot, Jwein, Tristan, Parcival &c. — Gralsage. Das Wort „Gral" stammt aus dem altfranzösischen gréal, d. h. Schüssel. (San gréal: heilige Schüssel.) — Über den Ursprung der Sage sagt Wolfram von Eschenbach, daß ein maurischer Sternkundiger, Flagetanis, zuerst von dem heiligen Gral Kunde gegeben habe; als seine eigne Quelle nennt er den „Meister Kyot" (wahrscheinlich der provençalische Dichter Guiot de Provins). Daß die Gralsage aus Spanien stamme, ist schon deshalb glaubhaft, weil das christlich-ritterliche Sagenbild vom Gral der mohammedanischen Erzählung von der Kaaba nachgebildet erscheint. (Kaaba d. i. der auf Seth, Adams Sohn, zurückgeführte Sühnetempel, in dessen östliche Wand der schwarze Stein eingemauert ist, den auf Gottes Geheiß der Engel Gabriel vom Himmel an Abraham gebracht hat.) — Der heilige Gral ist eine aus Jaspis gearbeitete Schüssel. Christus bediente sich ihrer, als er das Brot brach; Joseph von Arimathia fing den Tropfen Blutes darin auf, der aus des Herrn Seite floß, als Longinus den Lanzenstich hineingethan hatte. So haben Leib und Blut des Herrn, die Gnadengaben, durch welche Gott die Welt erlöst hat, im Gral gelegen; und noch immer ist er ein Wunder- und Gnadenmittel Gottes für die Menschen. Nach Josephs von Arimathia Tode wurde der Gral in der Luft von Engeln jahrhundertelang getragen, bis Titurel von Anschau (Anjou) den Auftrag empfing, zu seiner Bewachung eine Burg zu bauen und eine Ritterschaft zu gründen. Auf dem Berge Monsalwatsch in Spanien erhob sich die Burg, nach einem Grundriß aufgeführt, den Gottes Hand selbst auf den Berg gezeichnet hatte, und von Steinen aufgerichtet, die der Gral selbst herbeischaffte. Die Ritterschaft, der Orden „der Templeisen", die dort versammelt wurde, besteht aus Rittern, die Gott zu seinem Dienst erwählt hat. Durch eigne Kraft kann niemand den Ort finden, wo die Burg steht; der Wald um den Berg herum, 50 Meilen nach allen Seiten, ist ohne Gott unwegsam. Abgeschieden von der Welt leben die Ritter, beglückt und geweiht durch den Gral. Alle Wünsche vermag er zu spenden. Wer den Gral sieht, stirbt an dem Tage nicht; sieht jemand den Gral 200 Jahre lang, so bleibt ihm das Leben in wunderbarer Schönheit. Am Karfreitag kommt eine Taube vom Himmel, legt eine Oblate in den Gral und erneuert seine Wunderkraft. Gottes Wille verkündet sich durch eine Schrift, die am Rande des Gral erscheint. Ist sie gelesen, so verschwindet sie wieder. Die Templeisen aber sind dem Dienste des Gral gewidmet und halten alles Unwürdige, sollte es je nahen, von ihm fern.

## § 32. Eneide von Heinrich von Veldecke c. 1185.

Heinrich von Veldeckes Eneide ist Bearbeitung der lateinischen Äneassage aus dem französischen Romans d'Eneas.

Heinrich von Veldecke war niederdeutscher Herkunft. Er lebte am Hofe zu Kleve, als er die Dichtung begann. Unvollendet wurde sie ihm durch den

Grafen Heinrich von Schwarzburg entwendet. Erst neun Jahre später, da sie ihm durch den Pfalzgrafen Hermann von Sachsen, späteren Landgrafen von Thüringen, wieder verschafft wurde, vollendete er sie am Hofe dieses Fürsten zu Neuenburg an der Unstrut (dem jetzigen Freiburg). Der klassische Stoff ist in der Dichtung mit den Ideeen des Rittertums ganz verwebt. — Äneas entkommt aus dem brennenden Troja und gelangt über Meer nach Karthago zur Königin Dido, die ihn zu fesseln sucht. Da ihn die Götter an seine höhere Bestimmung erinnern, entflieht er und gelangt, nach einem Besuche bei der Sibylle, einer Wanderung durch die Hölle und die elysäischen Felder, in das Land des Königs Latinus in Italien. Schon bevor Latinus die Geschenke des trojanischen Fremdlings empfängt, mit denen dieser seine Gunst gewinnen will, hat Latinus von den Göttern den Befehl erhalten, Äneas wohl aufzunehmen, ihm seine Tochter Lavinia zur Frau und die Nachfolge in seinem Reich zu geben. Der Befehl der Götter kann so leicht nicht ausgeführt werden. Denn Latinus hat seine Tochter dem Könige Turnus versprochen, und Lavinias Mutter will diesen nicht betrügen. Sie sendet Nachricht zu Turnus und fordert ihn auf, Äneas aus dem Lande zu treiben. Zu dem Kampfe, der stattfinden soll, verbindet sich die jungfräuliche Streiterin Camilla, die Königin der Vulkane, mit Turnus; Evander von Spalante dagegen mit Äneas; und andere Mitkämpfer finden sich auf beiden Seiten. Der Kampf wütet. Da soll ein Zweikampf zwischen Turnus und Äneas die Entscheidung geben. Bevor dieser anhebt, wendet sich Lavinias Mutter an ihre Tochter mit der Frage, ob sie Turnus, den hehren Helden, nicht liebe? Aber Lavinia, von dem Zauber der Minne noch nicht berührt, fragt in Unschuld: „Womit soll ich minnen? Mit dem Herzen und den Sinnen? Soll ich ihm mein Herze geben? Womit soll ich denn selber leben?“ Erst als sie darauf den Fremdling erblickt, wird ihr das Geheimnis kund.

„Da schoß die Fraue Venus  
Mit einem scharfen Strahl:  
Der ward ihr ganz zur Qual.  
Denn in kurzer Stunde  
Gewann sie eine Wunde  
In ihrem Herzen innen,  
Daß sie nun mußte minnen,  
Ob sie wollte oder nicht.“

Sie selbst entdeckte ihre Liebe dem Äneas in einem Briefe; und dieser, dadurch wunderbar gestärkt, siegte im Zweikampfe. Lavinia war vom Turm herab Zuschauerin. Wie war sie freudevoll! Doch in Wahnsinn stirbt ihre Mutter. Äneas und Lavinia werden Romulus' Stammeltern, dessen Nachkommenschaft bis auf Augustus fortgeführt wird, unter welchem Christ geboren, den Gott der Welt zum Heil gesandt hat.

## § 33. Hartmann von Aue c. 1200.

Hartmann von Aue, schwäbischer Herkunft, schrieb zwei zur Artussage gehörige Heldengedichte **Erek** und **Iwein**; die poetische Erzählung „**der arme Heinrich**“; und die Legende „**Gregor** auf dem Steine“.

Hartmann, Dienstmann der Herren von Aue, war (wahrscheinlich auf einer Klosterschule) gelehrt gebildet; der französischen und lateinischen Sprache kundig. 1197 nahm er am Kreuzzuge teil. — **Erek**, ein Ritter von König Artus' Hofe, erblickte auf einem Jagdzug einen unbekannten Ritter, begleitet von einer Jungfrau und einem Zwerge. Auf seine Frage an den Ritter, wer er sei, empfängt er von dem Zwerge einen Geißelschlag. Ohne Waffen, wie er ist, kann er sich nicht rächen. Ihnen folgend, gelangt er an ein Schloß, wo zu Festlichkeiten Vorbereitungen getroffen sind. In einem alten Hause

Obdach findend, erfährt er von dem dort wohnenden Ritter Koralus, daß im Schlosse jährlich ein Kampf derjenigen Ritter stattfinde, die ihre Frau für die schönste ausgeben. Erek erbittet von Koralus die Erlaubnis, mit dessen Tochter Enite auch zum Kampf gehen zu können. Er besiegt den Ritter, dessen Zwerg ihn geschlagen hatte, gewinnt den Preis, kehrt an Königs Artus' Hof zurück und feiert Hochzeit mit Enite. Als er darauf in sein Land zurückkehrt, scheint es, als wollte er, bloß der Liebe lebend, seine ritterliche Tapferkeit aufgeben. Da selbst Enite an ihm zweifelt, will Erek zeigen, daß er noch der kühne Ritter sei, und um seine Frau zu strafen, befiehlt er ihr, ihn zu begleiten, doch nie anzureden. Als Enite wiederholentlich spricht, um ihn auf Gefahren aufmerksam zu machen, die er nicht sogleich bemerkt, wird sie dafür hart gestraft. Als er aber nach einem Kampfe mit zwei Riesen, ohnmächtig, verwundet niedersinkt und ein Graf, der des Weges kommt, sich der schönen Enite bemächtigen will, springt Erek, von ihrem Schreien erweckt, auf und erschlägt alle, die nicht entfliehen. Enites Strafe ist beendet. Erek kehrt nach vielen Abenteuern zu König Artus zurück, wo er bis zu seines Vaters Tode verweilt, dem er dann im Reiche folgt. — Iwein. Unter den Rittern an König Artus' Hof, die ihre Zeit mit Erzählung von Abenteuern verkürzen, erwähnt einer des Zauberbrunnens, wo der König des Waldes herrsche. Iwein fühlt sich aufgelegt, mit diesem ein Abenteuer zu wagen, und es gelingt ihm, denselben zu besiegen, ja bis in seine Burg zu verfolgen. Hier aber wäre er von des Königs Dienern umgebracht worden, wenn nicht Lunete, eine Jungfrau der Königin Laudine, ihn durch einen Zauberring unsichtbar gemacht hätte. An diese beiden Frauen ist seitdem sein Schicksal gebunden. Entzückt von Laudinens Schönheit, deren Gemahl unterdessen gestorben war, wirbt Iwein um ihre Liebe und wird erhört. Aber das Glück währt nicht lange. Denn als König Artus mit anderen Rittern gleichfalls zu dem Zauberbrunnen kommt, verläßt Iwein seine Gemahlin mit dem Versprechen, in Jahresfrist zurückzukehren. Das Jahr verstreicht, und Iwein kehrt nicht zurück. Laudinens Liebe verwandelt sich darüber in Zorn; und als er in späterer Zeit sich wieder bei ihr einstellt, wird er von ihr abgewiesen. Von dem Wahnsinn, in den er darüber verfällt, wird er durch drei Frauen, die ihn im Walde liegend finden, mit einer Zaubersalbe geheilt. Sogleich erwacht seine Kraft von neuem und er vollführt herrliche Ritterthaten: kämpft für die schöne Konigin Marison; überwindet einen Drachen, der mit einem Löwen kämpft, erwirbt die Dankbarkeit und Treue dieses letzteren Tiers; vollführt mit dessen Hilfe neue Heldenthaten. Endlich führen ihn seine Abenteuer in die Gegend des Zauberbrunnens zurück. Da befällt ihn die Erinnerung an sein verlorenes Glück mit solcher Macht, daß er besinnungslos vom Pferde stürzt, dann in lautes Klagen ausbricht. In der nahen Kapelle hört ihn eine gefangene Jungfrau und erzählt ihm, daß ihr Leid noch viel größer sei: sie habe ihrer Herrin einen Gemahl zu nehmen geraten, der sie böslich verlassen habe; dafür sei sie nun verklagt und solle am nächsten Morgen verbrannt werden, wenn sich kein Ritter fände, der für sie kämpfen wolle. Iwein erkennt Lunete und verspricht, für sie zu kämpfen. Der Löwe hilft ihm am andern Morgen in dem Kampfe. Aber im Gefühle des Unrechts, das er seiner Gemahlin zugefügt, wagt er noch nicht, wieder um ihre Liebe zu werben. Erst nachdem er im ritterlichen Kampfe für die bedrängte Unschuld über zwei Riesen, die wohl zweihundert Jungfrauen gefangen hielten, über Gawein, der einer ungerechten Sache sein Schwert geliehen und über andere gesiegt hat, kehrt er zum Zauberbrunnen zurück, und Lunete hilft ihm, seiner Gattin Huld wiedergewinnen. (Erek und

Iwein sind Gegenstücke: jenes behandelt die Buße der ungläubigen Gemahlin; dieses die Buße des treulosen Gemahls. Beide Werke nach Dichtungen des Trouvère Chrétien de Troyes.) — Der arme Heinrich. Ein reicher Ritter Heinrich wird vom Aussatz befallen und erfährt vom Arzt in Salerno, daß er nur durch das Blut einer reinen Jungfrau geheilt werden könne, die sich freiwillig für ihn opfere. An seiner Rettung verzweifelnd, verschenkt er seine Güter und lebt, von der Familie eines Meiers gepflegt, seine kranken Tage weiter. Als die Tochter dieses Meiers erfährt, wie ihr Herr gerettet werden könne, fühlt sie sich zum Opfer für ihn berufen. Nach Salerno mit ihm ziehend, will der Arzt das Messer schon an sie legen, als der Ritter Heinrich sich zur Demut wendet und lieber in Elend leben, als das Opfer der unschuldigen Güte annehmen will. Gott belohnt diese Demut, indem er ihm die Gesundheit wiedergiebt, worauf der Ritter das treue Mädchen zur Gemahlin nimmt. (Über die Quelle zu diesem Gedicht ist nichts bekannt. Chamisso hat den Stoff in neuerer Zeit bearbeitet.) — Die Legende Gregor auf dem Stein (nach einem französischen Gedicht frei bearbeitet) erzählt von der Buße, welche Gregor, für seine und seiner Eltern Sünde, siebzehn Jahre lang an einem Felsen im Meere angeschmiedet, erduldet. Endlich, durch eine Stimme vom Himmel für den reinsten Mann erklärt, wird er zum päpstlichen Stuhle berufen. Ein Fisch bringt aus der Tiefe des Meeres den Schlüssel zu der Kette, mittels deren er gefesselt ist. Und Gregor regiert weise als Papst.

## § 34. Wolfram von Eschenbach (dichtete um 1210).

Wolfram, ein bayrischer Ritter von dem bei Ansbach gelegenen Schlosse Eschenbach, der tiefsinnigste unter den höfischen Dichtern, vollendete zwei große Epen: Parzival, worin er die Gral- und Artussage, und Willehalm, worin er einen Teil der Karlssage bearbeitete. Von dem Epos Titurel sind nur zwei kleine Bruchstücke gedichtet.

Wolfram hatte, als jüngerer Sohn der Familie, keinen Teil an den Besitzungen. Er klagt über Armut und scheint es als Demütigung zu empfinden, daß er dichtend von der Gunst der Fürsten lebe. Meistens hielt er sich beim Landgrafen Hermann von Thüringen auf. Im Parzival heißt es:

„Schildes Amt ist meine Art. Wo man mich minnt um meinen Sang,
Wo meiner Stärke wird gespart, Da dünket mich die Klugheit krank."

Durch glücklichen Humor wußte er die Mißstände seines Lebens auszugleichen. Wolframs epische Werke verfolgen geistliche Tendenzen; doch ist er ebenso glänzend in der Darstellung des weltlichen Rittertums.

Parzival ist der Sohn Gamurets von Anschau (Anjou) und der Herzeloyde von Waleis und Norgals. Sein Vater war vor seiner Verbindung mit Herzeloyde auf einem ritterlichen Zuge im Morgenlande gewesen und sogleich nachdem er Herzeloyde im Turnier gewonnen hatte, zog er wiederum auf Abenteuer aus. Abermals im Morgenlande für Baruch von Baldag kämpfend, fand er den Tod. Herzeloyde widmete sich darauf mit ganzer Liebe ihrem Sohne, verließ um seinetwillen die Welt, zog in die Wüste von Soltane, wo sie ihn reuten und pflügen ließ und verhindern wollte, daß er von Ritterschaft Kunde erhielt. Ein weiches Gemüt bildete sich in dem Knaben, der Gesang der Vögel rührte ihn. Wenn er ein Vöglein von seinem Bolzen getroffen sah, raufte er die Haare und weinte. Als er zum Jüngling herangewachsen war, geschah es doch einstmals, daß durch den Wald Ritter des Weges zogen.

Und, wie von einem Wunder überrascht, erinnerte er sich beim Anblicke dieser glänzenden Rüstungen des Wortes, das seine Mutter ihm von Gott gesprochen hatte: „er ist viel lichter als der Tag." Er glaubte in den Rittern Gott zu sehen und fiel zum Gebet auf die Kniee. Der Fürst der Ritter sprach: „ich bin nicht Gott und sähest du recht, so würdest du in uns vier Ritter erblicken." Auf Parzivals staunende Frage: „das nennst du Ritter? wer kann Ritterschaft geben?" antwortete der Fürst: „das thut König Artus." Und sogleich erwachte das Verlangen in ihm, von König Artus Ritterschaft zu erlangen. Da war Herzeloydes Unglück entschieden. Zwar legte sie ihm eines Thoren Gewand an, ob Parzival vielleicht durch den Spott der Welt zu ihr zurückgeführt werden könnte; aber sie hoffte es nicht. Und nachdem sie die Lehren ihres mütterlichen Herzens ihm mitgegeben hatte, „offenbare Gefahren zu meiden, die Leute auf den Wegen freundlich zu grüßen, von weisen Männern Zucht anzunehmen, keuscher und guter Frauen Gunst zu suchen", ging er hinweg. Herzeloyde fiel tot zu Boden, als sie ihren Sohn nicht mehr sehen konnte. — Parzival war von einnehmendem Äußeren, offen und gutartig, stark und ohne Furcht; aber täppisch und einfältig. Seinen Namen kannte er nicht einmal, da seine Mutter ihn nur bon fiz (fils), cher fiz genannt hatte. Er erfuhr ihn erst von einer Verwandten seiner Mutter, die ihn aus seinen Worten erkannte. Trotz des Ungeschicks und der Einfalt wurde ihm doch beim ersten Anblick aller Zuneigung zu teil; und sogleich am ersten Tage, da er eben an König Artus' Hofe in Nantes angelangt war, empfing er vom Könige die Erlaubnis, im Kampfe Ritterschaft zu erwerben. Mit Kraft bestand er seinen Gegner; ritt alsdann, mit der Rüstung des Überwundenen angethan, auf dessen starkem Rosse weiter und kam zur Burg des weisen Gurnemanz. Dieser nahm ihn auf, gewann ihn lieb und unterwies ihn in ritterlicher Sitte. Folgendes ist der Hauptinhalt seiner Lehren: „nicht wie ein Kind reden, stets an das rechte Maß denken; nicht allzuviel fragen, aber besonnene Gegenrede nicht versagen; nicht untreu in der Minne sein, sondern daran denken, daß Mann und Weib eins sind, wie Sonne und Tag, die man nicht scheiden kann; dem Kummervollen zur Hilfe bereit sein, doch Erbarmen mit Kühnheit paaren." Auf eine neue Stufe des inneren Lebens war Parzival gehoben, seitdem er diese Lehren vernommen hatte. Es trieb ihn ins Weite hinaus, sie zu erproben und sich zu bewähren. Da fand er Gelegenheit, für eine schöne Königin zu kämpfen, für Kondwiramur zu Pelrapeire. Er gewann ihre Hand und ihr Reich, lebte bei der werten Königin unter Ritterspiel und Festen schöne Tage; es fehlte ihnen nichts und beider Minne war ohne Wanken. Da bat Parzival eines Morgens um Urlaub: er wollte nach seiner Mutter aussehen, vielleicht träfe er unterwegs auch ein Abenteuer, das er seiner Holden zu Ehren vollführen könne. — Auf dieser Fahrt gelangt er an einen See, wo er von einem reich gekleideten Fischer Einlaß in ein Schloß erhält, dessen Pracht und Wunder über alle Maßen sind. Alles regt ihn zum Staunen und Fragen an: daß er in dem König der Burg den Fischer wiedererkennt, daß bei einer bluttriefenden Lanze, die durch den Saal getragen wird, alles in Klagen ausbricht, daß der heilige Gral selbst von einer jungfräulichen Königin (Repanse de Schoie) herbeigetragen wird, daß er durch die geöffnete Thür einen Greis auf dem Spannbette ruhen sieht. Aber er erinnert sich der Lehren des alten Gurnemanz, der ihm Bescheidenheit empfohlen und nicht zuviel zu fragen geraten hatte. Er ahnt nicht, daß er in einer höheren ritterlichen Gemeinschaft sich befinde, wo das weltliche Gesetz der höfischen Sitte nicht gilt: im geistlichen Rittertum, wo nur

Ehre erwirbt, wer inbrünstig verlangt und aus innerem Triebe unaufgefordert fragt und fordert. Er schweigt auch, als der Wirt des Hauses ihm ein kostbares Schwert zum Geschenk giebt. Alles ist an ihm versucht; aber er hat die Prüfung nicht bestanden, sein Sinn scheint verschlossen. Da sieht er sich am nächsten Morgen aus der Burg ausgestoßen. Niemand ist da, ihn zu bedienen, die ganze Burg menschenleer; doch sein Pferd steht gesattelt auf dem Hofe. Als er über die Zugbrücke hinausgeritten, ruft ihm ein Knappe nach: „er sei eine Gans! der höchste Preis sei ihm versagt, da er den Mund nicht geöffnet habe." Als er draußen die Größe seines Unglücks inne wird, kommt noch ein anderer Schmerz über ihn, die Erinnerung an seine Gemahlin. Ganz in Elend versenkt, merkt er nicht die Annäherung des Königs Artus mit seiner Ritterschaft. Aber in Kämpfen, zu denen sie ihn durch Spottreden herausfordern, bewährt er sich als der stärkste; und bald erklären alle am Hofe Artus' ihn für würdig, in die Tafelrunde aufgenommen zu werden. Glänzend wird das Fest der Aufnahme gefeiert, aber unerwartet unterbrochen. Denn Kundrie la Sorzière, die schreckliche Botin des Gral, erscheint und erklärt die Tafelrunde durch Parzivals Aufnahme für entehrt. Da wendet sich, als er aus der Helden Mitte scheiden will, sein Freund Gawan zu ihm. „Dir steht auf deiner Fahrt noch mancher Kampf bevor; doch gebe Gott dir Glück dazu!" sagt er. Aber Parzival ruft ihm zu: „Weh, was ist Gott?" Denn die Erfahrungen seines Lebens haben ihm den Glauben geraubt. — In langen Unterbrechungen sehen wir Parzival wieder, immer nur, um zu erfahren, daß um beides, um den Gral und um Kondwiramur, ihm so wehe ist. Zu seiner Gemahlin will er nicht zurück, bevor er den Gral nicht wiedergefunden hat. Aber wen er auch danach fragt, keiner kann ihm Auskunft geben. Wo er eine Spur zu finden meint, verschwindet sie wieder vor ihm. Da zählt er nicht mehr Tage, nicht Wochen, denkt nur mit Groll an den, von dem allein Rettung kommen kann, bis er endlich, nach mehr als fünf Jahren, am Leidenstage des Herrn, am Karfreitage, seiner Sünden gemahnt wird. Bei der ersten Regung zur Reue, die in seinem Herzen erwacht, nimmt Gott sich seiner wieder an, denn Gott führt sein Roß zu Fontane la Salwatsch in die Gegend, welche Trevrizent bewohnt. Der fromme Klausner erweckt in ihm das Vertrauen, daß Gottes Gnade allen zugewandt ist, heißt ihn aber darauf verzichten, daß er mit *seiner* Kraft den Gral finden könne: Gott allein ist Führer dahin. Parzival erfährt hier alle Geheimnisse der Burg auf Monsalwatsch: daß der König Anfortas an einer Wunde krank sei, die er im Kampfe für die Liebe empfangen, daß ihm durch eine Lanze, die in seine Wunde getaucht werde, Erleichterung von dem Schmerze zu teil werde, daß der Anblick des heiligen Gral zwar sein Leben friste, ihn aber von der Wunde nicht befreie, daß diese vielmehr solange unheilbar sei, bis ein Ritter in die Burg gelange, der, ohne dazu aufgefordert zu sein, nach dem Grunde des Leidens frage. Parzival erfährt auch, wie nahe er mit dem Königsgeschlecht zu Monsalwatsch verwandt ist: denn Titurel, der schöne Greis, der in der Burg auf dem Spannbette ruhte, ist seiner Mutter Großvater; Anfortas, der König, ferner die jungfräuliche Königin Repanse de Schoie, auch Trevrizent, der ihm diese Auskunft geben kann, sind seiner Mutter Geschwister. Um so gewaltiger wird sein Schmerz, als er einsieht, daß er das verloren hat, was Gottes Gnade ihm sicher hat zuführen wollen. Aber er scheidet von dem Klausner nicht in Unmut, vielmehr ergeben in Gottes Willen, erwartend, was ihm bestimmt ist. Dies ist die Stimmung, die Gott in ihm bereitet: gläubige Demut. Und nun ist die Zeit der Erlösung aus seinen Prüfungen gekommen.

Die Botin des Gral, die ihm früher geflucht hat, kommt selbst, um ihm Gottes Erwählung zu melden: am Gral ist eine Inschrift erschienen, die ihn zum König von Monsalwatsch beruft. Er erlöst seinen Oheim von seinen Leiden. Parzivals Glück zu krönen, sendet Gott ihm auch Kondwiramur mit seinen beiden Zwillingssöhnen, Loherangrin und Kardeiz, die er nun zum erstenmale sieht. Loherangrin soll ihm im Gralkönigtum, Kardeiz in den weltlichen Reichen seiner Mutter folgen. — Dies ist der Gedankengang des Gedichtes, soweit er sich auf die Seelenentwicklung Parzivals bezieht. Neben Parzival treten in dem großen, verwickelt angelegten Epos eine schwer übersehbare Menge von Personen auf, mit besonderer Bedeutung: Freirefiz, Parzivals älterer Halbbruder, der „Schwarz und Weiße“, Sohn der Mohrenkönigin Belakana, der ersten Gemahlin Gamurets; Gawan, der Vertreter des weltlichen Rittertums, der stärkste und untadelhafte Ritter an König Artus' Hof, der kein Verlangen über das weltliche Rittertum hinaus kennt; Sigune, die Muhme Parzivals, die ihn beim ersten Eintritt in die Welt erkennt, seinen eigenen Namen ihm sagt und dann wiederholentlich ihm begegnet, um über alles, was ihm unverständlich ist, Aufschluß zu geben; Kunewaro von Lalant, die das Gelübde gethan hatte, nicht eher ein Lächeln zu zeigen, als bis sie den erblickt habe, der auf Erden den höchsten Preis erringen werde. Bei Parzivals Anblick, wiewohl er im Thorenkleide an König Artus' Hofe erschien, lächelte ihr minniglicher Mund zum erstenmale. — Wohl steht es um den, der in Treue gegen Gott und Menschen verharrt. Wehe aber dem, den Zweifel irre führen; Himmel und Hölle streiten um ihn. Gott möge sich seiner annehmen! Das ist der Grundgedanke des Epos.

Titurel. Zwei kleine Bruchstücke. Das erste behandelt die Genealogie der Gralkönige und verweilt besonders bei Sigune, der Urenkelin Titurels, und bei deren Liebe zu Schionatulander. Das zweite erzählt ein Abenteuer aus dem Leben dieser letzteren Personen. (Plan und Tendenz des Ganzen nicht ersichtlich.)

Willehalm. Der Dichter ruft Gott und die Heiligen an, daß sie ihm Kraft zum Werke verleihen mögen. Willehalm ist der älteste Sohn des Grafen von Narbon, der die schöne Arabele, die Gemahlin des heidnischen Königs Tybald von Arabien, geraubt und sich mit ihr vermählt hat, nachdem sie die Taufe und in derselben den Namen Gyburg angenommen hat. Darüber entbrennt ein fürchterlicher Rachekampf, zu welchem Tybald viele Fürsten mit Heeresmacht entbietet. Bis vom Ende der Welt, worüber hinaus niemand mehr das Land bebaut, wo die Sterne so nahe aufgehen, daß man sie mit Händen ergreifen kann, bis vom Ganges her, wo das Volk gehörnt und die menschliche Stimme der der Hunde und Kälber gleicht, sind die Rächer der Frevelthat gekommen. Es sind ihrer so viele, daß immer hundert Heiden auf einen Christen kommen. Nachdem die große Schlacht bei Alischanz vorüber ist, hat Willehalm den Untergang fast aller seiner Freunde zu beklagen. Auch Vivians, Willehalms Neffe, war umgekommen. Solche Süße war in dem holden Jüngling, daß des breiten Meeres Salzgeschmack zuckersüß sein müßte, wenn man nur einen Zeh von ihm hineinlegte. Als er in Willehalms Armen starb, stieg ein Duft, wie wenn Aloe brennt, empor, da Leib und Seele sich trennten. Mit schweren Jammers Last überladen, reitet Willehalm über das Gebirge von dannen. Nur vierzehn Ritter sind ihm geblieben. Er will auf einem Umweg zur Stadt Oransche, wo Gyburg weilt. Aber schon ist Oransche von allen Seiten umlagert; es liegen so viele Heiden herum, als wenn ein Regen wochenlang nichts als Ritter niedergegossen hätte, oder als wenn alle

Bäume des Spessart, mit Fahnen behangen, um die Stadt verpflanzt wären. Da muß sich Willehalm durch die Feinde hindurchschlagen, um hineinzukommen; und anderen Tages verläßt er die Stadt wieder, um von auswärts Hilfe zu verschaffen. Er wendet sich nach Orlens zu König Loys (Ludwig), der mit Willehalms Schwester vermählt ist. Er gewinnt hier, außer einem kriegslustigen Heere, auch den Beistand eines ungetauften Sarazenen, des „starken Rennewart", der bei König Loys in der Küche Dienste thut. Der starke Rennewart war als Kind dem Könige von Kaufleuten aus Persien gebracht, und scheint von edler Herkunft zu sein, wiewohl er selbst ohne Kenntnis davon ist. Während er sich immer gegen das Christentum gesträubt hat, freut er sich jetzt, mit Willehalm zum Kampfe zu ziehen, besonders, weil ihn dieser in seiner heimatlichen Sprache (chaldäisch) anredete. Er ist so stark, daß er Lasten, die sonst drei Maultieren aufgeladen werden, wie ein Kissen trägt. Eine gewaltige, mit stählernen Spangen beschlagene Stange, die der stärkste Ritter kaum bis ans Knie heben kann, hält er wie einen Lanzensplitter in der Hand und läuft mit ihr dem Heere voran. Gyburg hatte in Willehalms Abwesenheit schweren Stand. Ihr eigener Vater hatte ihr zwischen drei Zumutungen die Wahl gelassen: ob sie mit einem Stein an der Kehle ins Meer versenkt, ob sie zu Pulver verbrannt, oder von ihrem rechten Gemahl, von Tybald, an einen Baum aufgehängt sein wolle. Sie aber trug Waffen und leitete beharrlich die Gegenwehr. Als nun endlich Willehalm mit dem starken Rennewart zurückkam, änderten sich die Dinge. Schon vorher war den Feinden um Oransche der Leichengeruch unerträglich gewesen; jetzt zogen sie um so mehr schleunigst zum Meere zurück. Zum starken Rennewart fühlte Gyburg sich heimlich hingezogen, — ob sie ahnte, daß er ihr verwandt sei? Tags darauf aber zog Willehalms streitbare Macht den Feinden nach, die in fürchterlichen Kämpfen vernichtet wurden. Die am Leben blieben und zur Flucht gelangten, retteten sich auf ihre Schiffe. Der starke Rennewart hatte Wunderdinge vollbracht. Doch als Willehalm die Seinen sammelte, fehlte der treue Heide; auch unter den Leichen fand er sich nicht. (Der Dichter läßt die Vermutung offen, daß Rennewart in sein Vaterland zurückgekehrt ist.) —

Wolfram von Eschenbach wurde sehr bald anderen Dichtern, die seine Ideeen ausbildeten und fortsetzten, Vorbild: Ulrich von Turlin, c. 1240 (der die in Wolframs „Willehalm" zu Anfang erzählten Ereignisse ausführlicher darstellt: Willehalms Gefangenschaft in Arabien, Arabeles Entführung, deren Taufe durch den Papst). — Ulrich von Türheim, c. 1240 (der eine Fortsetzung zu Wolframs Willehalm schrieb: der starke Rennewart. Rennewart wird nach der letzten Vernichtungsschlacht wiedergefunden, vermählt sich und nimmt das Christentum an). — Albrecht von Scharffenberg, c. 1270 (der in einem Gedichte „Titurel" die beiden Fragmente dieses Namens verarbeitete und ergänzte). — Ein unbekannter Dichter endlich führte in einem Gedichte Lohengrin, wahrscheinlich gegen 1300, den Stoff des „Parzival" weiter. (Parzivals Sohn, Lohengrin, wird vom Gral der Gräfin Else von Brabant zur Hilfe geschickt. Er vermählt sich mit ihr, fordert aber, daß sie nach seinem Namen und seiner Herkunft nie frage. Lohengrin kämpft darauf mit Kaiser Heinrich I. gegen die Ungarn. Als er, ein sieggekrönter Held, zurückkehrt, vergißt Else ihres Versprechens, und nachdem Lohengrin seine Herkunft aus dem Geschlechte der Gralkönige enthüllt hat, erscheint wieder der Nachen, von einem Schwane gezogen, der ihn vor Jahren geheimnisvoll zu ihr gebracht hat, um ihn in seine Heimat zurückzubringen. Else stirbt vor Gram.)

## § 35. Gottfried von Straßburg, c. 1210.

Gottfried von Straßburg, auch „Meister Gottfried" genannt, giebt in seinem (unvollendet gebliebenen) Epos **Tristan und Isolt** eine glänzende Schilderung des weltlichen Rittertums und der weltlichen Liebe.

Gottfried, aus einem Straßburger Patriciergeschlechte, nahm einen Stoff auf, der schon vor ihm bearbeitet war (namentlich 1170 durch Eilhart von Oberge, Dienstmannen Heinrichs des Löwen). — Tristan, der Neffe des Königs Marke von Kurnewall (Kornwall), nach seines Vaters (Rivalin von Parmenien) Tode geboren, seiner Mutter gleich nach seiner Geburt geraubt, wird vom treuen Marschall Rual erzogen. Nach einer abenteuerlich verlebten Kindheit und Knabenzeit kommt er an den Hof seines Oheims, der ihn lieb gewinnt und vielfach auszeichnet. Nach einiger Zeit wird er von Marke nach Irland gesandt, für ihn um die schöne Isolt zu werben. Isolt nimmt auf den Rat ihrer Mutter die Werbung an und geht mit Tristan zu Schiffe. Hier trinken Tristan und Isolt unwissentlich von dem Zaubertrank, den Isolts Begleiterin Brangäne nach der Bestimmung ihrer Mutter am Hochzeitstage dem alternden Könige Marke und der jungen Isolt geben sollte, damit ihre Herzen die Treue bewahren. Die Liebesneigung, welche zwischen Tristan und Isolt erwacht, macht beide aufs höchste selig und unselig; sie können von dem Zauber nicht loskommen, wiewohl Isolt die Gemahlin Markes wird, wiewohl beide mit aller Willenskraft sich zu überwinden suchen. Ohne den Zwiespalt abzuschließen, bricht die Dichtung ab. — Die Erzählung wurde von **Ulrich von Thürheim** (c. 1240) und von **Heinrich von Freiberg** (c. 1300) bis zum Tode beider Liebenden fortgesetzt.

## § 36. Ulrich von Zazichoven, Wirnt von Gravenberg.

Bearbeitungen aus dem Kreise der Artussage sind ferner: **Lanzelot** von Ulrich von Zazichoven; **Wigalois** von Wirnt von Gravenberg.

**Ulrich von Zazichoven**, aus dem Thurgau stammend, dichtete (um 1200) „Lanzelot" nach einer französischen Quelle. — **Lanzelot** ist ein Neffe des Königs Artus. Als Kind wird er seiner Mutter durch die Zauberin Viviane, eine Meerminne (Meerfee), geraubt, über einen See entführt und dort erzogen. Fünfzehn Jahre alt, nach ritterlichen Thaten verlangend, entläßt ihn die Meerminne und sagt ihm, er werde seinen Namen erfahren, wenn er den besten Ritter, Iweret von Dodone, überwunden habe. Zur Burg des Herrn Galagandreiß gelangend, gastlich aufgenommen, gewinnt er heimlich die Liebe der Tochter seines Wirts, worüber dieser aufgebracht, mit Lanzelot den Messerkampf eingeht und unterliegt. Lanzelot aber verläßt seine Geliebte bald, und durch ein neues Abenteuer gewinnt er die schöne Ade, deren Oheim Linier er im Zweikampf erschlagen hatte. Von der Jungfrau Ade begleitet, geht er an König Artus' Hof und verrichtet Wunder der Tapferkeit. Mit Ade weiter ziehend, gelangt er in die Burg Schatel le morte, die einem Sohne der Meerfee Viviane, Mabuß, gehört und so verzaubert ist, daß, wer sie uneingeladen betritt, sogleich allen Mut verliert. Da Mabuß ihn also leicht entwaffnen kann, hält Ade ihn, als einen Feigen, ihrer Liebe unwert und verläßt ihn. Nach einiger Zeit fordert Mabuß ihn auf, gegen seinen Feind Iweret von Dodone zu kämpfen. Kaum ist Lanzelot aus dem Schlosse, als sein Mut wiederkehrt; er schlägt Iweret und gewinnt die Liebe seiner Tochter, der schönen Iblis, die im Traume ihn kennen gelernt hat. Nun ist Lanzelot am

Ziele seiner Bestimmung. Die Meerfee eröffnet ihm seinen Namen und seine königliche Herkunft; er aber vermählt sich mit Iwerets Tochter, Iblis, und begiebt sich mit ihr an König Artus' Hof. Von neuem auf ritterliche Thaten ausziehend, gelangt er in das Land der Königin von Pluris, die ihre Hand dem geben will, der ihre hundert Ritter besiegt. Lanzelot siegt und die Königin wird sein. Als aber bei seinem langen Ausbleiben Iblis durch die Meerfee seinen Aufenthalt erfährt und ihn von den Banden der verführerischen Königin befreien läßt, kehrt er an König Artus' Hof gerade zu der Zeit zurück, da Ginevra, die Königin, geraubt war. Lanzelot zieht aus, befreit sie von der Zaubermacht, die sie gefangen hält, verrichtet andere Abenteuer und erobert endlich sein väterliches Reich, nimmt auch das Erbe seiner Gemahlin in Beschlag und beide leben glücklich, bis sie an einem Tage sterben. (Gelegentlich erzählt das Gedicht den Tod des Königs Artus, gegen den ein anderer Neffe, Morderoth, sich empört. Artus stirbt an einer Wunde, die er in diesem Kampfe empfängt.)

Wirnt von Gravenberg, ein bayrischer Ritter, hatte den Stoff zum Wigalois von einem welschen Knappen erzählen hören. Bloß aus dem Gedächtnis unternahm er, „ihn wieder zu leimen mit ganz neuen Reimen" (c. 1210). Ein unbekannter Ritter erscheint an König Artus' Hofe zu Karidol mit einem Zaubergürtel. Wer ihn anlegte,

„Erhielt Stärke und Weisheit, Die Sprachen kannte er alle wohl,
Es trübte ihn keine Art Leid. Sein Herz, das wurde freudevoll."

Diesen Gürtel bietet der Ritter der Königin Ginevra zum Geschenk an; die Ritter des Hofes verlangen aber, daß um ihn gekämpft werde. Am anderen Tage finden verschiedene Kämpfe deswegen statt, der unbekannte Ritter bleibt siegreich, zuletzt auch über Gawein. Gawein wird vom Sieger mit in sein Reich genommen. Unterwegs erfährt Gawein, daß in dem Gürtel die Zauberkraft des Sieges liegt; er erfährt ferner, daß die Tapferkeit, welche er in dem Kampfe mehr als alle anderen Ritter bewiesen habe, nun durch besonderes Glück belohnt werden solle. Der unbekannte Ritter schenkt ihm den Gürtel und vermählt ihn mit seiner Nichte, der schönen Florie von Syrien. Das Glück der Minne umfängt Gawein eine Zeit lang so, daß er alles andere vergißt. Bald aber ergreift ihn die Sehnsucht nach König Artus' Hofe mächtiger, und er erbittet von seiner Gemahlin Urlaub. Als er zurückkehren will, fehlt ihm jedoch der Weg; er kann in das Zauberreich nicht wieder gelangen, da er den Gürtel nicht mitgenommen hat. Schmerzvoll irrt er umher, bis er endlich, von der Unmöglichkeit des Wiedersehens mit Florie überzeugt, an König Artus' Hof zurückkehrt. Zwanzig Jahre vergehen darüber und Gaweins und Floriens Sohn ist herangewachsen, der, als er von dem Heldenruhme seines Vaters erfährt, denselben kennen zu lernen wünscht. Er kommt an König Artus' Hof. Nach seinem Namen befragt, nennt er sich Gwi von Galois (Wigalois) und, hoher Auszeichnung wert befunden, wird er der Obhut des besten Ritters, Gaweins, überwiesen. Aber Vater und Sohn kennen sich nicht. Nachdem er den Ritterschlag empfangen hat, benutzt er die erste Gelegenheit, um sich in Abenteuern zu bewähren, in Kämpfen mit Riesen, Zauberern und Ungeheuern. Groß ist endlich die Freude, als Vater und Sohn sich erkennen.

## § 37. Konrad Flecke c. 1215.

Konrad Flecke bearbeitete in Flore und Blanscheflur einen Stoff, zur Karlssage gehörig, die Voreltern des Kaisers betreffend.

Konrad Flecke stammt aus einem ritterlichen Geschlechte in Schwaben. — Flore ist der Sohn des heidnischen Königs Venix in Spanien; Blanscheflur die Tochter einer christlichen Gräfin, die, nachdem ihr Gemahl gestorben, in Gefangenschaft bei jenem Könige lebt. Beide Kinder sind in derselben Stunde geboren, von einer Amme genährt und gemeinschaftlich erzogen worden. Aus Büchern lernen sie im Kindesalter die Minne kennen; und mächtige Liebe wächst mit ihnen auf. Als Venix dies merkte, schickte er seinen Sohn nach Mantua, und Blancheflur verkaufte er an Kaufleute, die sie nach Babylon brachten, wo der „Admiral" sie in einem Turme gefangen hält und von Jungfrauen bedienen läßt, um sie in Jahresfrist selbst zu heirathen. Flore wollte verzweifeln, als ihm, in die Heimat zurückgekehrt, gesagt wurde, daß Blanscheflur gestorben sei. Es jammerte seiner Mutter so sehr, daß diese ihm die Wahrheit mittheilte und ihn entließ, um die Geliebte zu suchen. Sie gab ihm einen Ring mit, der die Wunderkraft besaß, den, der ihn trug, vor jeder Verletzung zu bewahren. Nach vielen Abenteuern gelangte Flore nach Babylon. Durch die teuer erworbene Gunst des Turmwächters wurde er in einem Blumenkorbe in Blanscheflurs Gemach getragen. Entdeckt, wurden sie zum Feuertode verurteilt. Einer von ihnen konnte sich durch jenen Ring retten; aber jeder wollte für den andern sterben. Gerührt durch solche Liebe, schenkte der Admiral beiden das Leben und ließ sie nach der Heimat ziehen. Hier vermählten sie sich, nachdem Flore Christ geworden. Ihre Tochter ist Bertha, die Gemahlin Pipins; Mutter Karls des Großen. Hundert Jahre alt, sterben beide an einem Tage und werden in einem gemeinschaftlichen Grabe begraben.

## § 38. Verfall 1220—1300.

In der Zeit des Verfalles treten als formgewandte Dichter Rudolf von Ems und Konrad von Würzburg hervor. Im ganzen aber macht sich eine Verwilderung der Ideeen und Formen geltend, die gleichzeitig beide Richtungen ergreift, die epische wie die lyrische (§ 48).

Die Zeit trat schnell ein, daß sich die Lockerheit des Grundes bloß legte, aus dem die Blüte erwachsen war. Gefühl und Phantasie waren zwar lebhaft und stark erregt, aber nicht durch Einsicht und Urteil, durch umschauendes Erfassen des Wahren und Guten geregelt. Im Rittertum der damaligen Zeit das Ideal des Menschlichen zu finden, erwies sich als haltlos und führte zu Verschrobenheiten. Das Leben, das zuerst als herrlich geschildert worden war, mußte schließlich als sündig verworfen werden. Göttliches und Irdisches wurde mit gleich schrankenloser Phantasie behandelt. Die Gleichstellung, wie sie namentlich nach den Vorstellungen des Marienkultus zwischen der Gottesminne und der weltlichen Minne des Ritters zu seiner Dame eintrat, führte zu Leichtfertigkeiten und Unsittlichkeiten. Die didaktische Poesie, besseres anstrebend, gewann nach allen Seiten hin Anlaß und Stoff. Ästhetische Sicherstellung vor Mißgriffen war nirgend vorhanden. Der Verwechselung von Dichtung und Lüge begegnet man häufig. Und gerade die Dichter, welche die Poesie als Lüge verwarfen, geben dann ebenso Undenkbares für Wahrheit aus. Das Grundgesetz der germanischen Versform endlich, die Harmonie zwischen der Klang- und Gedankengliederung, schritt immer weiter seiner Auflösung und Zersetzung zu, die Bahn zum Knittelvers hinab.

## § 39. Rudolf von Ems, Konrad von Würzburg.

Von Rudolf von Ems sind die Erzählung „der gute Gerhard“ und die Legende „Barlaam und Josaphat“, ferner „die Weltchronik“; von Konrad von Würzburg die Legenden „Alexius“, „Sylvester“ und das Heldengedicht „der trojanische Krieg“ zu erwähnen.

Rudolf von Ems, einer der gelehrtesten Dichter dieser Zeit, stammte aus der Burg Hohenems in östreichisch Vorarlberg, war Lehnsmann des Grafen von Montfort, † 1254. Seine Dichtungen sind sinnig und voll religiösen Friedens. — Der gute Gerhard. Da Kaiser Otto sich seiner Gutthaten vor Gott rühmt, verkündet ihm eine Stimme, daß er, nur um weltlichen Ruhm besorgt, des himmlischen Lohnes verlustig gehe; er solle es machen, wie der gute Gerhard in Köln. Dorthin reisend, erfährt er nun die Geschichte eines Mannes, der bei allen Thaten freiwilliger Güte und Aufopferung die Demut des Herzens bewahrt hatte. Er hatte einst gefangene Ritter und Jungfrauen durch Hingabe eines ganzen Schiffes voll reicher Kaufmannsgüter befreit, darunter die Braut des jungen Königs von England, diese dem Könige zurückgegeben, und alles, ohne Lohn zu fordern oder anzunehmen, bloß um der Tugend willen. — Legende Barlaam und Josaphat (christliche Umdichtung einer Buddhalegende). Ein König von Indien, Avernier, verfolgt die Christen. Seinen eigenen Sohn Josaphat aber ergreifen Unruhe und Zweifel, und von Barlaam, einem gottgesandten Manne, unterrichtet, wendet er sich zum Christentume. Der Vater vermag nicht, weder durch Weise, noch durch Zauberer seinen Sohn im Glauben wankend zu machen. Da beschließt er, sich von seinem Sohne zu trennen und mit ihm in das Reich zu teilen. Der Sohn verbreitet in seinem Reiche den Glauben Christi und wird in allem gesegnet; der Vater, vom Unglück heimgesucht, gesteht endlich die Göttlichkeit des Christentums zu, zieht sich in die Einsamkeit zurück und überläßt seinem Sohne die Herrschaft. Bald legt auch Josaphat die Krone nieder, findet in der Wüste seinen Lehrer Barlaam wieder und lebt mit ihm unter Fasten und Gebet. (Die Erzählung ist durch Beispiele zur Bekräftigung der christlichen Lehren vielfach unterbrochen. Rückerts Parabel vom „Mann im Syrerland“ stammt daher.) Rudolf von Ems erzählt, daß er die Legende als Buße für die Unwahrheiten gedichtet habe, die er in anderen Gedichten (Alexanderlied, trojanischer Krieg) ausgesprochen. Über der Bearbeitung der Weltchronik, die er bis Salomo führte, starb er.

Reimchroniken wurden im 13. Jahrhundert wieder (§ 26) eine beliebte Dichtungsart. Außer Rudolf von Ems: Johann Enenkel, c. 1250, der eine „Weltchronik“ (biblische Geschichte bis Simson), das „Fürstenbuch von Östreich und Steier“ (Geschichte der Babenberger Herzöge) ꝛc. schrieb. Die Auffassung trägt mehr geschichtliches Gepräge als im vorigen Jahrhundert.

Konrad von Würzburg, bürgerlichen Standes, nach seiner Vaterstadt „von Würzburg“ genannt; kenntnisreich, besonders sprachenkundig; formgewandt in seinen Dichtungen; † 1287 zu Basel. — Legende Alexius. Ein reich und edel geborener Mann, Alexius, der in dem Augenblicke, da ihm seine Braut die Hand reichen soll, zwischen sich und ihr ein Kreuz erblickt, entsagt den Freuden der Welt, nimmt das Pilgerkleid und stirbt nach entbehrungsvollem Leben unerkannt unter der Treppe im Palaste seiner Braut. — Legende Sylvester. Papst Sylvester hält auf Befehl des heidnischen Kaisers Konstantin mit zwölf jüdischen Meistern über die Göttlichkeit des Christen=

tums eine Disputation. Während er mit Beredsamkeit und Bibelkenntnis über elf Gelehrte siegt, will der zwölfte die Kraft seines Gottes durch die That zeigen. Er tötet einen Stier, indem er ihm bloß den Namen seines Gottes ins Ohr ruft. Sylvester, inbrünstig betend, zeigt, daß der Christen Gott das höhere Wunder vollbringen, das Tote lebendig machen kann. Konstantin bekehrt sich darauf zum Christenthum. — Der trojanische Krieg ist unvollendet. Konrad vergleicht das Gedicht „dem unendlichen Meere, in welches zahlreiche Wasser fließen, worin ein Felsen versänke und selbst kaum Grund fände." Der Argonautenzug, Iphigenies Opferung 2c. sind mit verwebt. Ungarn, Russen, Dänen, Portugiesen, Deutsche treten als Menelaos' Hilfsvölker, unter denen der Trojaner der Sultan von Babylon, der König von Jerusalem 2c. auf. (Konrads lyrische Dichtungen § 47.)

Als Legendendichter ist ferner Reinbot von Dorne (Durne), Verfasser des heiligen Georg, zu merken (c. 1250). Georg ist ein reicher Markgraf in Palästina, der, nachdem er in Kämpfen mit den Sarazenen seinen Namen groß gemacht hat, freiwillig am Hofe des Kaisers Dacian in den Kreis der Märtyrer tritt und alle diejenigen zum Zweikampfe fordert, die wider Maria und Jesus sind. Kaiser Dacian erkennt den Helden an der kühnen Herausforderung und setzt alles daran, ihn von Christus zu Apollo hinüberzuführen. Da es nicht gelingt, läßt er ihn sieben Jahre lang martern. Alle Qualen erweisen sich auf wunderbare Weise unschädlich, so daß die Wirkung endlich ist, daß alles Volk zum Christenglauben geführt wird. Da läßt Dacian den Heiligen Gottes enthaupten; dieser aber stirbt unter Gebeten für seine Mörder.

## § 40. Der Stricker, Wernher der Gartenäre.

Dichter, die, der ritterlichen Phantastik fremd, die Poesie zum Volkstümlichen und Derben wandten, sind: der Stricker (der Pfaffe Amis, Rolandlied, Lehrdichtungen); ferner Wernher der Gartenäre (Bauerngeschichte Meier Helmbrecht).

Der Stricker (strickære, verknüpfend) ist der Name (vielleicht nur Zuname) eines in Östreich heimischen, sonst aber unbekannten Dichters, c. 1240. — In dem Gedicht der Pfaffe Amis erzählt er die Streiche dieses Pfaffen, der mit seinem Witz Volk und Geistliche, Herren und Fürsten betrügt; einen Esel lesen lehrt (indem er Futterkörner zwischen die Blätter eines Buches streut, die der Esel sich einübt, umzudrehen), für Bilder, die er gar nicht malt, Bezahlung erschleicht (indem er als Eigenschaft seiner Bilder angiebt, daß nur ein Ehrlicher sie sehen könne; jeder natürlich, der herbeigerufen wird, rühmt sofort die Schönheit der Bilder), eine Menge Kranker durch ein bloßes Wort im Augenblick kuriert (indem er den Siechsten von ihnen sich zu melden auffordert, der dann geschlachtet werden soll; von seinem Blute werden die andern gesund werden) 2c. Nachdem er alle Länder durchreist hatte, bekehrt er sich zur Frömmigkeit und stirbt als Abt. (Das Gedicht ist Vorläufer des Till Eulenspiegel.) — Strickers Rolandlied ist Umarbeitung und Erweiterung des gleichnamigen Gedichts vom Pfaffen Konrad. Legendenhafte Erzählungen aus der Kindheit und Jugend Karls d. Gr. werden hinzugefügt. (Strickers Lehrdichtungen § 49.)

Wernher, der Gartenäre. Man denkt bei dem Namen Gartenære (Gärtner) an den Pater Gardian (c. 1250) im oberbayrischen Kloster Rans-

hofen, welches unweit des Dorfes Wanghausen, des Schauplatzes der Erzählung liegt. — Meier Helmbrecht, ein Bauernsohn, von Vater und Mutter verzogen, der Arbeit und überhaupt des Bauernlebens überdrüssig, nimmt Dienste bei einem Ritter. Raubend, plündernd, verbringt er seine Tage. Verbildet und dem Stande seiner Eltern entfremdet, kehrt er gelegentlich zum Besuche zurück. Schrecken ergreift Vater und Mutter über den verdorbenen Sohn. Aber kein Abraten hilft; der junge Helmbrecht beredet auch seine Schwester, das Dorf zu verlassen und sich mit einem seiner Raubgehilfen (Lämmerschlind) zu vermählen. Die Räuberbande wird aufgehoben, und Helmbrecht fristet, geblendet und verstümmelt, sein Leben, bis er von Rache übenden Bauern gehängt wird.

---

## Zweiter Abschnitt.

## Epische Poesie der volksmäßigen Richtung.

---

### § 41. Übersicht.

Aus dem volksmäßigen Gesang der fahrenden Sänger sind hervorgegangen: 1. durch Verbindung mythischer und historischer Sagenstoffe fast aller Stämme Deutschlands das Nibelungenlied; 2. durch Bearbeitung der im Norden, an den Ost- und Nordseeküsten angesammelten Heldenstoffe das Gudrunlied; 3. durch Bearbeitung der im Süden, an den Küsten des Mittelländischen Meeres ausgebildeten Sagenstoffe Ortnit, Hugdietrich und Wolfdietrich.

Zeugnisse des Volksgesanges im 12. Jahrhundert. Gleichzeitig mit dem Aufschwung der epischen Poesie, die von Geistlichen im 12. Jahrhundert gepflegt wurde, war auch der volksmäßige Gesang, von fahrenden Leuten (Fiedlern, Spielleuten, § 13. 16) betrieben, emporgekommen. Schon die ältesten Dichtungen des geistlichen Gesanges legen Zeugnis davon ab. Das Annolied (c. 1120) beginnt sogar so, daß die geistliche Dichtung nur als ein Gegengewicht gegen die übermächtige weltliche erscheint:

Wir hörten oftmals singen
Von alten Dingen,
Wie kühne Helden fochten,
Wie sie feste Burgen brachen,
Wie liebe Freunde sich schieden,
Wie Königreiche ganz zerfielen
Nun ist es Zeit zu denken,
Wie wir selbst sollen enden.

Der Pfaffe Lamprecht im Alexanderlied (c. 1140) drückt sich bei Gelegenheit der Schlacht am Euphrat so aus, daß ein Abschnitt des Gudrunliedes dabei als bekannt vorausgesetzt wird. Er vergleicht jene Schlacht mit dem „Sturm auf dem Wulpenwerder, wo Hildes Vater den Tod fand, wo Wate, Herwig, Wolfwin stritten.“ Und abgesehen von solchen Zeugnissen tritt hin und wieder in den Schriftpoesieen des 12. Jahrhunderts (Alexanderlied, König Rother ꝛc.) eine Annäherung an die Art der Volksliedweise ein, die als Nachahmung bekannter und anerkannter Vorbilder sich erklärlich macht.

Charakter des Volksgesanges. Im lebendigen Gesange erhält sich von dem, was ein einzelner Dichter singend hergiebt, nur dasjenige, einerseits was den Hörenden lebhaft zusagt, andererseits wofür andere Dichter ihr Gedächtnis

anstrengen. Beides, das Gefallen am Überlieferten und der Übergang dieses letzteren an neue dichtende Kräfte wirkt aber sofort zu weiterer Poesie. Daß das gesungene Wort buchstaben- und silbentreu bewahrt werde, ist schon wegen der Beweglichkeit des Gedächtnisses nicht denkbar. Es tritt um so weniger thatsächlich ein, als die Geschmacks- und Sinnesrichtung zweier und mehrerer Dichter nie vollständig übereinstimmt. Was ein hörender Dichter von einem singenden sich aneignet, ist der Umbildung freigegeben. Eine Bewahrenskraft der ursprünglichen Form giebt es für Zustände, die der Schrift und des Druckes entbehren, nicht. Jeder Dichter mußte es vielmehr wohl und freudig empfinden, wenn aufmerksam Hörende, wieder und wieder Aufmerkende sich um ihn fanden. Je größer und fähiger der Hörerkreis war, desto mehr machte auf diese Weise jeder Gesang von Jahrzehnt zu Jahrzehnt einen Läuterungsprozeß durch, darin bestehend, daß vom Gedichteten immer mehr dasjenige abfiel, was nur einer einzelnen Dichterpersönlichkeit (der poetischen Subjektivität und Willkür) angehörte. Ein Charakter strenger Objektivität und allgemeiner Wahrheit gelangte zu starker Ausprägung. Der Gegenstand allein war es, der im Gedichte zum Worte kam. Rascher Fortschritt des Geschehens, sicheres Erfassen der bedeutungsvollen Momente und Charaktere, spannende Verkettung von Folge und Wirkung, Erschöpfung des Vorgangs, der erzählt wird, von den Seelenantrieben bis zu den letzten Konsequenzen, infolge davon gleichmäßige Erregung des Mitgefühls für jeden Vorgang im Handeln und Leiden: all diese Vollkommenheiten, die wir heute, als zum Charakter der epischen Poesie gehörig, wissenschaftlich zu begründen wissen, wurden damals im Volksgesang durch die gemeinsame, gegenseitig fördernde Dichtensarbeit gefunden, bewährt und in Beispielen hingestellt. — Wer war von all den Volkssängern, die bei einem Liede mitwirkten, der „Dichter“ des schließlich Vollendeten? Sie waren alle nur Umbildner, Erhalter und Weiterführer. Die ersten Teilnehmer an der Dichtensarbeit reichen bis in die Zeit der Völkerwanderung hinein, wo die „Typen“ für die Helden sich feststellten und Gemeingut der Volksvorstellung wurden (§ 13). Derjenige, dem in späterer Zeit der Ruhm des Dichternamens am meisten zukäme, d. i. der Erfinder eines neuen Konflikts und der Ordner der Entwicklung desselben, lag jedenfalls weit hinter dem Zeitpunkt zurück, da das Dichtwerk der Form nach vollendet wurde. Die Erfindung und Anlage, die von ihm herrührt, war wie ein Keim, der, zu günstiger Zeit in den Boden gelegt, ohne sein Zuthun langsam und wandlungsvoll weiter wuchs. Obwohl in jenem Keime das Dichtwerk der Kraft nach lag: zum Dichten gehört auch das Formvollenden, zumal ein Formvollenden in jener Art des Volksgesanges, d. i. im Charakter der innern Anspannung, der Tiefe des Gefühls und Klarheit der Anschauung, der Gradheit der Fortführung, der Wahrheit des objektiven und allgemein menschlichen Lebens. — Volksgesang und Schriftpoesie sind von Grund aus verschieden und einander entgegengesetzt. In der Schriftpoesie, gleichviel ob sie von Geistlichen, Rittern oder von Leuten aus dem Volke ausgeht, macht sich die Subjektivität eines einzelnen Dichters geltend. Die der Persönlichkeit anhaftenden Eigenheiten, teils Schwächen, teils Vollkommenheiten, dringen durch und geben jedem einzelnen Dichtwerk individuelles Gepräge. Ganz im Gegensatz zum Volksgesang, dem in allen Zeiten und für alle Stoffe Gleichartigkeit des Charakters einwohnt. Der Gegensatz zwischen Volksgesang und Schriftpoesie hatte im 12. Jahrh. ein um so weiteres Gebiet, als der damalige Volksgesang in derselben vollen Kraft bestand, die ihm zu irgend einer Zeit erreichbar ist, während die Schriftdichter noch vielfach unter elementaren Schwächen (in Satzbau, Rhythmus und Disposition) litten.

Die Nibelungenstrophe ist ursprünglich mehr gewesen, als was ihr Name andeutet: nicht die Strophe, in der das Nibelungenlied gedichtet worden, sondern die für den deutschen Volksgesang überhaupt, vielleicht schon im 11. Jahrhundert, gewiß seit 1100, herkömmlich geworden war. Ihr Wesen ist aus der Art der Volksgesangsrhythmen zu erklären, d. h. derjenigen Rhythmen, die nicht auf Silbenmessung und Silbenzählung, sondern ausschließlich auf Harmonie zwischen Sprachklang und Gedankenausdruck beruhen. Folgende drei Gesetze liegen ihr zum Grunde: 1. die Verse werden (wie die Allitterationsverse z. B. des Hildebrandliedes § 14) dadurch gebildet, daß die Verbindung von 2 und 2 Begriffen zu einem Gedankengliede mit der Verbindung von 2 und 2 Klangstärken zu einer Klangbewegung zusammenfällt.

> Nun wárd dem Kónige die Kúnde gebrácht,
> Es seíen gekómmen Rítter in Prácht.

2. Je zwei nebeneinanderstehende Verse werden durch einen Auslautsreim verbunden (Kunde **gebracht**: Ritter in **Pracht**). 3. Das so gebundene Verspaar ist nicht ein Ganzes, sondern der Eingang (der Aufgang) zu einem solchen, und zwar die symmetrische Hälfte. Der Wiederklang desselben Gesetzes in einem zweiten Verspaar bildet erst die „Strophe", d. h. die rhythmische Form, in der das Disponieren des Gedankens das ganze Dichtwerk hindurch vor sich geht. Das symmetrische Gegenglied zu jenen zwei Versen lautet:

> Die reíche Pánzer trúgen und hérrlich Gewánd,
> Es kénne sie níemand in der Burgúnder Lánd.

Zahl und Stellung der Silben bleiben überall (bei Vers, Verspaar und Strophe) unberücksichtigt. Die Silben von den Wörtern zu trennen, ferner die Wörter von den Begriffen, ferner die Silben allein, d. h. lediglich als Klangformen, befreit von ihrem Inhalt, zu vergleichen und danach zu ordnen: alles dieses atomisierende und abstrahierende Umgehen mit der Sprache liegt außerhalb der Geistesrichtung des Volksgesanges. Die Fähigkeit dazu erwacht erst mit der Verstandesübung, welche mit der Schreibkunst verbunden ist. — Für die Gestaltung dessen, was man „Nibelungenstrophe" nennt, wurde es aber im Laufe des 12. Jahrhunderts mehr und mehr bedeutsam, einerseits daß die Kreise, in denen man Volksgesang, und diejenigen, in denen man Schriftpoesie betrieb, näher aneinander rückten, andererseits daß Strophen und Verse, nach den Grundsätzen der Schriftpoesie (mittels Zahl und Folge der Silben) gebildet, in die Handschriften mit aufgenommen wurden. Größer und kleiner sind die rhythmischen Abweichungen, die in den Handschriften, namentlich des Nibelungenliedes, nebeneinander stehen. Harmonie zwischen Gedanke und Rhythmus hörte auf: ebenso für den Vers, wie für die Strophe. Die Verse wurden aus Gliedern von 3 und 3 Jamben gebildet. Auch durch Mehrung der Reime und durch Änderung der Strophenteilung wurde Verfeinerung beabsichtigt. Die symmetrische Zweiteilung wird mit der Dreiteilung der Minneliedstrophe vertauscht: zwei „Stollen" gehen voran, der „Abgesang" mit dem verlängerten Schlußverse folgt. Für alle diese so verschieden eingerichteten Strophenformen wurde der gemeinsame Name „Nibelungenstrophe" eingeführt und aufrecht erhalten. Als Beispiel der äußersten Entfremdung von der Volksgesangsstrophe folgen hier: St. 1 aller Handschriften und St. 43 der Handschrift C. Sollen die rhythmischen Motive dieser Strophen dem Auge angedeutet werden, so muß eine ganz andere Schreibung eintreten.

[1] Uns ist in alten Mären
Wunders viel erzählt
Von Kämpfen groß und schweren,
Von Helden auserwählt;
Von Freude, Festlichkeiten,
Von Weinen und von Klagen,
Von kühner Recken Streiten,
Mögt ihr nun Wunder hörensagen.

[C 43] Ihn konnte niemand schelten,
Seitdem er Waffen nahm.
Er war in Ruhe selten
Der Recke lobesam.
Da wollte nichts als streiten
Seine starke Hand.
Sie machte zu allen Zeiten
In fremden Reichen ihn bekannt.

Übergang des Volksgesanges in Handschriften. Die Blüte des Volksgesanges im 12. Jahrhundert, wie sie nach den Zeugnissen (s. oben) zu denken ist, setzt bei den Dichtern, die ihn betrieben, eine lebhafte Freudigkeit am und ununterbrochene Emsigkeit im Singen, infolge davon eine besonders starke Anspannung des Gedächtnisses voraus. Unter diesen Umständen bedurfte der Volksgesang der Schrift nicht, selbst wenn dieser und jener unter den Dichtern des Schreibens und Lesens kundig gewesen wäre. Übrigens geschieht auch in diesem Zeitraume noch Erwähnung von Blinden, die beim Gesange besonders beteiligt gewesen sind. — Es trat aber die Zeit ein, da man dennoch zur Schrift griff. Die Kunst des Schreibens und Lesens wurde allgemeiner. Das Gedichtete wurde zu umfangreich, als daß man es im Gedächtnis noch sicher glaubte; man fand auch nicht mehr soviel umzubilden, daß die Befestigung in der Schrift als unzulässig gelten müßte. Je mehr der Gesang Vollkommenheit erlangt und feste Gestalt angenommen hatte, desto mehr ließ die innere Arbeitskraft, auch das Gedächtnis, ihm gegenüber nach. — Über den Zeitpunkt, da man anfing, die Gesänge der Schrift zu übergeben, sind geschichtliche Angaben nicht vorhanden. Hin und wieder vielleicht schon in den letzten Jahrzehnten des 12. Jahrhunderts. Allmählich jedoch, bei der übergroßen Regsamkeit, wie sie um 1200 für alles Poetische weitergriff, wurden mehr und mehr Handschriften angefertigt. Man fertigte sie zur Unterstützung des Vortrags an. Das Singen hörte auf, das Lesen wurde herrschend: das Bänkelablesen in Herbergen gegen Zehrung und Trunk. Da fiel, zum Verderb für den Volksgesang, die Geschäftigkeit der Schreibedichter über das schöne, mühe- und weihevolle Werk des lebendigen Klanges. Die Volkslieder gehörten jedem, der sie sich aneignete. Warum sollte, wer das Vermögen dazu sich beilegte, nicht daran ändern und, wie man meinte, bessern? Was Lob und Vorzug im Volksgesang war, erschien diesen anders gearteten Dichternaturen nicht ebenso. Das Kräftige klang ihnen roh, das Einfache dürftig. Sie fügten ausgleichende Ergänzungen hinzu, trugen breite Situationsmalerei in die kernigen Grundstriche, verwischten die Charaktere, indem sie erhabene Helden der Vorzeit zu höfischen Rittern der Minnezeit umwandelten. Nur Handschriften einer verhältnismäßig späten Zeit sind auf uns gekommen. Welchen Wortlaut der alte Volksgesang gehabt habe, läßt sich aus ihnen nur hin und wieder, wie ein altes Gemälde aus seinen Übermalungen, erkennen, und zwar je nach der Beschaffenheit der Handschriften mit mehr oder weniger Sicherheit. Wie in eine vergrabene Schichte ist der Volksgesang hinabgesunken und vorläufig noch zugedeckt.

## § 42. Nibelungenlied.

Das Nibelungenlied, in hervorragendem Maße als Volksepos der Deutschen zu bezeichnen, trägt kräftige Spuren dreier großen Bildungsepochen der Germanen und insbesondere der Deutschen an sich: 1. der

mythischen Urzeit, indem es Hauptgestalten des Liedes, besonders Sifrid und Brünhilde, im Lichte der mythischen Wesen erscheinen läßt; 2. des Kampfzeitalters der Völkerwanderung, indem es die Heldencharaktere desselben zu einem poetischen Ereignis verbindet; 3. der Zeit der christlich-ritterlichen Lehnsverhältnisse, indem es das gedichtete Ereignis in die Zustände des Jahrhunderts hineinbildet, in dem der Volksgesang entstand. Es ist ein Werk sowohl geistvoller Verknüpfung der Sagenstoffe, wie tiefer Empfindung, ebenso für die Größe des germanischen Heldencharakters wie für das ewige Gesetz der über menschlichen Verschuldungen waltenden Gerechtigkeit.

Mythische Anklänge, die sich an Sifrid knüpfen, sind 1. sein Verkehr mit dem Lande und Volke der Nibelungen. Nifelheim ist im germanischen Mythus die Welt der Toten. Die Nibelungen sind in dem Liede nicht ein Volk nach Art der andern Völker. Wo sie erwähnt werden, tritt Unbestimmtheit ein. Kein Orts-, kein Flußname. Die einmalige Erwähnung der „Marken in Norwegen" (A 682) tritt nach der Vorstellung, welche zu Anfang des Epos über die Heimat der Nibelungen erweckt werden, sehr unerwartet auf. Daß sie dem Liede den Namen gegeben haben, weist auf die sittliche Tiefe der Auffassung. Das Verderben, das der Mensch durch sein Verschulden heraufbeschwört, ist damit angedeutet. Die Nibelungen sind Sinnbilder im Epos. Sie erscheinen, wo eine Verschuldung zum Tode sich ereignet: beim Zusammentreffen Sifrids mit den Königssöhnen Schilbung und Nibelung; beim Besuch der Könige Gunther und Sifrid in Isenland zum betrügerischen Kampfe mit Brünhild; dann beim Zuge der burgundischen Könige nach dem Hunnenlande, wo die Rache Kriemhilds sich vollzieht. Sie folgen immer demjenigen, der sich in den Tod verstrickt. 2. Der Nibelungenschatz. Im Mythus ist das Gold eine Unholdsgöttin (Wala). Dreimal und öfter verbrannt, wird sie immer wieder lebendig; sie wandelt Helden zu Wölfen, und aller Kampf unter den Menschen rührt daher. 3. Sifrids Herrschaft über den Zwerg Albrich (Alb-rich, Alfen-Reich). Auch die Götter empfangen Macht-Attribute von den Zwergen. 4. Die Unverwundbarkeit durch die zauberisch erlangte Hornhaut. — Mythische Anklänge, die sich an Brünhild knüpfen, sind 1. ihr Wohnort (abgesondert, unerreichbar); 2. ihre übermenschliche Kraft (Nachbild der Walkyren). — Auf mythische Anschauungsweise deuten ferner: die weissagenden Meerweiber, die Festbegehungen zur Sonnwendzeit 2c.

Handschriften. Vom Nibelungenlied sind etwa dreißig Handschriften auf uns gekommen; davon die meisten bruchstücklich. Drei von ihnen haben teils durch ihre Vollständigkeit, teils durch das Alter, das ihnen zugeschrieben werden muß, besondern Wert. Man bezeichnet sie durch Buchstaben: A. die Hohenems-Münchner Handschrift (1779 im Schloß zu Hohenems gefunden, jetzt in der königlichen Bibliothek München); B. die St. Galler Handschrift (zuerst im Besitz der Grafen von Werdenberg nachweisbar, im 16. Jahrhundert in den Besitz des Geschichtsschreibers Ägidius Tschudi übergegangen, c. 1750 durch den Abt Beda der St. Galler Stiftsbibliothek überwiesen); C. die Hohenems-Laßbergsche Handschrift (1756 im Schloß Hohenems gefunden, später im Besitze des Freiherrn von Laßberg, jetzt zu Donaueschingen in der fürstlich Fürstenbergschen Bibliothek). Die Handschriften sind sämtlich nicht so alt, daß sie das Lied in einer von den Schriftdichtern unberührten Gestalt enthielten. Beide Charaktere sind darin stark gemischt: der des Volks-

gesanges, d. i. kernige Objektivität, gesanglicher Schwung und Größe der Auffassung; und der einer stellenweise sehr schlechten Schriftpoesie, d. i. weichliche Subjektivität, Schilderungs- und Reflexionsbreite, gesangliche Unausführbarkeit, besonders auch durch Auflösung des Strophengesetzes. — Die Wiederherstellung des Volksgesanges aus diesen Überarbeitungen muß augenblicklich als Problem der Wissenschaft erachtet werden. Lachmann (Über die ursprüngliche Gestalt des Gedichtes der Nibelungen Not. 1816) hat den Anlaß zu Forschungen dieser Art gegeben. Das Problem aber ist durch ihn sofort schief gewandt worden. Er gab vor, von der ursprünglichen Gestalt eines „Gedichtes" sprechen zu wollen, sprach aber von der ursprünglichen Gestalt der „handschriftlichen Aufzeichnung". Handschrift A, die er für die älteste ausgab, bezeichnete er selbst als aus zwanzig älteren und jüngeren, verschieden beschaffenen Liedern zusammengesetzt. Das „Ursprüngliche" liegt also jenseits auch dieser (nach Lachmann) „ältesten" Handschrift. Gegen Lachmann sind Forscher aufgetreten: Holtzmann und Zarncke, welche der Handschrift C, später Bartsch, der der Handschrift B den Vorzug des höheren Alters zuerkennt. Für die Frage nach den Kennzeichen des „Volksgesangs" in den Handschriften hat Werner Hahn in der Einleitung zu seiner Nibelungenübersetzung die ersten vorbereitenden Gesichtspunkte aufgestellt (1884).

Übersetzungen. Von den drei Haupthandschriften haben Übersetzungen geliefert: Werner Hahn von der Handschrift A (Kollektion Spemann 70); Karl Bartsch von der Handschrift B; H. A. Junghans von der Handschrift C. Simrocks Übersetzung mischt die Handschriften.

Inhalt des Nibelungenliedes. Zu Worms am Rhein in Burgunden wuchs Kriemhild, die Schwester der Könige Gunther, Gernot und Giselher, in jungfräulicher Schönheit heran. Von ihr hörte Sifrid, der Sohn des Königs Sigmund von Niederland, und kam, um sie zu freien. Als er mit zwölf Rittern im Gefolge am Hofe der Burgunder Könige erschien, kannte ihn niemand, selbst Hagen nicht, Gunthers Lehnsmann, dem alle Lande kund waren. Doch aus seinem herrlichen Aussehen vermutete er, daß es Sifrid sei, der die Nibelungen besiegt, ihren unermeßlichen Schatz gewonnen, dessen Hüter, dem Zwerge Alberich, die unsichtbar machende Tarnkappe abgerungen, den Lindwurm erschlagen, in dessen Blut sich gewälzt und infolge davon hörnern geworden war. Diesen Gast nahm man mit Ehrerbietung auf. Zur Feier des Sieges, den Sifrid bald darauf den Burgundern über die Sachsen und Dänen erkämpfen half, veranstaltete Gunther ein Fest, wo Kriemhild und Sifrid sich zum erstenmale sahen. Um dieselbe Zeit beschloß Gunther, um Brünhild zu werben, die Königin von Isenland, die gelobt hatte, nur dem Manne sich zu vermählen, der sie im Speerwurf, Steinschleudern und Springen überwand. Da verhieß Sifrid ihm beizustehen, wenn er verspräche, ihm seine Schwester Kriemhild zur Frau zu geben. Sifrid zog mit Gunther, an dessen Gefolge unter dem Scheine eines Mannen teilnehmend, über Meer nach dem Isenstein, leistete ihm hier, durch die Tarnkappe unsichtbar, Hilfe und gewann Brünhild für Gunther. Nach Burgund zurückgekehrt, wurde eine doppelte Hochzeit gefeiert: Gunthers mit Brünhild, Sifrids mit Kriemhild. Schon jetzt wunderte sich Brünhild und es schmerzte sie, daß ihr Gemahl seine Schwester einem Lehnsmanne vermählte; noch höher stieg die Verwunderung, als Jahre vergingen und Sifrid, der mit seiner Gemahlin nach den Niederlanden gegangen war, keine Hofesdienste leisten kam. Brünhilde trieb es, zu erfahren, was dahinter verborgen sei; und weil Gunther ihr nicht Rede stand, suchte sie sich selbst Auskunft zu verschaffen. Sie ließ ein Fest veranstalten, zu dem auch Sifrid

und Kriemhilde eingeladen wurden. Hier kam es, bei einer Unterhaltung der beiden Königinnen über ihre Gatten, zu der Mitteilung Kriemhilds, daß Sifrid nicht im Dienste Gunthers, sondern selber König sei; und da Brünhild ihr nicht glauben wollte, entspann sich beim nächsten Kirchgang, wo Kriemhild als Königin den Vortritt in Anspruch nahm, ein Wortwechsel, in dessen Verlauf Kriemhild ihrer Gegnerin den Betrug verriet, den Gunther und Sifrid an ihr begangen. Und Brünhild, in ihrem Stolze gekränkt, beschloß, sich an Sifrid zu rächen. Hagen vollführte die Rache, indem er zuerst Kriemhilds Vertrauen erschlich, von ihr die verwundbare Stelle erfuhr, die vom Drachenblute nicht berührt worden war, dann nach der Jagd Sifrid durchbohrte, als dieser sich zum Trunk aus einer Quelle niedergebeugt hatte. Kriemhild, am andern Morgen den Leichnam ihres Gemahls vor ihrer Thür findend, wußte sogleich, daß Brünhild den Befehl dazu gegeben, Hagen ihn vollbracht und Gunther eingewilligt habe. Sie blieb am Hofe ihrer Brüder.

Ein Haus zu Worms beim Münster für sie gezimmert ward
Mit weiten Sälen in prächtiger Art.
Sie saß ohn Freude mit ihrem Hofhalt drin;
Zur Kirche ging sie gerne, da zog ihr Sinn sie hin.

Da lag begraben ihr Liebstes, nie ließ von ihm ihr Sinn,
In Herzens Trauer ging sie allzeit hin,
Den guten Gott dort bitten, der Seele sein zu pflegen.
So schwer, in großer Treue, ward da beweint der Degen.

Zu trösten kam oft Ute mit ihrem Hof zu ihr;
Ihr ward von Wunden das Herz zerrissen schier.
Es wollte nicht verfangen, was man ihr auch sprach;
Sie hegte um ihren Trauten das allergrößte Ungemach.

So saß die Leidensvolle (das ist ganz wahr)
Nach ihres Mannes Tode wohl viertehalb Jahr,
Daß sie zu Gunther ein Wort nie sprach,
Und Hagen, den Verräter, nicht einmal nur sah.

Endlich kam doch eine Versöhnung zustande. Und ihr zum Troste wurde das Erbe ihres Gemahls, der Nibelungenschatz, herbeigeholt und ihr übergeben. Da aber infolge ihrer großen Spenden fremde Ritter ins Land gezogen wurden, fürchtete Hagen, daß Verderben daraus erwachsen könne, raubte und versenkte den Schatz in den Rhein (bei Lochheim). So war nun Kriemhild ganz in Jammer versenkt. — Da sandte Etzel, der Hunnen König, dessen Gemahlin Helche gestorben war, seiner Mannen viele, Markgraf Rüdiger von Bechlarn an der Spitze, nach Worms und ließ um Kriemhild werben. Kriemhild entsetzte sich vor dem Antrage. Bald aber kam ihr der Gedanke, daß sie sich dann rächen könne; und sie entschloß sich, Etzels Weib zu werden. In glänzendem Zuge geleiteten sie Etzels Mannen über Passau, Bechlarn rc. Zu Tulna im Osterland kam ihr Etzel entgegen, in Wien wurde die Hochzeit gefeiert, darauf zogen sie zur Etzelburg, wo sie blieben. Kriemhild gebar einen Sohn, der Ortlieb getauft wurde. Aber sie konnte des Leides nicht vergessen, das sie erfahren. Als sie nun sieben Jahre dort gewesen, bat sie ihren Gemahl, ihre Verwandten einzuladen. Den Abgesandten gab sie besonders den Auftrag, zu sorgen, daß Hagen mitkäme. Gerade Hagen aber, Böses ahnend, widerriet, die Einladung anzunehmen. Als freilich Giselher erwiderte, er solle daheim bleiben, wenn er sich schuldig fühle, entrüstete sich Hagen und voll Trotz und Unmut war er entschlossen, dem Schicksal nicht auszuweichen. Ritter

und Knechte in großen Scharen, auch die Nibelungen begleiteten den König. Unter mannigfachen Abenteuern bei der Überfahrt über die Donau von Meerweibern ihr Schicksal erfahrend (daß keiner außer dem Kaplan zur Heimat zurückkehren werde), gelangten sie an die Grenze des Hunnenlandes zu Markgraf Rüdiger von Bechlarn. Festliche Tage wurden hier verlebt; Rüdigers Tochter dem jungen Giselher verlobt. Aber an Etzels Hofe zeigte sich sogleich aus Kriemhilds Begrüßung, was sie im Sinne hegte, und Hagen band seinen Helm fester und gab die Waffen nicht her, als Kriemhild ihre Gäste dazu aufforderte. Kriemhilds Weinen um all ihr Leid, das von neuem angeregt wurde, da sie Hagen sah, reizte ihre Mannen gegen Hagen. Aber vor seinem grimmen Antlitze wichen sie zurück. Da ergriff alle Burgunden Besorgnis und Ahnung. Hagen und Volker wachten in der Nacht vor dem Saale, wo die Könige schliefen; es war nicht unnötig, denn bewaffnete Hunnen nahten und wurden nur durch den Anblick jener zurückgescheucht. Am andern Tage begann die Rache der Kriemhild zu toben. Auf ihre Verordnung vernichtete Blödelin, von den hunnischen Mannen einer, das ganze Gefolge der Burgunden in der Herberge. Nur einer rettete sich aus der Niederlage zu dem Saale, wo die Herren zu Tische saßen. Da trieb es Hagen in wildem Kampfessinn, auf sein Schwert nicht warten zu lassen. Kriemhilds Sohn, Ortlieb, des Kindes Hofmeister und alle von den Hunnen, die ihm in den Weg traten, schlug er nieder. Dietrich stillte ein wenig den Kampf, der sich sogleich überall erhob, führte unter seinem Schutze Kriemhild und Etzel aus dem Saal, und die Burgunden blieben allein darin. Sie räumten den Saal von den siebentausend Toten, die niedergestreckt waren, und Volker und Hagen, vor der Thüre Fuß fassend, höhnten die draußen stehenden Hunnen. Da gingen Iring von Dänemark, Irnfried von Thüringen und andere im Dienste Etzels mit ihren Mannen auf die Burgunden los, wurden aber zu Boden geschlagen. Unter dem gräßlichen Morden kam es zu Unterhandlungen. Kriemhild wollte den Frieden nicht zugestehen, wenn ihr nicht Hagen ausgeliefert würde, eine Bedingung, in welche die Burgunder Könige nicht willigen konnten. Da ließ Kriemhild das Haus anzünden. Die Burgunden wehrten mit den Schilden die Feuerbrände ab, tranken von dem Blute der Erschlagenen, um sich zu kühlen und zu stärken. Auch Rüdiger von Bechlarn konnte dem Kampfe nicht entgehen, so sehr die Freundschaft, die er mit den Burgunder Königen geschlossen, ihm widerriet. Über die Nachricht von Rüdigers Tode ergrimmte endlich Dietrich; er fand von den Burgunden nur noch Gunther und Hagen am Leben. Hagen zuerst wurde von ihm verwundet, dann gefesselt zu Kriemhild geführt, hernach auch Gunther. Kriemhild verlangte von Hagen zu wissen, wo der Nibelungenhort verborgen sei; Hagen erwiderte, daß er das nicht verraten werde, solange einer seiner Könige lebe. Als Kriemhild darauf ihrem Bruder Gunther das Haupt abschlagen ließ und doch von Hagen das Geheimnis nicht erfuhr, tötete sie ihn mit seinem Schwert, das früher Sifrids Schwert gewesen. Hildebrand aber, ergrimmt über die Greuel, streckte Kriemhild nieder.

## § 43. Gudrunlied.

Das Gudrunlied ist eine Zusammenstellung von drei Erzählungen, die äußerlich dadurch verbunden sind, daß sie aufeinanderfolgenden Geschlechtern eines Königshauses zugeteilt werden. Die erste handelt von Hagen, Sohn des Königs Sigebant von Irland; die zweite von Hagens

**Tochter, Hilde, deren Gemahl Hettel, König von Friesland; und die dritte von Hettels Tochter, Gudrun, deren Gemahl Herwig von Seeland wird.**

Vom Gudrunlied ist nur eine sehr spät gefertigte Handschrift erhalten (c. 1500, zu Kaiser Maximilians I. Zeit; im Schlosse Ambros in Tirol gefunden). Über die Gestalt des Volksgesanges, der darin überarbeitet ist, läßt sich nichts feststellen. Die Überarbeitung hat durchgreifend Form und Inhalt erfaßt. Der Strophe ist die Freiheit und Kraft der Nibelungenform genommen: gleichmäßiger Wechsel zwischen Silbensenkung und Hebung, zwischen männlichen und weiblichen Reimen, Verlängerung der Verse durch breite Satzbildung, namentlich des letzten Halbverses zu schwungloser Prosa. Was den Inhalt betrifft, so überwuchert die geistliche und ritterlich-höfische Art der Schriftpoesie den Gesang an jeder Stelle. Pilgrimen Schiffe wegzunehmen, wird als Sünde dargestellt; Münster, Kloster, Spital auf dem Schlachtorte erbaut; ein weissagender Vogel verwandelt sich zum Engel Gottes; Umschau über alle Länder der Erde; Einführung eines Minnesängers (Horand) 2c. — Dem Nibelungenliede steht das Gedicht wegen des Mangels einer Verknüpfung, die das Ganze umfaßt, weit nach. — Die Örtlichkeiten, soweit sie durch die Namenformen sich nicht selbst erklären, sind: Irland, d. i. Eijerland, ein Küstengebiet der Nordseeinsel Texel; Hegelingerland, d. i. das ostfriesische Harlingerland; Wulpensand (Wulpenwerder), d. i. eine Insel an der Scheldemündung.

Inhalt. I. Hagen, Sohn des Königs Sigebant von Irland, wird, sieben Jahre alt, von einem Greifen geraubt, über Meer getragen und auf eine wüste Insel gebracht. Wunderbar erhalten, fristet er sein Leben mühevoll. In einer Höhle verborgen, findet er drei Königstöchter, aus Indien, Portugal und Iserland. Von einem ans Ufer geworfenen Schiffe gewinnt er eine Rüstung, übt sich im Kampfe mit den Ungetümen der Insel, trinkt das Blut eines erschlagenen Untiers (gabilûn) und erhält dadurch übergroße Stärke. Später, von einem vorübersegelnden Schiffe aufgenommen, gelangt er mit jenen Jungfrauen in die Heimat, übernimmt das Reich seines Vaters und vermählt sich mit Hilde von Indien. — II. Hagens Tochter, gleichfalls Hilde genannt, wuchs schön heran. Da ihr Vater sie nicht vermählen wollte, brauchte Hettel, König der Hegelingen, über Friesen, Dietmars und Waleis herrschend, um sie zu gewinnen, eine List. Er sandte seine Helden, Wate, Frute, Horand, nach Irland, um heimlich für ihn bei Hilde zu werben. Sie gaben vor, Kaufleute und von Hettel vertrieben zu sein. Horand gewann durch sein süßes Singen die Herzen aller.

„Die Tiere in dem Walde ließen ihre Weide stehn,
Die Würmer, die da sollten in dem Grase gehn,
Die Fische, die da sollten in dem Wasser fließen,
Sie ließen ihre Fährte, er konnte seiner Künste wohl genießen.

Was er da singen mochte, es schien doch niemand lang;
Wer dachte noch in den Chören da an der Pfaffen Sang?
Die Glocken auch erklangen, nicht mehr so gut wie ehe.
Alles, was ihn hörte, dem war nach Horanden wehe."

Hilde nahm seine heimliche Mitteilung, daß Hettel um sie werbe, wohl auf und ließ sich in dessen Reich führen. Als Hagen den Räubern nachsetzte und den Kampf mit ihnen aufnahm, wurde er durch seiner Tochter Bitten erweicht, und versöhnt feierte man die Hochzeit. — III. Hettels und der Hilde Kinder waren ein Sohn Ortwin und eine Tochter Gudrun. Um Gudrun warben

mehrere Fürsten vergeblich. Herwig, König von Seeland, gleichfalls abgewiesen, ertrotzte sie im Kampfe; und Gudrun und Herwig wurden Verlobte. Als bald darauf Hettel mit seinen Kriegsleuten das Land verließ, um Herwig in einem Kampfe Hilfe zu leisten, nahte Hartmut von der Normandie, ein früherer Bewerber um Gudrun, von seinem Vater Ludwig begleitet, vor der Burg und entführte Gudrun mit 62 Jungfrauen, unter denen auch die nicht alternde Hildburg von Portugal, die schon Hagen von der Insel der Greifen gerettet hatte. Hettel und Herwig kehrten von dem Kriegsfeld zurück und setzten den Räubern nach. Auf dem Wulpensande erreicht, brachten die Normannen den Hegelingen eine blutige Niederlage bei; König Hettel fiel und Herwig mußte am folgenden Morgen, da über Nacht die Normannen entflohen waren, geschwächt den Rückzug antreten. Die Schiffe, deren man sich bedient hatte, waren Pilgrimen geraubt. Zuerst wurden diese jetzt den Kreuzfahrern ersetzt, dann auf dem Wulpensande ein Kloster und Spital erbaut, wo für die Seelen der Erschlagenen gebetet werden sollte. Endlich baute man neue Schiffe und ließ Kriegsmannschaft werben. Unterdessen duldete Gudrun großes Ungemach. Fast hätte sie auf der Fahrt schon ihr Leben verloren, da König Ludwig sie ins Wasser warf, als sie erklärte, seines Sohnes Gemahlin nicht zu werden. Nur Hartmut rettete damals ihr Leben. Jetzt aber wurde Gerlind, Hartmuts Mutter, ihre Peinigerin. Gudrun ertrug alle Demütigungen, verrichtete Magdesdienste in Treue und Geduld dreizehn Jahre lang. Da endlich langten Herwig und Gudruns Bruder, Ortwin, mit kriegsgerüsteter Flotte in der Normandie an. Ein Vogel weissagte der am Meeresstrand waschenden Gudrun nahendes Glück. Herwig und Ortwin wollten aber Hartmut strafen; hießen deshalb die Jungfrau in das Schloß zurückgehen, und während sie sich den Anschein gab, als wäre sie bereit, Hartmuts Gemahlin zu werden, rückten über Nacht die Mannen der Könige heran. Kämpfe vor der Burg, wo Ludwig, von Herwig getroffen, den Tod fand; dann drinnen, wo alle, die an Gudrun übels gethan hatten, es büßen mußten, besonders Gerlinde, die der alte Wate niederschlug. Gefangen endlich wurden Hartmut und seine Schwester Ortrun mitgeführt. Zu Hause angelangt, versöhnten sich die Feinde, und mit Herwig gemeinschaftlich feierten auch Ortwin und Hartmut Hochzeit, jener mit Hartmuts Schwester Ortrun, dieser mit Gudruns Gespielin, Hildburg.

## § 44. Ortnit, Hugdietrich und Wolfdietrich.

Ortnit, Hugdietrich und Wolfdietrich sind Bearbeitungen longobardischer Sage in rohem Tone der späteren Bänkelsängerei.

„Es ward ein Buch gefunden zu Suders in der Stadt,
Es hatte wunderbare Schrift und d'ran gar manches Blatt.
Die Heiden voll Bosheit die hatten es vergraben;
Nun sollen wir von dem Buche manche Kurzweile haben."

So der Anfang des Liedes von Ortnit. Ortnit, König von Lamparten (Lombardei), hört von der schönen Tochter des Mohrenkönigs Marchorel in Suders (Tyrus). Wiewohl auf den Zinnen der Burg Montebur, wo der Heidenkönig herrscht, 72 abgeschlagene Köpfe zu sehen sind, zur Warnung für jeden, der noch Boten um die schöne Jungfrau senden möchte, beschließt Ortnit doch, sie zu erwerben. Da der Zug erst im Mai, wenn die Winde günstig sind, vor sich gehen kann, zieht Ortnit unterdessen auf Aben-

teuer aus. Jenseits des Gebirges findet er einen ritterlich gekleideten Knaben schlafen: es ist ein neckischer Zwerg. Als Ortnit ihn nur eben anfaßt, giebt dieser ihm einen Schlag; als Ortnit ihn darauf töten will, bittet der Zwerg um sein Leben. Er giebt sich als Alberich, dem in Lamparten manch Berg und Thal diene, und zuletzt als Ortnits Vater zu erkennen. Er verspricht, seinem Sohne in Gefahren zu helfen. Auf der Fahrt nach Suders, die von Messina aus mit 80 000 Mann vor sich geht, sitzt Alberich unsichtbar auf dem Mastbaum. Nachdem der Heidenkönig die Werbung Ortnits abgewiesen hat, beginnen Kämpfe, wobei der Zwerg dem Christenheere die Fahne voranträgt. Alberich findet die Königstochter und ihre Mutter in dem Bethause, wo sie Apollo und Machmet um Schutz anflehen. Er überredet sie, die falschen Götter zu verlassen und Ortnit zum Gemahl zu nehmen. Der Sieg wird errungen und Ortnit kehrt mit der Prinzessin, die in der Taufe den Namen Sidrat empfängt, heim. König Marchorel sendet seinem Schwiegersohne zwei Würme als Geschenk, eine abrahamitische Kröte und einen Elefanten. Ortnit fällt im Kampfe mit ihnen. Ein Ahne Dietrichs von Bern überwindet sie.

Hugdietrich ist ein König von Konstantinopel, der, um die schöne Hildgart, Tochter des Königs von Salneck, zu gewinnen, als Prinzessin verkleidet, am Hofe ihres Vaters erscheint. Er giebt sich Hildgart zu erkennen, wirbt um ihre Liebe, und beide vermählen sich. Ihr Sohn wird von einem Wolf geraubt. Wunderbar gerettet und durch die Wölfin genährt, wird er später von Jägern des Königs gefunden und an den Hof gebracht, wo er den Namen Wolfdietrich empfängt. — Wolfdietrich. Zwischen Wolfdietrich und seinen jüngeren Brüdern, Buge und Wachsmut, erhebt sich nach Hugdietrichs Tode Kampf. Buge und Wachsmut machen dem älteren Wolfdietrich, weil er außer Landes geboren, das väterliche Reich streitig. Wolfdietrich muß mit ihnen kämpfen. Nach einer verlorenen Schlacht wird er durch einen Zauber von seinen Begleitern getrennt. Ein wildes Weib, „die rauhe Else“, widerwärtig wie ein Bär, führt ihn in der Irre umher. Sie bietet sich ihm zur Frau an. Da er vor ihr zurückschaudert, schneidet sie zwei Haarlocken von seinem Haupte, was die Wirkung hat, daß er wahnsinnig wird. Gott sendet endlich einen Engel mit dem Befehl zur rauhen Else, Wolfdietrich zu heilen. Sie führt ihn in ihr Land, springt vor seinen Augen in einen Brunnen:

„Da ward sie getaufet, ehe ward sie die rauhe Else genannt,
Nun hieß sie Frau Sigminne, die schönste über alle Land:
Sie hatte die rauhe Haut in dem Brunnen gela'n;
Er hatte niemals gesehn eine Frau so wohlgethan ꝛc.“

## Dritter Abschnitt.

## Lyrische Poesie.

### § 45. Minnegesang.

Die lyrische Poesie, die im 12. Jahrhundert zu einer eigenen Gattung erwuchs, wird ihrer Hauptrichtung nach Minnepoesie genannt. Die Stimmungen, die besonders zum Ausdruck gelangen, sind Liebe (Minne), Ehre und Gottesfurcht.

In kleineren Abschnitten seiner epischen Dichtung hat schon Otfrid (§ 19) die lyrische Form und Art erfaßt. Anregung dazu hatte ihm die lateinische Hymnenpoesie gegeben. Aus dem allgemeinen poetischen Aufschwung der Kreuzzugszeit entstand, zuerst in Volksliedweise, manches Lyrische in geistlicher und weltlicher Stimmung, z. B. das heitere Liebeslied:

„Du bist mein, ich bin dein,
Des sollst du gewiß sein.
Du bist beschlossen
In meinem Herzen,
Verloren ist das Schlüsselein,
Du mußt immer darinnen sein."

Sobald das Lied in die Pflege des ritterlichen Standes kam, empfing das Wort Minne hervorragende Bedeutung. Es bezeichnete, den Dichtern selbst in geheimnisvoller Weise, den Grund des sittlich und poetisch erregten und geweihten Herzens. Walther v. d. Vogelweide singt:

„Die Minne ist nicht Mann noch Weib,
Hat weder Seel', noch hat sie Leib;
Sie hat auf Erden nicht ein Bild,
Ihr Nam' ist kund, sie selbst verhüllt.
Nur eines wisse: daß noch nie
Zu falschem Herzen Minne trat!
Und wiß' das andre: daß ohne sie
Sich Gottes Huld dir niemals naht!"

Der Form nach sind zu unterscheiden: das Lied (in Strophen); der Laich (Ursprung und Bedeutung des Wortes § 13 und 20); und der Spruch (ein kleineres Gedicht didaktischer Haltung mit beliebiger Reimfolge). Die Strophenform der Lieder ist entweder zweiteilig, oder (in späterer Zeit vorherrschend) dreiteilig. Zwei rhythmisch gleich gebaute Teile (die Stollen, d. h. Stützen) gehen voran, ein selbständig gebauter Schlußteil (der Abgesang) folgt (§ 41).

## § 46. Älteste Minnesänger 1150—80.

Die ältesten Minnesänger, Kürenberg, Spervogel, Dietmar von Aist, sind einfach, volkstümlich und oft von ungelenker Form.

Die Mangelhaftigkeit der Form besteht hauptsächlich in der noch herrschenden Gleichstellung der Reime mit Assonanzen. — Kürenberg, ein östreichischer Ritter aus der Gegend von Linz an der Donau gebürtig. Seine Minnelieder sind zum Teil in der Nibelungenstrophe gedichtet, z. B. das Lied einer Frau, welche die Rückkehr ihres Geliebten herbeisehnt:

„Es hat mir an dem Herzen schon oftmals gethan,
Daß ich danach verlangte, was ich nicht sollte ha'n
Und nimmer kann gewinnen: das ist schmerzensreich.
Nicht mein' ich Gold und Silber, das ist den Leuten gleich.
Ich zog mir einen Falken länger als ein Jahr.
Als ich ihn nun gezähmet, da ich ihn wollte ha'n,
Und als ich sein Gefieder mit Golde reich bewand,
Da hob er sich zur Höhe und flog in andres Land.
Seitdem sah ich den Falken, wie er so schön war, fliegen.
Er führte an seinem Fuße seidene Riemen,
Und in seinem Gefieder war rotes Gold darein.
Gott sende die zusammen die geliebt gern wollen sein."

Von Spervogels persönlichen Verhältnissen ist nichts bekannt, außer daß er nicht ritterlich war und unter den östreichischen Dichtern lebte. Seine Dichtungen sind ernst und weihevoll. Bei ihm findet sich bereits die Dreiteilung der Strophe (§ 45). Im folgenden Weihnachtslied sind die Stollen zweizeilig, der Abgesang dreizeilig.

„Gewaltig ist und stark,
Der Weihnachts geboren ward:
Es ist der heilige Christ,
Den alles lobt, was ist!
Allein der Teufel nicht
In seinem Übermut:
Drum ward die Hölle ihm zugericht't.

In der Höll' ist große Not,
Das merkt, wer drinnen wohnt.
Ihm giebt die Sonne kein Licht,
Der Mond auch hilft ihm nicht,
Nichts auch der Glanz der Sterne.
Ihn quält, was er nur sieht:
Wie wäre er doch im Himmel gerne!

Ein Haus im Himmelreich!
Hin führt ein goldner Steig,
Die Säule ist Marmor dran;
Als Zier ist zugethan
Vom Herrn manch Edelstein.
Doch niemand kommt dahin,
Er wäre denn von Sünden rein.

Wer gern zur Kirche geht
Und ohne Arg drin steht,
Der wird es freudig sehn.
Ihm wird zuletzt geschehn,
Mit Engeln zu verkehren.
Ja, Wonne wird sein Teil!
Im Himmel leben ist reiner Ehren.

Ich hab' gedienet lang,
Ja leider, jenem Mann,
Der in der Höll' zu finden:
Der zählt auf unsre Sünden;
Wie ist sein Lohn so böse!
Hilf du mir, heiliger Christ,
Von seiner Haft, daß ich mich löse!"

Eine beliebte Art der Sprüche hießen Priameln (præambulum, Vorangang), d. h. Sprüche, in denen eine größere Zahl koordinierter Vordersätze in einem kurzen Schlußurteil zusammengefaßt werden. Z. B. von Spervogel:

„Wer einen Freund will suchen,
Wo er keinen find't,
Und in den Wald fährt jagen,
Wenn der Schnee zerrinnt,
Und kaufet ungesehen viel,
Und hält auch ein verloren Spiel,
Und dient auch einem bösen Mann,
Bei dem er ohne Löhnung bleibt;
Dem wird nachher wohl Reue kund,
Wenn er's die Länge treibt."

## § 47. Blüte des Minnegesanges 1180—1220.

Glätte der Form, d. h. Reinheit der Reime und metrisches Ebenmaß, wurden seit Heinrich von Veldecke allgemein angestrebt. Hervorzuheben sind: Hartmann v. Aue, Reinmar der Alte, Wolfram v. Eschenbach, Walther v. d. Vogelweide.

Über Heinrich von Veldeckes Einfluß § 31. — Reinmar der Alte, mit seinem Familiennamen: von Hagenau; als „Nachtigall von Hagenau" hoch gepriesen, lebte am Hofe zu Östreich. Von ihm z. B.

Als ich das grüne Laub ersah,
Zog alles Herzeleid dahin.
Nicht Laub allein, auch sie war da,
Im Herzen mir die Herrscherin.
Nun bin ich gar so wohlgemut.
Soll mich nicht alles dünken gut,
Was sie mir thut?

Ich sah sie auf der Heide all,
Sah stehn, die Wonneblümlein rot,
Das Veilchen, drum die Nachtigall
Ganz überwindet ihre Not.
Gewichen ist, was uns bezwang,
Vergangen ist der Winter lang,
Laut tönt Gesang.

Da kam auch sie, die mir das Weh,
Mir alle Herzenstrübnis nahm,
Die mir die Sorgen, die nur je
Mich quälten, löste wundersam.
Vor ihrer Güte flieht das Leid:
Zum Freunde ist sie mir bereit
Trotz aller Neid.

Nun mag mir Leides nicht geschehn,
Gar sorgenlos kann ich drum sein.
Die Hoffnung hilft mir's überstehn;
Sie werde ruhn im Arme mein.
Ihr argen Leut', bei eurer List,
Sagt doch, wie's so gekommen ist
In kurzer Frist!

Der bedeutendste unter den Minnesängern ist **Walther von der Vogelweide**. Nachdem die „Nachtigall von Hagenau" gestorben war, fragt Gottfried von Straßburg: „wer wird der lieben Schar nun Führer sein?" und antwortet:

Die von der Vogelweide!
Hei, wie sie über die Heide
Mit lauter Stimme läutet!
Was Wunder sie bereitet!
Wie künstlich musizieret,
Den Sang so wandelieret! rc.

Es ist nicht bloß Klangschmuck, was aus Walthers Gedichten tönt. Er hat die Lyrik auf dem Gebiete der sittlichen Empfindungen, der Hochachtung für Wahrheit, Treue, Ehre und Pflicht gehalten. Unter seinen Jugendliedern:

Lande hab' ich viel gesehn,
Nach den Besten sah ich allerwärts:
Übel möge mir geschehn,
Wenn sich je bereden ließ mein Herz,
Daß ihm wohlgefalle
Fremder Lande Brauch.
Wollt' ich lügen, lohnte mir es auch?
Deutsche Zucht geht über alle.

Züchtig ist der deutsche Mann,
Engelrein und gut die deutsche Frau,
Thöricht, wer sie schelten kann!
Keiner je des Thoren Rede trau'!
Tugend, reine Minne,
Wer die wünscht zu sehn,
Her in unsre Lande muß er gehn,
Da ist Wonne viel darinne rc.

Walther war c. 1170 in Tirol geboren, adliger Herkunft, dem niederen Dienstadel angehörig. Vogelweide: das Gehöft eines edlen Mannes in einer Waldlichtung. Jung zog er nach Östreich, um sich in der Kunst auszubilden. An dem glänzenden, verschwenderischen Hofe der Babenberger Herzöge wurde Reinmar sein Meister. Bis zu Kaiser Heinrichs VI. Tode (1197) sind seine Lieder voll leichter Lust, empfindungsfrisch, Frühlings- und Liebeslieder. Der Wahlkampf führte seine Poesie aufs politische Gebiet. Philipp von Schwaben, der jüngere Sohn Friedrichs I., galt ihm als der rechtmäßige König. Die Partei, welche Otto von Braunschweig gewählt hatte, schien ihm von Recht und Tugend zu weichen. Die Politik des päpstlichen Stuhles vollends war ihm verächtlich. „Zu Rom da hört ich lügen und beide Könige betrügen." (Innocenz III. konnte sich bis 1199 rühmen, daß beide, Otto und Philipp, sich seiner Gunst sicher glaubten.) Walther stand, nach dem Tode des östreichischen Herzogs Friedrich I. (1198), im Dienste Philipps, dessen Krönung er beiwohnte. Otto war schon im Juli 1198 zu Aachen, und zwar mit unechten Kleinodien, Philipp wurde im September desselben Jahres zu Mainz, und zwar „den Waisen auf dem Haupt", gekrönt (mit der Krone, die den Edelstein trug, den Herzog Ernst aus dem hohlen Berge mitgebracht hatte, der „Waise" genannt, weil er seiner Größe nach allein da stand). Walther singt: „sie leuchten beide einander an, das edle Gestein und der junge süße Mann." „Der Stern sei aller Fürsten Leitestern!" Nach Philipps Ermordung (1208) wurde Otto IV. durch einstimmige Wahl König; durch den Papst wurde er zum römischen Kaiser geweiht. Das Einvernehmen zwischen Kaiser und Papst dauerte aber kaum ein Jahr. Als Otto kaiserliche Rechte in Apulien geltend machen wollte, belegte ihn der Papst mit dem Bann. Walther erinnert den Papst, daß er

vordem bei der Krönung gesagt habe: „Wer dich segnet, sei gesegnet; wer dir flucht, sei verflucht!" und fragt, wie der Pfaffen Ehre bestehen könne, da er nun selbst dem Kaiser flucht? In einem andern Spruche fragt er: „Welche von beiden Reden, die segnende oder fluchende, gelogen sei?" In einem dritten macht er auf Christi Wort aufmerksam, „dem Kaiser und Gott, jedem zu geben, was seiner ist." Otto IV. zeigte wenig kaiserliche Tugenden. Trunksucht, Wortbrüchigkeit, Jähzorn traten immer mehr, Parteiungen weckend, hervor. Walther namentlich hatte trotz verschiedener Bitten, ihn von seinem Herumzugsleben zu erlösen, sich keiner Gunst von ihm zu rühmen. Erst die Thronbesteigung Friedrichs II. linderte des Sängers Not. Zwei Sprüche sind erhalten. In dringendster Sprache wendet er sich an den Kaiser: „Laßt euch erbarmen! seht, wie bei reicher Kunst man so mich läßt verarmen! bei eignem Feuer gern wollt' ich erwarmen!" Im anderen heißt es: „Ich hab' mein Lehn, o alle Welt, ich hab' mein Lehn! der edle König, der milde König hat mich beraten! Zu lange bin ich arm gewesen; zu sehr war mein Gesang des Unmuts voll. Nun hat der gütige König ihn wieder frei gemacht." An des Kaisers Kreuzfahrt (1227) nahm Walther teil. Darauf bezieht sich ein großes Lied, das also anfängt:

„Nun erst leb' ich mir nach Werte,
Seit mein sündig Auge sieht
Das hehre Land und auch die Erde,
Der man viel der Ehren giebt.
Mir ist geschehn, worum ich bat,
Ich bin gekommen an die Statt,
Wo Gott im Menschenbilde trat.

Schöne Lande, reich und hehre —
Was ich deren je gesehn,
Du bist ihrer aller Ehre.
Was ist Wunders hier geschehn!
Daß eine Magd ein Kind gebar,
Herrlich über aller Engel Schar,
War das nicht ein Wunder gar?

Hier ließ sich der Reine taufen,
Daß der Mensch gereinigt sei:
Hier ließ er sich dann verkaufen,
Daß wir, Knechte, würden frei.
Ohn' des Herren Kreuz und Dorn
Wären wir ja ganz verlorn!
Weh euch, Heiden, in eurem Zorn.

Daß er unser sich erbarme,
Litt er hier den grimmen Tod,
Er, der Reiche für uns Arme,
Uns zu lösen von der Not.
Wunder ist es, allzugroß,
Daß es ihn nicht doch verdroß,
Daß er uns in Huld umschloß."

Über diese Kreuzfahrt hinaus finden sich weitere Anknüpfungen an Walthers Leben nicht. — Übersetzungen seiner Lieder sind von Karl Simrock und von Adalbert Schroeter geliefert.

Unter den Zeitgenossen Walthers verdienen Hervorhebung: Friedrich v. Hausen, Heinrich v. Morungen, Ulrich v. Singenberg. — Unter den Dichtern, die auch nach 1220 feine Formen bewahrten, sind zu merken: Otto v. Botenlauben, Reinmar v. Zweter, Konrad v. Würzburg (§ 39), von welchem letzteren, außer Minneliedern in sehr gewählten Formen, auch das allegorische Gedicht „Die goldene Schmiede" ist. (Der Dichter will „in seines Herzens Schmiede ein Gedicht aus Gold schmelzen und des Karfunkels leuchtenden Geist einfassen, ihr, der hohen Himmelskaiserin, zu Ehren.") — Im ganzen sind Lieder von 160 Minnesängern bekannt. Darunter fürstlichen Standes: Kaiser Heinrich VI., König Konrad der Junge (vielleicht Konradin † 1268), Herzog Heinrich IV. von Breslau († 1290), König Wenzel von Böhmen († 1305), Markgraf Otto IV. von Brandenburg († 1308).

## § 48. Entartung des Minnegesanges.

Die Entartung des Minnegesanges trat seit 1220 ein: einerseits **durch Rithart und Tanhäuser, welche den ritterlichen Gesang zur rohen Art der sog. höfischen Dorfpoesie erniedrigten; ferner durch Ulrich von Lichtenstein, der im „Frauendienst" die Minne als Karikatur zeigte.**

Höfische Dorfpoesie nennt man die Richtung des Minnegesanges, die, seit 1220 von Personen ritterlichen Standes ausgehend, besonders für die Bauern bestimmt war. Bauern und Bäuerinnen sollten zu Scherz und Festen, zu Tanz und Reigen aufgefordert werden. Schilderung dieser Feste, Erzählung von Abenteuern dabei (Neckereien, Schlägereien, Liebeshändel, Schmausereien) machen den Inhalt der Lieder aus. — Rithart, ein bayrischer Ritter, nach dem Dorfe, das er als Lehn besaß, „von Reuenthal" (Riuwental) genannt, trieb sich in seiner Heimat herum, verthat seine Habe, wanderte dann nach Östreich, wo Herzog Friedrich II. ihn aufnahm und mit einer Burg belehnte, † um 1245. Seine Lieder, die er am Hofe und auch den Bauern selbst vorsang, machten ihn allgemein bekannt; und es währte nicht lange, daß alle ausgelassenen und anstößigen Lieder, wie sie die „fahrenden" Leute seitdem in Menge sangen, nach ihm benannt wurden. (Später verwechselte man mit ihm einen Ritter ähnlichen Charakters, Rithart Fuchs, der am Hofe Herzogs Otto des Fröhlichen von Östreich, c. 1320 als Lustigmacher lebte.) — Tanhäuser wird in der späteren Volkssage ein „fränkischer" Ritter genannt. Ob mit Recht, ist schwer zu entscheiden. Es gab verschiedene edle Geschlechter des Namens, über viele Länder des südlichen Deutschlands verbreitet. Tanhäuser führte ein leichtes Leben, kam weit in der Welt herum, hatte Not und Ungemach zu erfahren, hatte sich immer mit leichtem Sinn und Lebensgeschick wieder emporgeholfen, hatte von vielen Fürsten und Herren vorübergehend Gunst genossen, bei Friedrich II. von Östreich, Otto von Bayern, Ottokar von Böhmen u. a. Am Ende seiner Tage verzichtete er auf die Treue des Glückes, und wandte sich in guten Stunden zur Buße, † um 1270. An seinen Namen knüpft sich folgende Sage: Der fränkische Ritter Tanhäuser wollte nach der Wartburg ziehen. Da kam er an dem Hörselberg vorüber, und Frau Venus, die vor demselben stand, verlockte ihn, in den Berg zu ihr zu kommen. Nachdem er lange Zeit bei ihr geweilt, betete er reuig zur heiligen Jungfrau, und es gelang ihm, einen Ausgang zu finden. Er pilgerte nach Rom, Papst Urban IV. um Vergebung flehend, empfing jedoch die Verdammung mit den Worten: daß ihm die Sünde so wenig vergeben werde, wie dieser dürre Stab nie wieder blühen werde. Verzweifelnd zog er in den Venusberg zurück. Da des Papstes Stab aber nach drei Tagen blühte, wurde überallhin ausgesandt, ihn zurückzurufen. Tanhäuser war nicht zu finden. Seitdem wandelte vor dem Venusberg der getreue Eckart und warnt jeden, der etwa hineingeraten könnte. Der Papst aber wurde von Gott verdammt. — Verwandte Dichter: Gottfried v. Nifen, c. 1250; Johann Hadlaub, c. 1300.

Ulrich von Lichtenstein (um 1200 zu Lichtenstein in Speier geboren, † 1276) erzählte sein Leben in einem den Frauen gewidmeten großen Gedichte Frauendienst, das er 1255 vollendete. Inhalt. Schon als Knabe lernte Ulrich, daß wahrer Wert nur im Dienste einer hohen Frau erworben werde. Zwölf Jahre alt, wählte er eine Herrin und diente ihr als Edelknabe. Durch den Willen seines Vaters von derselben getrennt, in ritterlichen Übungen und in der Kunst süße Worte zu sagen geübt, sah er sie erst

wieder, als er schon zum Ritter geschlagen wurde (1223). Er ließ ihr seine Dienste antragen, aber sie verschmähte ihn seiner Häßlichkeit wegen: er hatte eine wulstige Lippe, so daß er drei Lippen zu haben schien. Zum Wundarzt nach Grätz gehend, ließ er sich operieren, empfing aber doch nicht Erhörung von seiner Dame. Nichtsdestoweniger kämpfte er in allen Turnieren für sie. Als ihm einmal in ihrem Dienst ein Finger beschädigt wurde, machte er dies vor seiner Herrin als Großthat geltend. Weil sie aber darin nichts fand, da die Wunde geheilt sei, ließ er den Finger abhauen und sandte ihn ihr in zierlichem Futteral, eine That, die sie einem vernünftigen Menschen nicht zugetraut hätte. Da sann er auf neue, großartigere Beweise seines ritterlichen Dienstes. Von Venedig aus, wohin er gegangen war, verkündete er allen Rittern in Lamparten, Friaul, Kärnten, Steiermark, Östreich und Böheim, daß die Minnegöttin und Königin Venus, vom Meere aufsteigend, zu ihnen kommen und sie Frauendienst lehren werde. Wer sich nicht stelle, werde in die Acht der Minne erklärt; wer einen Speer auf sie versteche, bekomme ein Wunderringlein, das die Huld seiner Geliebten ihm bewahre; wer die Göttin selbst niederstechen, bekomme alle ihre Rosse. Sie selbst werde nicht Antlitz, nicht Hände sehen lassen und mit niemand reden. Auf diese Ankündigung zog er, mit glänzenden Frauenkleidern angethan, von zwölf Knappen begleitet, unter phantastischem Pomp, durch die genannten Lande, hielt überall Rennen, Turniere, Festlichkeiten zu Ehren seiner Dame, verstach im ganzen 307 Speere und verschenkte 271 Ringe. Seine Dame neckte ihn unterdessen. Einmal schickte sie ihm zum Zeichen ihrer Huld einen Ring, dann forderte sie ihn wieder zurück; hernach ließ sie ihn zu sich auf die Burg kommen, aber nur um ihn zum Gelächter aller, die ihn sahen, wieder fortzujagen. Endlich, nachdem sie ihm den bösesten Spott angethan, den er selbst nicht erzählen will, sagt er sich von ihr los und wählte eine andere Dame, in deren Dienst er nun auf neue abenteuerliche Thaten dachte. Er verkleidete sich als König Artus, der aus dem Paradiese gekommen und die Tafelrunde wieder herstellen wolle. Die Züge in dieser Gestalt fanden im Jahre 1240 statt. Unterdessen war er seit langem vermählt, mit einem lieben Gemahl, wie er sich ausdrückte. Sein abenteuerliches Leben erfuhr eine kurze Unterbrechung, als er (1246) in seinem Schlosse Frauenburg überfallen, gemißhandelt und gefangen gesetzt wurde. Seine Frau und Kinder mußten von dem Schlosse nach Lichtenstein ziehen. Erst nach Jahresfrist sorgte Kaiser Friedrich II., daß er aus seiner Haft befreit wurde. Um alles Ungemach, das er erfahren, tröstete ihn nun sogleich wieder der Dienst der erwählten Dame, der zu Ehren er noch manches schöne Lied sang. — Von Ulrich von Lichtenstein existiert ferner unter dem Titel Frauenbuch ein dialogisch gehaltenes Gedicht, worin ein Ritter und eine Dame sich gegenseitig den Verfall des ritterlichen Lebens vorhalten.

## § 49. Didaktische Poesie 1200—1300.

Die didaktische Poesie erfuhr seit 1200 reiche Pflege: der **Windsbecke** und die **Windsbeckin** („des Vaters Lehre" und „der Mutter Lehre"); der **welsche Gast** von Thomasin v. Zerkläre; **Bescheidenheit** von Freidank; **Fabeln** von Stricker; der **Renner** von Hugo v. Trimberg.

Der **Windsbecke** (c. 1210) ist von einem bayrischen Dichter aus dem Geschlecht derer von Windsbach (daher der Titel des Gedichts). Es enthält Lehren eines Vaters an seinen Sohn. Gott lieben, den Trug der Welt meiden, unbekümmert um die bösen Zungen, in allem Ritterlichen gewandt,

ohne Neid und Haß, nicht dem Müßiggang und Spiel ergeben, im Hause mild und züchtig: das der Hauptinhalt. Die Windsbeckin ist eine spätere Nachahmung, in welcher eine Mutter ihre Tochter unterweist. — Thomasin von Zerkläre, aus einem edlen Geschlecht in Friaul, Dienstmann des Patriarchen Wolfger von Aquileja, nannte sein Lehrgedicht (1215) den „welschen Gast". Sich selbst, den in Italien Geborenen, bezeichnete er als Gast in Deutschland. Er findet in der Beharrlichkeit (Stäte) den Grund aller Tugenden, in der Unbeständigkeit (Unstäte) den aller Untugenden. — Über Freidank (Vrîdanc, frei denkend) ist sonst nichts bekannt, auch nicht, ob er Dichter oder Ordner der unter dem Titel „Bescheidenheit" (d. h. Unterweisung, Bescheidung) zusammengestellten Sprüche, Fabeln und Betrachtungen ist. Nach W. Grimms Vermutung, die vielfach angefochten ist, wäre „Freidank" ein von Walther v. d. Vogelweide angenommener Name. Freidanks „Bescheidenheit" enthält in volkstümlicher Weise die edelste Spruchweisheit jener Zeit. Unter den Sprüchen sind viele religiösen Inhalts.

„Gott dienen ohne Wank
Ist aller Weisheit Anfang."
„Wer für diese kurze Frist
Des ew'gen Heils vergißt,
Der hat sich selbst betrogen:
Er bauet auf den Regenbogen."
„Wer die Seele will bewahren,
Der muß sich selber lassen fahren."

„Wer Gott liebt wie er soll,
Des Herz ist aller Tugend voll."
„Wer lebt in Gottes Gebote,
In dem ist Gott und er in Gotte."
„Wer mit Sünden sich beladen,
Des Herze wird in Reue baden."
„Wie groß sei jemands Missethat,
Gott dennoch größre Gnade hat."

Häufig spricht Freidank von der Hoffart z. B.:

„Hoffart, der Hölle Königin,
Will zu allen Leuten hin.
Wie gut oder böse er sei,
Sie läßt doch niemand frei."

„Hoffart zwingt den kleinen Mann,
Daß er auf den Zehen muß gahn."
„Hoffart ist der Seele Not:
Die stirbt um sie den ew'gen Tod."

Sprichwörtliche Kraft haben viele Reimpaare z. B.:

„Heute lieb, morgen leid:
Das ist der Welt Unstetigkeit."
„Begrabner Schatz, versteckter Sinn,
Von denen hat niemand Gewinn."
„Des Jungen Lob sich mehret,
Wenn er den Alten ehret."

„Glück ist ganz wie ein Ball:
Wer steigt, der fürchte, daß er fall'!"
„Wer seines Mundes hat Gewalt,
Der mag in Ehren werden alt."
„Das Jahr geht hin, der Tod geht her:
Der wird uns bekämpfen ohne Speer."

Freidanks Darstellung erweitert sich oft zu längeren Betrachtungen, die durch Gleichnisse erweitert werden. Das Werk stand jahrhundertelang in hohem Ansehen („die weltliche Bibel"), wurde oft wieder bearbeitet und herausgegeben, noch c. 1500 von Seb. Brant. — Stricker (Dichter des „Pfaffen Amis" § 40) schrieb Fabeln in anmutiger Breite. — Hugo von Trimberg, Schulmeister zu Teuerstadt, Vorstadt Bambergs, † 1309. Der Renner ist ein satirisches Gedicht, in welchem Sprüche, Fabeln, Gleichnisse mit einander wechseln. Den Namen „der Renner" erklärt eine spätere Handschrift dadurch, daß das Buch „in alle Lande rennen" solle. Vielleicht wollte der Dichter die Planlosigkeit seines Gedichtes, das, wie ein flüchtiges Roß, bald hierhin, bald dorthin renne, andeuten. — Außer den Lehrgedichten „Windsbecke" und „Windsbeckin", welche die Anschauungsweise des Rittertums aussprechen, zeigt sich in den andern genannten Dichtern ein allmählich stärker hervortretender Kampf gegen das Rittertum. Thomasin von Zerkläre wendet sich gegen die Poesie der Ritter. „Die Abenteuer im Parzival, Erek, in Lüge gekleidet, seien wohl

gut, des Kindes Gemüt zu erfreuen; wer aber mehr verstehen kann, soll die Zeit nicht mit Abenteuern verlieren, sondern der Lehre guter Zucht und Wahrheit nachstreben.“ Freidank kämpft darauf vom religiösen Gesichtspunkte gegen den Herrendienst:

„Der Kaiser sterben muß, wie ich,
Ich halte für seinen Gefährten mich.
Welch Herre sterben muß, wie ich,
Wie möchte der wohl trösten mich?
Wenn mich das Fieber überfällt
Und ihn das Zahnweh niederhält.
Mag er doch keins abwehren;
Dem will ich Huld nie schwören.
Des eigen will ich gerne sein,
Der der Sonne giebt den Schein.
Der alles weiß, eh' es geschehn,
Dem soll man Ehre zugestehn.“

Stricker klagt darauf über die Sittenlosigkeit des ritterlichen Lebens. Hugo von Trimberg endlich sucht das Rittertum lächerlich zu machen: „Gott möchte selber lachen, könnte es sein, wenn seine Puppenmännlein auf Erden so wunderlich leben, wie sie gegen einander streben mit langen Speeren. Mancher Dumme hat vom Tiostieren und Turnieren Leib, Seele und Gut verloren. Der Teufel schürt dazu, und der Welt Dummheit ist leider so groß.“

Der religiös-moralische Ernst, der sich in diesen didaktischen Dichtungen zeigt, weckte gleichzeitig die ersten Proben deutscher Prosa. Muster inniger Frömmigkeit, reinen Gottes- und Pflichtbewußtseins sind religiös-moralische Abhandlungen des Franziskanermönchs Berthold Lech („Bruder Berthold aus Regensburg“ genannt, † 1272). — Aus derselben Zeit stammen auch die ersten schriftlichen Prosadarstellungen deutscher Sitten und Rechte, namentlich der Sachsenspiegel von Eike von Repkow („Spiegel der Sachsen soll dies Buch sein genannt: Denn Sachsenrecht wird hieraus erkannt, Wie in einem Spiegel die Frauen Ihr Antlitz mögen beschauen.“ § 8); ferner der Schwabenspiegel (mutmaßlich von Bruder David) ꝛc.

## § 50. Sängerkrieg auf der Wartburg.

Aus der Zeit gegen 1300 stammt ein lyrisch-didaktisches Gedicht in dialogischer Form, die Erzählung eines Sängerkampfes, wie er 1206 auf der Wartburg stattgefunden haben soll.

Das Gedicht, von einem unbekannten Verfasser, gehört in die Zeit des Verfalles der Minnepoesie. Es enthält Strophen voll leerer Reimereien. Inhalt. Sieben Dichter, unter denen Heinrich v. Ofterdingen, Walther v. d. Vogelweide, Wolfram v. Eschenbach, Reinmar v. Zweter, sind auf der Wartburg zu einem Sängerstreit über die Vorzüge des Landgrafen Hermann von Thüringen und des Herzogs Leopold von Östreich versammelt. Wer im Kampfe überwunden wird, soll durch Henkers Hand sterben. Heinrich v. Ofterdingen, der das Lob Leopolds von Östreich sang, verlor den Sieg gegen Walther v. d. Vogelweide, der den Landgrafen Hermann pries. Da rief der Überwundene, über Ungerechtigkeit des Spruches klagend, den Zauberer Klingsor aus Ungarland zu Hilfe, der in der Magie wohl erfahren und mit dem Teufel im Bunde stand. Klingsor und Wolfram stritten nun in Rätseln über die Geheimnisse der Religion. Klingsor giebt unter andern folgendes Rätsel auf: Während ein Kind am Ufer eines Seees schläft, bricht die Nacht herein und der Sturm droht, die Wellen über den Damm zu treiben; den Ruf des Vaters hört das Kind nicht; dieses erwacht auch nicht, als der Vater ihm einen Rutenschlag giebt; es verharrt im Schlafe, auch als der Vater sein Horn ertönen läßt, das Kind bei den Haaren ergreift und ihm einen Backenschlag giebt. Da wirft der Vater die Keule nach ihm und während er spricht: „Ezidemon, das

Tier sonder Galle schützte dich; du aber folgtest dem Rat des Luchses, der dich in diesen falschen Schlaf gebracht!" bricht der Damm zusammen und der See verschlingt das Kind. Wolfram v. Eschenbach löste das Rätsel: der Vater ist Gott; das Kind jeder Sünder; Gottes Horn die weisen Geistlichen; des Seees Damm die Zeit, die Gott dem Sünder zur Bekehrung giebt; der See die kommenden Jahre; die Stürme die Lebenstage; Ezidemon der Schutzengel; der Luchs der Teufel. Gott straft die Menschen zuerst mit Herzeleid (Rutenstreich), dann mit Krankheit (Backenschlag), zuletzt mit der Höllenpein. In einem andern Rätsel spricht Klingsor von einem Wurf mit vier Assen, in welchem die vier eine drei und diese drei wiederum den einen Wurf enthält. Wolfram deutete die vier auf das Bild der Offenbarung für Christus: Löwe, Rind, Mensch und Adler (Offenb. Joh. 4, 7), die in der Dreieinigkeit eins sind. Schließlich wird Klingsor überwunden, so daß er mit dem Teufel droht, den er von Toledo und aus Griechenland holen wolle.

Handschriften der Minnelieder. Die Minnelieder wurden von den Dichtern selbst nur selten aufgeschrieben. Daß sich so viele erhalten haben, ist zuerst den fahrenden Sängern, welche sie für ihren Gesang mit benutzten, ferner Kunstfreunden zu danken, die für ihre Sammlung und Aufbewahrung sorgten. Um 1300 lebte Rüdiger von Manesse, Ratsherr in Zürich, von dem erzählt wird, daß er „Liederbücher sammelte". Mit seinem Namen wird die größte und kostbarste handschriftliche Sammlung bezeichnet: der Manessische oder Pariser Kodex. Er enthält Minnelieder von 140 Dichtern auf 426 Folio-Pergamentblättern und ist durch 137 Bilder geschmückt, deren jedes eine Seite einnimmt (Wappen der Dichter, Illustrationen verschiedener Art). Er befand sich in der Schweiz, zuletzt auf der Burg Forsteck bei St. Gallen, wurde 1607 für die kurfürstliche Bibliothek zu Heidelberg angekauft, und kam während des dreißigjährigen Krieges nach Paris. Minder umfangreich, aber des höheren Alters wegen wichtiger sind: der Weingartner Kodex: im Kloster Weingarten gefunden, jetzt in Stuttgart; ferner eine in Heidelberg befindliche Handschrift.

# Vierte Periode.

## Verfall der Poesie unter dem Einfluß des Bürgerstandes 1300—1500.

### § 51. Gründe des Verfalls.

Der Verfall der Poesie, der schon vor 1300 begonnen hatte, setzte sich unablässig fort: 1. weil die großen Stoffe der Poesie erschöpft waren; 2. weil die Kaiser seit Rudolf I., um ihre Hausmacht kämpfend, die Pflege der Poesie versäumten; 3. weil die Kirche sich spaltete, die Geistlichkeit in Unwissenheit und Zuchtlosigkeit entartete, der Sinn für das Hohe im Volke ungenährt blieb; 4. weil unter dem Faustrecht Fürsten und Adel verwilderten; 5. weil der Bürgerstand in den Städten, der einzige Stand, der sich der Poesie annahm, nach seiner Lebensweise und Bildung, zur Förderung derselben nicht befähigt war; 6. weil die im ganzen herrschende Richtung der Zeit auf das Materielle (Handel, Gewerbe, Entdeckung, Erfindung) ging.

Deutsche Kaiser seit dem Interregnum: Rudolf I. von Habsburg 1273—1291; Adolf I. von Nassau, † 1298; Albrecht I. von Habsburg, von Joh. Parricida 1308 ermordet; Heinrich VII. von Luxemburg, † 1313; Ludwig IV. von Bayern, † 1347; Karl IV. von Böhmen, † 1378; Wenzel von Böhmen, abgesetzt 1400 († 1419); Ruprecht von der Pfalz, † 1410; Sigismund von Ungarn, † 1437 (zu dessen Zeit die Spaltung der Kirche, das große Schisma 1378—1417, auf dem Konzil zu Konstanz zwar beendigt, der Abfall von der Kirche seit Joh. Huß aber nicht gehemmt werden konnte). Seitdem aus dem Habsburgischen Hause: Albrecht II., † 1439; Friedrich III., † 1493; Maximilian I., † 1519 (unter dem endlich das Faustrecht gesetzlich aufgehoben, der ewige Landfriede verkündet, das Reichskammergericht eingesetzt wurde).

Bürgerstand. In diesen Jahrhunderten allgemeiner Gesetzlosigkeit war es allein der Bürgerstand, der unter dem Schutze der Städte zu ruhiger Entwicklung und heiterem Genuß seiner Kräfte, infolge davon auch zur Beschäftigung mit der Poesie gelangte. Gefördert aber konnte die Poesie durch ihn nicht sogleich werden. Der Bürgerstand ist auf materielle Arbeit und Gewerbebetrieb gegründet. Ganz auf dem Boden der alltäglichen Wirklichkeit, bewegen sich seine Lebenserfahrungen in den engsten Schranken; der sinnlichen Not des Lebens widmet er seine Kräfte; ehrbare Ordnung, verständiger Fleiß und Gewissenhaftigkeit sind seine Pflicht. Es war natürlich, daß unter dem Einfluß dieses Standes ein geistig beschränkter, handwerksmäßiger Betrieb der Poesie eintrat. Die Stoffe, in deren Bearbeitung man sich gefiel, wurden der ge-

meinen Wirklichkeit entnommen. Der niedere Bildungsstand, die Gewöhnung an rohe Sprechweise, der Hang zu Schimpf- und Schmutzreden, entfernte die Poesie von ihrer Sphäre, vom Schönen und Edlen. Dies ist im allgemeinen die Art, wie sich der Verfall der Poesie zeigte. Der eigentliche Ruhm des Bürgertums und dieser Jahrhunderte überhaupt liegt in anderen Dingen; in den Entdeckungen und (was Deutschland mehr betrifft) in den Erfindungen (Buchdruckerkunst durch Gutenberg in Mainz 1440), ferner: in der Pflege der Wissenschaften (Prag, die erste deutsche Universität 1348). Hier liegt die Arbeit, durch welche die Fortschritte der Folgezeit jetzt vorbereitet wurden.

Zwei Klassen von Dichtern im Bürgerstande: 1. Dichter von Gewerbe (gernde diet, begehrende Leute), denen die Poesie Erwerbsmittel war. Hierhin gehören die Wappendichter, welche besonders bei Fürsten und Herren verkehrten, die Wappen beschrieben, auslegten und das Lob ihrer Träger besangen; ferner die Pritschmeister, welche bei bürgerlichen Festen, Schützenfesten 2c. die Herolde machten, die Festlichkeit selbst und deren Teilnehmer besangen. Pritschmeister hießen sie von der Pritsche, dem klappernden Holz, womit sie die Aufmerksamkeit auf sich lenkten. Sie trugen das Gewand des Hanswurst, endlich die Spruchsprecher, welche bei Hochzeiten, Taufen und anderen Festen zugegen waren, die Gesellschaft durch Stegreifsdichtungen erheiterten. Sie nahmen ein Amt an, das von der Obrigkeit bestätigt wurde, trugen einen weiten Mantel, an der Brust große silberne Schilde. Im Gefolge dieser lustigen und witzigen Gewerbe trat mit der Zeit mancher Unfug ein. Karl V. und Rudolf II. erließen im 16. Jahrhundert Verbote gegen sie, gegen „mancherlei leichtfertig Volk, die sich auf Singen und Sprüche geben". — 2. Dichter, die keinen Erwerb aus der Poesie machten, sie vielmehr neben dem Gewerbe betrieben, das ihnen Unterhalt gab, eine Aristokratie bürgerlicher Dichter. Hierhin gehören die Meistersänger (§ 60).

## § 52. Fortschritt und Blüte in der Zeit des Verfalls.

Die Zeit des Verfalls der Poesie ist dennoch vorteilhaft ausgezeichnet: 1. dadurch, daß das Gebiet der Poesie erweitert wurde, einerseits indem man die prosaische Rede zur Bearbeitung epischer Stoffe zu benutzen, andererseits indem man deutsche Schauspiele zu dichten begann; 2. dadurch, daß in einem Zweige der lyrischen Poesie, im sog. Volksliede, eine besondere Blüte eintrat.

Die Blüte des Volksliedes in dieser Zeit ist nicht durch äußere Verhältnisse, sondern lediglich aus der unversiegbaren Kraft des deutschen Volkes zur Poesie zu erklären. Während alle herrschenden Richtungen der Zeit von der Poesie abgewandt, das Verständnis derselben völlig verloren war, trat das Volkslied, aus den unteren Schichten, durch nichts anderes unterstützt, lediglich aus der Tiefe und Innigkeit des Gemüts, aus dem quellenden Reichtum der Phantasie hervor. Mitten in der Zeit des Verfalls, des Absterbens der alten (auf epischer Sage beruhenden) Poesie wurde auf dem Boden der Lyrik ein tieferer Grund zukünftiger Entwicklung gelegt. Die Volkslieder haben auf die Bildung der größten Talente der Folgezeit (Bürger, Goethe, Uhland) den mächtigsten Einfluß geübt (§ 62).

# Erster Abschnitt.
# Epische Poesie 1300—1500.

## § 53. Übersicht.

Zur epischen Poesie dieser Periode gehören Werke folgender Art: 1. Wiederbearbeitungen alter Sagenstoffe, 2. Darstellungen geschichtlicher Stoffe, 3. Erzählungen, die auf freier Erfindung oder späterer Überlieferung beruhen und 4. poetische Erzählungen in prosaischer Form.

## § 54. Alte Sagenstoffe.

**Unter den Bearbeitungen alter Sagenstoffe sind 1. von der deutschen Heldensage besonders zu bemerken: die Rabenschlacht, Ecken Ausfahrt, Zwerg Laurin, Rosengarten, hörnen Siegfried, die in verschiedenen Handschriften und Drucken, zum Teil auch in einem Sammelwerk, in Kaspar von der Roens „Heldenbuch" enthalten sind; 2. von den Sagen der höfischen Poesie: der trojanische Krieg, Parzival, Lanzelot u. a. in dem „Buche der Abenteuer" von Ulrich Fürterer; 3. als Bearbeitung der Tiersage: Reineke de Vos.**

Deutsche Heldensage. Die Umwandlung, welche die deutschen Sagenstoffe in dieser Zeit erfahren haben, besteht besonders darin: daß der Zusammenhang, zu dem sie früher verbunden waren, aufgelöst; der Ernst und die Großartigkeit der Charaktere und des Schicksals ins Gewöhnliche und Burleske herabgezogen wurden. Als Hauptheld tritt in den meisten dieser Erzählungen Dietrich auf; Siegfried nimmt eine zweite Stellung ein. — Rabenschlacht (Strît vor Rabene). Dietrich befindet sich, auf der Flucht vor seinem Oheim Ermenrich, beim Hunnenkönig Etzel. Um sein väterliches Reich wiederzugewinnen, wird ihm von Etzel Unterstützung gewährt. Auch Etzels junge Söhne, Scharpfe und Ort, nehmen an dem Zuge, trotz des warnenden Traumes, den ihre Mutter Helche gehabt, teil. Die beiden Knaben finden schon vor Bern (Verona) ihren Tod. Denn als sie hier, dem starken Ilsan zum Schutze anvertraut, zurückbleiben, geraten sie bei einem Ritte aus der Stadt, durch Nebel in die Irre geführt und von Ilsan getrennt, auf einen abtrünnigen Vasallen Dietrichs, Witege, der sie im Kampfe tötet. Die Kämpfe vor Rabene (Ravenna), welche Dietrich unterdessen gegen Ermenrich (in dessen Heere sich auch Siegfried befindet) glücklich besteht, dauern elf Tage lang. Als Dietrich darauf den Tod der beiden Söhne Etzels erfährt, setzt er dem Mörder Witege nach. Dieser aber gelangt fliehend bis an den Strand, wo ihn seine Ahnfrau Waghild in das Meer aufnimmt. Helche und Etzel trauern um ihre Söhne, und nur schwer gelingt es Rüdiger, sie mit Dietrich auszusöhnen. (Das Gedicht, aus der Zeit um 1350 stammend, ist in einer sechszeiligen, frei behandelten Strophe geschrieben.) — Ecken Ausfahrt. Drei Riesen, Fasolt, Ecke und Ebenroth, sitzen in Köln. Von drei schönen Königinnen aufgefordert, zieht Ecke aus, um Dietrich gefangen vor sie zu bringen. Zu Fuß, da kein Roß den ungefügen Mann tragen kann, eilt er nach Bern; da er Dietrich hier nicht findet, nach Tirol. Kaum begegnen sich die Helden, als sofort ein mörderischer Kampf beginnt, vom Abend die ganze Nacht hindurch, bis zum Morgen und weit in den Tag. Endlich siegt der Berner und bricht in Klagen über den

Tod des Riesen aus, der so rühmlich mit ihm gekämpft habe. Als Dietrich weiter zieht, das Haupt des Toten den Königinnen zu bringen, die jenen ausgesandt hatten, begegnete ihm die Riesenmutter und Schwester, die Eckes Tod an ihm rächen wollen. Er bahnt sich siegreich den Weg. (Das Gedicht ist in einer dreizehnzeiligen Strophe, dem sog. Berner Ton, mit Stollen von drei Zeilen und einem Abgesang von sieben Zeilen, geschrieben.) — Zwerg Laurin (oder der kleine Rosengarten). Zwerg Laurin war ein mächtiger König im Tiroler Gebirg. Er hatte Similte geraubt, die Schwester Dietleibs, eines Mannen im Gefolge Dietrichs. Als Dietrich nebst seinen Gefährten, Hildebrand, Wolfdietrich, Dietleib von diesem Zwerge und seinem Rosengarten hörten, den niemand ungestraft beträte, entschlossen sie sich zu einem Abenteuer mit ihm. Laurin war durch einen dreifachen Zauber stark: Ring, Gürtel und unsichtbar machendes Käppchen. Als er die Verwüstung gewahrte, welche jene Helden sogleich bei ihrer Ankunft im Garten anrichteten, begann ein Kampf, der mit der Vernichtung der Helden zu enden drohte. Nur mit Schlauheit gelang es Hildebrand, einen Waffenstillstand zu bewirken, während dessen er Dietrich mit den Zauberkräften seines Gegners bekannt machte. Als der Kampf wieder aufgenommen wurde, sah sich Laurin schnell des Ringes, Gürtels und auch der Kappe beraubt. In seiner Not teilte er Dietleib nun mit, daß Similte, die vermißte Schwester, bei ihm und sein Weib sei. Dietleib wurde sogleich der Fürsprecher Laurins bei Dietrich, und alle Helden gingen in den Berg Laurins zu einer glänzenden Bewirtung. Als Similte ihren Bruder sah, bat sie ihn, sie aus der Gewalt des Zwerges zu befreien. Unter Heiden zu sein, sei ihr ein Greuel:

„Gern wär' ich bei der Christenheit"
Da sprach er aber zu der Maid:
Similte, liebe Schwester mein,
Nun laß dein Trauern sein!
Ich nehme dich dem kleinen Mann,
Und sollt' es an den Leib mir gahn."

So leicht war es nicht, Similte zu befreien. Denn Laurin sperrte Dietleib in ein Gemach, den andern Helden gab er einen Schlaftrunk, raubte ihnen die Waffen und legte sie in einen Turm. Nur durch Similtes Hilfe wurden sie nach mehreren Tagen wieder frei, und mit übermenschlichen Kräften kämpfend, gewannen sie jetzt den Sieg über Laurin, über alle Riesen und Zwerge, die er zu seiner Hilfe entbot. Laurin wurde nach Bern geführt, wo er als Gaukler dienen mußte. (Das Gedicht ist in älteren und jüngeren Bearbeitungen, länger und kürzer vorhanden. Die Bearbeitung, aus der das vorstehende Citat genommen ist, stammt aus dem 14. Jahrhundert.) — Der Rosengarten (oder „der große Rosengarten"). Zu Worms am Rhein herrschte König Gibich, der Vater Kriemhildes. Kriemhild hatte einen Rosengarten, zu dessen Wächtern zwölf Helden angestellt waren: ihre Brüder Gunther und Gernot, ferner Siegfried, Hagen, Volker &c. Fände sich ein König, der mit einer gleichen Anzahl Mannen den Kampf mit ihnen versuchen wollte, so versprach Gibich, sein Land von demjenigen, der ihn und die Seinigen überwinden würde, zu Lehen zu nehmen; jedem Sieger wurde ferner ein Rosenkranz und von Kriemhild ein Kuß verheißen. Da ging Dietrich mit seinen Mannen, Hildebrand, Dietleib &c. das Abenteuer ein. Weil seiner Mannen nur elf waren, wurde Hildebrands Bruder, Ilsan, welcher Mönch geworden, aus dem Kloster abgeholt. Auf die Anrede Hildebrands „benedicite!" rief ihm Ilsan entgegen: „führt dich der Teufel schon wieder her?" Ilsan war ein alter Streitheld, der unter der Kutte noch immer das Sturmgewand trug, mit seinen Klosterbrüdern wie mit reisigen Knechten umging, ihnen Bärte und Ohren zupfte, auch mit Faustschlägen ins Gesicht diente, wenn's nicht nach seinem Willen ging. Als die Helden im Rosengarten angelangt waren, fanden zwölf Einzelkämpfe statt, in denen allen

Dietrich und die Seinen über die Burgunder Sieger wurden. Schließlich kämpfte Dietrich selbst mit Siegfried, der gleichfalls überwunden und nur auf Kriemhildes Bitten vom Tode gerettet wurde. Hauptinteresse der Schilderung liegt im Mönch Ilsan, der zuerst sich über die Blumen des Gartens hinwälzt, dann, nachdem er über Volker gesiegt hat, der Kriemhild die zarten Wangen mit dem Barte wund reibt. Gibich giebt sein Reich an Dietrich zu Lehen, und die Helden kehren zurück, Ilsan ins Kloster, wo er die Brüder mit seinen Rosenkränzen blutig ritzt. (Auch von diesem Gedichte sind verschiedene Bearbeitungen seit dem 14. Jahrhundert vorhanden.) — Der hörnen Siegfried. Das Gedicht erzählt von der Jugend Siegfrieds, des Sohnes Siegmunds:

„Der Knabe war so mutwillig, dazu stark und auch groß,
Daß sein Vater und Mutter der Dinge sehr verdroß;
Er wollt' nie keinem Menschen sein Tag sein unterthan:
Ihm ging sein Sinn und Mute, daß er nur zog von dann."

Bei einem Schmied schlug er das Eisen entzwei, den Amboß in den Boden. Zu einem Köhler geschickt, bestand er Kämpfe mit Drachen, Lindwürmern, Kröten und Ottern. Er häufte Bäume über die Tiere und zündete alles an. Als die Hornhaut der Tiere zerging, floß ein Bächlein aus dem Brand hervor; der Finger aber, den Siegfried hineintauchte, wurde hörnen. Als er das sah, beschmierte er den ganzen Leib damit, nur die Stelle zwischen den Schultern nicht. Bei König Gibich in den Dienst tretend, warb er um dessen Tochter Kriemhild, die aber von einem Drachen geraubt und auf den Drachenfels geführt wurde. Er gewann sie im Kampfe zuerst mit dem Riesen Kuperan, dann mit dem Drachen, und führte sie in ihre Heimat zurück, um mit ihr Hochzeit zu halten. (Das Gedicht ist nur in Drucken aus dem 16. Jahrhundert vorhanden, stammt aber aus der Zeit um 1400.) — Außerdem können erwähnt werden: Sigenot (Kampf Dietrichs und Hildebrands mit dem Riesen Sigenot; rohe abenteuerliche Erzählung); Alpharts Tod (Alphart, ein junger Held im Gefolge Dietrichs, findet im Kampf mit Heime und Wittich, die auf Ermenrichs Seite stehen, den Tod); Dietrich und seine Gesellen (Kämpfe derselben mit Riesen und Drachen) u. a. — Kaspars von der Roen „Heldenbuch" (1472) ist besonders wegen der Vergleichung einer darin enthaltenen Dichtung, des Hildebrandliedes, mit der Bearbeitung desselben Stoffes aus dem 8. Jahrhundert (§ 14) wichtig. Von der Erhabenheit des Heldengesangs ist nichts mehr vorhanden. Der ganze Erzählungsstoff ist umgekehrt. Zuerst kämpfen die beiden Helden, die sich nicht kennen. Nachdem der eine sich als Meister des andern gezeigt hat, findet die Nennung der Namen statt; und an die Schilderung des Kampfes knüpft sich eine heitere Überraschung. Im ganzen strebte Kaspar nach Kürze. Unnütze Worte der alten Dichtungen will er wegschneiden. Man soll das längste Gedicht auf einem Sitze anhören können. Ein sehr niedriger Bänkelsängerton bricht sich durch. Häufige Aufforderungen, Wein zur Erfrischung für den Leser zu bringen, unterbrechen die Erzählung. Hauptdichtungen der Vorzeit, die er so behandelt: Ortnit, Wolfdietrich, Herzog Ernst 2c.

Höfische Sagen. Ulrich Fürterer, Maler in München, folgte in seinem „Buch der Abenteuer" (um 1470) meistens französischen Prosaerzählungen.

Die Tiersage hatte seit dem 13. Jahrhundert in den Niederlanden vielfache Bearbeitungen gefunden, zuletzt von Hinrik von Alkmar. Seitdem ist sie gegen das Ende des 15. Jahrhunderts nach Deutschland zurückgepflanzt: Reineke de Vos in niederdeutscher Mundart, 1498 in Lübeck gedruckt.

Mutmaßlicher Verfasser ist Hermann Barkhusen, Stadtschreiber und Buchdrucker in Rostock. (Nach dem Zeugnis Rollenhagens hielt man früher Nicol. Baumann für den Verfasser, einen Mann, der aus seinem Amte am Hofe des Herzogs von Jülich durch Umtriebe des dortigen Kanzlers vertrieben, sich durch eine Satire auf den Jülichschen Hof habe rächen wollen.) Aus diesem Werke flossen hochdeutsche, lateinische, dänische und schwedische Bearbeitungen, auch Goethes Reineke Fuchs.

## § 55. Geschichtliche Stoffe.

Die poetischen Bearbeitungen geschichtlicher Stoffe zerfallen in 1. Reimchroniken (lifländische, östreichische, mecklenburgische); 2. volksliedartige Darstellungen von Zeitereignissen (Schlacht bei Sempach durch Halbsuter; Krieg Nürnbergs mit Markgraf Albrecht von Brandenburg durch Hans Rosenplüt; Empörung der Wiener gegen Kaiser Friedrich III. durch Michel Beheim; Schlacht bei Murten durch Veit Weber); 3. allegorische Geschichte (Teurdank und Weiß-Kunig von Maximilian I.).

Die genannten Reimchroniken zeigen im Vergleich mit den § 26 erwähnten mehr Auffassungsfähigkeit des Geschichtlichen, weniger phantastische Willkür. — Die historischen Kriegs- und Schlachtlieder, an denen diese Periode sehr reich ist, erheben sich zuweilen zu einem kraftvollen Volkston. Die Dichter erzählen selbsterlebtes. Halbsuter, aus Luzern, half bei Sempach 1386 den Sieg der Eidgenossen über Herzog Leopold von Östreich erkämpfen. Hans Rosenplüt, aus Nürnberg, stand 1449 im Heere der Nürnberger gegen die mit Herzog Albrecht verbündeten 22 Fürsten. Mich. Beheim, aus Sulzbach bei Weinsberg, stand 1462 im Dienste Kaiser Friedrichs III., als die Empörung der Wiener stattfand und die kaiserliche Burg neun Wochen lang belagert wurde. Veit Weber, aus Freiburg im Breisgau, nahm auf der Seite der Eidgenossen an dem Kriege gegen Karl den Kühnen von Burgund 1475 teil. — Das allegorische Gedicht Teurdank ist vom Kaiser Maximilian entworfen, von dessen Geheimschreiber Melchior Pfinzing ausgeführt. Der löbliche, streitbare, hochberühmte Ritter Tewrdanckh (d. h. dessen Gedanken auf Teures, Abenteuer, stehn) ist Maximilian selbst. Er wirbt um Maria von Burgund, die als Dame „Ehrenreich“, Tochter „Ruhmreichs“ (Karl des Kühnen), bezeichnet wird. Auf dem Zuge nach seiner Braut treten ihm Feinde entgegen, die er siegreich bekämpft, die Hauptleute Fürwittig, Unfalo und Neidelhart: Sinnbilder für den jugendlichen Vorwitz, das Unglück und die Eifersucht der Zeitgenossen. Die Hauptleute werden vor Gericht gestellt. Der Profoß der Königin von Burgund spricht:

„Herr Richter, und ihr Beisessen,
Ihr habt die Klage hören lesen,
Die betrifft meine Frau, die Königin.
Darum sie mich hat gesandt hin,
Euch anzuzeigen hier dabei
Den Bund, den die Hauptleute drei
Haben zu Nachteil vorgenommen
Ihrem Reich, daß nicht soll kommen
Darein ein Held, der mannhaft sei,
Daraus ihr leichtlich wohl und frei
Habet gar gut zu ermessen,
Daß sie ihre Pflicht ha'n vergessen,
Womit sie ihr verbunden sind.
Wenn ihr sie ungerecht befind't,
So begehr' ich zu erkennen
Mit Recht, und drei Pön zu nennen,
Womit sie sollen werden gestraft
An dem Leib, damit die Gesellschaft
Sich hinfort vor solcher That hüt'.
Ich hoff', daß ihr's nicht anders thut &c.“

(Tendenz des Gedichts: zum Genuß der Liebe und Ehre gelangt ein Held nur dadurch, daß er den Vorwitz seiner Jugend, die unvermeidlichen Schläge des Schicksals und den Neid seiner Feinde überwindet.) — Der „Weiß-Kunig“ ist prosaisch abgefaßt, nach des Kaisers Entwurf von Marx Treitzsauerwein bearbeitet. Das Werk zerfällt in drei Teile: 1. Heirat und Krönung Kaiser Friedrich III.; 2. Maximilians Jugend bis zu seiner Vermählung; 3. dessen Regierung. Die beiden Kaiser werden, Friedrich III.: der Alt-Weißkunig, Maximilian: der Jung-Weißkunig genannt. Die anderen Herrscher werden allegorisch nach den Kennzeichen und Farben ihrer Wappen vorgeführt: Der König von England als Rotkunig, der von Frankreich als Blaukunig, der Doge von Venedig als König vom Fisch.

## § 56. Neue epische Stoffe.

Späterer Überlieferung und freier Erfindung angehörig sind: 1. Nachklänge höfischer Epik (Diokletians Leben oder die sieben weisen Meister von Hans der Büheler; Ritter Staufenberg von einem unbekannten Dichter; die Mörin von Hermann von Sachsenheim); 2. sog. Schwänke („der Pfaffe von Kalenberg“ von Philipp Frankfurter ɔc.).

Hans der Büheler, um 1400, stand im Dienste des Erzbischofs von Köln. Der Stoff zu Diokletians Leben, der aus dem Indischen stammt, und in fast allen Sprachen, alt- und neupersisch, arabisch und neugriechisch, lateinisch und französisch, bearbeitet ist, wurde auch in Deutschland außerordentlich beliebt. Der Sohn des römischen Kaisers Pontianus aus erster Ehe, Diokletian, wird fern vom Hofe von sieben weisen Meistern erzogen. Als er wieder an den Hof kommt, faßt die Kaiserin, seine Stiefmutter, Liebe zu ihm, und da er dieselbe nicht erwidert, schwärzt sie ihn bei seinem Vater an. Die sieben weisen Meister hatten aus den Sternen ersehen, daß Diokletian sterben müsse, wenn er bis zum siebenten Tage nur ein einziges Wort spräche. So konnte er sich gegen die Verleumdungen seiner Stiefmutter nicht verteidigen, und der Kaiser verurteilte ihn zum Tode. Nachts reizte die Kaiserin ihren Gemahl durch eine Erzählung, aus der er inne wurde, wie oft ein böser Sohn das Verderben seines Vaters wird, und er beschloß, den Sohn am nächsten Tage sterben zu lassen. An diesem Tage erzählte aber einer der sieben Meister eine Geschichte von einer Frau, die ihren Mann zu unüberlegten Handlungen reizt, und er schob die Hinrichtung auf. In sechs Nächten und Tagen folgen nun ebenso Erzählungen der Frau und der anderen Meister, die den Kaiser unschlüssig erhalten, bis nach dem siebenten Tage durch den Sohn selbst die Falschheit der Kaiserin aufgedeckt wird. — Ritter Staufenberg: ein Gedicht, durch Schönheit in dieser Zeit ausgezeichnet, schon um 1480 gedruckt. (Zur Messe reitend, gewahrt der Ritter Peter von Staufenberg ein überirdisches Weib, zu dem er sich in Liebe hingezogen fühlt. Sie verspricht ihm alles Glück der Welt, unter der Bedingung, daß er sich nie vermähle. Da der Ritter das Versprechen leistet, so fällt ihm alle Lust und alles Glück des Lebens durch jenes wunderbare Weib zu. Er wird reich, geehrt und gerühmt in der Welt. Seinen Verwandten scheint, daß ihm nichts als ein ehelich Gemahl fehle. Durch die Aufforderungen derselben wird er bald so sehr belästigt, daß er sich bei der zauberhaften Frau Rat erholt; und diese sagt ihm, daß er sich dadurch helfen solle, zu erklären, er habe schon ein Weib. Da geschieht es, daß er vor allen Rittern auf einem Turniere sich so

sehr auszeichnet, daß der König ihm seine Nichte zur Gemahlin geben will. Auf seine Erklärung, daß er schon ein Gemahl habe, drohen ihm die Pfaffen mit ewiger Verdammnis, wenn er den Bund mit dem Bösen nicht löse. Endlich läßt er sich überreden. Da erscheint an seinem Hochzeitstage ihm durch das Zauberweib die Ankündigung, daß er in drei Tagen sterben werde. Er stirbt; und sein junges Gemahl, die sich an seinem Tode schuld glaubt, geht ins Kloster.) Die Erzählung ist seitdem ein beliebter Stoff der Volkstradition. — Hermann von Sachsenheim war ein schwäbischer Ritter, dessen Dichtungen aus der Zeit um 1450 stammen. Die Mörin. Der Dichter erzählt von einem Spaziergange, den er zur Sommerszeit im Walde machte; da wurde er von einem Greise und einem Zwerge gebunden und zur Frau Venus gebracht. Eine Mohrin (Mörin) beschuldigte ihn, sich durch Treulosigkeit an der Göttin vergangen zu haben; und der Dichter mußte ein Gericht bestehen, in welchem der Gemahl der Frau Venus, Herr Tanhäuser, den Vorsitz führte. Nachdem der Dichter für schuldig erklärt ist, appelliert er an Frau Aventüre, und wird schließlich freigesprochen. (In einem andern Gedichte von Herman von Sachsenheim: „des Spiegels Abenteuer“, treten Frau Treue und Königin Aventüre in ähnlicher Weise allegorisch auf.) — Philipp Frankfurter, ein sonst unbekannter Dichter, lebte um 1380 in Wien. Sein „Pfaffe von Kalenberg“ ist eine Nachfolge des „Pfaffen Amis“ (§ 40). Ein Student, Wigand von Theben, will mit einem großen Fisch dem Herzog von Östreich ein Geschenk machen. Der Pförtner aber läßt ihn nur unter der Bedingung ein, daß er das Gegengeschenk dafür mit ihm teilen wolle. Der Spaß, daß sich der Student nun eine Tracht Prügel als Lohn erbittet, erwirbt ihm des Herzogs Gunst. Er wird Pfarrer in Kalenberg und treibt die jämmerlichsten Streiche und Unsittlichkeiten zum Hohne seiner Gemeinde, seines Amtes, seiner Vorgesetzten und des Herzogs selbst. — Die Schwänke von Hans Rosenplüt und Hans Folz gehören ebenso der niedrigsten Sphäre entsittlichten Lebens und gemeinen Volkswitzes an. — Hierher gehören ferner von Heinrich Wittenweiler (aus dem südlichen Deutschland, c. 1450) das grobkomische Gedicht: der Ring. Erzählung von der Liebe, Verlobung und Hochzeit eines Bauernpaares, der Bertschi Triefnas und der Mätzen Rurenzumpf. Der Dichter will nebenher lehren, hofieren mit Stechen und Turnieren, mit Sagen und Singen; auch zeigen, wie ein Mann an Seele und Leib und gegen die Welt sich halten soll, und wie man in Kriegsnöten am besten fährt.

## § 57. Episches in Prosa.

Seit dem 15. Jahrhundert bediente man sich für epische Stoffe auch der Prosarede, indem man 1. die Verse alter Epen in Prosa auflöste (Herzog Ernst, Wigalois, Tristan); 2. prosaische Erzählungen aus fremden Sprachen übersetzte (aus dem lateinischen: „Thaten der Römer“; aus dem Italienischen: die Novellen des Boccaccio; aus dem Französischen: Romane Melusine, Pontus und Sidonie, Hug Schapler rc.).

Die Prosa-Erzählungen bilden die Anfänge der sog. Volksbücher (§ 74). — Thaten der Römer (Gesta Romanorum) ist der Titel einer Sammlung von Anekdoten, Märchen und Legenden, die, auf älteren Sammlungen beruhend, mutmaßlich um 1400 in lateinischer Sprache zusammengestellt und später auch ins Deutsche übertragen wurden. Mit der Geschichte der „Römer“, wie der

Titel vermuten läßt, stehen sie in keinem Zusammenhange. Die sittenlosen Zustände der damaligen Zeit werden in ihnen anschaulich gemacht. In den „Thaten der Römer" findet sich z. B. die älteste Bearbeitung der Erzählung, die später zu dem Volksbuch von Fortunatus ausgebildet worden ist: von dem Glücklichen, den Fortuna durch einen nie leeren Goldsäckel und durch ein Wunschhütlein auszeichnet, das ihn zu jeder Zeit an jeden beliebigen Ort bringen konnte. — Ähnlichen Inhalts sind die unter dem Titel Decamerone zusammengestellten Novellen Boccaccios (geb. 1313, † 1375), die in deutscher Übersetzung zum erstenmal 1472 gedruckt wurden. Aus Boccaccio sind unter anderen: die Erzählung von den drei Ringen, die Lessing in „Nathan" zur Parabel ausgebildet und auf die drei Religionen bezogen hat; die Erzählung von Griselbis, der Bauerntochter, welche Walther, Markgraf von Saluzzo, zur Gemahlin nahm, demnächst aber jahrelang unmenschlich prüfte und versuchte, bis er sich von ihrer Tugend und Treue überzeugt hielt. — Die aus dem Französischen übersetzten Volksbücher enthalten meistens Erzählungen von Verrat, geprüfter Liebe, Heidenkämpfen 2c. Melusine (1456 von Thüring von Ringolfingen übersetzt). Melusine war eine Tochter der Fee Persine und des Königs Elimas von Albanien. Durch einen Fluch ihrer Mutter geschah es, daß sie alle Sonnabende von der Hüfte abwärts in eine Schlange verwandelt wurde. Graf Raimond von Poitou vermählte sich mit ihr. Aber der Fluch ihrer Mutter wirkte weiter, so daß sie lauter mißgebildete Kinder gebar. Da vermutete ihr Gemahl, daß sie ihm untreu sei. Und weil sie immer des Sonnabends sich vor ihm nicht sehen ließ, belauschte er sie einst an diesem Tage im Bade. Da verschwand sie ihm sogleich für immer und ließ sich seitdem in ihrem Schlosse Lusignan nur sehen, wenn einer ihrer Nachkommen sterben sollte. — Pontus und Sidonie (um 1480 von Eleonore von Schottland, Gemahlin des Erzherzogs Sigmund, übersetzt) enthält die Geschichte zweier Liebenden: Pontus, des vertriebenen Prinzen von Galizien, und Sidonie, der Königstochter aus Britannien. Pontus that unerkannt bei Sidoniens Vater Dienste. Da seine Liebe die Eifersucht Gondolets erweckte, mußte er vom Hofe weichen. An dem Tage aber, als Sidonie sich wider Willen vermählen sollte, kehrte er zurück und gewann durch ritterliche Thaten ihre Hand. — In Hug Schapler (1500 von Elisabeth, Gräfin von Nassau, übersetzt) macht sich der Geist des aufstrebenden Bürgertums geltend. Sagenhafte Herkunft Hugo Kapets: „wie einer, der da hieß Hug Schapler und aus Metzgers Geschlecht war, durch seine große ritterliche Mannheit König von Frankreich wurde".

---

## Zweiter Abschnitt.

## Lyrische Poesie 1300—1500.

---

### § 58. Übersicht.

In der lyrischen Poesie dieser Periode zeigen sich folgende verschiedene Richtungen: 1. eine Fortsetzung des Minnegesanges, 2. die Anfänge des Meistergesanges, 3. eine fleißige Pflege der didaktischen Poesie und 4. eine reiche Blüte des Volksliedes.

## § 59. Fortsetzung des Minnegesanges.

**Der Minnegesang erfuhr eine Nachblüte durch Heinrich Frauenlob, Hugo von Montfort, Oswald von Wolkenstein, Muskatblüt, denen als Dichter geistlicher Lieder Johannes Tauler und Heinrich von Laufenberg anzureihen sind.**

Heinrich, aus Meißen, bekam den Beinamen Frauenlob, teils von einem Loblieb auf die heilige Jungfrau, teils von Streitgedichten, in denen er gegen Barthel Regenbogen (§ 60) das Wort „Frau" dem Worte „Weib" vorzog. Seine Gedichte sind schwülstig und gelehrt. Er starb 1318 zu Mainz und wurde, wie erzählt wird, von Frauen zu Grabe getragen. — Hugo von Montfort und Oswald von Wolkenstein, Zeitgenossen und befreundet, machten 1395 gemeinschaftlich eine Wallfahrt nach Jerusalem. Ihre Lieder belebten den Ton der Minnepoesie in allen Richtungen: politische, Marien- und Liebeslieder. — Desgleichen Muskatblüt um 1430, ein Dichter, von dem sonst nichts bekannt ist. Seine politischen Lieder, auf Anlaß der hussitischen Bewegung, stehen auf dem Boden der Kirche und nehmen gegen Huß' Anhänger Partei. — Johannes Tauler (Dominikanermönch, † 1361 zu Straßburg). Er ist Verfasser der geist- und seelenvollen asketischen Schrift „Nachfolge des armen Lebens Christi". Auch in seinen Liedern zeigt sich die tiefe Frömmigkeit seiner Mystik.

„Ich will von Reinheit singen neuen Sang,
Wohl, rechte Lauterkeit ist ohne Gedanken!
Gedanken mögen mir nicht sein,
Da ich verloren hab' das Mein'.
Ich bin entworden!
Den Geist hab' ich gegeben, ich mag nicht sorgen" 2c.

Wer von allem Fremden bloß ist, wem Reich und Arm, Glück und Unglück nicht mehr eigen sind, dem ist Gott offenbar geworden, er lebt „in Gottes Wonne und Weide". — Heinrich von Laufenberg (Priester zu Freiburg im Breisgau um 1450) trifft in seinen Liedern einen innigen Herzenston für religiöse Empfindungen: „Ich wollt, daß ich daheim wär' Und aller Welten Trost entbehr'! Ich meine: daheim im Himmelreich, Wo Gott ich schaue ewiglich. Wohl auf, meine Seele und bring dich dar! Es wartet dein der Engel Schar" 2c. Zuweilen, besonders in Liedern an die heilige Jungfrau, bewegt er sich überschwenglich in Bildern vom „Kränzlein, Ringlein, Käpplein der Jungfrau" 2c.

## § 60. Meistergesang.

**Meistergesang ist die schulmäßig gepflegte lyrische Poesie der Handwerker seit c. 1400. Seinen Ursprung leitet er von Heinrich Frauenlob her, der, c. 1300 in Mainz, wie es scheint, regelmäßige Dichterzusammenkünfte hielt (§ 59). Bald entstanden unter den Bürgern, besonders der freien Reichsstädte, Gesellschaften, welche, nach dem Vorbilde der Handwerkerzünfte geordnet, die Poesie lehrten und für ihren Betrieb sorgten: sog. Meistersängerschulen. Hauptorte: Mainz, Augsburg, Straßburg, Frankfurt, Kolmar, Nürnberg, Regensburg, Ulm. Bedeutendste Meistersänger: Barthel Regenbogen, c. 1300; aus dem 15. Jahrhundert: Michel Beheim,**

Hans Rosenplüt, Hans Folz. Seine Blüte erlangte der Meistergesang im 16. Jahrhundert: Hans Sachs (§ 70).

Der Meistergesang muß als eine Verpflanzung des Minnegesangs auf den Handwerkerstand angesehen werden. Heinrich Frauenlob bildet den Übergang zwischen Minne- und Meistergesang. — Sage von der Entstehung des Meistergesangs. Innerhalb der Meistersängerschulen bildete sich folgende Fabel. Zu Kaiser Ottos I. Zeit 962 (nach anderer Überlieferung: zu Kaiser Heinrichs I. Zeit) haben zwölf Meister die „holdselige" Kunst erfunden: Heinrich Frauenlob, Nikolaus Klingsohr, Walther von der Vogelweide, Wolf Ron (Wolfram von Eschenbach), Barthel Regenbogen u. a., alle zu gleicher Zeit, ohne daß einer vom andern wußte. Da sie die Geistlichkeit in ihren Liedern angriffen, wurden sie bei Papst Leo VIII. der Ketzerei beschuldigt und vom Kaiser vor ein Gericht zu Pavia berufen, von diesem aber, nach Ablegung herrlicher Proben ihrer Kunst, freigesprochen und als Verein bestätigt. — Mainz, die Stadt, in welcher c. 1300 der erste Anlaß zur Bildung einer den späteren Meistersängerschulen ähnlichen Gesellschaft gegeben wurde, stand bei den Meistersängern selbst im Ansehen eines Mittelpunktes und einer Mutterstadt für die Zunft. Die goldene Krone, welche Kaiser Otto der Meistersängerschule geschenkt haben soll, war hier aufbewahrt. — Die Vereine, welche seitdem nach dem Mainzer Vorbilde hier und dort gegründet wurden, hatten lange Zeit nicht die geregelte Form der späteren Singeschulen. Es nahmen neben den Ansässigen und Gewerbetreibenden auch herumziehende Sänger (Spruchsprecher) und Gelehrte teil. Erst allmählich gewann die gewerbtreibende Bürgerschaft das alleinige Recht, und die Einrichtungen der Gesellschaft wurden nach dem Muster der Handwerkerzünfte festgestellt. Die Folge davon war, daß der Meistergesang, nach meistens willkürlichen und eigenwillig festgehaltenen Vorurteilen betrieben, sich bald in Gegensatz zu aller anderen Poesie stellte. Das Volk, der allgemeine Geschmack und die allgemeine Bildung entfernten sich mehr und mehr von ihm. — Die älteste Urkunde über den Meistergesang ist der Freibrief Kaiser Karls IV. von 1378, der den Schulen Wappenrecht gab: ein Wappen mit vier Feldern: im ersten und vierten der schwarze Reichsadler, in den beiden mittleren der silberne böhmische Löwe; darüber ein blaues kleines Schild mit goldener Königskrone, auf welchem ein offener gekrönter Helm, nochmals mit dem böhmischen Löwen, mit übereinandergelegten schwarzen Flügeln und einem goldenen Herzen sich befindet. — Jeder Ort hatte seine Singschule, die einen in sich geschlossenen Verein bildete. In demselben gab es fünf Abstufungen der Mitglieder („Gesellschafter"). „Schüler" waren die Unkundigen, welche die zum Meistergesang gehörigen Gesetze (die „Tabulatur") erst lernten. War diese Kenntnis erworben, so hieß man „Schulfreund". Man lernte alsdann den singenden Vortrag der Lieder und wurde „Singer". Man übte sich ferner, nach schon vorhandenen Strophenformen Verse zusammenzustellen, und wurde „Dichter". Endlich die höchste Stufe, die des „Meisters", wurde dadurch erreicht, daß man nach einem selbsterfundenen Strophengesetz ein untadelhaftes Gedicht anfertigte. Die Strophen („Bar" oder „Gesätz") der Meistersänger bestanden (wie die der Minnesänger) aus zwei Stollen und dem Abgesang (§ 46). — Die Zusammenkünfte der Meistersänger hießen Schulen. Es gab deren zweierlei: Festschulen, die an den drei hohen Feiertagen in der Kirche; und Singschulen, die regelmäßig, gewöhnlich monatlich in der Herberge gehalten wurden. Hier wurden die Schüler geprüft; und die Meister gaben die Lieder, die sie unterdessen angefertigt hatten, dem Vergnügen und der Beurteilung hin. Die Beurteilung

geschah durch die Merker, sogenannt. weil sie die Fehler, die etwa in den Liedern vorkamen, anmerkten. Die Merker bildeten einen Teil des gesamten „Gemerks", d. i. des Vorstandes der Gesellschaft, der außerdem aus dem Büchsenmeister (Kassierer), dem Schlüsselmeister (Verwalter) und dem Kronmeister bestand. Kronmeister hieß derjenige, der die nach dem Spruch der Merkmeister zu erteilenden Preise verwahrte und überreichte. Wer einen „Bar" tadellos angefertigt hatte, „wer in der Kunst glatt war", empfing eine silberne Kette mit dem Bildnis König Davids um den Hals, oder ein Kranz aus seidenen Blumen wurde ihm aufgesetzt, nicht zum Besitz, sondern zur Ehrenauszeichnung für eine Zusammenkunft. Die Kleinodien blieben Eigentum der Gesellschaft. — Besondere Bemühung wandten die Meistersänger auf Erfindung neuer Strophenformen, nach der Melodie, die für den Gesangesvortrag gleichfalls erfunden wurde, auch „Töne" oder „Weisen" genannt. Jeder Ton bekam einen Namen, entweder kurzweg nach dem Erfinder: „Ton Frauenlobs, Regenbogens" 2c. oder auf umständlichere Weise: „die überkurz Abendrötweise Georg Hagers, die abgeschiedene Vielfraßweise Karl Foders, der schlechte lange Ton Hans Sachsens, die Silberweise Hans Sachsens, die blutglänzende Drahtweise Jobst Zolners, die geblümte Paradiesweise Joseph Schmierers, die Weber-Kratzenweise Ambrosii Metzgers" 2c. Um neue Töne erfinden zu können, mußte allmählich die Zahl der Zeilen ins Übermäßige ausgedehnt, die Zeilen verkürzt und verlängert, die Reime verbunden, verschränkt, wiederholt werden. Ein Haschen nach Künstlichkeiten nahm überhand. Man spielte mit leeren Klängen, mit Reimen und Versen. Die Gesetze der Tabulatur beziehen sich überwiegend auf Äußerlichkeiten der Sprache. „Blinde Meinungen", undeutlicher Ausdruck der Gedanken; „blinde Wörter", unverständliche Aussprache; „Laster", Veränderung der Vokale, um Reime zu bilden; „Milben", unrichtige Abkürzungen; „Anhänge", unrichtige Verlängerungen; „Klebsilben", unrichtige Zusammenziehungen der Wörter. Am strengsten bestraft wurden „falsche Meinungen", abergläubige, unchristliche, unziemende Lehren, unzüchtige Historien, schändliche Wörter. Wer dergleichen vortrug, hatte sich „versungen" und konnte ausgeschlossen werden. — Die Stoffe, die man im Meistergesang behandelte, waren weniger die natürlichen Stimmungen des wirklichen und allgemeinen Lebens, sondern die Grübeleien, Spitzfindigkeiten und Streitfragen der scholastischen Dogmatik (§ 65), wie sie aus asketischen Schriften dem Volke bekannt geworden waren. Mystische Ausführung der Gedanken über Dreieinigkeit, Erbsünde, Mariendienst, wurde wieder und wieder gegeben. Visionen, Paradieses-, Himmelsanschauungen, die gesuchtesten Allegorien für die Seelenzustände des Glaubens, der Weltentrückung, oft aus der niedrigsten Sphäre des gewöhnlichen Lebens hergenommen; dies war vorherrschend die Art des Meistergesanges. Selten trifft man etwas Einfacheres: Fabeln, Erzählungen mit Lehrtendenz. Seit der Reformation wurden auch die neuen kirchlichen Ansichten poetisch behandelt. — Der Einfluß der Meistersängerschulen auf die Poesie ist sehr gering gewesen. Man ward bald in den Schulen selbst überzeugt, daß die hier gepflegte Poesie außerhalb der Schulräume keine Anerkennung finde. Eine Verpflichtung der neu eintretenden „Gesellschafter" ging dahin, Meisterlieder niemals außerhalb vorzutragen, namentlich nicht auf der Gasse, bei Gelagen und Gastereien. Nur vor Fremden, die ein besonderes Verlangen danach trugen und von denen man Spott nicht zu befürchten meinte, war eine Ausnahme gestattet. Die Meistersängerschulen erwiesen sich mehr für die sittliche Bildung, nicht des Volkes, sondern der gewerbtreibenden Bürgerschaft erfolgreich. Es war ein sittsamer Zeitvertreib, durch den niedrige Zerstreuungen fern gehalten, Religion und Zucht gefördert.

Kenntnisse mitgeteilt wurden. Wer in die Zunft trat, wurde durch die Tabulatur zum ehrbaren und frommen Leben verpflichtet.

Barthel Regenbogen, c. 1300, dem Gewerbe nach Schmied, gab, um der Poesie zu leben, sein Gewerbe auf; lebte in Mainz und zog mit seinen Liedern umher. — Michel Beheim, c. 1450, Weber (§ 55). — Hans Rosenplüt, c. 1450, aus Nürnberg; Wappendichter; suchte auch an den Höfen der Fürsten und Herren Unterhalt; führte den Beinamen Schnepperer (Schwätzer); scheint am Ende seines Lebens in ein Kloster des Predigerordens gegangen zu sein (§ 55). — Hans Folz, c. 1480, Barbier in Nürnberg (§ 56, 64).

Spätere Geschichte. Blütezeit des Meistergesanges wurde das 16. Jahrhundert infolge der geistigen Anregung durch die Reformation, die Bekanntschaft mit der Bibel. Nürnberg zählte zweihundertundfünfzig Meistersänger um 1550. Außer Hans Sachs: Adam Puschmann, Georg Hager, beide Schuhmacher und Schüler H. Sachs' 2c. In Oberdeutschland verbreitete sich damals der Meistergesang bis nach der Schweiz und Östreich, in Norddeutschland bis Magdeburg und Danzig. Darauf ging der Meistergesang allmählich zu Ende: zuerst im 17. Jahrhundert infolge des dreißigjährigen Krieges (der Wohlstand der Städte wurde unterbrochen), dann im 18. Jahrhundert infolge der alles überflügelnden Fortschritte, welche die Poesie außerhalb des Handwerkerstandes machte; endlich infolge der Wirkungen der französischen Revolution (Aufhebung der Zunftordnung, Gewerbefreiheit). Die letzte Meistersängerschule erhielt sich in Ulm bis 21. Oktober 1839, wo noch vier Meistersänger, Männer in hohem Alter, lebten, die den Meistergesang durch einen förmlichen Akt beschlossen, indem sie all ihr Eigentum, Lade, Schultafel, Tabulatur, Sing- und Liederbücher dem dort bestehenden Liederkranze durch eine Urkunde übermachten.

## § 61. Didaktische Poesie.

Als Didaktiker sind zu merken: Ulrich Boner (der Edelstein), Konrad von Ammenhausen (Schachzabelbuch), Heinrich der Teichner und Peter Suchenwirt (Spruchgedichte), ferner Hans Rosenplüt, Hans Folz als Verfasser von Priameln (§ 46).

Ulrich Boner war Predigermönch in Bern (c. 1330). „Der Edelstein" ist eine Sammlung von Fabeln und Erzählungen. Die Fabeln sind großenteils lateinischen Werken entlehnt (vom Huhn, das einen Edelstein für ein Gerstenkorn weggeben möchte; von der Feldmaus, die das fettere Leben der Stadtmaus um der Freiheit willen gering schätzt). Die Erzählungen gehören den Schwänken an (§ 56) und sind meistens satirisch (vom Pfaffen, der auf seine Stimme eitel ist, dem aber eine Frau treuherzig gesteht, daß sie immer an ihren Esel erinnert wird, der eben solche Stimme gehabt habe) 2c. Boners „Edelstein" blieb lange Zeit beliebt und wurde schon 1461 durch den Druck vervielfältigt. — Konrad von Ammenhausen war Mönch zu Stein am Rhein (Kanton Schaffhausen). Das „Schachzabelbuch", 1337, erzählt die Erfindung des Schachspiels, womit der weise Philometor den Tyrannen Evilmoradach zur Weisheit erzog; giebt dann lehrreiche Erzählungen unter Vergleichung der Stände und Ämter des Lebens mit den Figuren des Schachspiels: der Richter mit den Läufern, der Ritter mit den Springern, der Vögte mit den Türmen, der Landleute, Schmiede, Kaufleute, Ärzte mit den Bauern. Die Darstellung ist weitschweifig. — Heinrich der Teichner und Peter Suchenwirt, befreundete Dichter, lebten um 1380 meistens in Wien. Ihre sog. „Spruchgedichte" sind lang ausgesponnene didaktische und satirische Reden: gegen das Abenteuern der Ritter,

die Zuchtlosigkeit der Geistlichen, Eitelkeit der Weiber ꝛc. — Die **Priameln** (§ 46), meistens von unbekannten Verfassern, sind roh und witzlos, z. B.:

„Wer einen Einfältigen betrügt,
Und einen Redlichen belügt,
Und Ehleut' zu Feinden macht:
Der Dreien Werk der Teufel lacht."

Ferner:

„Wer einen Bock zum Gärtner setzt,
Und Schaf' und Gäns' auf Wölfe hetzt,
Und Zähne stochert mit einem Scheit,
Und Hunden Bratwürst' zu hüten beut,
Und gute Kost salzt mit Asche,
Und sein Geld legt in löchrige Tasche,
Und in eine Rinne gießt den Wein:
Der deucht mir witzig nicht zu sein."

## § 62. Volkslied seit dem 14. Jahrhundert.

Reiche Pflege erfuhr das lyrische Volkslied, das aus den unteren Schichten des Volkes, der Handwerksgesellen, Reiter, Landsknechte, Jäger, Bergleute) hervorging. Geistliche und weltliche, Wein-, Liebes- und Reiselieder, Lieder für besondere Stände ꝛc. wurden aller Orten gesungen. Jeder Stamm, jede Zeit betrachtete sie als Eigentum; man vergaß des Dichters, änderte an den Liedern, kürzte, trennte und verband sie. So wurden sie eigentliche „Volkslieder": Lieder, an denen das Volk jahrhundertelang sich gekräftigt, erhoben und mitgearbeitet hat (§ 52).

Die Blüte des Volksliedes dauerte ins 15. und 16. Jahrhundert hinein. Die Frage nach dem Alter und Verfasser jedes Liedes ist der Beantwortung ganz entzogen, da die Lieder aus dem Gedächtnis gesungen, erst spät aufgeschrieben und noch später auf Blätter oder in Sammlungen gedruckt wurden. Wie sehr die Lieder allgemein bekannt waren, zeigt die Einrichtung vieler erhaltenen Liederbücher, bei denen es nur auf Feststellung des mehrstimmigen musikalischen Vortrages ankam, während der Liedertext auf eine Strophe, ja, auf wenige Zeilen derselben beschränkt war. — Unter den Sammlungen, welche die Texte vollständig geben, ist erwähnenswert: das Liederbuch der **Clara Hätzlerin** (Nonne in Augsburg) 1471. — Z. B. geistlich:

„Himmelreich, ich freu' mich dein,
Daß ich da mag schauen
Gott und die liebe Mutter sein,
Unsre schöne Frauen,
Und die Engel mit den Kronen,
Die da singen allzu schöne" ꝛc.

Jede Strophe schließt mit dem Refrain: „Wach über dich, Hütet euch vor Sünden, das ist tugendlich." Ein anderes (deutsch und lateinisch): „In dulci jubilo, Nun singet und seid froh! Unsres Herzens Wonne Lieget in praesepio Und leuchtet wie die Sonne Matris in gremio. Alpha est et O!" ꝛc. — **Sommerlied**! „Herzlich thut mich erfreuen die fröhliche Sommerzeit" ꝛc. **Weinlied**! „Wein, Wein von dem Rhein, Lauter klar und fein, Dein Farb' giebt gar lichten Schein, wie Krystall und Rubein" ꝛc., oder: „Den liebsten Buhlen, den ich ha'n, Der liegt beim Wirt im Keller, Er hat ein hölzen Röcklein an Und heißt der Muskateller" ꝛc. **Liebeslied**:

„Wach auf, meines Herzens Schöne,
Zart allerliebste mein!
Ich hör' ein süß Getöne
Von kleinen Waldvöglein;
Die hör' ich so lieblich singen,
Ich mein', ich seh' des Tages Schein
Vom Orient herdringen" ꝛc.

Oder:

„Soviel Stern am Himmel stehn,
An dem blauen Himmelszelt,
Soviel Schäflein als da gehen
Auf dem grünen, grünen Feld,
Soviel Vöglein als da fliegen,
Als da hin und wieder fliegen,
Soviel mal sei du gegrüßt“ ꝛc.

Oder: „Wenn ich ein Vöglein wär' Und auch zwei Flüglein hätt', Flög' ich zu dir; Weil es aber nicht kann sein, Bleib' ich allhier;“ Abschiedslied: „Innsbruck, ich muß dich lassen Und fahr' dahin mein' Straßen In fremde Land' hinein“ ꝛc. Der Reiz dieser Lieder liegt in der innigen Verschmelzung leicht und sicher gezeichneter Anschauungen mit der herzlichen Aussprache natürlicher Empfindungen. — Lieder des Volkswitzes: das Traugemunteslied (Dolmetscherlied): „Willkommen, fahrender Mann! Wo lagst du diese Nacht? Und womit warst du bedeckt? Oder in welcherlei Weise erjagtest du Kleider und Speise?“ Meister Traugemunt antwortet: „Das hast du gefragt einen Mann, Der es dir in ganzer Treu wohl sagen kann. Mit dem Himmel war ich bedeckt, Und mit Rosen war ich umsteckt: In eines stolzen Knappen Weise Erjage ich Kleider und Speise!“ Das Lied enthält darauf in zehn Strophen allerlei schalkhafte Rätsel, die Meister Traugemunt glücklich löst: „Was ist weißer als der Schnee? (die Sonne!) Was schneller als das Reh? (der Wind!) Was höher als der Berg? (der Baum auf demselben!) Wovon ist der Rhein so tief? (von manchen Quellen!)“ ꝛc. Noch am Schluß der letzten Strophe rühmt sich Meister Traugemunt wie sonst immer im Refrain: „Und fragst du mich jetzt noch mehr, Ich sag' dir's weiter auf deine Ehr'.“ — Jägerlied: „Es blies ein Jäger wohl in sein Horn Und alles, was er blies, das war verlor'n!“ Bergmannslied: „Glück auf, Glück auf! der Steiger kommt“ ꝛc. (Um Sammlung und Veröffentlichung der Volkslieder haben sich in neuerer Zeit verdient gemacht: Herder, Brentano, Arnim, Uhland, Hoffmann von Fallersleben ꝛc.)

---

## Dritter Abschnitt.

## Dramatische Poesie 1300—1500.

---

### § 63. Kirchliche Spiele.

Die ersten deutschen Schauspiele (seit 1300) wurden in den Kirchen aufgeführt: nach den Festen, für die sie bestimmt waren, „Weihnachts-, Passions- oder Osterspiele“ genannt. Sie stellen Scenen aus dem Leben des Heilands dar. Später bearbeitete man auch Legenden (von der Jungfrau Maria), Parabeln (von den klugen und thörichten Jungfrauen) und andere, der Kirche naheliegende Stoffe (Spiel von Frau Jutte).

Es giebt zwei Quellen des deutschen Schauspiels: 1. heidnische Feste zur Feier der Naturvorgänge im Jahre: Frühlingsanfang, Sommersonnenwende, Erntezeit und Wintersonnenwende, Julzeit („Sommer“ und „Winter“ traten auf, entweder von zwei Personen oder zwei Parteien dargestellt; der Sommer in Epheu und Grün gekleidet; der Winter in Stroh und Moos gehüllt; jener von Leuten mit Sensen, dieser mit Ofengabeln vorgestellt; teils redend und

singend, teils unter mimischen Kämpfen, von Liedern und Tänzen begleitet. Ähnliche Spiele bei Gastmählern, Hochzeiten &c. Seit 800 finden sich Verbote der Kirche gegen diese „teuflischen Spiele"); 2. lateinisch abgefaßte geistliche Schauspiele, die seit dem 9. Jahrhundert daraus entstanden waren, daß die Liturgie weitläufiger ausgearbeitet wurde, wozu besonders die Weihnachts- und Osterfeier Stoff und Veranlassung bot. Die Aufführung solcher Spiele war über die ganze katholische Christenheit verbreitet, „Ludi" (Spiele) oder „Mysterien" genannt (Mysteria, d. h. Geheimnisse, weil der Inhalt der Spiele die Erlösung der Menschheit, d. i. das Geheimnis der göttlichen Gnade, darstellte; oder vielleicht durch Verstümmelung aus ministeria entstanden, weil die Spiele zum Dienste der Geistlichen gehörten). — Um 1300 trat folgende Umwandlung mit diesen geistlichen Schauspielen ein. Während sie früher lateinisch abgefaßt, nur von Geistlichen aufgeführt und in einem Tone, der Heiligkeit des Gegenstandes gemäß, gehalten wurden, kamen jetzt 1. deutsche Zwischenspiele hinein, und allmählich wurden sie auch ganz deutsch abgefaßt; 2. komische Scenen wurden in die Handlung eingeflochten; 3. infolge davon wurden die Spiele aus den Kirchen verwiesen, auf den Vorhof und überhaupt ins Freie verlegt; 4. die Geistlichen zogen sich von den Aufführungen zurück. Die kirchlichen Begehungen waren verweltlicht und zu Volksbelustigungen umgewandelt. — Das Komische in den geistlichen Schauspielen war von der rohesten Art: z. B. es traten Personen mit übertriebenen oder verrenkten Gliedmaßen, mit irgend welchen körperlichen Gebrechen auf (Petrus z. B. spricht: „Zeter über mein Unglück! nun ist gebogen mein Rück! ein Bein ist kurz, das andere lang!" Bei einem Wettlauf, der zum heiligen Grabe angestellt wird, bleibt er zurück und wird von Johannes verspottet). Oder es fanden unter Heulen und Brüllen Schlägereien statt (nicht nur unheilige Personen, Waffenknechte, Krämerjungen &c., sondern gelegentlich prügelten sich auch Personen des Evangeliums, z. B. Lukas und Kleophas, in einem Osterspiele auf dem Wege nach Emmaus). Am meisten boten der Teufel und seine Knechte zu komischer Behandlung Anlaß. Man fürchtete zwar den Teufel, glaubte sich aber durch die Macht der Kirche vor ihm sicher: vor dem „dummen" Teufel. Schimpfreden, Prügeleien, Possen allerlei Art waren immer mit dem Teufel verknüpft. — Art der Aufführung. Der Umfang der Schauspiele war zuweilen außerordentlich groß; die Zahl der mitspielenden Personen über hundert bis zweihundert. Zur Bühne diente ein erhöhter, geräumiger, oblonger Bretterboden, der durch zwei (mit Thüren versehene) Zäune in drei Teile geschieden war. Die äußeren Teile waren kleiner, der innere bedeutend größer. Auf allen waren wieder Vierecke abgegrenzt und mit Inschriften versehen, wie „Garten, Ölberg, Pilatus-Haus, Abendmahls-Haus" &c.; an einer Seite auch „Hölle". Auf dem inneren Raume war außerdem eine Abteilung, „die gemeine Burg" genannt, wo verschiedenes dargestellt wurde, dessen räumliche Bezeichnung nicht erforderlich schien. Jeder Spielende hatte seine Stätte, wo er saß und von wo er aufstand, um zum Orte der Handlung zu gehen. Himmel und Paradies waren erhöht, man stieg mittels Leitern hinauf. Die Spiele dauerten oft den ganzen Tag und mehrere Tage lang; Unterbrechung über Mittag, über Nacht, wurden benutzt, um die Scenerie zu ändern. — Tradition des Textes. Die bisher aufgefundenen Texte der geistlichen Schauspiele stimmen bei mannigfachen Abweichungen stellenweise wörtlich überein: ein Zeichen, daß der Dialog in gewissen Scenen bald traditionell festgestellt wurde. Bedeutende Handschriften sind: Das Donaueschinger, das Alsfelder Passionsspiel; das Innsbrucker Osterspiel &c. — Scenenfolge des

Innsbrucker Osterspiels (aus dem 14. Jahrhundert). Pilatus stellt auf die Aufforderung der Juden Wächter an das Grab, bewaffnete Ritter. Bald schlafen diese ein. Ein Engel erscheint, wälzt den Stein vom Grabe und Christus, der daraus aufersteht, geht von dannen. Zu spät kommt ein Bote von Pilatus zu den Wächtern. Als die Ritter erwachen und das Grab leer sehen, werfen sie sich gegenseitig die Schuld vor, ereifern und prügeln sich. Christus hat unterdessen seinen Weg zur Hölle genommen und findet deren Thor verriegelt. Lucifer droht ihm, ihn in den Abgrund zu senken, wenn er eindringen wolle. Christus achtet der Drohungen nicht und befreit, unter Jammergeschrei Lucifers, die Erstgeschaffenen, Adam und Eva. Lucifer sendet, um sich für den Raub zu entschädigen, Satan auf die Erde und heißt ihn andere Sünder herabbringen, den Papst, den Kardinal, die Patriarchen und Legaten; Satan erwischt nur die Seele eines Bäckers, der zu kleine Brote gebacken, eines Schuhmachers, der schlechte Schuhe verkauft 2c. Auf dem Wege zum Grabe des Herrn erscheint darauf Maria mit zwei anderen Frauen, weinend und klagend über den Tod des Gottessohnes. Sie nehmen zuvörderst ihren Weg zur Bude eines Krämers. Der Krämer spricht zu den Zuschauern: „Gott grüß euch, ihr Herren überall, Sprach der Wolf und guckte in den Gänsestall. Wer mir könnte weisen einen Knecht, Der mir zum Dienste wäre recht, Dem wollt' ich solchen Lohn geben, Daß er das Jahr nicht könnte überleben." Sogleich bietet sich ihm ein Knecht an, Rubin mit Namen. Die Gestalt desselben wird folgendermaßen beschrieben: „er hat eine Nase, wie eine Katze, er ist über die Schultern breit, sein Rücken manchen Hocker treit." Er selber rühmt sich „ein gar getreuer Knecht zu sein. In Franken hab' ich viel gelogen, In Bayern viele Leute betrogen. Wollt ihr mit mir durch die Lande, So kommen wir beide zu Schande." Auf diese Empfehlung mietete ihn der Kaufmann als einen wohlgezogenen Knecht. Die Frauen des Evangeliums nähern sich inzwischen, ein lateinisches Klagelied singend: „heu, quantus est dolor!" Rubin fährt dazwischen: „heu! was redet ihr von Heu? Lieber sprecht von Quark und Käse, Des mögen wir besser genesen!" Die Frauen aber wenden sich an den Kaufmann, um Salben zu kaufen. Sie gelangen an das Grab. Hier verkündet ihnen ein Engel, daß Christus erstanden sei. Christus selbst erscheint, überzeugt sie, auch die Jünger, die hinzukommen, besonders den ungläubigen Thomas. Johannes endlich wendet sich an die Zuschauer, bittet um milde Gaben für die Schauspieler, „die armen Schüler, die nichts zu essen haben: um Braten, Schinken und auch Fladen," und verheißt den Wohlthätern Gottes Lohn. — Nicht immer ging es so roh her. Mit dem Namen Marienklage wird ein Bruchstück eines Passionsspiels aus der Zeit um 1300 bezeichnet: ein Dialog zwischen Maria und Johannes unter dem Kreuze. „Wäre ich, Arme, für ihn tot und so angebunden!" spricht Maria zu Johannes; und indem sie sich an das Kreuz wendet, fährt sie fort:

„Kreuzes Arm, jetzt neige dich!
Zu dir sollst du ziehen mich
An meines Kindes Seite.
So thätest du mir wohl,
Denn ich, Arme, Schmerzens voll,
Mag nicht länger weilen."

Das ganze Bruchstück ist voll Empfindung und Poesie. — Bei dem „Spiel von den klugen und thörichten Jungfrauen" (1322 von den Predigermönchen in Eisenach aufgeführt) rührte den Landgrafen Friedrich von Thüringen der Schlag, als er sah, wie die Fürbitte der Heiligen und der Jungfrau ohne wahre Reue nicht zureiche. Er blieb lahm und stumm bis an seinen Tod. — Sehr eigentümlich ist das „schöne Spiel von Frau Jutten vom Meßpfaffen

Theodor Schernberk zu Mühlhausen 1480. (Jutta, eine Jungfrau aus England, unternimmt, die Ehre der Welt zu gewinnen. Nachdem sie in Paris studiert, Doktor geworden, tritt sie in den Dienst des Papstes und wird unter dem Namen Johannes Papst. Ihre Ruhmsucht verstrickt sie weiter in Sünden, in Lüge und Gottlosigkeit. Als aber der Teufel das Gewebe ihrer Frevel zerreißt, unterwirft sie sich in Reue der Schande der Welt, und nach schwerer Pein in der Hölle erlöst sie der Heiland.)

## § 64. Fastnachtspiele.

**Die ältesten weltlichen Schauspiele (seit c. 1400) werden nach der Gelegenheit, bei der man sie aufführte, „Fastnachtspiele" genannt. Viele sind von unbekannten Verfassern. Von Hans Rosenplüt: des Königs von England Hochzeit; des Türken Fastnachtspiel; von Hans Folz: das Spiel von der alten und neuen Ehe 2c.**

Die Fastnachtspiele entstanden dadurch, daß komische Scenen, wie die der geistlichen Schauspiele, als selbständige Spiele vorgetragen wurden. Veranlassung dazu gab die Sitte der Fastnacht. Bürgersleute, zwei, drei, später mehrere, thaten sich zusammen, verabredeten im Hause eines Mitbürgers, bei dem sich zum Fastnachtschmause Gesellschaft eingefunden hatte, einen Dialog zu sprechen, eine Scene darzustellen. Als Bauer, Knecht oder Herr verkleidet, Käufer und Verkäufer, Angeklagter, Richter, im Charakter des Dummen, des Tölpels oder sonst wie, sprachen und agierten sie, oft wie der Augenblick es eingab, ohne besondere Vorkehrungen. Sie gingen dann, ein wenig bewirtet, weiter und wiederholten ihren Scherz im Nachbarhause. Allmählich spielte man nicht bloß zu Fastnacht, sondern zu jeder Zeit, besonders des Sommers, auf Märkten und freien Plätzen, so oft sich junge Bürgersleute, Handwerker, zu Späßen der Art zusammenfanden. Die Vorkehrungen zur Aufführung waren sehr einfach. Ein paar Bretter über Fässern bildeten die Scene. Von Coulissen keine Rede. Einzelne Städte, Nürnberg, Bamberg, Augsburg, wurden der Aufführungen wegen berühmt. — Manche Fastnachtspiele sind ganz kurz, bestehen nur aus einer einmaligen Rede und Gegenrede, einer Rätselfrage und Antwort. Andere stellen weitläufiger Vorgänge des täglichen Lebens, Brautwerbung, Ehezwist, Gerichts-, Jahrmarktsscenen komisch dar. Auch heroische Personen treten auf, Papst, Kaiser, König. Die Komik, die in den Fastnachtspielen herrscht, ist wie in den geistlichen Schauspielen. Schimpfen und Prügeln ist das Hauptmittel, um Heiterkeit zu erregen. Gegen zweihundert Handschriften solcher Fastnachtspiele sind aus dem 15. Jahrhundert bereits aufgefunden. Viele behandeln denselben Stoff und zeigen nur geringe Abweichungen eines volkstümlich feststehenden Textes. Eingeleitet werden die größeren Spiele gewöhnlich durch einen Prolog („Herold, Einschreier, Praecursor"), der den Inhalt kurz angab; geschlossen durch einen Epilog („Herold, Ausschreier, Gesegner"), der vom Wirte Abschied nahm. Die Personen traten meistens auf, indem sie sich mit Namen und Charakter selbst vorstellten. — In einem Spiel von einem unbekannten Verfasser, „vom Bauer und vom Bock", beredet eine Frau den Junker von Turnaw zu einer Wette „um drei feiste Stier Und gut melkender Küh vier"; daß sie den jungen Bauer, dem der Junker seinen Bock zur Hütung gegeben habe, zur Untreue verleiten könne. Der Bauer ist aber gegen die Schmeicheleien der Frau unempfindlich, der Junker gewinnt die Wette, und die Frau rächt sich mit Schimpfreden. Zum Schluß verspricht der Herold, künftig etwas Besseres zu lernen: „Dann wollen wir wider zu euch

kommen, Und wollen euch etwas Neues machen, Daß ihr und euer Hausgesind müßt lachen." — Auf Hans Rosenplüt wird zurückgeführt: „des König's von England Hochzeit". Der König von England läßt durch acht Herolde ankündigen, daß er seine Tochter mit dem Herzoge von Orlenz vermählen werde. Gäste werden eingeladen und denen, die sich bei den Festlichkeiten auszeichnen, Geschenke versprochen. — Des Türken Fastnachtspiel. Der Herold leitet es ein:

„Nun schweigt und höret fremde Mähr!
Der große Türk' ist kommen her,
Der Griechenland gewonnen hat,
Der ist hier mit seinem weisen Rat,
Großer Klagen sind ihm vorgekommen
Von eitel Christen, von den frommen."

Klagen über Straßenraub, Schinden und Plündern allerwärts. Der Herold fordert die Deutschen auf, sich dem großen Türken zu unterwerfen: er werde Ordnung im Lande herstellen. Da treten nacheinander auf: ein Nürnberger, ein Bote vom Papst, vom Kaiser, einer „vom Rhein, da die Kurfürsten alle beisammen sein", und sagen ihm, er solle sich um christliche Lande nicht kümmern und von dannen ziehen. Ein „Türkischer" und der „türkische Kaiser" selbst reden dazwischen und halten den Deutschen Hoffart, Wucher, Meineid, falsche Richter, ungetreue Amtleute vor. Zum Schluß verspricht der Bürgermeister von Nürnberg, dem Türken sein Geleit zu halten, so daß er ungefährdet abziehen kann. — Von Hans Folz, z. B. das Spiel „von der alten und neuen Ehe" (Streitfragen über Judentum und Christentum, die von Rabbinern und christlichen Doktoren geführt werden). — Der Stoff zu Bürgers Kaiser und der Abt findet sich zu dieser Zeit schon in einem Fastnachtspiel von einem unbekannten Dichter.

# Fünfte Periode.

## Vorherrschen der didaktischen und satirischen Poesie im Zeitalter der Reformation 1500—1624.

### § 65. Charakter der Poesie im 16. Jahrhundert.

Verschiedene Gründe traten zusammen, die Poesie im 16. Jahrhundert aus ihrem Verfalle wieder zu erheben: 1. infolge der Buchdruckerkunst wurde der geistige Verkehr im Volke reger; 2. infolge der Einsetzung des ewigen Landfriedens wurden die Zustände in Deutschland mehr geordnet; 3. infolge der Beschäftigung mit den Wissenschaften, die auf den Universitäten getrieben wurden, namentlich infolge des Studiums der alten Klassiker, kam eine auf allgemeine Bildung ausgehende Richtung, die sog. humanistische, zur Herrschaft; 4. infolge der reformatorischen Bestrebungen auf dem Gebiete der Kirche wurden die Gedanken auf das Ernste und Heilige gelenkt. Die Poesie gewann an Tiefe und Kraft: man pflegte edlere Gattungen (das Kirchenlied), und wandte sich, von dem Kampfe der Reformation ergriffen, vorherrschend zur Didaktik und Satire.

Deutsche Kaiser während dieser Periode: Maximilian I. 1493—1519; Karl V. dankt 1556 ab, † 1558; Ferdinand I. † 1564; Maximilian II. † 1576; Rudolf II. † 1612; Matthias † 1619; Ferdinand II. † 1637.

Scholastik und Humanismus. Mit dem Namen Scholastik bezeichnet man die Philosophie des Mittelalters, die ursprünglich von den Schulen (daher der Name „Scholastik") ausging, welche seit Karl dem Großen mit den Klöstern verbunden und an den bischöflichen Sitzen gestiftet waren. Seit der Gründung der Universitäten (Paris schon im 12. Jahrhundert, Bologna, Oxford; dann auch in Deutschland: Prag 1348, Wien, Heidelberg, Erfurt, Leipzig, Greifswalde, Freiburg, Wittenberg 1502, Straßburg) wurde die scholastische Philosophie auch hier betrieben. Das Wesen derselben bestand darin, daß zu dem Zwecke, die Glaubenswahrheiten der Kirche durch allgemeine Gedanken zu begründen, Denksysteme aufgestellt wurden. Es waren Gedankengänge voll spitzfindiger Begriffszergliederungen, leere Abstraktionen. Die Blüte der scholastischen Philosophie fällt in das 13. Jahrhundert. Schon damals spaltete sie sich in feindliche Richtungen: Nominalisten und Realisten. Jene behaupteten: die Begriffe seien Verstandesabstraktionen (nichts Wirkliches); die Realisten: die wirklichen Dinge seien der Inhalt der Verstandesbegriffe. Beide zerfielen wieder in mehrere Parteien. Hauptvertreter: Thomas von Aquino

† 1274, Duns Scotus † 1308 ꝛc. Seit dem 15. Jahrhundert wandte man sich überwiegend von der Scholastik ab, den sog. humanistischen Wissenschaften zu. — Unter Humanismus versteht man die wissenschaftliche Beschäftigung mit den alten Klassikern, den Griechen und Römern, die seit dem Sturz des griechischen Kaisertums durch die Türken (1453 Eroberung Konstantinopels) in Deutschland eine neue Heimat fanden. Ihren Namen empfing die Richtung von dem lateinischen Worte „humanitas“, dessen ursprüngliche Bedeutung „Menschlichkeit“ schon bei den Römern (Cicero) zu dem Begriff „Milde, Leutseligkeit, Gesittung“ erweitert war. Man empfand den Abstand zwischen der feinen und vielseitigen Bildung, die im Altertum bereits erreicht war, von der Roheit, die im 15. Jahrhundert in Deutschland herrschte, zu groß, und glaubte, den Inbegriff aller jenen Eigenschaften (Humanität) durch das Studium der alten Klassiker wieder gewinnen zu können. Papst und Kaiser begünstigten den Humanismus. In Deutschland wurden Johann Reuchlin († 1522) und Erasmus von Rotterdam († 1536) seine vorzüglichsten Begründer. — Auf die deutsche Poesie hat der Humanismus zuerst nur beschränkten Einfluß geübt. Bei weitem die meisten Humanisten wandten sich von der deutschen Sprache überhaupt ab, beschäftigten sich mit der Herausgabe und Erklärung der lateinischen und griechischen Klassiker, Anfertigung lateinischer Verse, Briefe, Reden nach dem Muster der alten, besonders auch mit Abfassung lateinischer Schauspiele, die auf den gelehrten Schulen und Universitäten aufgeführt wurden, so daß wiederum ein großer Teil der Geisteskraft und namentlich auch der Poesie der Deutschen (wie 900—1100) nur für die Gelehrten vorhanden war. Dennoch war es, selbst bei der geringen Zahl humanistisch gebildeter Dichter, die deutsche Verse machten, unausbleiblich, daß auch die Poesie des Volkes allmählich edlere Formen annahm, und daß ein reinerer Geschmack sich bildete. Selbst die Leistungen des Schuhmachers Hans Sachs würden ohne den Einfluß des Humanismus nicht möglich gewesen sein. Tiefer greifende Wirkungen des Humanismus treten im 17. Jahrhundert ein und bedingen, besonders seit 1624, eine neue Periode.

Dichterkrönungen. Mit dem Aufblühen des Humanismus kam von Italien her, wo bereits 1341 Petrarca gekrönt war, die Sitte der Dichterkrönung nach Deutschland. Zuerst wurden nur Verfasser von lateinischen Gedichten gekrönt. Friedrich III. war der erste Kaiser, der die Dichterkrone erteilte: 1442 seinem Geheim-Sekretär Äneas Sylvius, dem späteren Papst Pius II. Maximilian I. krönte Thomas Murner, Ulrich von Hutten ꝛc. Für deutsche Verse wurde erst im folgenden Jahrhundert Martin Opitz gekrönt. Die Sitte hat sich bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts erhalten.

## § 66. Kirchenlied.

Mit der Pflege des Kirchenliedes ging Luther voran. Ihm folgten Paul Speratus, Hans Sachs, Nikolaus Decius, Erasmus Alberus, Bartholomäus Ringwaldt, Philipp Nicolai. Unterstützung empfing es von Böhmen her durch Michael Weiße. Katholischerseits wurden Kirchenlieder besonders durch Michael Vehe bearbeitet.

Martin Luther (geb. 10. Nov. 1483 zu Eisleben, daselbst † 18. Febr. 1546) ist eine der kraftvollsten und vielseitigsten Persönlichkeiten der Weltgeschichte. Sein thatenreiches Leben zeigt einen Charakter voll Sicherheit des Wollens und Kraft des Handelns, seine wissenschaftlichen Arbeiten einen Geist voll Schärfe und Umsicht, seine populären Schriften eine hinreißende Kraft der

Überzeugung und Begeisterung. Alles, was er schreibt und spricht, trägt das Gepräge künstlerischer Vollendung: Klarheit der Form, Übersichtlichkeit der Anlage, Reichtum der Anschauung, treu und innig durchblickendes Gemüt. Katholiken und Protestanten stimmen in diesem Urteil überein. Nur einem Manne von so hervorragender Kraft konnte es gelingen, die Schäden der Kirche auszubessern und neue Grundlagen für Glaube, Sitte, Poesie und Sprache zu legen: Grundlagen, die auch von seinen Gegnern benutzt wurden. Unter seinen populär-didaktischen Schriften sind die bedeutendsten: „An den christlichen Adel deutscher Nation, von des christlichen Standes Besserung 1520; von den geistlichen Klostergelübden 1522; treue Ermahnungen an alle Christen, sich vor Aufruhr und Empörung zu hüten 1522; an die Bürgermeister und Ratsherren aller Städte deutschen Landes, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen 1524; der deutsche Katechismus 1529." Außerdem Predigten, Tischreden, Sendschreiben rc. — Über Luthers Bibelübersetzung § 8. —

Das Kirchenlied macht, wie kaum eine andere Gattung der Poesie, den eigentlichen Ruhm der deutschen Nation aus: ein großes, überall anerkanntes Zeugnis deutscher Geistes- und Gemütstiefe. Fast durch alle Sprachen hat es sich in Übersetzungen und Bearbeitungen über die ganze Erde hin verbreitet. Luthers Werk dabei ist nicht, daß er das Kirchenlied geschaffen hat. Es hat vielmehr schon vor ihm einerseits geistliche Lieder gegeben, die vom Volke gesungen wurden, andrerseits Lieder von Geistlichen, die den späteren Kirchenliedern nahe stehen (§ 45 und 59). Luther hat nur das Verdienst, daß er, durch die Einrichtung des potestantischen Gottesdienstes darauf geführt, die eigentliche Bestimmung des Kirchenliedes, d. i. volkstümliche Bestimmtheit und Allgemeinheit, sogleich sicher erfaßte, und durch seinen Vorgang eine lebhafte Pflege des Kirchenliedes bewirkte. Der Gesang der Gemeinde sollte, neben der Predigt, zu einem Hauptbestandteil des Gottesdienstes erhoben werden. — Das erste von Luther gedichtete Kirchenlied ist: „Nun freut euch, liebe Christen, gmein". Seine Lieder zerfallen in: 1. Bearbeitungen von Psalmen (Ein' feste Burg ist unser Gott, Ps. 46; Aus tiefer Not schrei' ich zu dir, Ps. 130; Ach Gott, vom Himmel sieh darein, Ps. 12); 2. Bearbeitungen lateinischer Kirchenhymnen (Komm, heiliger Geist, Herr Gott: veni, sancte spiritus; Herr Gott, dich loben wir: te deum laudamus; Mitten wir im Leben sind vom Tod umfangen: media vita in morte sumus); 3. Bearbeitungen altdeutscher geistlicher Volkslieder (Nun bitten wir den heiligen Geist; Gelobet seist du, Jesu Christ; Christ lag in Todesbanden); 4. Bearbeitungen einzelner Bibelstellen (Dies sind die heiligen zehn Gebot, nach 2. Mos.; Vater unser im Himmelreich, nach Matth. 6); und 5. Gedichte frei aus dem Born seines gläubigen Gemüts (Vom Himmel hoch da komm' ich her; Erhalt' uns, Herr, bei deinem Wort) rc. — In erster Zeit wurden die Kirchenlieder mit Bezeichnung der Melodie in Noten herausgegeben. Das älteste Gesangbuch, von Luther und Kapellmeister Walther besorgt, enthält acht Lieder und führt den Titel: „Enchiridion, heißt auch: etlich christliche Lieder, Lobgesänge und Psalmen, dem reinen Worte Gottes gemäß, aus der heiligen Schrift durch mancherlei Hochgelehrte gemacht, in der Kirche zu singen, wie es denn zum Teil bereits in Wittenberg in der Übung ist 1524." Von Luther waren vier Lieder darin enthalten. Die letzte, 1545 von Luther selbst besorgte Ausgabe stellt 129 Lieder zusammen, darunter von Luther 37. (Zu mehreren seiner Gesänge, namentlich zu „Ein' feste Burg", hat Luther die Melodie selbst komponiert.)

Paul Speratus (Hofprediger des Herzogs Albrecht von Preußen, Bischof von Pommern, † 1554): „Es ist das Heil uns kommen her." Hans

Sachs (§ 70): „Warum betrübst du dich, mein Herze." Nikolaus Decius (Prediger in Stettin, wurde 1541 vergiftet): „Allein Gott in der Höh sei Ehr," nach dem lateinischen: Gloria in excelsis Deo. Erasmus Alberus (§ 68): „Ihr lieben Christen, freut euch nun." Bartholomäus Ringwaldt (§ 72): „Herr Jesu Christ, du höchstes Gut." Philipp Nicolai (Pastor in Hamburg, † 1608): „Wie schön leuchtet der Morgenstern." — Aus der Schweizer Richtung der Reformation gingen wenig bedeutende Kirchenlieder hervor. Zwinglis geistliche Lieder haben einen künstlichen Ton, sind hart und konnten nicht Volkslieder werden: „Hilf, Herr Gott, hilf in dieser Not." — Dagegen brachte die böhmische Brüdergemeine außerordentlich Schönes hervor. Michael Weiße (Pfarrer der Brüdergemeine zu Landskrone, um 1540) arbeitete viele in böhmischer Sprache seit Joh. Huß entstandene Kirchenlieder in deutsche Reime um: „Nun laßt uns den Leib begraben; Christ ist erstanden." — Auch katholischerseits wurde das Kirchenlied gepflegt. Michael Vehe (Propst der Stiftskirche zu Halle, um 1540) besorgte die Herausgabe eines katholischen Gesangbuchs, für welches er und andere Psalmen und lateinische Kirchenhymnen übertragen hatten, zum Teil dieselben, die von Luther und anderen bearbeitet waren: „Komm, heiliger Geist, Herre Gott; Aus Herzens Grund schrei' ich zu dir."

## § 67. Sebastian Brant, Thomas Murner.

Die didaktisch-satirische Richtung im 16. Jahrhundert ist schon vor Luther besonders durch Sebastian Brant (das Narrenschiff) und Thomas Murner (Narrenbeschwörung, Schelmenzunft) vertreten worden. Letzterer wandte sich 1522 in dem Gedicht „Vom großen lutherischen Narren" gegen die Reformation.

Sebastian Brant (geb. zu Straßburg; Lehrer an der Universität Basel; mit humanistischen Studien beschäftigt; dichtete viel lateinisch; später Rechtskonsulent in Straßburg, wo er, im Alter schwermütig über den Verfall der Kirchenautorität, 1521 starb). Das Narrenschiff, 1494, zerfällt in 113 Abschnitte. Der Dichter will die Narren alle zusammenbringen; Karren und Wagen können sie nicht fassen. Da er ein Schiff ausrüstet, laufen und rennen noch immer so viele Narren herbei, daß das Schiff zu klein ist. Hier hat er sie nun alle beisammen und kann sie konterfeien: zuerst den Gelehrten, der an unnützen Büchern Gefallen hat, womit Brant sich selbst verspottet: „Daß ich sitz' voran in dem Schiff, Das ist wahrlich ein sondrer Griff. Ohn' Ursach' ist das nicht gethan. Auf meine Libri ich mich verla'n. Von Büchern hab' ich großen Hort, Versteh' doch drin gar wenig Wort'" ꝛc. Er verspottet dann die Eltern, die ihre Kinder nicht erziehen, sie „irre gehen lassen ohne Strafe, gleichwie ohne Hirten gehn die Schafe".

„Anfang, Mittel und End' der Ehre
Entspringt allein aus guter Lehre.
Löblich Ding ist: gut geboren sein;
Es ist aber fremd und nicht dein,
Von deinen Eltern ist's gekommen.
Köstlich: wer Reichtum hat gewonnen;
Doch dieser ist des Glückes Fall,
Das auf und ab tanzt wie ein Ball.
Ein hübsches Ding auch Weltruhm ist;
Doch ohn' Halt, dem's alle Zeit gebricht,
Leibes Schönheit man sehr acht't,
Währt sie auch kaum über Nacht.
Ist dir Gesundheit auch sehr lieb,
Sie stiehlt sich weg, gleichwie ein Dieb.
Stärke hält man für köstliche Hab,
Nimmt doch mit Krankheit und Alter ab.
Nichts ist unvergänglicher
Und bleibt länger als die Lehr'."

Seb. Brant unterweist ferner die Verächter der Schrift, die einem Toten, der von der Hölle aufstände, Glauben schenken möchten, aber nicht dem Worte vom Himmel; die Entweiher des Gottesdienstes, die Hunde in die Kirche mitbringen, gaffen und schwatzen, statt auf die Messe zu achten, die Abergläubigen, die mit Heidenkünsten umgehen, Sonne, Mond, Planeten um Rat fragen; die Verächter der Armut; Wucherer, Verschwender, Prozeßsüchtige, Modenarren ꝛc. Das „Narrenschiff" wurde über ganz Deutschland schnell verbreitet. — Geiler von Kaisersberg (aus Schaffhausen, zuletzt Prediger in Straßburg, † 1510) hielt Predigten über die einzelnen Abschnitte des Gedichtes.

Thomas Murner (geb. zu Oberehenheim bei Straßburg, früh in den Franziskaner-Orden aufgenommen, trieb humanistische Studien auf verschiedenen Universitäten, von Paris bis Krakau; ohne Gründlichkeit, unbeständig in der Wissenschaft wie im Leben; mußte seinen Aufenthalt häufig wechseln, meistens weil er sich Feinde zugezogen, die ihn vertrieben: zuerst die Dominikaner, dann Luthers Anhänger. Über 1530 hinaus ist nichts von ihm bekannt). — Die Narrenbeschwörung, c. 1510 ist eine verschärfte Nachahmung des „Narrenschiffs". Klosterzucht, Ämter und Ablaßkauf werden hart angegriffen. Murner hielt selbst Predigten über sein Werk. — Die Schelmenzunft 1512 führt dieselbe Satire weiter aus. „Der Teufel ist Abt geworden," erzählt Murner in einem Abschnitt. Nachdem er die Sitten der Geistlichkeit geschildert: „nicht Kreuz noch Betbuch sieht man bei ihnen; immer sind sie auf der Jagd, wo sie unsinnig rennen, beizen, Den armen Leuten durch den Weizen, Mit zwanzig und dreißig Pferden," fragt er: „Sind das geistlich prälatische Gebärden, wenn die Bischöfe Jäger werden, Und die Hunde die Mette singen, Mit Heulen den Gottesdienst vollbringen?" und schließt dann mit einer Prophezeiung, die sich bald erfüllte: „Wohlan, wohlan, was wollt ihr wetten! Die Brüder werden euch ein Metten Einmal singen von euretwegen, Daß euch der Teufel giebt den Segen!" — Nach Luthers Auftreten wurde Murner einer der heftigsten Gegner der Reformation. „Vom großen lutherischen Narren, wie ihn Dr. Murner beschworen 1522."

> „Buch um Buch! ich will mich rächen
> Und sie mit Büchlein überstechen."

Dieses Reimpaar deutet den Sinn an, in welchem das Ganze geschrieben. Auf dem Titel zeigt ein Holzschnitt eine unförmliche Mannsgestalt im Narrengewande, gewaltsam zu Boden gestreckt. Auf ihr kniet der Beschwörer, eine kleinere menschliche Figur in der Franziskanerkutte, aus der ein Katzenkopf hervorblickt. Der Beschwörer hat einen Strick in den Händen, mit dem er aus dem offenen Munde des Narren kleinere Narren, deren mehrere schon in der Luft zappeln, herauszieht. Das Gedicht beschreibt alsdann die Narren. Aus dem Haupte kommen die gelehrten Narren, welche die Bibel nach ihrem Gutdünken auslegen; aus der Tasche diejenigen, die nach den Gütern der Kirche lüstern sind; aus dem Bauche alle, die an Aufruhr und Empörung Freude finden. Es ist eine wilde Rotte, die ihre Macht durch den Bruder Veit, den Repräsentanten der Landsknechte und Söldner, durch andere Reisige ergänzt, die mit falscher Anklage und Gewalt gegen das Papsttum ziehen. Der Bund braucht einen Hauptmann:

> „Der ist zu unserm Hauptmann gut,
> Der mit freventlichem Mut
> Papst und Kaiser greift in den Bart
> Und sonst auf Erden niemands spart."

Luther wird erwählt. Sofort werden Fahnen unter die Aufrührer verteilt: die erste mit der Aufschrift „Evangelium" (ihr Evangelium ist „Stiftungen um-

werfen, Klöster zerbrechen, Messe verspotten"); die andere mit der Aufschrift „Freiheit" (ihre Freiheit ist „nicht beichten, nicht beten, noch zur Kirche treten; tapfer feiern, wenig fasten, am Morgen in dem Bettlein rasten; keine Messe hören, noch früh aufstehn, mit guten Werken nicht mehr umgehen"); die dritte mit der Aufschrift „Wahrheit" (sie verstehn ja zu lügen, aus der Schrift zu lügen, die Lüge zu drehen, zu glätten, zu glossieren, daß niemand solches merken kann, darum sagen sie: „sie wollen Wahrheit ha'n"). Die drei Fahnen, gestohlenes Gut der Kirche, wieder zu erobern, scharen sich die Treuen unter Murner zusammen. Luther kommt in die Enge. Zum Gespött geworden, krank und schwach, fährt er in Unglauben dahin, und die Narrenrotte kommt zu Schanden. — Der Rat zu Straßburg, wo die Satire gedruckt war, ließ das Buch verbrennen. Murner besaß eine außerordentliche Leichtigkeit des Dichtens, wie er gelegentlich selbst erzählt:

„Daß ich aber in Reimen dicht,
Ich kann mich ihrer erwehren nicht;
Wann ich schon anders reden soll,
Wird mir der Mund von Reimen voll."

## § 68. Ulrich von Hutten, Erasmus Alberus, Burkhard Waldis.

**Jüngere Zeitgenossen Luthers, die mit satirisch didaktischen Dichtungen in den Kampf der Kirche eingriffen, waren Ulrich v. Hutten (Klag und Ermahnung; Gesprächbüchlein); Erasmus Alberus (Fabeln: das Buch der Tugend und Weisheit); Burkhard Waldis (Fabeln: Äsopus ganz neu gemacht und in Reime gefaßt).**

Ulrich von Hutten (geb. 1488 auf der Burg Steckelberg in Hessen; zerfiel mit seinem Vater, als er aus dem Stift Fulda entwich, wohin er, für den Mönchsstand bestimmt, gegeben war; studierte in Köln, Frankfurt, Greifswald und an vielen anderen Universitäten unter Not und Anfechtung aller Art. Schon damals erregte er durch lateinische Gedichte bei allen Gelehrten Aufsehen. Über Wien ging er 1512 nach Italien, um die Rechte zu studieren. Bei der Eroberung Pavias seiner Habe beraubt, nahm er Kriegsdienste im kaiserlichen Heere; kehrte nach Deutschland zurück, und nachdem seine Familie sich mit ihm versöhnt hatte, trat eine kurze Zeit öffentlicher Anerkennung für ihn ein; 1517 von Maximilian I. als Dichter gekrönt; 1518 im Dienst des Erzbischofs von Mainz; in dessen Begleitung auf dem Reichstag zu Augsburg, wo er eine feurige Anrede an die Fürsten zu gunsten des Türkenkriegs veröffentlichte. Seine Beteiligung an dem Kampfe, in welchem Reuchlin (§ 65) mit den Dominikanern stand, offenes Auftreten gegen die weltliche Macht des Papstes, beraubten ihn jener Stellung schon 1520. Jacta est alea! war seit dieser Zeit sein Motto. Der Papst forderte seine Auslieferung nach Rom. Hutten entzog sich derselben durch die Flucht nach der Ebernburg bei Kreuznach, wo Franz von Sickingen ihn aufnahm. Durch Flugschriften suchte er von hier aus das Volk zur Empörung aufzurufen. Der unglückliche Ausgang des Kampfes, den Sickingen gegen den Erzbischof von Trier führte, ferner die Mißbilligung, welche Luther gegen Gewalt und Empörung aussprach, beraubten ihn aller Unterstützung. Vor Acht und Bann flüchtend, starb er auf der Insel Ufnau im Züricher See 1523). Hutten dichtete bis 1520 ausschließlich lateinisch: Epigramme, in denen er die Geistlichkeit des Ablaßkrames wegen, Fürsten ihrer unselbständigen Politik wegen angriff; Briefe in dem Sammelwerk Epistolae obscurorum virorum voll witziger Satire gegen die Geistlichkeit u. a. Darauf aber, in einem „Sendschreiben an die Deutschen aller Stände" 1520, schrieb

er: „er habe Aufruhr stets gemieden, zur Empörung nicht Ursach geben wollen deshalb lateinisch geschrieben, gleichsam um unter vier Augen zu ermahnen". Nun aber übersetzte er viele seiner Werke ins Deutsche und sandte sie unters Volk! Zum Kampf gegen Rom! das ist der Refrain aller seiner Anreden. Den Inhalt des Gedichtes Klag und Ermahnung giebt der vollständige Titel an: „Klag und Ermahnung gegen die übermäßige unchristliche Gewalt des Papstes zu Rom und der ungeistlichen Geistlichen". Das Gesprächbüchlein ist prosaisch abgefaßt: zwei Dialoge zwischen Hutten und dem Fieber, worunter er das Leiden personifiziert, das die unrechtmäßige Gewalt der Geistlichkeit dem Volke auflegt. Hutten zeigt in seinen Dichtungen nicht die einschlagende Kraft der Volkstümlichkeit.

Erasmus Alberus (geb. 1500 in der Wetterau; studierte in Wittenberg, Anhänger Luthers; Kirchenlieder § 65; an verschiedenen Orten für die neue Lehre thätig; Generalsuperintendent in Neubrandenburg, † 1553). Sein „Buch von der Tugend und Weisheit" 1534 enthält 49 Fabeln, die er zur Satire gegen die katholische Kirche verwendet. In der Fabel vom Esel in der Löwenhaut deutet er den Esel auf den Papst, denjenigen, der die Eselsohren zuerst gewahrte auf Martin Luther ꝛc. „Der Barfüßer Mönche Eulenspiegel und Alkoran" 1542 (prosaisch) ist ebenfalls voll scharfen Spottes. — Burkhard Waldis (geb. 1580 zu Allendorf an der Werra; zuletzt Pfarrer zu Abterode in Hessen, † um 1560). Sein „Äsopus, ganz neu gemacht und in Reime gefaßt" 1548, enthält 400 Fabeln, in denen er vielfach gegen die „Papisten, die rechten Widerchristen", Reliquiendienst, Heiligenverehrung und Ablaßkram kämpfte.

## § 69. Schuldrama.

Von der Reformation begünstigt, kam unter dem Einfluß des Humanismus im 16. Jahrhundert das sog. Schuldrama auf. Der Fortschritt, den man machte, hing damit zusammen, 1. daß die dramatische Form in Scenen und Akte gegliedert wurde, 2. daß Unterarten der Gattung (Tragödien, Komödien, Fastnachtspiele) aufgestellt wurden. Hauptvertreter sind Paul Rebhun und Hans Sachs.

Der Name Schuldrama deutet auf zweierlei Umstände: 1. auf den Ursprung desselben von der Schule her (die Beschäftigung der Schulen mit den klassischen Dichtern des Altertums, besonders mit dem römischen Lustspieldichter Terenz, gab den Anlaß); 2. auf die Verwendung desselben an den Schulen (die Schüler spielten, sie sollten dadurch an Kenntnissen und Gesittung gewinnen). Es war kaum ein Rektor der lateinischen Schulen, der nicht selbst Dramen zusammensetzte und ihre Aufführung betrieb. Luther sprach sich günstig über die um sich greifende Sitte aus. Melanchthon selbst war in dieser Weise thätig (§ 70 Komödie von den ungleichen Kindern Evä). Die Sprache, in der man schrieb, war lateinisch. Der Einfluß auf die deutsche Poesie trat aber, besonders durch Übersetzungen, welche die humanistischen Gelehrten selbst bewirkten, schnell ein. — Mit den Mysterien der mittelalterlichen Kirche (§ 63) verglichen, unterscheiden sich die Schuldramen des 16. Jahrhunderts 1. in der Form (die Mysterien waren personenreich, episch breit, formzerfallen; die Schuldramen beschränkten ihren Stoff nach Regeln der Gliederung und Zusammenfassung); 2. in der Absicht (in den Mysterien wurden Ereignisse, die zum Glauben gehören, heilige, wunderbare, göttliche Vorgänge,

dramatisch behandelt; in den Schuldramen dagegen Vorgänge, an die sich eine moralische Tendenz knüpfen ließ). Was unmittelbar den Glauben anging, schloß man um der Heiligkeit des Gegenstandes willen von der Spieldarstellung aus. Aus der Bibel wurden nur solche Stoffe behandelt, die sich zum Nutzen sittlicher Unterweisung verwenden ließen: aus dem alten Testament die Geschichte Josephs, Tobias', Susannas ꝛc., aus dem neuen die Parabeln, z. B. vom verlornen Sohn. — Mit den Fastnachtspielen des 15. Jahrhunderts (§ 64) verglichen, erheben sich die Schuldramen des 16. sowohl über die Dürftigkeit und Handlungslosigkeit, wie auch über die niedrige Possenhaftigkeit derselben. Die Zusammenstellung von Dialogen nach Scenen und Akten war allerdings lange Zeit nichts als eine Form, ein leichthin eingeführtes Überschriftenschema (zuerst lateinisch ausgeführt: actus primus, scena prima ꝛc., personæ quæ intrant ꝛc.). Doch hatte die Einrichtung sofort die Wirkung, daß man nur größere und gehaltvollere Stoffe fürs Drama brauchbar erachtete. Und mit der Zeit stellte sich dann auch ein, daß man über die Bedeutung der Form Gedanken faßte und allmählich zur Erkenntnis des dramatischen Wesens befähigt wurde. — Ebenso oberflächlich war lange Zeit die Unterscheidung der Arten im Drama. In den Tragödien wurde gekämpft und Blut vergossen; in den Komödien nicht. Fastnachtspiel und Komödien blieben überhaupt ungeschieden. Das Wichtigste war auch hier, daß Anregungen zum Nachsinnen für die Folgezeit gegeben waren.

Die Schule war nicht der einzige Ort, der sich dem Aufschwung dieser Gattung günstig erwies. Teils die Durchdringung der Dramen mit den herrschenden reformatorischen Ideeen (sie wurden vielfach zur Satire gegen die katholische Kirche benutzt), teils im allgemeinen der Reiz theatralischer Lustbarkeiten, ebenso für die, welche sie veranstalteten, wie für die, welche sie genossen, hatte zur Folge, daß eine Sitte des öffentlichen Lebens in Städten aller Gegenden aufkam, zuerst da, wo die Reformation Eingang gefunden, dann auch weiterhin. Von Nürnberg aus, wo schon im 15. Jahrhundert die Fastnachtbelustigungen Heimat gehabt hatten, gingen theatralische Aufführungen in alle größeren Städte: Augsburg, Straßburg, Magdeburg, Breslau ꝛc. Man spielte nicht mehr, wie vordem, in Familien- und Wirtshausstuben, sondern auf Märkten, freien Plätzen und in den größten öffentlichen Räumlichkeiten. Personen allerlei Berufs, Geistliche und Schullehrer, Studenten, Bürgersleute nahmen daran teil. — Unter den Dichtern deutscher Dramen dieser Art steht der Nürnberger Hans Sachs oben an (§ 70). In seiner Vaterstadt wurde, um der allgemeinen öffentlichen Lust besser nachkommen zu können, 1550 ein Schauspielhaus, amphitheatralisch und ungedeckt, erbaut. — Ferner Paul Rebhun (geb. in Berlin, studierte in Wittenberg; verkehrte in Luthers Hause; zuletzt Superintendent in Voigtsberg; Todesjahr ungewiß) dichtete 1535 „Ein geistlich Spiel von der gottesfürchtigen und keuschen Frau Susanne“ (jeder Akt wird hier mit einem Chorgesang beschlossen; 1538 „Ein Hochzeitspiel auf die Hochzeit zu Kana in Galiläa gestellt“ (der Titel besagt, daß es „dem gottgeordneten Ehestand zu Ehren, und allen gottfürchtigen Eheleuten, Gesellen und Jungfrauen zu Trost und Unterricht“ verfaßt sei). — Dichter lateinischer Dramen im 16. Jahrhundert sind Thomas Naogeorg, Nicodemus Frischlin ꝛc.

## § 70. Hans Sachs, geb. 1494, gest. 1576.

Hans Sachs, der fruchtbarste Dichter seiner Zeit, hat über 6000 größere und kleinere Dichtwerke verfaßt, darunter: mehr als 4000 Meister-

gesänge; mehr als 1000 Schwänke, Fabeln und andere kleine Dichtungen didaktischen und allegorischen Gehalts (St. Peter mit der Geiß, der Bauernknecht mit dem zerschnittenen Kittel, das Schlaraffenland, die Wittenbergisch Nachtigall ꝛc.): mehr als 200 dramatische Werke (Komödien: von den ungleichen Kindern Evä ꝛc.; Tragödien: Virginia, der hörnen Siegfried ꝛc.; Fastnachtspiele: vom Roßdieb zu Fünsing, vom Narrenschneiden ꝛc.); ferner Psalmen, Kirchenlieder ꝛc.

Hans Sachs (geb. 1494 in Nürnberg, Sohn eines Schneiders; sieben Jahre alt wurde er auf die lateinische Schule, fünfzehn Jahre alt zu einem Schuhmacher in die Lehre gegeben; auf der Wanderschaft in Innsbruck faßte er den Entschluß, sich von allen anderen Zerstreuungen fern zu halten, in den Mußestunden nur den Meistergesang zu treiben; in München wurde er 1513 Schüler bei dem Leinweber Leonhard Nonnenbeck; verfertigte noch in demselben Jahr während der Wanderschaft sein erstes „Bar" (§ 60). 1516 ließ er sich in Nürnberg als Schuhmacher nieder; gründete hier durch Fleiß und Redlichkeit einen gewissen Wohlstand; früh bekannte er sich zur Reformation; † 1576). Leichte Darstellungskraft, reine sittliche Auffassung und der größte Umfang an Stoffen, die je ein Dichter behandelt hat, zeichnen Hans Sachs aus. Bei der großen Masse seiner Werke ist alles, was hier erwähnt wird, nur als ganz vereinzeltes Beispiel zu nehmen. — Unter den Schwänken: St. Peter mit der Geiß. St. Peter dünkt sich, die Welt besser regieren zu können als Gott. Als nun der Herr sein Regiment ihm einen Tag lang überträgt, muß er gewahr werden, daß er kaum fähig ist, eine Ziege zu hüten, und bescheidet sich in Demut. — Der Bauernknecht mit dem zerschnittenen Kittel. Einen Bauern treibt der Hochmut, beim Schneider einen Rock zu bestellen, wie ihn sein Edelmann sich machen läßt. Da aber dieser seinen Auftrag ändert und das zum Rock bestimmte Stück Tuch in Fetzen zerschneiden läßt, bekommt auch der Bauer einen ganz zerschnittenen Kittel, mit dem er zum Gespött der Leute wird. — Unter den lyrischen Gedichten sind außer den Kirchenliedern (§ 66) besonders didaktische Dichtungen zu erwähnen: „das Schlaraffenland", humoristische Verspottung der Trägheit; Allegorieen: „die Mühle", als Sinnbild des menschlichen Herzens; das „Brettspiel", als Sinnbild des irdischen Lebens; und in Gesprächsform: Kampfgespräch zwischen dem Tod und dem natürlichen Leben, welches von ihnen das bessere sei; Kampfgespräch zwischen Wasser und Wein; zwischen Frau Tugend und Frau Glück; zwischen Zorn und Sanftmut; ferner Lieder, die sich auf Luther und die Reformation beziehen: „die Wittenbergisch Nachtigall, die man jetzt höret überall". Eine Herde, von falschem Mondschein geblendet, hat sich in eine Wüste verirrt und ist unter reißende Tiere geraten. Vom Löwen besonders werden viele Tiere zerrissen. Plötzlich ertönt der wonnige Gesang einer Nachtigall, dem die Herde folgt. Sie wird von ihr auf fruchtbare Auen geleitet, zu hellem Sonnenschein und zu reichen Quellen. Der Löwe will die Nachtigall erwürgen; die Waldesel, Schweine, Katzen, Frösche erheben ihr Geschrei, den Gesang der Nachtigall zu übertäuben. Aber vergeblich. Sie ist ja der himmlische Glaubensbote, den alle Tücke der Welt nicht zu Grunde richten kann. — Nach Luthers Tode dichtete Hans Sachs: „Ein Epitaphium oder Klagred ob der Leiche Dr. Marthini Lutheri". Der Dichter sieht in einer Vision Luthers Totenbahre in der Kirche aufgestellt und ein Weib wehklagend herantreten. Es ist Frau Theologia, die über den Verlust ihres gottgesandten Helden in Jammer versinkt. Voll Zuversicht erhebt sich der Dichter und richtet die Theologia auf:

„Du, Heilige, sei wohlgemut!
Gott hat dich selbst in seiner Hut,
Der dir hat überflüssig geben
Viel trefflich Männer, die noch leben.
Die all werden dich nit verlassen,
Dich rein behalten allermaßen,
Ohne Menschen Lehr', wie du jetzt bist,
Dawider hilft kein Gewalt noch List;
Dich sollen die Pforten der Höllen
Nicht überwältigen, noch fällen!
Darum, so laß dein Trauern sein,
Daß Doktor Martinus allein,
Als ein Überwinder und Sieger,
Ein recht apostolischer Krieger,
Der seinen Kampf hie hat vollbracht,
Und brochen deiner Feinde Macht,
Und jetzt aus aller Angst und Not
Durch den mild barmherzigen Gott
Gefordert zur ewigen Ruh!
Da helf uns Christus allen zu rc." —

Für seine Dramen nahm Hans Sachs die Stoffe von überall her; aus der heiligen Schrift alten und neuen Testaments, aus der Geschichte aller Länder, der griechischen und römischen Mythologie und Poesie, der deutschen Sage und Geschichte, den Schwänken und Novellen der Deutschen und anderer Völker. Er teilte seine dramatischen Werke in „traurige Tragödien, fröhliche Komödien und kurzweilige Spiele oder Fastnachtspiele" ein. Unter den Tragödien: „Enthauptung Johannis; Virginia; der hörnen Siegfried". Der Komödie und dem Fastnachtspiel steht sein Talent näher. „Komödie von den ungleichen Kindern Evä, wie sie Gott der Herr anredet", in 5 Akten 1553. Der Herold tritt ein, neigt sich und spricht:

„Heil und Gnad', von Gott dem Herrn,
Sei all den, die von nah und fern
Versammelt sind an diesem Ort,
Zu hören da von Wort zu Wort
Ein Comedi und lieblich Gedicht,
Das ursprünglich hat zugericht't
Im Latein Philippus Melanchthon,
Und nun zu gut dem gemeinen Mann
Auch in deutsche Sprache ist gewandt,
Und hält in Kürz' das Argument:
Da Eva und Adam ausgetrieben
Vom Paradeiß, danach sind blieben
Auf Erd' hartselig in Arbeit,
Wie Gott der Herr um eine Zeit
Herkommen in dies Jammerthal,
Zu tröſten sie in dem Unfall
Und sein Kind zu examinieren,
Wie sie Gottes Wort studieren" rc.

Nachdem der Herold seine Rede beendet, kündet Adam seiner Gehilfin den Besuch des Herrn an, der ihre Kindererziehung prüfen will. Eva soll die Kinder baden, kämmen, ihnen Feiergewand anziehen; das Haus kehren. Während Abel und die anderen gehorsamen Söhne Adams (Set, Jared u. a.) den Herrn willkommen heißen, seine Fragen nach Gebeten, Geboten und nach dem Glauben richtig beantworten, reicht Kain trotzig die linke Hand. Er und die andern ungeratenen Söhne (Dathan, der Aufrührer; Achan, der Dieb u. a.) werden vom Satan aufgeregt und sprechen lauter lästerliche Dinge zum Herrn. Auf die Frage, wie er zu Gott betet, sagt Kain: „Ach, Herr, wir haben sein vergessen". Und da er in demselben frevelhaften Tone fortfährt, straft der Herr ihn und seine Gefährten, indem er ihnen verkündet, daß „Bauern, Köhler, Schäfer, Schinder, Badknechte, Holzhacker, Besenbinder" u. dergl. Gewerbe, zuletzt auch „Schuster und Landsknecht" von ihnen abstammen sollen. Das ist „auf Erden das hartseligste Geschlecht". Kain erschlägt im Ärger darüber, daß Abel „bei Hofe so wohl ist", seinen Bruder und wird vom Angesicht des Herrn vertrieben. — In dem Fastnachtspiel „der Roßdieb zu Fünsing mit den tollen diebischen Bauern" (1553) ratschlagen Gangel Dötsch, Steffel Löll und Lindl Fritz, drei Fünsinger Bauern, die Alten der Gemeine, über den Roßdieb, den sie gefangen halten. Er könnte wohl nächsten Montag gehängt werden, wenn nicht Löll und Fritz ihre Äcker neben dem Galgen hätten, die dann ganz zertreten würden. Man kommt überein, die Strafe bis nach der

Ernte aufzuschieben. Aber wer wird ihn die vier Wochen ernähren? Die Bauern beschließen, dem Dieb den Eid abzunehmen, daß er über vier Wochen wiederkomme und sich hängen lasse. Dem Dieb fällt es nicht schwer, den Eid zu leisten; er läßt sich auch von den Bauern etwas Zehrgeld geben, daß er nicht sogleich wieder zu stehlen brauche, damit man ihn nicht anderwärts einsetze und hänge. Da er sieht, mit wie dummen Bauern er es zu thun hat, geht er von ihnen fort, um sogleich Lindl Fritz und Steffel Löll wieder zu bestehlen. Er geht mit den Sachen nach München und verkauft sie am Wochenmarkt ihren rechtmäßigen Besitzern, ohne daß diese es gewahr werden. Nach der Ernte merken die Bauern, daß sie betrogen sind. Im Ärger darüber veruneinigen sie sich, werfen sich gegenseitig alte Betrügereien vor, kommen darüber zu Prügeln und Wunden. Als am Ende dieser Scene der Roßdieb aus dem Versteck, von dem er alles zugehört hatte, hervortritt und sich hängen lassen will, ist kein Richter da, so daß der Dieb als der kluge Ehrliche, die Bauern als die dummen Betrüger erscheinen. — Das Fastnachtspiel vom Narrenschneiden (1557) ist eine didaktische Allegorie. Ein Kranker läßt seinen Zustand vom Arzt untersuchen und erfährt, daß er Narren im Leibe habe und, um gesund zu werden, sich operieren lassen müsse. So schwer es ihm fällt, so entschließt er sich doch dazu. Der Arzt ist so geschickt, ihm einen Narren nach dem andern, den Narren der Hoffart, des Geizes, der Schadenfreude, Unkeuschheit, Unmäßigkeit, zuletzt das ganze Narrennest aus dem Leibe zu ziehen. Kaum ist der Kranke alles dessen entledigt, da steht er gesund und wohl auf. Zum Schluß giebt der Arzt sein Rezept allen, die das Spiel mit angesehen haben: sie sollen die Vernunft Meister sein lassen, sich selbst im Zaum halten, nach dem Rate weiser Männer leben. Wer also thut, schließt der Arzt:

„Zu Pfand setz' ich ihm Treu' und Ehr',
Daß alsdann bei ihm nimmermehr
Gemeldeter Narren keiner wachs!
Wünscht euch mit guter Nacht Hans Sachs."

## § 71. Johann Fischart.

**Johann Fischart ist der schärfste Satiriker des 16. Jahrhunderts. Gegen die katholische Kirche sind gerichtet: von St. Dominici und St. Francisci artlichem Leben; der Barfüßer Sekten- und Kuttenstreit; der Bienenkorb; das Jesuiterhütlein. Anderen satirischen Inhaltes sind: Aller Praktik Großmutter; Gargantoa und Pantagruel; podagramisches Trostbüchlein. Ferner sind von ihm geistliche Lieder und Psalmen, das didaktische Ehezuchtbüchlein; die poetische Erzählung: das glückhafte Schiff.**

Johann Fischart (geb. c. 1545 in Mainz, studierte die Rechte, weit auf Reisen, mit der ausländischen Litteratur vertraut, hielt sich viel in Straßburg auf, wurde Advokat beim Reichskammergericht in Speier, darauf Amtmann zu Forbach bei Sarbrücken, † 1589). Eigentümlich ist ihm die Satire durch Verzerrung der Sprachformen. Er verfährt darin mit Humor, Schärfe und Vielseitigkeit. Das erste Poetische: „Eulenspiegel Reimweiß" (§ 74). Darauf: „Aller Praktik Großmutter" 1572 verspottet die Kalendermacher, die Bauernregeln und Wetterbüchlein, die grillengierigen Zeitbetrüger, die maulhänkolischen Naturzwänger". Von St. Dominici, des Predigermönchs, und St. Francisci, des Barfüßers, artlichem Leben und großen Greueln" 1572 ist „dem grauen Bettelmönch Nas zu Ingolstadt" gewidmet, mit dem Motto ver-

sehen: „Sie haben Nasen und riechen nichts.“ Johannes Nas, der früher Schneider gewesen sein soll, später Barfüßer und Lehrer an der Universität zu Ingolstadt, war in vielen, nicht unbedeutenden Schriften als Gegner der protestantischen Kirche aufgetreten. Die Beschuldigung, daß sie sich in Sektenstreitigkeiten auflöse, giebt Fischart mit dem Nachweis der Zänkereien zwischen den Orden der katholischen Kirche zurück, besonders der Dominikaner und Franziskaner. — „Der Barfüßer Sekten- und Kuttenstreit“ 1577. „Siehe, wie der arme St. Franziskus und seine Regel, oder Evangelium, von seinen eigenen Rottgesellen, den Barfüßern und Franziskanern, durch ihre Sekten selber gemartert, zerrissen, zerbissen, zertrennt, geschändet, anatomiert, zerstückt, zerketzert, beraubt, geplündert und zu Schanden gemacht wird! Daraus nun wohl zu verstehen die päpstisch mönchische Einigkeit, die sie also rühmen heut.“ — „Der Bienenkorb des heiligen römischen Immenschwarms, seiner Hummelszellen oder Himmelszellen, Hurnausnester, Brämengeschwürm und Wespengetös, samt Läuterung der heiligen römischen Kirchenhonigwaben, Einweihung und Beräucherung oder Fegefeuerung der Immenstöcke, Erlesung der Bullenblumen“ 1579 ist frei nach dem holländischen Gedicht „Byenkorf“ des Philipp von Marnitz gearbeitet: eine prosaisch abgefaßte Allegorie der Kirche unter dem Bilde des Bienenkorbes. — Das Jesuiterhütlein (vollständiger Titel: „die wunderlichst unerhörtest Legend und Beschreibung des abgeführten, quartierten, gevierten und viereckigten, vierhörnigen Hütleins“ 1580) soll zeigen: „Woher hier auf End' und Eck' alles Übel sich her erstreck“. Die Satire knüpft an die vier Abstufungen geistlicher Macht in der katholischen Kirche: Mönch, Bischof, Papst, Jesuit. Da durch Christi Tod die Herrschaft des Teufels (Lucifer) gebrochen ist, schmiedet dieser neue Pläne, um sich wieder empor zu bringen. Das Horn, das Zeichen der Hölle, soll auf Erden von neuem aufgepflanzt werden, aber versteckt, daß es nicht sogleich Anstoß errege. Der Teufel läßt ein Horn aus Faulheit und Einfalt mit der Nadel der Heuchelei und dem Faden der Täuschung in verschiedenen Farben nähen: es ist die Kuttenkappe, mit der die Mönche auf der Erde einhergehen. Darauf läßt er eine Mütze mit zwei Hörnern machen, da hinein geistliche Hoffart mit der Nadel der Herrschsucht, dem Faden der Schafschinderei vernähen und das Gestein „Uneingedenk“ hineinsticken: die Bischofsmütze. Noch nicht genug! Lucifer ersinnt eine Mütze mit dreifachem Horn, da hinein der Judasseckel, Rachgier, Wollust, Meineid, Gift, Aufruhr mit der Nadel des Bannes und Blutdurstes vernäht werden: die dreifache Krone (die Tiara) des Papstes. Endlich das letzte Werk der Hölle ist die vierhörnige Mütze der „Jesuiten“, wie sie sich nennen, ob sie gleich „Jesuwider“ heißen sollten, die ein Spanier Ignatz Luguol, „zu deutsch: Feuerart Lugevoll“, zusammengeschart hat, in die des Teufels ganzer Kram, Abgötterei, Arglist, Sophisterei, Lüge, Verführung vernäht werden.

„Seht, also habt ihr, lieben Leut', Und wer solches nicht glauben will,
Den Ursprung alles Übels heut; Der wird's bald fühlen nur zu viel.“

Garganto'a und Pantagruel (vollständiger Titel: „Affenteuerlich naupengeheuerliche Geschichtklitterung von Thaten und Raten der vor kurzen Langenweilen vollenwohlbeschreiten Helden und Herrn Grandgoschier Gorgellantua und Pantagruel, Königen in Utopien, Jedewelt und Nienenreich“ 1575) ist nach dem Französischen des Rabelais gearbeitet: ein Roman, der die Herkunft des Helden und Herrn Grandgoschier erzählt, an dessen Hofe maßlose Schwelgereien herrschten. Nachdem er geheiratet, gebiert sein Weib Gurgelmilte einen Sohn, der ihr, ähnlich wie Athene aus dem Haupte des Zeus, so aus dem Ohr hervorspringt. Zur Zeit der Geburt wird ein wüstes Gelage in tobendem Wirr-

warr gefeiert. Der eben geborene Prinz verlangt auch sogleich zu trinken und empfängt davon den Namen Gorgellantoa oder Gargantoa. Die Erziehung dieses Prinzen, zuerst durch einen Gelehrten, dann durch eigene Erfahrung, sein Studentenleben in Paris und seine weiteren Schicksale: alles benutzt Fischart zur Satire gegen die Schwelgerei der Höfe, gegen Trachten, Wappen, pedantische Gelehrsamkeit. — Das „podagramische Trostbüchlein" 1577 enthält zwei „artliche Schutzreden zu Trost und Nutz der pfotengramischen Leute, der handkrämpfigen und fußverstrickten Kämpfer; Fräulein Pfotenkrampf ist ein federlindes Töchterlein des Vater Bacchus und der Mutter Venus, von zwei Ammen gesäugt, von Methe von Trunkenhaid und von Accatia von Unmäßingen, bedient von vielen edelgeachteten Ketschjungfrauen von Polyphagia, von Fraßhausen und Schleckspitzen, von Frau von Misoponia, genannt Arbeitscheu von Faulgänglingen" u. a. — Fischarts Psalmen und geistlichen Lieder sind im edelsten Tone voll Kraft und Schwung. Der 29. Psalm fängt also an:

„Ihr Gewaltigen, bringt dem Herrn her,
Bringt dem Herrn her Stärk' und Ehr',
Bringt ihm seines Namens Ehre!
Betet den mächtigen Herrn an.
Denn er allein Gewalt zeigen kann,
Trotz dem, der sie ihm wehre.
Hört, wie erschallt so ungestüm
Auf den Wassern des Herrn Stimm'!
Wie schallt es in dem Thale,
Daß sie erschrecken alle!"

Das philosophische Ehezuchtbüchlein 1578 spricht in heiterer sinniger Weise von der vernünftigen Führung der Ehe und Kinderzucht. — Das glückhafte Schiff ist eine poetische Erzählung der Fahrt, welche Züricher Bürger am 21. Juni 1576 zum Straßburger Festschießen veranstaltet haben. Die Stadt Straßburg hat ein Bündnis mit Zürich wegen der zu großen Entfernung beider Städte von einander abgelehnt. Die Züricher Rathsherren aber beweisen den Straßburgern durch die That, daß sie trotz der weiten Entfernung im Augenblick der Not zu jeder Hilfeleistung nahe genug sein würden; denn ihren in Zürich gekochten Hirsebrei verzehrten sie nach einer schnellen, munteren Fahrt die Limmat, die Aar und den Rhein hinunter, noch warm in Straßburg. — Fischarts Schriften wurden sogleich Lieblingslektüre der Deutschen und erlebten viele Auflagen. Seinen Namen liebte er zu verbergen. Häufig nannte er sich „Mentzer" (Mainzer): oder er schrieb die Anfangsbuchstaben der Worte „Johann Fischart, genannt Mentzer"; J. F. G. M.; oder bildete ein Wort aus denselben Buchstaben „Jfgem"; versteckte die Anfangsbuchstaben in anderen Ausdrücken: „Im Fischen Gilts Mischen, In Freuden Gedenk Mein, Jove Fovente Gignitur Minerva"; spielte mit dem Klange seines Namens „Wischart, Pickhart"; „Mannsehr" (für Mentzer); setzte die Silben, die Buchstaben um: „Hartfisch, Retznem"; übersetzte das hebräische „Johann" in „Huldrich", das deutsche „Fischart" ins Griechische, „Elloposkleros". Im Jesuiterhütlein nannte er sich „Jesuwald Pickart".

## § 72. Ringwaldt, Rollenhagen.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts wurde die Satire matter, der ruhigere Ton des Lehrgedichtes vorherrschend: so bei Bartholomäus Ringwaldt (die lautere Wahrheit; christliche Warnung des treuen Eckart) und bei Georg Rollenhagen (der Froschmäusler).

Bartholomäus Ringwaldt (geb. 1530 zu Frankfurt a. d. O., Pfarrer zu Langfeld bei Sonnenburg in der Neumark, † um 1600; als Kirchenliederdichter schon genannt § 66). Mehrere geistliche Lieder finden sich auch in den didaktischen Schriften: in der lauteren Wahrheit 1585,

worin gezeigt wird, „wie sich ein weltlicher und geistlicher Kriegsmann in seinem Beruf verhalten soll“ (Allegorie zwischen dem christlichen und kriegerischen Beruf); in der christlichen Warnung des treuen Eckart 1588 (Schilderung des Himmels und der Hölle).

Georg Rollenhagen (geb. 1542 zu Bernau; Rektor in Magdeburg, † 1609). Sein Froschmäusler (der Frösch und Mäuse wunderbare Hofhaltung 1595) ist eine zum Epos ausgeführte Fabel-Dichtung nach der homerischen Batrachomyomachie. Rollenhagen will belehren: zuerst zu Gottesfurcht, Fleiß und Bescheidenheit, dann zu dem Entschluß, daß man in der Religion bei der heiligen Schrift bleibe, der weltlichen Obrigkeit sich enthalte. — Der Froschkönig Baußback, der an einem Brunnen Ritterspiel und Kurzweil treibt, empfängt den Besuch Bröseldiebs, des Sohnes des Mäusekönigs. Bröseldieb ertrinkt, als er in das Wasserschloß Baußbacks gastlich aufgenommen wird. Den Tod seines Sohnes zu rächen, fällt der alte Mäusekönig Partekenfresser über die Frösche her. Der Krieg schwächt beide Parteien. Zur Satire gegen die katholische Kirche wendet sich das Gedicht besonders im zweiten Teil, wo Baußback die Geschichte der Frösche erzählt, die zuerst patriarchalisch regiert waren, bis der Priester Beiskopf (Bischof) die Herrschaft gewann. Kröten machte er zu Mönchen, Beichte und Bann führte er ein, endlich verkaufte er um Geld die Seligkeit. Da empörten sich die Frösche und setzten ihn ab. Die Satire wendet sich darauf gegen die protestantische Kirche. Denn die Frösche sind ohne Führer und entzweien sich über die Frage nach der Regierungsform.

## § 73. Englische Komödianten; Ayrer; Heinr. v. Braunschweig.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts gab es in Deutschland die ersten Schauspieler von Beruf: „englische Komödianten“. Sie brachten besonders Stücke englischen und niederländischen Ursprungs zur Aufführung, von denen die dramatische Poesie folgende Einflüsse empfing: 1. sog. Haupt- und Staatsaktionen kamen auf, Schauspiele voll Mord und Greuel, 2. Spiele mit der Hauptrolle des Hanswurst, 3. Singspiele. Deutsche Dichter, welche diese Einflüsse zuerst annahmen, waren Jakob Ayrer und Heinrich Julius, Herzog von Braunschweig.

Englische Komödianten nannten sich die Schauspieler, teils aus Ruhmredigkeit, weil das Theater Englands damals im höchsten Ansehen stand (Shakespeare, geb. 1564 zu Stratford, daselbst gest. 1616), teils weil sie von den Niederlanden her, wo englische Banden zuweilen spielten, rohe Bearbeitungen englischer Stücke empfangen oder mitgebracht hatten. Die Komödianten waren in Deutschland meistenteils heimatlose, wenig geachtete Leute; ihre Darstellungen aber wurden überall, in Residenzen und Reichsstädten, willkommen geheißen und herbeigerufen. Eine Sammlung von Stücken, welche die englischen Komödianten aufzuführen pflegten, wurde 1620 herausgegeben: „Englische Komedien und Tragedien“. Darin z. B. „die sehr klägliche Tragedie von Tito Andronico und der hoffärtigen Kaiserin“ (ein Stoff, den auch Shakespeare bearbeitet hatte), die Komödie „vom verlornen Sohn“ (äußerst niedrige Behandlung des biblischen Stoffes), ferner in großer Zahl sog. Pickelheringsspiele: „ein lustig Pickelheringsspiel von der schönen Maria, ein ander lustig Pickelheringsspiel, darin er mit einem Steine gar lustige Possen macht“ u. a. („Pickelhering“ ist der niederländische Name der lustigen Person, des sich dumm stellenden dreisten Possenreißers, der als Bühnencharakter von den Engländern stammt:

„Jack Pudding", bei den Franzosen „Jean Potage", bei den Italienern „Maccaroni", bei den Deutschen „Hanswurst", überall nach dem Lieblingsgericht des Volkes genannt).

Jakob Ayrer (lebte zuletzt als Gerichtsprokurator in Nürnberg, † 1605) behandelte in Tragödien, Komödien, Fastnachtspielen und Singspielen, etwa 70 an der Zahl, allerlei Stoffe aus der Geschichte und Sage (von der Erbauung Roms, von Kaiser Otto III., von Wolfdietrich), ferner komische Novellenstoffe (von den verwechselten Eheleuten, vom falschen Notarius mit seiner unwahrhaftigen Beichte). Die lustige Person kommt auch in ernsten Stücken vor, und zwar so, daß die Scenen, in denen sie auftritt, in regelmäßiger Abwechslung als unterhaltendes Seitenstück neben den ernsten stehen. In der Tragödie „vom griechischen Kaiser und seiner Tochter Pelimperia mit dem gehängten Horatio" ist der Narr „Jahn" zugleich der Henker. In anderen Stücken führt er den Namen „Jahn Clam, der Narr; Jahn, der Kurzweiler; Jahn Grundo, der närrische Knecht; Jahn Pott (Jean Potage)" und anders. Ein Stück, in welchem der Narr die Hauptrolle spielt, ist das „Fastnachtspiel von dem engellendischen Jann Posset, wie er sich in seinen Diensten verhalten". (Jann Posset will bei seinem Vater und seiner Mutter, Rolandt und Willanda, nicht länger arbeiten; er verläßt sie unter Ausdrücken mangelnder Ehrerbietung, und sein Vater giebt ihm tüchtige Prügel als Zehrung mit. In der Stadt trifft ihn Herr Emmerich, ein alter Mann, und mietet ihn als Knecht. Da Jann Posset einen schriftlichen Mietsvertrag haben will, soll er ein Schreibzeug aus der andern Stube holen, bringt aber ein Feuerzeug. Von seinem Herrn über den Irrtum belehrt, geht er zurück, bringt aber einen Krug. Abermals zurückgeschickt, kommt er mit dem Schreibzeug in der einen, mit einer Hahnenfeder in der anderen Hand. Da wird sein Herr böse, steckt ihm die Feder unter Scheltworten auf den Kopf und schickt ihn nochmals nach Papier und Schreibfeder. Jann kommt mit einem Glas Bier und einer Spielfeder wieder. Da erklärt ihm sein Herr, er solle jetzt das Rechte bringen, sonst könne er solchen Eulenspiegelknecht nicht gebrauchen. Nachdem nun endlich Herr Emmerich den Dienstvertrag aufgeschrieben hat, geschieht es, daß er, von einem Schwindel ergriffen, hinfällt. Jann aufgefordert, seinem Herrn aufzuhelfen, erklärt, er müsse erst nachsehen, ob er nach seinem Dienstvertrag dazu verpflichtet sei. Während es sich nun ergiebt, daß Jann nicht lesen kann, muß sein Herr mit vieler Mühe sich selbst aufheben, und Jann lacht ihn aus. Doch auf die Drohung seines Herrn, ihn wegzujagen, verspricht er, sich besser zu halten. Er bekommt darauf den Auftrag, eine Schüssel mit Birnen zu Herrn Friedrich zu tragen. Auf dem Wege dahin befällt ihn die Lust, eine zu kosten. Er ißt aber die Birnen alle bis auf eine, die er Herrn Friedrich giebt. Dieser vermutet, daß Herr Emmerich mehr geschickt habe, und fragt den Knecht, was er mit den anderen Birnen gemacht? „Thut mir die Birn herlangen, so sollt's bald sehen Ihr" antwortet Jann, nimmt die Birne und verzehrt sie. Da Jann nun wohl fürchten muß, von seinem Herrn übel behandelt zu werden, ist er des Dienens überdrüssig und nimmt eine schöne junge Frau, die ihn grausam tyrannisiert und mit der er sich weidlich herumprügelt.)

Heinrich Julius: Herzog von Braunschweig (regierte 1589—1613), hielt an seinem glänzenden Hofe das erste stehende Theater. Von ihm sind elf Schauspiele vorhanden. Die lustige Person wird Johann Klant (Clown oder Johann Bouset) genannt. In der biblischen Komödie von der Susanna (1593) hält König Helkia mit Johann Clant einen Dialog, dessen Pointen in kürzerer Fassung folgende sind. „Johann: Hört ein wenig, mein Herr! (der Narr

spricht im Original platt: „höret ein weintzig, min Here!") Helkia: Ich kann nicht warten, ich will nach Hause gehen. J.: Ich will auch nach Hause gehen, aber zuerst mit euch sprechen. H.: Was denn? J.: Sagt mir die Lehre noch einmal, die ihr eurer Tochter gegeben, damit ich weiß, wie ich mich verhalten soll. H.: Ich habe jetzt keine Zeit, komm ein andermal. J.: Ich habe ein andermal keine Zeit, sagt mir's jetzt. H.: Du verstehst es doch nicht. J.: O mein Herr, ich will und werde verstehen, ich habe einen stattlichen Verstand. H.: So höre zu! J.: Ich höre. H.: Was ich meiner Tochter gesagt, kann ich dir nicht sagen, das ist dir zu hoch. J.: Ist's mir zu hoch, so setzt euch niedriger, ich will zu euch kommen. H.: Narrenrede ist über die Maßen verdrießlich. Man soll mit einem Narren nicht viel reden. Da du aber doch eine Unterweisung haben willst, so will ich dir eine feine kindische Lehre geben. J.: Nur nicht zu kindisch! ich bin kein Kind mehr, sondern ein Mann; seht ihr nicht, daß ich einen Bart habe? H.: Ich habe meiner Tochter gelehrt, daß sie Gott soll allein lieben, fürchten, anbeten und ihm vertrauen. J.: Das soll Susanna thun? was soll ich denn thun? H.: Laß mich nur ausreden! darum sage ich es dir, damit du es auch thust. J.: Aber höret!" ꝛc. — Die Komödie von „Vicentio Ladislao, Satrapa von Mantua (1594) behandelt die später sog. Münchhausiaden. Vicentius rühmt sich seiner Heldenthaten: als er aus einer Festung heraustritt, sei das Thorgitter hinter seinem Rücken heruntergefallen und habe das Pferd durchschlagen, er aber sei mit dem Vorderteil des Pferdes tapfer weiter geritten; einem Wolf habe er durch den Schlund und den ganzen Leib bis an den Schwanz gegriffen, so daß er ihn dann umkehren, das Innere nach außen wenden konnte; ein großer Fisch habe einen Reiter mit seinem Roß verschlungen, dieser habe sich aber lebendig wieder herausgearbeitet. Johann Bouset überbietet diese Lügen, da er die Pfanne gesehen zu haben versichert, auf der der Fisch gebraten werden sollte: sie war so groß, daß die Schmiede wegen der zu weiten Entfernung von einander sich nicht hämmern hören konnten. Man belustigt sich an seinen Prahlereien, demütigt ihn aber schließlich, indem man ihn in eine Kufe eisigen Wassers fallen läßt. In der Tragödie vom ungeratnen Sohn (1593) ermordet Nero, der jüngere Sohn des Herzogs Severus, mit eigener Hand Vater, Mutter, Bruder, Schwägerin, Neffen, ja seinen Sohn, verzehrt dessen Herz, um sich zu feien, wird dann von den Geistern der Verstorbenen verfolgt und von den Teufeln geholt. Von den achtzehn Personen des Stückes kommt außer den drei mitagierenden Teufeln nur eine mit dem Leben davon.

## § 74. Episches in Prosa.

Dreierlei Arten poetischer Erzählungen in Prosa sind zu erwähnen: 1. Schwanksammlungen (von Pauli, Wickram); 2. Volksbücher, in denen die deutsche Sage der letzten Jahrhunderte zusammengestellt wurde (Till Eulenspiegel, Finkenritter, Schildbürger; Faust, ewige Jude); 3. Volksbücher, welche durch Übersetzung aus dem Französischen entstanden sind (Fierabras, schöne Magelone, Kaiser Oktavian, Genoveva, vier Haimonskinder, Ritter Galmy, Amadis aus Frankreich).

Johannes Pauli (geb. 1455; Franziskanermönch, Lesemeister im Kloster zu Thann im Elsaß, † um 1530). Die Sammlung seiner Schwänke, etwa 700, führt den Titel Schimpf und Ernst 1522 (Schimpf bedeutet

Scherz). Der Vorrede zufolge sind die Erzählungen „aus alten Büchern, griechischen, lateinischen, den Kirchenvätern und Petrarca zusammengelesen". — Ein Mann hatte seine Frau so lieb, daß er die Strafe des Halseisens, die sie durch ein Verbrechen verwirkt hatte, übernahm. Wenn nun vor andern Leuten ein Zwist unter ihnen entstand, hielt die Frau dem Manne seine Schande vor, „ich bin doch noch nit im Halseisen gestanden, wie du", und brachte ihn damit zum Schweigen. — Ein Mönch, der bei einem Edelmann zu Tische ißt, soll den Kapaun zerlegen und giebt vor, es nach der Schrift thun zu wollen. Er giebt den Kopf des Kapaun an den Edelmann, weil er das Haupt der Familie, den Kragen an die Edelfrau, weil sie jenem am nächsten, die Flügel an die beiden Töchter, weil sie mit ihren Gedanken hin- und herfliegen, wie sie versorgt werden, die Schenkel endlich an die beiden Söhne, weil auf ihnen das ganze Geschlecht steht; sich selbst aber behält er den übrigen Kapaun, weil er selbst, in der Kutte, den Schnabel auf dem Rücken, wie ein Kapaun ohne Kopf, Kragen, Flügel, Schenkel eine Ungestalt ist. Auf die Frage des Edelmannes, wo das geschrieben steht, antwortet er: „Junker, in meinem Haupte steht es also geschrieben". — Ein andermal wird ein junger Mensch, des Straßenraubes überführt, zum Richtplatz geleitet. Er soll geköpft werden. Edelleute begegnen dem Zuge und wollen den jungen Gesellen loskaufen. Als sie aber erfahren, daß er auf der Straße etlichen Kaufleuten die Seckel geschüttelt habe, heißen sie flugs mit ihm von dannen fahren; denn „wollt er sich unterstehen, was dem frommen Adel zustehe, wie sollten wir dann etwas erschnappen?" — Bürgers „Kaiser und der Abt" finden sich auch hier (§ 64).

Georg Wickram (wahrscheinlich Handwerker, gründete in Kolmar 1549 eine Meistersängerschule; zuletzt Stadtschreiber zu Burgheim im Elsaß, † um 1560). Er nennt seine Schwanksammlung Rollwagenbüchlein (1555), weil er sie „in Schiffen und auf Rollwagen (Reisewagen) zu lesen empfiehlt, um damit zu langweiligen Zeiten die schweren melancholischen Gemüter zu ermuntern." — Von ihm sind auch größere Erzählungen: „Der Goldfaden, eine schöne, liebliche und kurzweilige Historie von eines armen Hirten Sohn" 1557. Löwfried, der Sohn eines Hirten, wird Küchenjunge im Hause eines Grafen. Als ihn der Graf einst singen hört, nimmt er ihn aus der Küche und hält ihn als seinen Sänger. Löwfried liebt Angliona, die schöne Tochter des Grafen, die, seine Liebe verhöhnend, statt anderer Erwiderung ihm einen Goldfaden aus ihrem Stickrahmen schenkt. Löwfried legt den Faden in sein eigen Fleisch, indem er einen Schnitt in seine Brust dicht am Herzen thut und die Wunde über dem Faden zuheilen läßt. Diese That der Liebe überwindet die stolze Angliona. Aber der Graf im höchsten Zorn will ihn morden lassen. Löwfried entgeht den Nachstellungen; ein Freund aus seiner Kindheit und ein Löwe, der Gefährte seines Vaters bei der Herde sind sein Schutz. Er gewinnt ritterlichen Ruhm, infolge dessen den Beifall des Grafen und endlich die Hand der Geliebten. — Schwanksammlungen nach der Art Paulis und Wickrams wurden sehr viel gelesen. Andere Werke der Art sind: von Jakob Frei: die Gartengesellschaft 1556; von Wilh. Kirchhof: Wendunmut 1563; von Martin Montanus: Wegkürzer 1565; von Wolf Büttner: Klaus Narr 1572.

In den Volksbüchern deutscher Sage aus dem 15. und 16. Jahrhundert prägt sich einerseits der niedrige Volkswitz (Till, Finkenritter, Schildbürger), andererseits der religiöse Ernst des Jahrhunderts aus (Faust, ewige Jude). — Till Eulenspiegel. Der älteste bisher aufgefundene Druck ist vom Jahre 1519 (mutmaßlich von Thomas Murner zusammengestellt: „Ein

kurzweilig Lesen von Dil Ulenspiegel". Das fromme Kind, im Lande Braunschweig, Dorf Knettlingen, geboren, erlebt vom Augenblick seiner Geburt an die seltsamsten und wunderlichsten Dinge. Es wird zu dreien Malen getauft: zuerst nach der gemeinen Art vom Priester; dann im Kot, da sich das Mütterlein, das das Kind trug, an Bier angetrunken und es fallen ließ; und endlich, um es wieder abzuwaschen, in warmem Wasser. Als Till erwachsen war, zog er mit seinen Schalksstreichen durch die ganze Welt bis Rom und Paris, durchkreuzte Nord-Deutschland, hielt sich zuletzt zu Mölln bei Lübeck auf, wo er 1350 starb und wo sein Grabstein gezeigt wird. (Ulenspegel, d. i. ul den spegel, feg den Spiegel.) (Die bedeutendsten Dichter des Jahrhunderts beuteten das Volksbuch aus. H. Sachs, J. Ayrer nahmen Stoffe zu Komödien daraus, H. Fischart bearbeitete es in Reimen.) — Finkenritter. „Die Historie und Legend von dem trefflichen, weiterfahrenen Herrn Polikarpen von Kirrlarissa, genannt der Finkenritter, wie er dritthalb hundert Jahre, ehe er geboren ward, viel Land durchwandert und seltsam Ding gesehen und zuletzt von seiner Mutter für tot liegen gefunden, aufgehoben und geboren worden." Schon seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts scheint der lustige Unsinn dieses Buches im Volke bekannt gewesen zu sein. Der älteste Druck ist ohne Jahreszahl. Als der Ritter einmal Gras mäht, haut er sich aus Versehen den Kopf ab und läuft ihm nach. Er kommt auf seinen Zügen in das Land, wo Hasen die Hunde jagen, Schafe die Wölfe hüten, wo die Bäche brennen und mit Stroh Feuer gelöscht wird. Dem Hauptinhalt nach ist das Buch in die Münchhausiaden übergegangen (vergl. Vincentius Ladilaus § 73). — „Die wunderseltsamen Geschichten der Schildbürger oder das Lalenbuch" 1598 zum erstenmal gedruckt. Im Herzogtum Sachsen liegt die Stadt Schilda, deren Bürger von einem der sieben weisen Meister abstammen. Ihrer Weisheit wegen werden sie weithin berufen, zu Fürsten und Herren, die schwierigsten Verhältnisse zu ordnen. Als hierauf ihr eigenes Haus- und Gemeindewesen in Unordnung gerät, verlangen die Weiber ihre Rückkehr; und sie beschließen in großer Ratsversammlung, sich fortan der Thorheit zu befleißigen, damit niemand mehr ihres Rates begehre. Sie fällen auf einem Berge Holz zum Bau eines Rathauses, schleppen es mühsam hinab, dann aber noch einmal hinauf, da ihnen unterdessen einfällt, daß sie es leichter hätten hinabrollen können. Sie verbergen zur Kriegszeit ihre Glocken im See und machen, um die Stelle wiederzufinden, dort einen Schnitt im Kahn. Endlich, nach vielen anderen Thorheiten, kaufen sie eine Katze, die ihre Mäuse fressen soll. Da dies geschehen, fürchten sie, daß die Katze auch Tiere und Menschen fressen werde. Es will ihnen aber nicht gelingen, die Katze zu fangen, und so zünden sie das Haus an, auf dem sie sitzt. Da nun die Katze von einem Hause zum andern springt, wird allmählich die ganze Stadt in Asche gelegt. Da ziehen alle Schildbürger mit Weib und Kind nach verschiedenen Orten und verpflanzen ihre Thorheit in alle Welt. — Das älteste Volksbuch von Faust führt den Titel: „Historia von D. Johann Fausten, den weitbeschreiten Zauberer und Schwarzkünstler, wie er sich gegen den Teufel auf eine benannte Zeit verschrieben, was er hierzwischen für seltsame Abenteuer gesehen, selbst angerichtet und betrieben, bis er endlich seinen wohlverdienten Lohn empfangen; mehrenteils aus seinen eigenen hinterlassenen Schriften zusammengezogen" 1587. Faust, der Sohn eines Bauern zu Rod bei Weimar, studierte in Wittenberg Theologie und wurde Dr. dieser Fakultät. Ein hoffärtiges Verlangen lebte in ihm, aller Dinge Herr zu sein, „alle Gründe an Himmel und Erde zu erforschen". Da er dies Verlangen unter den Vergnügungen der Welt nicht zu ersticken vermochte,

studierte er Astrologie, Magie, die ihn über alle Geister, auch über den Teufel mächtig machte. Im Spesser Wald bei Wittenberg beschwor er letzteren und zwang ihn, sein Diener zu werden. Als ihm der Teufel sagte, daß er um seinetwillen vor Gott verdammt sein würde, wollte sich Faust des Bösen entledigen und jagte ihn von sich. Faust aber konnte es ohne ihn nicht mehr aushalten, rief den Teufel zurück und verpflichtete ihn nun förmlich zum Dienst auf 24 Jahre gegen das Versprechen, daß er alsdann dem Teufel gehören wolle. Der Pakt wurde mit Fausts Blute unterschrieben. Die Wunde, welche Faust dabei in die linke Hand schnitt, ließ die Schrift erkennen: o homo fuge! Essen, Trinken, jedes Spiel und jede Freude, Tag und Nacht standen ihm nun zu Gebote. Durch die Zauberkunst des Teufels empfing er wunderbares Wissen über Natur und Zukunft, Faust wurde ein berühmter Mann. Um alles selbst kennen zu lernen, fuhr er mit dem Teufel in die Hölle zu Beelzebub, sah die Flammen und Qualen, hörte das Heulen und Zähneklappen, fuhr dann aufwärts zum Himmel bis dicht an die Sterne, so daß die Erde klein wie eine Dotter im Ei unter ihm lag; trieb dann Zaubereien auf der Erde: in Rom an der Tafel des Papstes, wo er unsichtbar dem heiligen Vater die leckeren Speisen und Weine weghaschte; in der Türkei, wo er sich für den Propheten Mohammed ausgab; am Hofe Kaiser Karls V., wo er den größten Mann der Erde, Alexander den Großen, heraufbeschwor. Endlich in seine Heimat zurückgekehrt, zauberte er sich die schönste aller Frauen, Helena von Griechenland. Als darauf die 24 Jahre um waren, schlug ihn der Teufel im Dorfe Rimlich bei Weimar von einer Wand zur andern und warf ihn mit zerbrochenen Gliedern zu Boden. Seine Bücher und Zaubergerätschaften erbte sein Famulus Wagner. (Spätere sehr zahlreiche Bearbeitungen der Faustsage weichen in einzelnen Zügen mehr oder weniger bedeutend ab.) — Der ewige Jude. Die erste Andeutung dieser Sage findet sich im 13. Jahrhundert in folgender Weise: Kartophilus, der Thürsteher bei Pilatus, habe dem Heiland, da dieser nach Golgatha ging, auf die Achsel geklopft und gerufen: „geh schneller!" Der Heiland darauf: „ich will gehen, du aber sollst warten, bis ich wiederkommen werde". Im 16. Jahrhundert wird der ewige Jude gewöhnlich Ahasver genannt, ein Schuhmacher zu Jerusalem: vor seiner Thür habe Christus, mit dem Kreuze belastet, einen Augenblick ruhen wollen. Da stieß ihn Ahasver zurück und Christus sagte: „Weil du des Menschen Sohn keine Rast vergönntest, sei auch dir keine Ruhe vergönnt; du sollst umherirren, bis daß ich wiederkehren werde." Der Fluch ging in Erfüllung, und noch immer irrt Ahasver umher. Der älteste vorhandene Druck der Sage ist aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts.

In den Volksbüchern französischen Ursprungs erhielt sich die romantische Poesie des ritterlichen Helden- und Minnetums in starken Zügen lebendig. „Fierabras, eine schöne kurzweilige Historie von einem mächtigen Riesen aus Hispanien, Fierabras genannt, der ein Heide gewesen" 1533. („Fierabras ist in Teutsch grimmiger Arm".) In Spanien herrscht der Amiral Baland, ein Heide. Dessen Sohn, der Riese Fierabras, hat viel Frevelthaten begangen, christliche Heiligtümer geplündert, die Nägel vom Kreuze geraubt ꝛc. Er kommt nach Mormionde, wo er König Karls Helden findet. Er ruft zum Zweikampf, droht, daß er ihrer zwei und drei, auch mehrere zugleich überwinden werde. Die Helden Karls sind vorsichtig. Endlich entschließt sich Olivier, obwohl kürzlich verwundet, den Kampf aufzunehmen. Fierabras wird überwunden und verspricht, sich taufen zu lassen. Während Olivier aber und drei Gefährten fortreiten, werden sie von Heiden aus dem Hinterhalt mit großer Übermacht angegriffen und gefangen zu Baland gebracht. Hier wäre es ihnen

übel ergangen. Aber Floripes, die Tochter des Amirals, von Liebe zu einem der Gefährten Oliviers (Gui von Burgund) ergriffen, wird ihre Retterin. Kämpfe zwischen Baland und den französischen Rittern. Schließlich erscheint Karl selbst. Baland wird getötet, Fierabras getauft, Floripes mit Gui vermählt. — „Die schöne Magelone, eine fast lustige und kurzweilige Historie“ 1536. Magelone, Prinzessin in Neapel, schenkt ihre Liebe dem Grafen Peter von Provence, der sie entführt. Als sie unterwegs ermüdet einschläft, raubt ihr ein Vogel die Ringe, die sie von ihrem Geliebten empfangen hat. Dieser eilt dem Vogel nach, und als derselbe zur See hinausfliegt, besteigt er ein Fahrzeug, um ihm auch dahin zu folgen. Er fällt den Türken in die Hände und wird Sklave des Sultans, dem er lange Zeit dienen muß. Magelone war unterdessen, als sie ihren Geliebten beim Erwachen nicht wiedergefunden, trauernd nach der Provence gegangen und hatte ein Spital gegründet, wo sie ihres Geliebten in treuer Liebe harrend, der Pflege der Kranken lebte. Hier findet ihr Geliebter sie endlich. — Kaiser Octavian (1535). Felicitas, Octavians Gemahlin, der Untreue verdächtigt, wird von ihrem Gemahl verstoßen. Als' sie einst im Walde ermüdet einschläft, werden ihr beide neugebornen Söhne geraubt: der eine von einem Affen, der andere von einer Löwin. Der vom Affen geraubte kommt in verschiedene Hände, Ritter, Räuber. Endlich kauft ihn Clemens, ein Bürger von Paris, und erzieht ihn: Florens mit Namen. Im Kaisersohn treibt das Blut seiner Abstammung. Er fügt sich nicht in die bürgerliche Weise, verlangt nach Roß und Waffen. Er kämpft gegen die Türken und Heiden, die den König Dagobert von Frankreich mit Krieg überziehen, besiegt den Riesenfürsten in des Sultans Gefolge, verliebt sich in die Tochter des Sultans, Marcebilla und entführt sie. Gleich darauf aber gerät er in die Gefangenschaft der Heiden; mit ihm zugleich ein anderer Fürst, der dem König von Frankreich zu Hilfe gekommen war. Es ist Kaiser Octavian. Vater und Sohn kennen sich nicht. Der von der Löwin geraubte Sohn, Lion genannt, war von einem Greif, samt der Löwin, auf eine Insel getragen. Seine Mutter hatte ihn dort wiedergefunden, und auch er war in edler Ritterlichkeit erwachsen. Jetzt fügt es das Glück, daß er seinen Vater und Bruder aus der Gefangenschaft befreit. Gegenseitige Erkennung und Rechtfertigung der fälschlich beschuldigten Felicitas. Florens heiratet Marcibilla, Lion die Tochter des Königs von Spanien. Florens wird König von England; sein Sohn ist Wilhelm. (Tieck hat den Stoff dramatisch zu gestalten gewußt § 116.) — Genoveva, Gemahlin des Pfalzgrafen Siegfried von Simmern bei Trier, von dem Hofmeister Golo verleumdet, wird mit ihrem Kinde verstoßen. Im äußersten Elend trägt sie ihr Schicksal unter Gebet und Ergebung. Zu spät entdeckt ihr Gemahl ihre Unschuld und lebt seitdem mit seinem Sohne Schmerzenreich an ihrem Grabe als Einsiedler. — Die vier Haimonskinder (1535). Ritsart, Writsart, Adelhard und Reinald, Söhne des Herzogs Haimon und Dordone und der Frau Aja, Schwester Karls des Großen, gehören einem Geschlecht an, das trotz der nahen Verwandtschaft seit langem in Feindschaft mit dem Hause Karls lebt. Während die Eifersucht allmählich, als Haimon und Karl der Große älter werden, ausgeglichen zu sein scheint, erwacht sie wieder aufs heftigste, als Haimons Söhne zum erstenmal an Karls Hof erscheinen. Karls Sohn, Ludwig, wird neidisch, besonders auf den jüngsten, Reinald von Montauban, der unter allen Rittern der schönste ist und ein unvergleichliches Pferd besitzt: Bayard, ein rabenschwarzes Pferd ohne Mähne, stark wie zwölf Pferde, von einem Dromedar stammend; Steine zerbeißt es wie Heu, und seine Länge ist so, daß alle vier

Brüder zusammen darauf reiten können. Ludwig will es seinem Besitzer abkaufen; und da Reinald den Kauf verweigert, beginnen allerlei Reibungen. Als endlich Ludwig einem der Brüder das Schachbrett an den Kopf wirft, zieht Reinald den Degen und tötet Ludwig. Auf dem Rosse Bayard entkommen die vier Brüder, während Haimon, ihr Vater, dem Kaiser geloben muß, das Seinige dazu zu thun, daß seine Söhne ausgeliefert werden. Nach langem, schwankend geführten Kampfe wird Karl Herr über die Haimonskinder und verlangt als Sühne den Tod des Rosses Bayard. Bayard war das treueste Tier und seinem Herrn das Werteste, das er besaß. Da verläßt Reinald voll Schmerz die Welt, pilgert nach dem heiligen Lande, kehrt als Bettler zurück, arbeitet als Handlanger an dem Bau der Petrikirche, wird von andern Arbeitern, die ihn seines Fleißes wegen hassen, erschlagen, verrichtet Wunder noch im Tode und wird heilig gesprochen. — Ritter Galmy (1540). Ritter Galmy aus Schottland liebt die Gemahlin des Herzogs von Britannien. Um den guten Ruf der Dame seines Herzens nicht zu gefährden, geht er in seine Heimat. Der Herzog ist im gelobten Lande. Der Marschalk breitet Verleumdungen gegen die Herzogin aus. Ritter Galmy in Mönchsgestalt entlarvt den Verräter und wird nach dem Tode des Herzogs Gemahl seiner Geliebten. (Die Darstellung ist besonders zart und innig.) — „Des mannbaren Helden Amadis aus Frankreich schöne Historia" 1583. Amadis ist der Sohn Perions, des Königs von Frankreich, und der bretagnischen Prinzessin Elisena. Da seine Geburt verheimlicht werden soll, wird er ins Meer ausgesetzt. Ein Ritter, der von der Bretagne nach Schottland segelt, findet ihn in der Wiege auf den Wellen schwimmend und erzieht ihn unter dem Namen „Seejunker". Zwölf Jahre alt, faßt Amadis Liebe zu Oriana, Tochter des englischen Königs Lisuarte und bewahrte sie ihr bis an sein Lebensende. Nachdem er den Ritterschlag erhalten, kommt er auf abenteuerlichen Fahrten an den Hof seines Vaters Perion in Frankreich, der ihn als Bundesgenossen gegen den König von Irland ehrend aufnimmt und zur größten Freude an einem Ringe am Finger als seinen Sohn erkennt. Großartig sind nun die Abenteuer, die Amadis besteht: Vernichtungskriege gegen Riesen, Zauberer und Usurpatoren, mit denen Lisuarte von England im Kampfe liegt, und anderes. Ein empfindlicher Brief, den er von Oriana empfängt, verletzt sein Herz, und unter dem Namen „Beltenebros" zieht er sich in eine Einsiedelei zurück und beharrt lange Zeit darin. Als darauf neue ritterliche Thaten, die er in Irland und England vollführt, Lisuarte, den Vater seiner Geliebten, eifersüchtig auf ihn machen, verläßt Amadis die Insel und verrichtet in Deutschland, in der Türkei, staunenswerte Heldenthaten. Er kommt nach England zurück, als Oriana eben, zur Vermählung mit dem Kaiser der Römer, den Gesandten desselben übergeben ist und abfährt. Amadis schlägt die Flotte der Römer und bringt seine Geliebte in Verwahrsam auf der „festen Insel". Im Kampf mit Lisuarte sucht er nun Oriana zu erzwingen. Er überwindet ihn endlich durch Edelmut, indem er ihn gegen andere gefährliche Feinde schützt, worauf er sich mit seiner Geliebten vermählt. — Der Roman war in Deutschland nicht bloß auf Poesie, sondern ebenso auf Kultur einflußreich. Feine Sitten wollte jeder aus dem Amadis lernen. 1593 wurde eine „Schatzkammer von Orationen, Sendbriefen und Gesprächen aus dem Amadis ausgezogen und abgedruckt." Die Romane Zesens, die Gesprächspiele Harsdörffers haben hier ihr erstes Vorbild. — Ein großer Teil der hier genannten Volksbücher, ferner andere von Tristan, Wigalois 2c. wurden 1587 von Feyerabend unter dem Titel: „Buch der Liebe" herausgegeben.

übel ergangen. Aber Floripes, die Tochter des Amir... der Gefährten Oliviers (Gui von Burgund) ... Kämpfe zwischen Baland und den französi... Karl selbst. Baland wird getötet, ... mählt. — „Die schöne Mage... 1536. Magelone, Prin... von Provence, der sie ihr ein Vogel die R... eilt dem Vogel n... Fahrzeug, um ihr und wird Skla... war unterdesse... trauernd na... ihres Geli... findet ih... Octavia... stoßen. gebor... Löw... En... mi... si...

# Sechste Periode.

## Periode der Nachahmung 1624—1748.

### § 75. Wendepunkt um 1624.

Im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts trat eine bedeutungsvolle Umwendung in der deutschen Poesie ein: die von der nationalen zur klassischen Poesie; gegründet auf das Studium der Poesie des Auslandes und auf die dadurch hervorgerufene Überzeugung, daß die deutsche Poesie hinter der der anderen Völker zurückgeblieben sei und durch Nachahmung der letzteren gefördert werden könne. Es begann eine Periode, in der die Poesie, von Gelehrten betrieben, den Charakter schulmäßiger Nachahmung und künstlicher Einübung des Fremden annahm: eine Periode, deren Ruhm in dem Fleiße besteht, mit dem man Fortschritte in der Behandlung neuer poetischer Formen machte und eine Folgezeit höherer Vollendung und Selbständigkeit vorbereitete.

National war die Poesie bisher gewesen: sowohl die epische Sage, die Götter- und Heldensage der ältesten Zeit; wie ferner die Trennung der Poesie nach den drei Ständen, zu denen das Volk sich gegliedert hatte: nach dem geistlichen, Ritter- und Bürgerstande; wie die didaktisch-satirische Poesie im Jahrhundert der Reformation. Immer hatte die politische und sociale Geschichte des Volkes mit der Geschichte der Poesie in engstem Zusammenhange, in einem Verhältnisse gegenseitiger Ergänzung, gestanden. Seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts löste sich dieser Zusammenhang. Auf der Grundlage gelehrten Studiums trat ein neuer Charakter der Poesie ins Leben; ein Streben nach einer Vollendung, die, nach den Mustern des Auslands und bald vorherrschend nach denen des griechischen Altertums gemessen, als ein Streben nach klassischer Vollendung bezeichnet werden kann. Die humanistische Arbeit des 16. Jahrhunderts begann nun eingehende Wirkungen zu üben. Mit Opitz' Worten: „Ohne Scheu muß ich dies erinnern, daß ich es für eine verlorene Arbeit halte, falls sich jemand an unsre deutsche Poesie machen wollte, der, abgesehen davon, daß er ein Poet von Natur sein muß, in den griechischen und lateinischen Büchern nicht wohl durchtrieben ist und von ihnen den rechten Griff nicht erlernt hat; daß auch alle die Lehren, die sonst zur Poesie erfordert werden, bei ihm nichts verfangen können". — Wie sehr die Entwicklung der Poesie seitdem auf einer Loslösung der Litteratur von den politischen und Volkszuständen beruht, zeigt die Thatsache, daß diese neue Anspannung poetischer Kräfte gerade in den Dreißigjährigen Krieg, in die Zeit gänzlicher Zerrissenheit

eutschlands, fiel und daß in schnellem Verfolg von Fortschritten, nach nicht l zwei Jahrhunderten, der Höhepunkt der Poesie mit Goethe und Schiller derum zu einer Zeit gänzlicher Erniedrigung, zur Zeit des Unterganges Deutschen Reichs gewonnen wurde.

Die deutschen Kaiser während dieser Periode waren: Ferdinand II. 1619 1637; Ferdinand III., † 1657; Leopold I., † 1705; Joseph I., † 1711; ..rl VI., † 1740, der letzte vom Habsburger Mannsstamme. Ihm folgte Karl VII. (Herzog von Baiern), † 1743; Franz I. (Herzog von Lothringen, Gemahl der Maria Theresia, Tochter Karls VI.), † 1765. — Seit Friedrich dem Großen (1740) trat neben der Macht des habsburgischen Hauses das Königreich Preußen allmählich mehr in den Vordergrund, und namentlich die Heldengröße des genannten Königs erweckte in der Mitte des 18. Jahrhunderts eine poetische Begeisterung, die, über die Grenzen Preußens hinausgehend, in ganz Deutschland, selbst bei den Feinden Preußens, Wiederhall fand.

Die Gründung der neuen poetischen Richtung geschah zu Anfang des 17. Jahrhunderts durch eine große gemeinsame Anstrengung von Gebildeten und Gelehrten, auch der Fürsten und Höfe. Daß Fürsten und Herren sich der deutschen Dichter annahmen, begann wieder allgemeiner zu werden. Aus dem Verlangen, die Poesie zu heben, entstanden namentlich die sog. Sprachgesellschaften: Vereine (Akademieen), die auf das erste Notwendige zurückgingen, auf die Sprache, welche gegen die Mischung der Dialekte und des Hochdeutschen, ferner gegen die Herrschaft des Lateinischen und Französischen in ihr, rein erhalten werden sollte. Die bedeutendsten dieser Vereine waren: 1. der Palmenorden und die fruchtbringende Gesellschaft, 1617 auf Anregung des Hofmarschalls von Teutleben durch die Herzöge von Weimar und die Fürsten von Anhalt gegründet. Sie war der in Florenz bestehenden academia della crusca nachgebildet (della crusca, d. h. der Kleie, nämlich der Barbarismen, wovon das reine Mehl der italienischen Sprache gesäubert werden sollte), stellte als ersten Zweck auf, „die hochdeutsche Sprache in ihrem Wesen und Stand ohne Einmischung fremder Worte aufs möglichste und thunlichste zu erhalten, und sich sowohl der besten Aussprache im Reden, als auch der reinsten Art im Schreiben und Dichten zu befleißigen." Ihr florentinisches Vorbild nachahmend, gab sie ihren Mitgliedern Embleme und Beinamen. Fürst Ludwig von Anhalt hieß der „Nährende mit Weizenbrot", Herzog Wilhelm zu Weimar der „Schmackhafte". Der größeren Zahl nach waren ihre Mitglieder Fürsten, Herzöge, Grafen, Edelleute. Später nahm man auch Dichter auf: Opitz, der „Gekrönte"; Zesen, „der Wohlsetzende"; Harsdörffer, „der Spielende". In Köthen gegründet, verlegte die Gesellschaft ihren Sitz nach Weimar, hernach nach Halle. Sie bestand bis 1680. — 2. Die deutsch-gesinnte Gesellschaft, 1643 von Philipp von Zesen in Hamburg gestiftet. Sie fand viel Zuspruch, teilte sich bald in Zünfte: Rosen-, Lilien-, Nelken-, Rautenzunft, und bestand bis 1705. Zesen hielt die deutsche Sprache für die Ursprache, für die der Sprache des Pardieses am meisten ähnlich gebliebene. Alle anderen Sprachen galten ihm für Entartungen derselben. „Venus" erklärte er aus dem altdeutschen „Vene", das soviel wie Freundin, Liebste, auch wohl Liebe selbst bedeute; „Herkules" durch „Heerkeule", „Apollo" als eine Verstümmelung aus „Bachball", weil die Sonne (Apollo) wie ein Ball aus dem Wasser (des Baches) aufsteige. „Fenestra, Fenster", leitet er aus dem deutschen Worte „fein" ab und fand es mit dem griechischen φαίνεσθαι verwandt. „Poet" stammte ihm aus dem deutschen Urwort „pojen", das sich noch in „pochen" erhalten habe. Nichtsdestoweniger übersetzte er viele dieser

# Sechste Periode.

# Periode der Nachahmung 1624—1748.

## § 75. Wendepunkt um 1624.

Im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts trat eine bedeutungsvolle Umwendung in der deutschen Poesie ein: die von der nationalen zur klassischen Poesie; gegründet auf das Studium der Poesie des Auslandes und auf die dadurch hervorgerufene Überzeugung, daß die deutsche Poesie hinter der der anderen Völker zurückgeblieben sei und durch Nachahmung der letzteren gefördert werden könne. Es begann eine Periode, in der die Poesie, von Gelehrten betrieben, den Charakter schulmäßiger Nachahmung und künstlicher Einübung des Fremden annahm: eine Periode, deren Ruhm in dem Fleiße besteht, mit dem man Fortschritte in der Behandlung neuer poetischer Formen machte und eine Folgezeit höherer Vollendung und Selbständigkeit vorbereitete.

National war die Poesie bisher gewesen: sowohl die epische Sage, die Götter- und Heldensage der ältesten Zeit; wie ferner die Trennung der Poesie nach den drei Ständen, zu denen das Volk sich gegliedert hatte: nach dem geistlichen, Ritter- und Bürgerstande; wie die didaktisch-satirische Poesie im Jahrhundert der Reformation. Immer hatte die politische und sociale Geschichte des Volkes mit der Geschichte der Poesie in engstem Zusammenhange, in einem Verhältnisse gegenseitiger Ergänzung, gestanden. Seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts löste sich dieser Zusammenhang. Auf der Grundlage gelehrten Studiums trat ein neuer Charakter der Poesie ins Leben; ein Streben nach einer Vollendung, die, nach den Mustern des Auslands und bald vorherrschend nach denen des griechischen Altertums gemessen, als ein Streben nach klassischer Vollendung bezeichnet werden kann. Die humanistische Arbeit des 16. Jahrhunderts begann nun eingehende Wirkungen zu üben. Mit Opitz' Worten: „Ohne Scheu muß ich dies erinnern, daß ich es für eine verlorene Arbeit halte, falls sich jemand an unsre deutsche Poesie machen wollte, der, abgesehen davon, daß er ein Poet von Natur sein muß, in den griechischen und lateinischen Büchern nicht wohl durchtrieben ist und von ihnen den rechten Griff nicht erlernt hat; daß auch alle die Lehren, die sonst zur Poesie erfordert werden, bei ihm nichts verfangen können". — Wie sehr die Entwicklung der Poesie seitdem auf einer Loslösung der Litteratur von den politischen und Volkszuständen beruht, zeigt die Thatsache, daß diese neue Anspannung poetischer Kräfte gerade in den Dreißigjährigen Krieg, in die Zeit gänzlicher Zerrissenheit

Deutschlands, fiel und daß in schnellem Verfolg von Fortschritten, nach nicht voll zwei Jahrhunderten, der Höhepunkt der Poesie mit Goethe und Schiller wiederum zu einer Zeit gänzlicher Erniedrigung, zur Zeit des Unterganges des Deutschen Reichs gewonnen wurde.

Die deutschen Kaiser während dieser Periode waren: Ferdinand II. 1619 bis 1637; Ferdinand III., † 1657; Leopold I., † 1705; Joseph I., † 1711; Karl VI., † 1740, der letzte vom Habsburger Mannsstamme. Ihm folgte Karl VII. (Herzog von Baiern), † 1743; Franz I. (Herzog von Lothringen, Gemahl der Maria Theresia, Tochter Karls VI.), † 1765. — Seit Friedrich dem Großen (1740) trat neben der Macht des habsburgischen Hauses das Königreich Preußen allmählich mehr in den Vordergrund, und namentlich die Heldengröße des genannten Königs erweckte in der Mitte des 18. Jahrhunderts eine poetische Begeisterung, die, über die Grenzen Preußens hinausgehend, in ganz Deutschland, selbst bei den Feinden Preußens, Wiederhall fand.

Die Gründung der neuen poetischen Richtung geschah zu Anfang des 17. Jahrhunderts durch eine große gemeinsame Anstrengung von Gebildeten und Gelehrten, auch der Fürsten und Höfe. Daß Fürsten und Herren sich der deutschen Dichter annahmen, begann wieder allgemeiner zu werden. Aus dem Verlangen, die Poesie zu heben, entstanden namentlich die sog. Sprachgesellschaften: Vereine (Akademieen), die auf das erste Notwendige zurückgingen, auf die Sprache, welche gegen die Mischung der Dialekte und des Hochdeutschen, ferner gegen die Herrschaft des Lateinischen und Französischen in ihr, rein erhalten werden sollte. Die bedeutendsten dieser Vereine waren: 1. der Palmenorden und die fruchtbringende Gesellschaft, 1617 auf Anregung des Hofmarschalls von Teutleben durch die Herzöge von Weimar und die Fürsten von Anhalt gegründet. Sie war der in Florenz bestehenden academia della crusca nachgebildet (della crusca, d. h. der Kleie, nämlich der Barbarismen, wovon das reine Mehl der italienischen Sprache gesäubert werden sollte), stellte als ersten Zweck auf, „die hochdeutsche Sprache in ihrem Wesen und Stand ohne Einmischung fremder Worte aufs möglichste und thunlichste zu erhalten, und sich sowohl der besten Aussprache im Reden, als auch der reinsten Art im Schreiben und Dichten zu befleißigen.“ Ihr florentinisches Vorbild nachahmend, gab sie ihren Mitgliedern Embleme und Beinamen. Fürst Ludwig von Anhalt hieß der „Nährende mit Weizenbrot“, Herzog Wilhelm zu Weimar der „Schmackhafte“. Der größeren Zahl nach waren ihre Mitglieder Fürsten, Herzöge, Grafen, Edelleute. Später nahm man auch Dichter auf: Opitz, der „Gekrönte“; Zesen, „der Wohlsetzende“; Harsdörffer, „der Spielende“. In Köthen gegründet, verlegte die Gesellschaft ihren Sitz nach Weimar, hernach nach Halle. Sie bestand bis 1680. — 2. Die deutsch-gesinnte Gesellschaft, 1643 von Philipp von Zesen in Hamburg gestiftet. Sie fand viel Zuspruch, teilte sich bald in Zünfte: Rosen-, Lilien-, Nelken-, Rautenzunft, und bestand bis 1705. Zesen hielt die deutsche Sprache für die Ursprache, für die der Sprache des Pardieses am meisten ähnlich gebliebene. Alle anderen Sprachen galten ihm für Entartungen derselben. „Venus“ erklärte er aus dem altdeutschen „Vene“, das soviel wie Freundin, Liebste, auch wohl Liebe selbst bedeute; „Herkules“ durch „Heerkeule“, „Apollo“ als eine Verstümmelung aus „Bachball“, weil die Sonne (Apollo) wie ein Ball aus dem Wasser (des Baches) aufsteige. „Fenestra, Fenster“, leitet er aus dem deutschen Worte „fein“ ab und fand es mit dem griechischen φαίνεσθαι verwandt. „Poet“ stammte ihm aus dem deutschen Urwort „pojen“, das sich noch in „pochen“ erhalten habe. Nichtsdestoweniger übersetzte er viele dieser

„deutschen Urwörter" in neue Sprachformen: Venus in Liebinne, Flora in Bluminne, Fenster in Tageleuchter ꝛc. (Hochdeutsche Sprachübung oder unvorgreifliches Bedenken über die hochdeutsche Hauptsprache und derselben Schreibrichtigkeit 1643; Rosenmond, d. i. in einunddreißig Gesprächen eröffnete Wunderschacht zum unerschätzlichen Stein der Weisen 1651.) — 3. Der gekrönte Blumenorden oder die Gesellschaft der Schäfer an der Pegnitz, 1644 von Harsdörffer und Klaj in Nürnberg gegründet. Die Mitglieder legten sich griechische und italienische Hirtennamen bei und pflegten besonders Schäferpoesie (§ 80). Der Verein hat 1844 sein zweihundertjähriges Stiftungsfest erlebt und besteht als heiterer Verein gebildeter Männer noch. — Außerdem können erwähnt werden: 4. die aufrichtige Tannengesellschaft 1633 von Schneuber in Straßburg, und 5. der Elbschwanenorden, 1660 von Johannes Rist gestiftet (§ 82).

## § 76. Neue litterarische Erscheinungen.

Zum Charakter dieser Periode gehört: 1. fremde Gattungen der Poesie werden gepflegt (Ode, Sonett, Epigramm, Idyll); 2. rhythmische Formen werden dem Auslande entlehnt (Messung der Verse nach Füßen, Alexandriner ꝛc.); 3. die Poesie wird theoretisch behandelt (Martin Opitz: Prosodia germanica oder Buch von der deutschen Poeterey 1624); 4. Kritik wird geübt (Warnecke § 90) und ästhetische Zeitschriften herausgegeben (Bodmer, Gottsched § 91).

## § 77. Schede, Weckherlin, Andreä.

Vereinzelt hatten schon vor Opitz einige Dichter die Poesie nach fremden Mustern behandelt, auch neue Formen und Gattungen eingeführt: besonders Schede, Weckherlin, Andreä.

Paulus Melissus Schede (von Ferdinand I. 1564 gekrönt und geadelt, Bibliothekar in Heidelberg, † 1602), fruchtbarer und gewandter Dichter in lateinischer Sprache. Unter seinen wenigen deutschen Gedichten finden sich auch einige Sonette; in andern wendet er bereits den Alexandriner an. — Georg Rudolf Weckherlin (geb. in Stuttgart 1584, zuletzt Sekretär der deutschen Kanzlei in London, † um 1650) gab 1618 ein Buch „Oden und Gesänge" heraus, das auch Sonette und Epigramme enthielt. — Valentin Andreä (geb. 1586 zu Herrenberg in Würtemberg, nahm verschiedene geistliche Stellungen ein, starb als Abt in Adelsberg 1654), ist seinen Zeitgenossen an Talent bedeutend überlegen; dichtete viel lateinisch. Seine erste Sammlung deutscher Gedichte „Geistliche Kurzweil" 1619 enthält unter andern das witzige Epigramm:

„Ohn' Kunst, ohn' Müh, ohn' Fleiß ich dicht',
Drum nit nach deinem Kopf mich richt'.
Bis du witzt, schwitzt, spitzt, schnittst im Sinn,
Hab' ich angesetzt und fahr' dahin;
Bis du guckst, buckst, schmuckst, truckst im Kopf,
Ist mir schon ausgeleert der Topf;
Bis du flickst, spickst, zwickst, strickst im Hirn,
Ist mir schon abgehaspt die Zwirn.
Gefällt's dir nun nit, wie ich ihm thu',
Mach's besser, nimb ein Jahr dazu."

# Erster Abschnitt.

## Die erste schlesische Schule und ihre Zeit 1624—1660.

### § 78. Martin Opitz, geb. 1597, gest. 1639.

**Martin Opitz' Ruhm als „Vater und Wiederhersteller der Poesie" gründet sich 1. darauf, daß er die der deutschen Sprache angemessenen Regeln der Prosodie feststellte und so die Einführung von Versfüßen möglich machte; 2. darauf, daß er durch Beispiel und Schriften die gelehrten Dichter seiner Zeit zum Gebrauche der deutschen Sprache (zur Abwendung von der lateinischen) bewog. Von ihm sind weltliche und geistliche Lieder, Gelegenheitsdichtungen (Trauergedicht auf den Tod des Erzherzogs Karl, Schäferei von der Nymphe Hercynie); Didaktisches (Trostgedicht in Widerwärtigkeiten des Krieges, Vesuvius, Zlatna oder von der Ruhe des Gemüts); Dramatisches.**

Martin Opitz (geb. 1597 zu Bunzlau, zeigte seine Begabung schon auf dem akademischen Gymnasium zu Beuthen. Eine lateinische Schrift aus dieser Zeit (1617): **Aristarchus sive de contemtu linguae teutonicae** fordert die Dichter zur Benutzung der deutschen Sprache auf und stellt den Alexandriner als Mustervers hin. Von der Universität zu Frankfurt sandte er bereits Gelegenheitsgedichte an den herzoglichen Hof zu Liegnitz; lebte darauf an verschiedenen anderen Universitäten: Heidelberg, Straßburg, Tübingen; ging 1620, vor Krieg und Pest flüchtend, nach Holland, wo er in Leyden sich an Heinsius anschloß, dessen lateinische Gedichte er übersetzte. 1622 folgte er dem Rufe nach Siebenbürgen zu einer Professur der Philosophie und schönen Wissenschaften in Weißenburg. Mit den Sitten des Volkes nicht harmonierend, ging er bald wieder nach Schlesien, wurde 1623 Rat beim Herzog von Liegnitz und Brieg; hier schrieb er 1624 das bahnbrechende kleine Buch „von der deutschen Poeterey"; gewann durch sein Trauergedicht auf Erzherzog Karl 1625 die Krönung als Dichter durch Ferdinand II. und 1628 den Adel; Opitz von Boberfeld; nahm 1628 Dienste beim Kammerpräsidenten zu Breslau, Burggraf zu Dohna, lebte zuletzt in Danzig als Historiograph des Königs von Polen, Ladislaus. Hier wurde er während der Pestzeit 1639 angesteckt und starb).

Der prosodische Grundsatz, den Opitz im Buch „von der deutschen Poeterey als Regel aufstellte, war: die deutsche Sprache hat den (nach Quantität bestimmten) Unterschied der langen und kurzen Silben nicht, wohl aber den (von der Qualität der Silben abhängigen) Unterschied zwischen betonten und unbetonten (oder starken und schwachen) Silben. Dieser letztere, der Unterschied der starken und schwachen Silben, ist für die Versbildung so zu nützen, daß an Stelle der Länge eine tonstarke, an Stelle der Kürze eine tonschwache Silbe tritt.

Unter Opitz' Liedern zeichnen sich die geistlichen vorteilhaft aus: Bearbeitungen von Psalmen, Propheten, des hohen Liedes, der Sonntagsepisteln.

„Stellet Gott heim eure Sachen,
Laßt ihn machen,
Räumt ihm alle Sorgen ein!

Er, der Herr, wird bei euch stehen,
Euch erhöhen,
Wenn es Zeit wird sein.

Wie ein Löwe seine Klauen,
Einzuhauen,
Wenn er tobet, fertig hat:
Meint der Teufel euch ingleichen
Zu erreichen.
Drum wacht nüchtern früh und spat."

Das Gedicht fährt mit der Aufforderung fort, dem Löwen den Schild des Glaubens vorzuhalten und schließt mit der Hoffnung auf Gott, der stets die reiche Gnadenthüre offen hält. In seinen weltlichen Liedern trifft Opitz oft sehr glücklich den richtigen Ton, wenn auch die besten seiner Lieder nur Übersetzungen aus dem Französischen sind: „Ich empfinde fast ein Grauen, Daß ich, Plato, für und für Bin gesessen über dir" ꝛc. — Als Beispiel seiner Epigramme:

„Das Alter kränket mich, die jungen Jahr' ingleichen:
Zwar jenes, weil es kommt; und diese, weil sie weichen."

Die Gelegenheitsdichtung (Hof- und Festgedichte, Geburts-, Hochzeits- und Sterbelieder) ist seit Opitz über ein Jahrhundert in Deutschland herrschend gewesen. Opitz spricht im Buche „von der deutschen Poeterey" ungünstig über sie. Daß er dennoch und fast alle Dichter so langer Zeit sie gepflegt haben, hat seinen Grund darin, daß die Poesie der Unterstützung bedurfte und zur Übung darin jede Gelegenheit, die nächste am liebsten, benutzt wurde. In Bezug auf seine Gelegenheitsgedichte wird Opitz vorgeworfen, daß er auf den Burggrafen Dohna Loblieder sang, während dieser, auf Seite der katholischen Kirche stehend, gegen die Protestanten, Opitz' Glaubensgenossen, hart verfuhr. Es kam damals öfters vor, daß ein Dichter, z. B. Schwieger in seinen „Liebesgrillen" (§ 80) erklärte, seine Seele wisse von den Empfindungen seiner Gedichte nichts. Opitz' „Trauergedicht auf den Tod des Erzherzogs Karl" fängt an:

„Allhier in dieser Gruft liegt Carolus gesenket,
Der werte teure Held, den Gott der Welt geschenket,
Und was ihm ähnlich ist, das Haus von Österreich,
Das hochberühmte Haus, dem nichts auf Erden gleich."

Eine besondere Art von Gelegenheitsgedicht ist auch die aus dem Französischen (nach den bergeries des Honoré d'Urfé) eingeführte „Schäferei". Schäferei von der Nymphe Hercynie 1622. (Der Dichter, in Gemeinschaft mit andern Dichtern befindet sich in einem Teil des Riesengebirges, in den Wäldern, auf den Bergen und Wiesen, die den Grafen Schaffgotsch gehören. Er trifft mit Hirten zusammen, welche nach der Absicht des Dichters die Berge, Wiesen und Wälder selbst bildlich darstellen, und unterhält sich mit ihnen über Tugend, Reisen ꝛc. Plötzlich begegnen sie alle der Nymphe Hercynie, welche sie in ihre und in die Grotten ihrer Schwestern führt, und ihnen dabei in den Höhlen und Klüften der Erde die Ursprünge der Flüsse dieser Gegend zeigt. In einer herrlich ausgestatteten Grotte hängen die Ahnenbilder der Grafen von Schaffgotsch, deren Thaten die Nymphe erzählt und preist. Die Dichter sehen sich an allen Orten der Gegend weiter um und beschließen unter Unterhaltungen mit Bezug darauf den Tag.) — Zu Gelegenheitsgedichten benutzte Opitz auch die dramatische Form: Daphne, ein Singspiel auf des Landgrafen von Hessen Vermählung 1627. — Opitz' Lehrgedichte sind ganz poesielos. Vesuvius fängt an:

„Zum ersten, wann der Berg zu wüten angefangen,
Und welche Zeit die Glut vor alters aufgegangen,
Zeigt kein Gelehrter an; es ist auch nicht mein Ziel,
Daß ich die große Brunst allhier erzählen will,
So da entsprungen ist, wie Titus hat regieret,
Davon die Asche ward nach Afrika entführet" ꝛc.

Das Gedicht „Vielgut oder vom wahren Glück“ zeigt „in Gegenhaltung dessen, was gut heißt und oft Böses verursacht, daß noch ein besseres Gut in diesem Leben möge und in jenem Leben müsse gesucht werden“. Opitz führt diesen Gedanken durch, indem er ihn an die Schilderung des Landgutes „Vielgut“ (Besitz des Herzogs von Münsterberg-Öls) anknüpft. Ähnlich ist das Gedicht „Zlatna oder von der Ruhe des Gemüts“. Zlatna ist ein Flecken in Siebenbürgen, wo Opitz sich gern im Genuß der schönen Natur erholte.

„Wie wenn die Nachtigall, vom Käfig ausgerissen,
Hin in die Lüfte kömmt und an den kalten Flüssen
Mit Singen lustig ist, um daß sie los und frei
Von ihrer Dienstbarkeit und nur ihr selber sei:
So dünkt mich, ist auch mir, im Fall ich unterzeiten
Der Schule schweren Staub kann werfen auf die Seiten
Und außer dieser Stadt auch nur auf einen Tag,
Und einen noch dazu, mit Ruh' verschnaufen mag“ ꝛc.

Von Opitz sind außerdem Übersetzungen: aus dem Lateinischen die Trojanerinnen des Seneca 1625; aus dem Griechischen Antigone des Sophokles 1636. — Wie der Tod des jung sterbenden Dichters empfunden wurde, zeigt ein Sonett von Paul Fleming. Fleming nennt den Dahingeschiedenen „den Pindar, den Homer und Virgil seiner Zeit, die alle sich hier in seinen Geist verstellet hatten“. Mit Bezug auf das Elend, das der Krieg dem Lande gebracht, sagt Fleming: „Germania ist tot,“ und fährt dann fort: „hier liegt nun auch ihr Sohn!“ Da Opitz gestorben ist, fehlt dem Lande der Arm zur Rache, der Welt alles Würdige, woran sie sich erheben könne.

## § 79. Erste schlesische Schule.

Die Richtung, die sich an Opitz anschloß, wird erste „schlesische Schule“ genannt: Opitz, Fleming, Logau, Gryphius. Dichtwerke Paul Flemings: geistliche und weltliche Lieder, Oden, Sonette; Friedrich v. Logaus: Sinngedichte; Andreas Gryphius': Lyrisches: Oden, Sonette, Epigramme; Dramatisches: Leo Arminus, Katharina von Georgien, Karolus Stuardus ꝛc. (Trauerspiele); Peter Squenz, Horribilicribrifax (Lustspiele); Gesangspiel: das verliebte Gespenst und die geliebte Dornrose.

Paul Fleming (geb. 1609 zu Hartenstein im Erzgebirge, studierte Medizin in Leipzig; schloß sich den Gesandtschaften an, welche der Herzog von Holstein 1633 nach Moskau, 1636 nach Persien ausrüstete; ließ sich in Hamburg als Arzt nieder, † 1640) ist sinnig, geistvoll und gewandt in seinen Dichtungen, der bedeutendste Lyriker seiner Zeit. Erhaben ist die Stimmung seiner geistlichen Lieder: „In allen meinen Thaten Laß ich den Höchsten raten“ ꝛc.; „Laß dich nur nichts nicht dauern“ ꝛc. Innig und frisch sind seine weltlichen Lieder: „Ein getreues Herze wissen, Hat des höchsten Schatzes Preis“. Das Sonett An sich enthält in überaus kraftvoller Sprache unvergängliche Lebensregeln:

„Sei dennoch unverzagt. Gieb dennoch unverloren.
Weich keinem Glücke nicht. Steh' höher als der Neid.
Vergnüge dich an dir, und acht' es für kein Leid,
Hat sich gleich wider dich Glück, Ort und Zeit verschworen.

Was dich betrübt und labt, halt alles für erkoren.
Nimm dein Verhängnis an. Laß alles unbereut.
Thu', was gethan muß sein, und eh' man dir's gebeut.
Was du noch hoffen kannst, das wird noch stets geboren.

Was klagt, was lobt man doch? Sein Unglück und sein Glücke
Ist sich ein jeder selbst. Schau' alle Sachen an.
Dies alles ist in dir, laß deinen eiteln Wahn,

Und eh du fürder gehst, so geh' in dich zurücke.
Wer sein selbst Meister ist und sich beherrschen kann,
Dem ist die weite Welt und alles unterthan."

Wenig Tage vor seinem Tode schrieb Fleming sich selbst eine Grabschrift: „Ich war an Kunst und Gut und Stande groß und reich" ꝛc. Mit hohem Sinne rüstet er sich zum Tode. Am Schlusse des Sonetts heißt es:

„Was frei dem Tode steht, das thu' er seinem Feinde.
Was bin ich viel besorgt, den Atem aufzugeben?
An mir ist minder nichts, das lebet, als mein Leben."

Leider gehört auch unter Paul Flemings Poesieen die bedeutend größere Mehrzahl der Gelegenheitsdichtung an. Nicht minder zu bedauern ist, daß so vieles Poetische von ihm in lateinischer Sprache geschrieben ist.

Friedrich von Logau (geb. 1604 zu Brockgut bei Nimptsch; Rat des Herzogs von Liegnitz und Brieg, † 1655 zu Liegnitz) gab seine Sinngedichte unter dem Namen Salomon von Golau heraus: die erste Sammlung 1638. Allmählich wuchsen sie zu dreitausend heran: Sentenzen, Reimsprüche mannigfachen Inhaltes. Die Zustände des Dreißigjährigen Krieges schildert Logau in einem Spruche, der mit lebhaften Antithesen an die zwei Worte „Landes Mann" (für Landmann) und „Landes Knecht" (für Landsknecht) anknüpft:

„Unterscheiden muß man recht
Landes Mann und Landes Knecht;
Jener muß, wenn dieser will;
Jener giebt, nimmt dieser viel;
Jener dient und dieser schafft;
Jenes Angst ist dessen Kraft;
Dieser raubt die kurze Zeit,
Jenem bleibt die Seligkeit."

Das Gerichtsverfahren des englischen Parlaments gegen Karl I. verspottet Logau in folgendem Spruch:

„König Karl in Engelland
Ward der Krone quitt erkannt.
Daß er bedürfe keiner Krone,
Machten sie ihn Kopfes ohne."

Einige von Logaus Sinngedichten haben die Kraft von Volkssprüchen, z. B.:

„Hoffnung ist ein fester Stab
Und Geduld ein Reisekleid,
Da man mit durch Welt und Grab
Wandert in die Ewigkeit."

Oder:

„Ein versöhnter Feind,
Ein erkaufter Freund
Sind zu einer Brücke
Ungeschickte Stücke."

Andreas Gryphius (geb. 1616 zu Glogau; verlebte eine trübe Jugend. Sein Vater, Prediger in Glogau, starb an Gift; Mutter und Geschwister raubte ihm die Pest; sein Stiefvater verkürzte ihn um sein Erbe; schon als Knabe auf den Schulen trieben ihn Krieg und Krankheit von einem Orte zum andern. Er konnte diese Eindrücke nicht überwinden. Durch Studien, ferner auf Reisen durch Holland, England, Frankreich, Italien gewann er ausgebreitete Kenntnisse, sprach außer den gelehrten fast alle lebenden Sprachen. 1650 Syndikus bei den Ständen des Fürstentums Glogau, † 1664). Unter seinen lyrischen Gedichten sind geistliche Lieder hervorzuheben: „Die Herr-

lichkeit der Erden Muß Rauch und Asche werden; Jesu meine Stärke" u. a. Unter dem Titel **Kirchhofgedanken** verfaßte er ein sechzig Strophen langes Gedicht, Betrachtungen über die verwesenden Leichname. — Wichtig ist Gryphius für das Drama, und zwar dadurch, daß er die Kunstrichtung, welche die Franzosen und Holländer kürzlich aus dem Studium der griechischen und römischen Dichter gewonnen hatten, nach Deutschland verpflanzte. Sein Vorbild im Tragischen war der holländische Dichter Joost van der Vondel, ein älterer Zeitgenosse Gryphius'. Zweierlei schrieb sich daher: 1. daß er die Handlung der Tragödie nicht länger als vierundzwanzig Stunden spielen ließ (Einheit der Zeit); 2. daß er Chorgesänge, „Reyen", in die Handlung einflocht. Als Versmaß im Dialog benutzte Gryphius den Alexandriner, unterbrach ihn aber an Stellen höheren Affekts durch freie Jamben. In Bezug auf die Stoffe, die Gryphius in seinen Tragödien bearbeitete, ist zu bemerken: daß man unter Tragödie damals ein Spiel verstand, in welchem fürstliche Personen in pathetischer Sprache reden und ungewöhnlich grauenvolle Schicksale erfahren. — „**Leo Armenius**, ein Fürsten mörderisches Trauerspiel" 1650. Der griechische Kaiser Leo Armenius spricht über seinen Feldhauptmann Balbus, der des Verrats überführt ist, das Todesurteil. Da der Spruch am Abend vor dem Christtage geschieht, erbittet die Kaiserin Theodosia, um das Fest nicht zu entweihen, Aufschub der Strafe. Der Aufschub auch nur um eine Nacht war zu viel Milde; denn Balbus mit seinen Mitverschworenen befreit sich in derselben aus dem Gefängnis, Leo wird erwürgt und Theodosia der Verzweiflung preisgegeben. Die Reyen werden von Hofleuten, Jungfrauen und Priestern gebildet. — „**Katharina von Georgien** oder bewährte Beständigkeit" 1657. Katharina, die in Krieg mit Schach Abbas, König von Persien, begriffen ist, wagt sich in dessen Lager, um Friede zu erbitten. Schach Abbas entbrennt bei ihrem Anblick in Liebe und fordert die ihrige. Sie aber, dem christlichen Bekenntnis treu und fest entschlossen, sich dem heidnischen Wütrich nicht zu ergeben, hält die Martern der glühenden Zangen aus und vollendet ihr Leben voll freudiger Geduld auf dem Holzstoß. Den letzten Tag ihres Lebens führt das Trauerspiel in fünf Akten („Abhandlungen") vor. Im ersten Akt liegen auf der Bühne bei Beginn des Stückes Leichen, Bilder, Kronen, Scepter, Schwerter. Oben öffnet sich der Himmel, unten die Hölle. Vom Himmel herab kommt eine symbolische Gestalt: die Ewigkeit spricht ihre Verachtung der Eitelkeiten der Welt aus und verschwindet. Katharina widersteht darauf den Anträgen des Schach. Im zweiten und dritten Akt wendet sich der Königin Schicksal scheinbar zum besseren; denn Schach Abbas giebt der Bitte des „Gesandten aus Reußen" nach, Katharina zu befreien. Im vierten aber, als der Gesandte sich entfernt hat, erwacht des Tyrannen Wut von neuem, und Katharina wird dem Blutrichter überliefert. Im fünften endlich erleidet sie ihr Ende auf dem Holzstoß. Das verbrannte Haupt der Königin wird dem Gesandten aus Reußen gebracht, welcher Bestrafung der Greuelthat droht. Dem wütenden Schach aber, der nach der That wieder wünscht, er hätte sie nicht vollbracht, erscheint Katharinas Geist. Als er das Nahen desselben ahnt, ruft der Schach aus:

„Was für Gerase der Trompeten,
Wer zückt den Säbel, uns zu töten?
Der Erden Grund brüllt und erzittert!
Was ist, das hinter uns sich wittert!
Wie? oder schreckt uns eitel Phantasie?
Prinzessin! ach, wir sinken auf die Knie,

Wir! vor dem sich ganz Osten niederbeuget!
Vergieb dem, welcher seine Reu' mit ewig bitterm Kummer zeiget!"

Der Geist der Königin weissagt ihm Untergang. Die Reyen werden im ersten und dritten Akt von den Jungfrauen der Königin gebildet; dort flößen sie ihrer Herrin Mut ein; hier geben sie sich der Hoffnung hin, in die Heimat zurückkehren zu können. Am Schlusse des zweiten Akts treten im Reyen die Geister der von Schach Abbas erwürgten Fürsten auf und rufen Rache über ihren Mörder; am Schlusse des vierten Akts die Tugenden, der Tod und die Liebe, welche die Königin bei der Annäherung des Todes stärken. Den fünften Akt schließt jene Scene zwischen Schach Abbas und dem Geiste Katharinas. — In dem Trauerspiele „Karolus Stuardus oder ermordete Majestät" treten die Geister der ermordeten Günstlinge des Königs, Strafford und Laud, der Maria Stuart, aller vor Karl I. ermordeten englischen Könige als Reyen auf. Die Religion jammert über die Schmach, die ihr auf Erden angethan wird. Ketzer greifen sie an, zerreißen ihren Mantel und schmücken sich mit den Fetzen, während sie selbst aufwärts zu den Wolken schwebt. Endlich stirbt der König durch Henkers Hand; und der Geisterchor der ermordeten Könige erscheint wieder, unter ihnen die „Rache", welche unabläßig Wehe über Albion zu bringen verheißt. — Dem Trauerspiel „Cardenio und Celinde" schickt Gryphius eine Vorrede voran, worin er sich entschuldigt, daß die Personen für ein Trauerspiel fast zu niedrig seien und die Art zu reden nicht viel über die gemeine hinausgehe, wiewohl „hin und wieder etliche hitzige und stechende Worte mit unterlaufen"; er habe aber der Geschichte, die er in Italien als eine wahre empfangen, nicht zu nahe treten wollen. (Celinde, voll Eifersucht, bereitet Zaubermittel, um Cardenio zu fesseln; Cardenio hinwider, in heftiger Liebe gegen eine andere Dame, Olympia, will den Gemahl, Lysander, töten. Beide werden durch Gespenstererscheinungen von ihren Verbrechen abgelenkt und zur Tugend zurückgeführt. Die Reyen werden von den Jünglingen der Stadt Bononia, ferner von symbolischen Figuren, von der Zeit, den vier Menschenaltern und den vier Jahreszeiten gebildet.) — In seinen Lustspielen ist Gryphius freier und unterhaltender. Die „absurda comica oder Peter Squenz, Schimpfspiel", behandelt einen Stoff, der, durch englische Komödianten herübergekommen, in Deutschland sehr beliebt war. (Als Episode auch in Shakespeares Sommernachtstraum benutzt.) Die Bürger von Rumpelkirchen wollen die Durchreise des Fürsten durch ein Schauspiel verherrlichen. Das Trauerspiel „Pyramus und Thisbe" wird gedichtet und ruhmredig angepriesen. Peter Squenz ist sein Verfasser. Auf die Frage des Königs, wer er sei, giebt er sich als vordem wohlbestellten Glockenzieher des Spittelglöckleins zu erkennen; „weil ich mich aber über die Maßen auf die Musik des Glockenklanges verstanden, bin ich nunmehr zu Rumpelkirchen wohlbestellter Handlanger des Wortes Gottes, d. i. Schreiber und Schulmeister, auch Exspektant des Pfarramts, wenn die andern alle werden gestorben sein." Auf die Frage des Königs, ob er tüchtig dazu sei, beweist Peter Squenz, daß er der vornehmste Mann in der Welt sei; denn in der ganzen Welt seien vier Teile: Europa, Asia, Afrika und Amerika, unter denen Europa der vornehmste; in Europa seien viele Königreiche, Spanien 2c., unter denen allen Groß-Oberland den Vorzug habe; in Groß-Oberland seien verschiedene Kreise, unter denen Mägdeflecken der trefflichste sei; in Mägdeflecken endlich habe die Liliengasse den Vorzug vor allen anderen Gassen und er sei der vornehmste Mann, der darin wohne; ergo kann es nicht fehlen, daß in Europa, Asia, Afrika und Amerika ihm niemand gleich sei. In dem Stücke selbst werden sowohl die Personen:

Pyramus und Thisbe, wie die Zurüstungen des Theaters (Mond, Wand, ferner ein Löwe) von ehrsamen Bürgern aus Rumpelkirchen dargestellt, vom Spulenmachermeister Klotz-George, vom Tischlermeister Knipperling 2c. Während der Aufführung geraten die Schauspieler über Fehler, die sie machen, in Streit. Schließlich werden sie für die Fehler vom Könige bezahlt, der gesteht, daß er an diesem Abend Kurzweil genug gehabt habe, und daß er müder vom Lachen, als vom Zusehen sei. — „Horribilicribrifax oder der wählende Liebhaber, Scherzspiel", entlehnt seine Komik der Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege. Zwei kaiserliche Offiziere, Horribilicribrifax von Donnerkeil auf Wusthausen und Daradiridatumtarides Windbrecher von Tausendmord, suchen im Frieden ihr Glück durch reiche Heiraten zu machen. Der letztere bethört durch Windbeuteleien ein einfältiges Mädchen, Horribilicribrifax aber kommt gegen die Nebenbuhlerschaft des Schulmeisters Sempronius nicht auf. Das komische Mittel des Stückes liegt in der Sprachverwirrung: jene beiden Hauptleute füllen ihre Rede mit französischen und italienischen, der Schulmeister die seine mit lateinischen, ein Jude Isaschar, der nebenher vorkommt, mit holländischen und jüdischen Ausdrücken, die von den bloß deutsch redenden Personen sehr rätselhaft gedeutet werden. — „Das verliebte Gespenst, Gesangspiel, und die geliebte Dornrose, Scherzspiel" (1660), sind zur Vermählung des Herzogs Georg von Liegnitz und Brieg gedichtet: zwei Stücke, die miteinander so verbunden sind, daß immer auf einen Akt des einen ein Akt des andern folgt. In beiden treten andere Personen und Interessen auf; auch in der Sprache weichen sie ab: im „verliebten Gespenst" die hochdeutschen Alexandriner, in der „geliebten Dornrose" die Prosa des schlesischen Bauerndialekts. Nachdem in beiden Stücken die Liebespaare zusammengegeben sind, verbinden sich sämtliche Personen, Städter und Bauern, zu einem das herzogliche Paar beglückwünschenden Reyen.

## § 80. In Königsberg, Hamburg und Nürnberg.

Von Schlesien ging die Anregung zur Poesie weiter. In Dichterbündnissen gepflegt, blühte sie namentlich: in Königsberg durch Simon Dach (geistliche und weltliche Lieder); in Hamburg durch Philipp von Zesen (lyrische Gedichte; Romane: adriatische Rosemund, Assenath, Simson); in Nürnberg durch Harsdörffer und Klaj. Von Harsdörffer ist: Lyrisches und Didaktisches in poetischer und prosaischer Form: Gesprächspiele 2c.; Novellistisches: der große Schauplatz lust- und lehrreicher Geschichte 2c. Von Klaj: Trauerspiel: der leidende Christus 2c. Von beiden gemeinschaftlich: das pegnesische Schäfergedicht.

Simon Dach (geb. 1605 zu Memel; Lehrer an der Domschule zu Königsberg, dann Professor der Poesie an der Universität daselbst, † 1659) war der Mittelpunkt eines Freundschaftsbundes von Dichtern: Robert Roberthin, Heinrich Albert 2c. Wohlthuende Natürlichkeit spricht aus Simon Dachs Liedern: „Der Mensch hat nichts so eigen, So wohl steht ihm nichts an, Als daß er Treu' erzeigen Und Freundschaft halten kann" 2c. Sein Liebeslied „Ännchen von Tharau", ursprünglich plattdeutsch geschrieben (Anke von Tharow, öß, de my gefällt), ist zum Volkslied geworden. Unter den geistlichen Liedern: „O, wie selig seid ihr doch, ihr Frommen, die ihr durch den Tod zu Gott gekommen." Seine Gedichte sind meistens Gelegenheitsgedichte:

Hochzeits- und Begräbnisgedichte, Lobgedichte auf den großen Kurfürsten von Brandenburg, der ihm manche Wohlthat erwiesen.

Philipp v. Zesen (geb. 1616 zu Priorau bei Dessau; war eine strebsame Natur; bildete sich auf Reisen; wurde mit den Dichtungen der Franzosen, Italiener, Niederländer vertraut; dichtete auch in fremden Sprachen: lateinisch, französisch, holländisch. Anfangs mit Not kämpfend, arbeitete er sich zu Ehren empor; wurde in die fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen, vom Fürsten ausgezeichnet, vom Kaiser geadelt und gekrönt; † 1689). Die Stiftung der „deutsch-gesinnten Genossenschaft" durch Zesen 1643, sowie seine Bemühungen für Reinigung der deutschen Sprache s. § 75. Seine lyrischen Gedichte unter verschiedenen Titeln: „Frühlingsluft, Jugend- und Liebesflammen, Gekreuzigte Liebesflammen" (geistlichen Inhalts), „Dichterisches Rosen- und Lilienthal" ꝛc., enthalten viel Sinniges. Den Reiz der Rhythmen, die Musik der Allitteration, Assonanz und des Reimes übte er reichlich: in dem anapästischen Lied „an seine Gedanken":

„Auf, meine Gedanken, seid lustig von Herzen
In diesem angenehmen, fröhlichen Merzen,
Ach, sehet, der Frühling erneuert sich nun,
Die Erde will ihre Schatzkammer aufthun" ꝛc.;

in dem schwunghaften daktylischen Lied „An die liebselige Adelmund":

„Blitzet, ihr Himmel,
Schwitzet uns Regen,
Machet Getümmel,
Lachet mit Segen
Unsere Wälder und Felder doch an!

Glimmet, ihr Sterne,
Tauet, ihr Lüfte,
Schimmert von ferne,
Schauet durch Klüfte,
Schauet auf diesen verdunkelten Plan" ꝛc.

Der Roman verdankt Zesen seine Einführung in Deutschland. Vordem hatte man Romane nur durch Übersetzungen aus dem Französischen gekannt (§ 74). Auch Zesen übersetzte z. B. den Roman der Madame de Scudéry: „Ibrahims oder des durchlauchtigsten Bassa und der beständigen Isabellen Wundergeschichte" 1645 (Ibrahim ist Großvezier Solimans II.; seine Stellung und sein Leben werden durch die Sultanin Roxelane gefährdet). Gleichzeitig aber begann er seinen Landsleuten zu zeigen, daß ihre „hochdeutsche Sprache" jetzt geeignet sei, nach eigener Erfindung von alle dem zu reden, wovon die Welschen in ihren Romanen sprechen. Zesens Romane bewegen sich, wie die französischen Vorbilder, neben einem geringen epischen Inhalt, besonders in Abhandlungen über wissenschaftliche Gegenstände, Staatseinrichtungen, Natur, Sitte, Religion fremder Länder, in Form von Reden, Gedichten, Briefen, Monologen ꝛc. „Die adriatische Rosemund, eine Liebesgeschichte, von Ritterhold von Blauen" 1645. (Markhold, ein junger Deutscher, lernt in Amsterdam Rosemund, die Tochter eines geflüchteten vornehmen Venetianers kennen. Der Wunsch, den beide hegen, sich zu verbinden, scheitert an dem Willen des Vaters, der über die Verschiedenheit der Religionen, katholisch und protestantisch, nicht hinwegsehen mag. Markhold reist nach Paris. Die „Säninnen" (Jungfrauen an der Seine) vermögen seine Gedanken nicht von Rosemund, seiner geliebten „Adriatinne" abzulenken. Und auch diese will in Schwermut vergehen. Sie fragt sich, ob sie in ein Kloster gehen oder sich von der Welt dadurch trennen wolle, daß sie Schäferin wird. Sie wählt das letztere, lebt unfern der Amsel an einem lustigen Orte mit ihren trüben Gedanken, als Schäferin in Atlas und Seide. Markhold widersteht in Paris der Aufforderung einer deutschen Herzogin, in ihre Dienste zu treten; macht

sich wieder auf Reisen, kommt über Rouen in die Gegend, wo Rosemund als Schäferin lebt. Das Zusammentreffen macht sie überaus glücklich. Auch Rosemunds Vater nimmt Markhold wohlwollend auf. Da dieser aber der Eheverbindung noch immer entgegen ist, trennen sie sich wieder. Markhold rafft sich auf, indem er seinen Büchern mehr lebt; Rosemund aber vertrauert die Tage und siecht hin.) — Der Roman „Assenat, d. i. derselben und des Josephs heilige Staats-, Liebes- und Lebensgeschichte" 1670 (arabischen, ebräischen Quellen, ferner lateinischen Kirchenschriftstellern folgend) erzählt die Geschichte der Keuschheit, Liebe und Ehe Josephs und der Assenat, der Tochter eines ägyptischen Priesters, die Joseph trotz Pharaos Bestimmung nicht zur Gemahlin nehmen mag, weil sie den Götzen dient, bis ein Engel der Assenat erscheint, sie im Glauben unterweist und ihr unter der Zusicherung, daß ihr Name im Buche des Himmels aufgezeichnet sei, das Brot des ewigen Lebens reicht. Das Wunder wird in folgender Weise erzählt. Der Engel bringt ihr einen Fladen, den Bienen des Paradieses aus Rosen daselbst gemacht haben. Nachdem Assenat etwas davon verzehrt hat, berührt der Engel die abgebrochene Stelle, worauf diese sich wieder vervollständigt und schließt. Die Linien eines Kreuzes, die der Engel auf dem Fladen mit seinem Finger zieht, werden zu Blut, während Bienen mit weißem Leib und farbigen Flügeln daraus hervorfliegen. In Assenats Hand schaffen diese Bienen darauf einen neuen Honigfladen, der aber bald von einer duftenden Flamme verzehrt wird. Assenat wird Josephs Frau; und beide leben glücklich. Infolge eines Schreckens über die Nachstellungen des ältesten Königssohnes mattet Assenat hin. Nachdem auch Joseph gestorben, werden beide als Isis und Osiris verehrt. — „Simson, eine Helden- und Liebesgeschichte" 1697. Zesen fügt, weil das Buch der Richter und Flavius Josephus in seinen „Altheiten der Juden" nicht genug Stoff zum Roman bieten, „viel Dings nicht allein anderwärts her und aus anderen Geschichten, sondern auch aus eigener Erfindung, wie man sonst in dergleichen Heldengeschichten oder vielmehr Gedichten zu thun gewohnt ist, mit ein."

Unter den Mitgliedern der deutsch-gesinnten Genossenschaften ist am meisten nennenswert: Jakob Schwieger (aus Altona gebürtig; nahm Kriegsdienste, lebte in Hamburg, später am schwarzburg-rudolstädtischen Hofe): „Liebesgrillen, d. i. Lust- und Liebes-, Scherz- und Ehrenlieder" 1654. Er dichtete außerdem Gelegenheitsspiele zu Festen am Hofe des Grafen von Schwarzburg-Rudolstadt.

In Nürnberg knüpfte sich ein reges poetisches Leben an Harsdörffer und Klaj, die Gründer des Schäferordens an der Pegnitz (§ 75), über dessen Entstehung und Art ein von beiden verfaßtes Gedicht Auskunft giebt: „Pegnesisches Schäfergedicht, in den berinorgischen Gefilden angestimmt von Strefon und Clajus" 1644. Der Schäfer Clajus (Klaj), durch den Krieg aus seinem Vaterland Sesemin (Meißen) vertrieben, kommt an den Pegnitzfluß zur Neronsburg (Nürnberg) und begrüßt sie mit Klingreimen. Trauernd teilt er seinen letzten Bissen mit dem Hunde, als er einen andern Schäfer, Strefon (Harsdörffer), von dem Glücke des Schäferlebens singen hört. Allmählich erheitert sich sein Sinn wieder. Aber beide werden auf einen aus der Nähe kommenden Klageton aufmerksam. Ihm folgend, finden sie die Schäferin Pamela (das arme, in den letzten Zügen liegende Deutschland), und hören von ihr ein langes Klagelied. Vergeblich bemühen sie sich, die Gefährtin zu beruhigen, und wenden sich endlich zum Heimweg ab. Mühlen, bei denen sie vorübergehen, eine Draht- und eine Papiermühle, wecken ihre Kunst zu andern Liedern. Clajus bildet in einem Sonett mit dem polternden Klang der Wörter das Getöse der Drahtmühle nach, Strefon erfindet ein Gedicht in der Form

eines Ambosses. Als sie darauf auf eine Anhöhe gelangen, kommt ihnen die Göttin Fama, das geflügelte Gerücht, in einer Wolke entgegen. Diese zeigt ihnen auf einer Fahne einen Lorbeerkranz mit der Überschrift: „dem Überwinder", führt sie dann zu dem „Tempel der Ehrengedächtnis", wo sie die Bildsäulen berühmter Nürnberger Männer sehen, und endlich in einen Garten, wo sie ihnen aufträgt, auf ein von jenen Männern abstammendes junges Ehepaar ein Hochzeitsgedicht zu machen. In allerlei Reimarten versuchen sich die Schäfer. Da die Göttin durch den Zuspruch des Sieges keinen bevorzugen mag, empfängt jeder eine Blume aus dem Kranze des Ruhmes. (Wie es in der Vorrede heißt, sollen die Schäfer die Dichter sein, die Schafe ihre Bücher, deren Wolle ihre Gedichte, die Hunde müßige Stunden.)

Philipp Harsdörffer (geb. 1607 zu Nürnberg, einem patricischen Geschlechte der Stadt angehörig; auf Universitäten und mehrere Jahre lang durch Reisen im Auslande gebildet; wurde Mitglied des hohen Rates zu Nürnberg, † 1658). Das Ansehen seiner Familie, Weltbildung und ein leichtes, gefälliges Talent verhalfen ihm früh zu einem gewissen Ruhme. Seine Kunst ist vorherrschend Künstelei. Naturlaute, Spielereien mit Tönen und Bildern, Reimanhäufungen gehören zu seinem Wesen. In dem Gedichte „der Vogelgesang" heißt es:

„Schwalben die swirren, Finken die binken,
Zeißlein und Hänfling pfeifen den Zinken" &c.;

von der Nachtigall singt Harsdörffer:

„Der Nachtigall krauslichter Klang
Tirlieret den reinsten Gesang;
Sie fällt auf liebliche Terzen,
Sie lispelt und wispelt zu Scherzen" &c.

Seine lyrischen Gedichte erschienen unter verschiedenen Titeln: „Herzbewegliche Sonntagsandachten, nach den Evangelien verfaßt" 1649, „nach den sonntäglichen Episteln ausgemalet" 1651; Nathan und Jotham, d. i. geistliche und weltliche Lehrgedichte" 1651 u. a. Die letztgenannten Lehrgedichte sind Parabeln und Allegorieen, teils in prosaischer, teils in poetischer Sprache. In dem Gedichte „die Immen" singt er von den Bienen, „dem Bilde der Christenheit": wie sie Blütenstaub sammeln, Zellen künstlich bauen, friedlich darin leben, dann aber durch „Tingtang, tingtang, tingtang", das man auf Becken schlägt, ausgetrieben werden:

„So sollen alle Christen,
Das Honig wahrer Lieb'
Ohne Haß und Neid gelüsten
Aus freiem Herzenstrieb,
Die Freundschaft distillieren,
Der Zucker süßen Treu,
Und die Gnad' ob sich führen,
Die alle Morgen neu."

Auch Prosaisches ist von Harsdörffer; Novellistisches: „Der große Schauplatz lust- und lehrreicher Geschichte" 1650 &c.; Didaktisches: „Gesprächspiele", erster Teil 1641, und bis 1649 acht Teile. In seinen Gesprächspielen trug Harsdörffer alles zusammen, was der vornehmen Welt zu wissen ziemte. Sie sind nach dem Urteil der Zeitgenossen „ein Blumengarten, darin die auserlesensten Wahrheits-, Lehr-, Hof- und Tugendblumen der Welschen, Franzosen, Spanier und Holländer gepflanzt werden; tugendhafte Spiele, mit denen der hochedle nürnbergische Ratsherr, der sinnreiche und arbeitsame Harsdörffer, mehr ausgerichtet hat, als ein ganz Regiment Pedanten mit ihren Arbeiten, Schlagen und Plagen. — Von ihm ferner das poetische Lehrbuch: „Poetischer Trichter oder Anweisung, die deutsche Reim- und Dichtkunst in sechs Stunden einzugießen" 1648.

Johann Klaj (geb. 1616 zu Meißen; Lehrer in Nürnberg, hernach Prediger in Kitzingen, † 1656) dichtete geistliche Lieder; ferner Dramatisches:

„Der leidende Christus, in einem Trauerspiel vorgestellet; Herodes, der Kindermörder" 1645. — Siegmund Birken (geb. 1626 zu Wildenstein bei Eger, von Ferdinand III. geadelt, † 1681 in Nürnberg); im Orden „Floridan" genannt: „Die Fried-erfreute Teutonie; Passionsandachten" ꝛc.

## § 81. Einwirkungen des Dreißigjährigen Krieges.

Der Dreißigjährige Krieg übte auf die Poesie folgende Einwirkungen: 1. die Not des irdischen Lebens wandte die Gemüter zu Gott und veranlaßte die Pflege des geistlichen und Kirchenliedes; 2. die Verderbnis der sittlichen Zustände rief die Satire hervor; 3. das wechselvolle, abenteuernde Leben bot dem volkstümlichen Roman Stoff.

## § 82. Geistliche und Kirchenlieder.

Als Kirchenliederdichter sind schon genannt: Opitz, Fleming, Gryphius, Dach. Hinzuzufügen sind, katholische: Friedrich von Spee, Johann Scheffler; protestantische: Johannes Heermann, Martin Rinckhardt, Paul Gerhardt, Johannes Rist, Joachim Neander, Georg Neumark, Luise Henriette, Kurfürstin von Brandenburg. Aus späterer Zeit: Jakob Spener, August Francke, Graf von Zinzendorf.

Die Lieder, die von der katholischen Kirche ausgingen, haben meistenteils nicht die allgemeine volkstümliche Art des eigentlichen „Kirchenliedes"; sie sind „geistliche" Lieder: Lieder religiösen Inhalts, welche die Bildung, Denk- und Empfindungsweise des Dichters oft sehr eigentümlich durchblicken lassen, ebendeshalb aber an Innigkeit und Zartheit in der Aussprache der Seelenstimmungen zuweilen große Vorzüge haben. — Friedrich von Spee (geb. 1592 zu Kaiserswert bei Düsseldorf; Jesuit; leistete zuletzt im Lazarett zu Trier Dienste, † 1635). Seine geistlichen Lieder erschienen nach seinem Tode 1649 unter dem Titel „Trutz Nachtigall, oder geistlich poetisches Lustwäldlein, desgleichen noch nie zuvor in deutscher Sprache gesehen". In der Vorrede wird der Name „Trutz Nachtigall" dadurch erklärt, daß das Buch „trotz allen Nachtigallen süß und lieblich singet, und zwar aufrichtig poetisch, also daß es sich auch wohl bei sehr guten lateinischen und anderen Poeten dürfte hören lassen." Das erste Lied unter dem Titel „Eingang zu diesem Büchlein" beginnt:

„Wann Morgenrot sich zieret
Mit zartem Rosenglanz,
Und sittsam sich verlieret
Der nächtlich' Sternentanz:
Gleich lüftet mich spazieren
Im grünen Lorbeerwald;
Allda dann musizieren
Die Pfeiflein mannigfalt.

Die flügelreichen Scharen
Das Federbürschlein zart,
In süßem Schlag erfahren,
Nicht Kunst, noch Atem spart;
Mit Schnäblein wohlgeschliffen
Erklingen's wunderfein,
Und frisch in Lüften schiffen
Mit leichten Rüderlein."

Der Dichter fährt in der Schilderung der Natur fort, und schließt mit dem Entschlusse, seine Stimme auch unter die Lobsänger Gottes zu mischen. — Johann Scheffler (geb. 1624 zu Breslau; Leibarzt des Herzogs zu Öls; durch das Studium theologischer Schriften 1652 zum Übertritt in die katholische Kirche bewogen; nahm nach dem spanischen Mystiker Johannes ab Angelis

den Namen Angelus in der Firmung an; gewöhnlich Angelus Silesius genannt; wurde später Minorit und empfing die Priesterweihe; zuletzt fürstbischöflicher Marschall, oberster Hofmeister und Rat zu Breslau, † 1677). Seine geistlichen Lieder, unter dem Titel „Heilige Seelenlust oder geistliche Hirtenlieder der in ihren Jesum verliebten Psyche“ 1657, tragen christliche Empfindungen zuweilen in einer sehr fremdartigen Bildlichkeit vor. „Wie ein Turteltäubelein In der Wüste seufzt und girrt, Wenn es sich befind't allein Und von seinem Lieb verirrt: Also ächzet für und für, Jesu, meine Seel' nach dir!“ rc. „Kupido, blindes Kind, Pack dich hinweg geschwind Mit deinen Narrenpfeilen! Du sollst mein Herz mit deinem Scherz Nunmehr nicht übereilen! Ich bin von Jesu wund“ rc. Andere Lieder sind vollkommen schön und edel gehalten:

„Liebe, die du mich zum Bilde
Deiner Gottheit hast gemacht;
Liebe, die du mich so milde
Nach dem Fall hast wiederbracht:
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die du mich erkoren,
Eh' als ich geschaffen war;
Liebe, die du Mensch geboren
Und mir gleich wardst ganz und gar:
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich“ rc. —

Scheffler huldigte dem mystischen Pantheismus, den er in Sinnsprüchen unter dem Titel „geistreiche Sinn- und Schlußreime“ 1657 (später unter dem Titel „der cherubinische Wandersmann“ wieder herausgegeben und vermehrt) aussprach. Z. B.

„Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein nun kann leben;
Werd' ich zu nicht': Er muß vor Not den Geist aufgeben.“ —
„Gott fürchten ist sehr gut; doch ist es besser: lieben;
Noch besser über Lieb': in ihm sein aufgetrieben.“ —
„Gott Vater ist der Brunn; der Quell, der ist der Sohn,
Der heilige Geist, der ist der Strom, so fleußt davon.“ —

Die Liederdichtung auf dem Boden der protestantischen Kirche hielt sich volkstümlicher und mehr an das objektiv Kirchliche. — Johannes Heermann (geb. 1585 zu Rauden im Fürstentume Liegnitz; Pastor zu Köben im Fürstentume Glogau; legte sein Amt nieder, † zu Lissa in Polen 1647) war der erste, der die Opitzschen Regeln auch auf das geistliche Lied anwandte. „Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen; O Gott, du frommer Gott, du Brunnquell aller Gaben.“ — Martin Rinckhardt (geb. 1585 zu Eilenburg in Meißen; † daselbst als Archidiakonus 1649). „Nun danket alle Gott Mit Herzen, Mund und Händen“ rc. — Paul Gerhardt (geb. 1606 zu Gräfenhainichen; Propst in Mittenwalde; seit 1657 Diakonus in Berlin an St. Nikolai; als Gegner der Union verstieß er gegen das Religionsedikt des Großen Kurfürsten, welches dogmatische Streitigkeiten, namentlich das „unkirchliche Verketzern, Verlästern und Verdammen“ Andersgläubiger, auf der Kanzel untersagte; wurde vom Amte suspendiert, von seiner Gemeinde aber eine Zeit lang liebreich unterstützt; 1669 Prediger in Lübben, † 1676). Seine Lieder erschienen unter dem Titel „Pauli Gerhardi geistliche Andachten bestehend in hundertundzwanzig Liedern“ 1667. An das berühmte „Befiehl du deine Wege“ knüpft sich die Sage (in neuerer Zeit von Schmidt von Lübeck poetisch bearbeitet): er habe das Lied auf der Flucht von Berlin zur Tröstung seiner Gemahlin gedichtet und unmittelbar darauf den Ruf des Herzogs von Merseburg erhalten, — eine „Sage“: denn Gerhardt floh nicht aus Brandenburg; seine Gemahlin war schon gestorben, als er Berlin verließ 1669; und das Lied war schon 1659 gedichtet, als er noch in Berlin sein Amt versah. Seine Lieder sind ebenso Zeugnis hoher Glaubenskraft und reicher Phantasie,

wie feinen Sinnes für die Form. Das Lied „Befiehl du deine Wege“ besteht aus zwölf Strophen, deren Anfangsworte den Spruch bilden: „Befiehl dem Herrn dein' Weg und hoff auf ihn, er wird's wohl machen.“ Klangvolle Strophenbildungen finden sich mehrfach bei ihm:

„Warum soll ich mich denn grämen,
Hab' ich doch
Christum noch:
Wer will mir den nehmen?
Wer will mir den Himmel rauben,
Den mir schon
Gottes Sohn
Beigelegt im Glauben!“ —

Johannes Rist (geb. 1607 zu Pinneberg im Holsteinschen, Prediger zu Wedel an der Elbe in der Nähe von Hamburg; von Ferdinand III. als Dichter gekrönt und geadelt; stiftete 1660 den Schwanenorden an der Elbe [§ 75], † als Kirchenrat in Mecklenburg 1667) hat mehr als 600 geistliche Lieder gedichtet: „Ermuntere dich, mein schwacher Geist; O Ewigkeit, du Donnerwort“ ꝛc. Unter verschiedenen Titeln: Himmlische Lieder 1641; Passionsandachten 1648; Sabbathische Seelenlust 1651; Musikalisches Seelenparadies 1660 ꝛc. Von Rist sind auch weltliche Lieder (poetischer Lustgarten); ferner Dramen (Tragödie Perseus ꝛc.). — Joachim Neander (geb. 1610 zu Bremen; Prediger daselbst, † 1680): „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren.“ — Georg Neumark (geb. 1621 zu Mühlhausen in Thüringen; Archivsekretär und Bibliothekar im Weimar, † 1681): „Wer nur den lieben Gott läßt walten.“ Neumark dichtete auch vieles Weltliche: Lyrisches, Schäferromane und Schauspiele. — Der Gemahlin des großen Kurfürsten von Brandenburg, Luise Henriette (geb. 1627, Prinzessin von Nassau-Oranien, † 1667), werden in dem von Runge herausgegebenen Gesangbuch 1653 folgende vier Lieder zugeschrieben: „Jesus meine Zuversicht; Ich will von meiner Missethat; Gott, der Reichthum deiner Güte; Nun aber, ihr Tyrannen.“

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts und darüber hinaus ließ die Pflege des Kirchenliedes nach. Aus dieser Zeit verdienen noch erwähnt zu werden: Philipp Jakob Spener (geb. 1635 zu Rappoltsweiler im Elsaß; 1666 Senior Ministerii zu Frankfurt a. M., wo er durch die zur sittlichen Hebung seiner Gemeinde und zur Erweckung inneren religiösen Lebens eingerichteten collegia pietatis der Gründer des sog. Pietismus wurde, † als Konsistorialrat und Probst an St. Nikolai in Berlin 1705). Seine Lieder erschienen unter dem Titel „Geistreiche Gesänge“ 1710.

„Soll ich denn mich täglich kränken
Und aufs Künftige gedenken?
Soll ich denn niemals mit Ruh'
Nachts die Augen schließen zu?
Muß nur immer vor mir stehen,
Wie mir's einstens wird ergehen?
Da doch durch mein Sorgen nicht
Das Geringst wird ausgericht“ ꝛc. —

Aug. Hermann Francke (geb. 1663 zu Lübeck; Stifter des Halleschen Waisenhauses, † 1727): „Gottlob, ein Schritt zur Ewigkeit; Auf, Christenmensch, auf, auf!“ — Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf (geb. 1700 zu Dresden; Stifter der Brüdergemeinde zu Herrenhut in Sachsen, † 1760) hat etwa 2000 geistliche Lieder gedichtet.

„Die Christen gehn von Ort zu Ort
Gerade durch den Jammer,
Und kommen in den Friedensport
Und ruhn in ihrer Kammer.
Gott hält der Seelen Lauf
Durch sein Umarmen auf.
Das Weizenkorn wird in sein Beet
Auf Hoffnung reicher Frucht gesät“ ꝛc.

## § 83. Satiriker.

**Die bedeutendsten Satiriker zur Zeit des dreißigjährigen Krieges sind: Laurenberg (vier Scherzgedichte), Moscherosch (wunderbare und wahrhafte Gesichte), Rachel (deutsche satirische Gedichte), an welche aus späterer Zeit Abraham a Sancta Clara anzuschließen ist.**

Johann Laurenberg (geb. 1591 zu Rostock; Professor der Poesie und Mathemathik in Rostock, später in Soroe, † 1659). In seinen niederdeutsch geschriebenen Satiren („De nye poleerte utopische Bokesbüdel, entworpen in veer Schertzgedichten" um 1650; später unter dem Titel „De veer olde berömede Schertzgedichte") nennt sich der Dichter nach seinem Vater und seinem Geburtsort: Hans Wilmsen L. Rost (d. h. Hans Wilhelmssohn Laurenberg Rostochiensis). Sie handeln 1. vom jetzigen Wandel und Manieren der Menschen; 2. von allamodischer Kleidertracht; 3. von allamodischer Sprache und Titeln; 4. von allamodischer Poesie und Reimen. In letzterem Scherzgedicht wendet er sich gegen die mit Opitz begonnene Richtung. Nach ihm ist's noch nicht nötig, daß man die Silben zähle und messe: er weiß nichts von einem Dekret oder königlichen Mandat, wonach der Dichter sich halten solle. Ein Freund zwar hat ihm für gewiß gesagt, daß er in einer Buchbinderei den 28. Teil des 12. Tomi eines Epitome von deutscher Prosodie gesehen habe; aber er glaubt, daß man darüber viel zu knacken und zu kauen bekommen werde, ehe man es in seinem Magen verdaut habe. Auch gegen den Gebrauch der hochdeutschen Sprache wendet er sich. Das Platt bleibe sich immer gleich, das Hochdeutsch verändere sich alle fünfzig Jahre; auch die Bibel sei früher in niederdeutscher als in hochdeutscher Sprache geschrieben und gedruckt worden; und das beste Buch weltlicher Weisheit, „De Reineke Vos", sei auch platt.

Johann Michael Moscherosch (geb. 1601 zu Wilstädt im Elsaß, aus einem eingewanderten aragonischen Rittergeschlechte stammend; in Straßburg auf der Universität, während des Krieges von vielfachem Unglück betroffen, oft auf der Flucht, später Fiskal der Stadt Straßburg, hernach in verschiedenen anderen Diensten, † 1669 als kurfürstlich hessenscher geheimer Rat auf einer Reise in Worms). Seine Satiren „wunderbare und wahrhafte Gesichte" (1644) sind den Sueños (Traumbildern) des Spaniers Quevedo nachgeahmt. Moscherosch nennt sich „Philander von Sittewald" (Philander, d. i. Mannhold: Übersetzung des hebräischen Johann; Sittewald: Anagramm von Wilstädt). Die Titel der bedeutendsten Gedichte sind „Schergenteufel, Weltwesen, Venusnarren, Totenheer, letztes Gericht, Höllenkinder, Hofschule, à la mode Kehraus, Hans hinüber Gans herüber, Weiberlob, Turnier, wider das Podagram, Soldatenleben". — Die Nachahmungssucht der Deutschen behandelt er in dem Strafgedicht „à la mode Kehraus". Der Dichter sieht sich in das Schloß Geroldseck versetzt, wo Ariovist, Armin, Witkind, der hörnene Siegfried sich aufhalten, und bereit sind, mit ihren Völkern den Deutschen zu Hilfe zu kommen, wenn die Not es fordert. Ariovist erblickt den Dichter und hält ihn seiner Kleider und höfischen Sprache wegen für einen Welschen und droht ihm mit Gewalt. Der Dichter will beweisen, daß er ein Deutscher sei; aber alles an ihm widerspricht, Name (Philander), Tracht, Bart, Perrücke. Seine Entschuldigung, daß er sich nach der herrschenden Mode richten müsse, ruft noch andere Vorwürfe gegen die Deutschen hervor, daß sie es auch in Heuchelei und Fuchsschwänzen, in wollüstigen Gastereien und Sprachvermen-

gungen den Welschen nachmachen. — In der Vision Soldatenleben sieht sich der Dichter einer Bande Soldaten anheimfallen, die ihn grausam behandeln, weil er sich nicht loskaufen kann. Er muß mit ihnen ziehen und sehen, wie sie die Bauern in Freundesland plündern, mit den feindlichen Soldaten in bestem Vernehmen stehen. — In der Vision Totenheer tritt Till Eulenspiegel auf und vergleicht seine Thorheiten mit den Sünden dieser Zeit. Till fragt, ob er je ein Rebell gegen seinen Landesherrn gewesen, je witziger habe sein wollen, als er von Natur war, je Gesicht und Bart gemalt, um jünger zu erscheinen, jemals nicht gehalten, was er versprochen, Geld wie einen Abgott verehrt, sein Weib Meister sein lassen, einem Kerl getraut, der seinen Feind verraten, ob er je Hoffnung aufs Glück gesetzt, den für glückselig gehalten, der mit falschem Wort und Blick sich an Hof und Fürsten geschlossen, ob er je verdammliche Fragen in der Religion vorgebracht, je bei einer Hexe und Zeichendeuterin Rat geholt &c. Aber diese Zeit! — Die Strafgedichte sind prosaisch geschrieben, oft mit Poesieen untermischt.

Joachim Rachel (geb. 1618 zu Lunden im Dithmarsischen; Rektor in Schleswig, † 1669) wurde seiner „teutschen satirischen Gedichte" wegen (1664 bis 1666 zuerst herausgegeben) mit Juvenal verglichen, dem sie allerdings nachgebildet sind. Die Titel der einzelnen Satiren sind: „das poetisch Frauenzimmer oder die böse Sieben; der vorteilige Mangel; die gewünschte Hausmutter; die Kinderzucht; vom Gebet; Gut und böse; der Freund; der Poet". In der letzten dieser Satiren fordert Rachel, daß der Poet in den Wissenschaften und in der Welt erfahren sein, „Vorrat im Gehirn, Salz im Munde führen, aus sich selbst hervorbringen soll, was kein Mensch gedacht, kein Mensch zuvor gesagt". Mit Heiterkeit spottet er über die Tausend und vielmal Tausend, die in seiner Zeit „abgezählte Worte in Reime bringen".

„Des Zeuges ist so viel als Fliegen in der Welt,
Wenn aus der heißen Luft kein Schnee noch Hagel fällt.
Auf einem Hochzeitsmahl, da kommen oft geflogen
Des künstlichen Papiers bei vierundzwanzig Bogen."

Er geht dann auf das „Weibervolk, das Spuhl und Haspel fahren läßt und Kunstgedichte macht", auf Sprachmengerei, falsche Verdeutschungen &c. ein.

Aus etwas späterer Zeit gehört in die Reihe der Satiriker Abraham a Sancta Clara, mit seinem Tauf- und Familiennamen: Ulrich Megerle (geb. 1642 zu Krähenheimstetten in Württemberg; Augustinermönch, 1669 Hofprediger zu Wien, † 1709). Seine Predigten, in verschiedenen Sammlungen herausgegeben, und seine zahlreichen anderen Schriften („Gack, gack, gack, gack a Ga einer wunderseltsamen Henne in dem Herzogtum Bayern, d. i. Beschreibung der Wallfahrt Maria-Stern in Taxa" 1687; „Judas der Erzschelm" 1689; „Merkurialis oder Wintergrün, d. i. anmutige und kurzweilvolle Geschichte und Gedichte" 1700 &c.) sind voll geistigen Lebens, Humor und Witz. Schillers Kapuzinerpredigt in Wallensteins Lager ist zum Teil wörtliche Bearbeitung der Predigt „Auf, auf! ihr Christen", aus der Sammlung „Reimb dich oder ich liß dich" 1688. Seine Werke sind oft auch dadurch interessant, daß sie vortreffliche Schwank- und Fabelstoffe ansprechend erzählen. Seine Sprache ist frei von aller Pedanterie der damaligen Zeit; eine frische, geist- und gemütvolle Volkssprache, vielfach mundartlich gefärbt, oft durch neue Wortbildungen und Satzwendungen bereichert.

## § 84. Volkstümliche Romane.

**Unter den Romanen, die das Abenteurer- und Landstreicherleben des dreißigjährigen Krieges schildern, ist der bedeutendste: „der abenteuerliche Simplicissimus“ von Christoffel von Grimmelshausen. Später kamen die Robinsonaden auf.**

Christoffel von Grimmelshausen (geb. 1625 zu Gelnhausen; als zehnjähriger Knabe von Hessen aufgegriffen, mußte er das Soldatenleben mitmachen; später eignete er sich wissenschaftliche Bildung an; bischöflich Straßburgischer Schultheiß in Renchen am Schwarzwald, † 1676) bildete für den Titel seiner Werke verschiedene Anagramme seines Namens: Samuel Greifenson von Hirschfeld; German Schleifstein von Sulsfort ꝛc. Sein erstes Auftreten in der Romanlitteratur war in der Weise der französischen Liebesromane: „des vortrefflichen keuschen Joseph in Ägypten erbauliche Lebensbeschreibung: Dietwals und Amelinden anmutige Lieb- und Leidsbeschreibung“. Eine neue Idee erfaßte Grimmelshausen 1669 in dem Roman „der abenteuerliche Simplicissimus, d. i. Beschreibung des Lebens eines seltsamen Vaganten, genannt Melchior Sternfels von Fuchsheim“. Simplex, auch Simplicius oder Simplicissimus nach seiner Einfalt genannt, kannte weder Vater noch Mutter. Als Kind wurde er von einem Bauer gefunden und mit dem Vieh auferzogen. Da kamen Soldaten, plünderten und brannten das Dorf nieder; und Simplex gelangte auf der Flucht zu einem Einsiedler, von dem er in den ersten Dingen des Lebens und der Religion unterrichtet wurde. Der Einsiedler war ein Herr Sternfels von Fuchsheim, der nach einem Leben in sündiger Weltlust sich dem Gebet gewidmet hatte. Wieder streiften Kriegsscharen umher, und der Junge, von ihnen aufgegriffen, kam nach Hanau zum schwedischen Gouverneur, einem Herrn von Ramsei. Beide, jener Einsiedler und dieser schwedische Offizier fühlten Hinneigung zu dem Knaben. Die Natur sprach in ihren Herzen, denn jener war des Knaben Vater, dieser des Knaben mütterlicher Oheim. Aber keiner von ihnen wußte etwas darum. Halb als Narr, halb als Page seines Oheims verlebte er heitere Tage in Hanau, bis er den Kroaten in die Hände fiel. Unter Diebsgesindel fand er Freunde, stahl und mordete. Um alles Unrecht mit Fug zu treiben, wurde er selbst Soldat, zeichnete sich aus, wurde beliebt und bekannt, angesehen und reich. Nun führte er ein glückliches Leben, spielte den hohen Herrn, las Romane, reiste nach Paris, wo ihm, dem beau Allmann, von aller Welt geschmeichelt wurde. Aber vom Höhepunkt des Glücks warf ihn das Schicksal plötzlich nieder. Seines Geldes durch den natürlichen Gang der Dinge, seiner Schönheit durch die Blattern beraubt, kam er bettelnd an den Rhein zurück. Als er wieder Soldat und Räuber wurde, regte sich sein Gewissen, und er entschloß sich zu einem ordentlichen Leben. Vergeblich. Auf dem Bauernhofe wurde es ihm langweilig und abermals ging er abenteuern durch Europa bis Asien, bis er schwach und matt, wie vordem sein Vater, Ruhe im Einsiedlerleben suchte. Der Roman enthält episodische Einschaltungen, humoristische Abschweifungen verschiedenen Inhalts: „ein dunkles Scherzgedicht“, wie ihn Grimmelshausen nennt, „das geschichtsweise etlichermaßen erzählt und vorstellt das Begehen des dreißigjährigen Krieges und der im Schwang gehenden Laster“. Besonders reich ist der Roman auch an Volksliedern, geistlichen und weltlichen. — Spätere Werke von Grimmelshausen: „Springinsfeld, d. i. Lebensbeschreibung eines Soldaten, nunmehr Landstörzers und Bettlers, samt seiner wunderlichen Gaukel-

tasche" 1670; „Trutzsimplex oder ausführliche und wundersame Lebensbeschreibung der Erzbetrügerin und Landstörzerin Kourage". — Viele Nachahmungen des Simplicissimus, z. B. „Schelmuffskys wahrhafte, kuriose und sehr gefährliche Reisebeschreibung zu Wasser und zu Lande" 1696 (Abenteuer eines Handwerksburschen) von einem unbekannten Verfasser.

Später machten sich für den volkstümlichen Roman die Einflüsse des englischen „Robinson Krusoe" von Daniel Defoe (geb. 1661, † 1731) geltend, dessen erste deutsche Übersetzung 1720 erschien. — Als die bedeutendste Einwirkung desselben ist zu merken: „Insel Felsenburg oder wunderliche Fata einiger Seefahrer, absonderlich Alberti Julii, eines geborenen Sachsen" (von Ludwig Schnabel, Kammersekretär in Stollberg, 1731). Als Eberhard Julius, der Sohn eines verarmten Kaufmannes, durch einen Schiffskapitän erfuhr, daß ein Bruder seines Großvaters Albert Julius, der die reiche Insel Felsenburg im Weltmeer besitze, ihn zu sehen wünsche, schiffte er sich sogleich ein und wurde von seinem Großoheim liebevoll aufgenommen. Dieser letztere war als Jüngling über Meer gefahren. An der Insel Felsenburg gestrandet, hatten nur wenig Personen ihr Leben gerettet, von denen bald, nachdem durch Verrat und Schandthat die übrigen ihren Untergang gefunden hatten, nur Albert selbst und die tugendhafte Konkordia übrig geblieben waren. Nachdem sie ein Jahr dort gelebt hatten, vermählten sie sich. Sie erbauten selbst einen Altar, Albert verrichtete die priesterliche Einsegnung, zusammen beteten sie und erflehten den Segen Gottes. Nach einer langen Reihe von Jahren herrschte Albert als Greis unter zahlreichen Nachkommen und vielen später Hinzugekommenen, die im behaglichen Wohlstand auf der fruchtbaren, durch Gartenanlagen zum Paradies umgewandelten Insel lebten. Sein Großneffe, Eberhard Julius, kehrte nach kurzem Aufenthalt auf der Insel noch einmal nach Europa zurück und brachte seine Schwester und seinen Vater auch dahin. — In neuerer Zeit haben Ölenschläger („die Inseln im Südmeer" 1826) und Tieck („die Insel Felsenburg" 1827) den Roman wieder bearbeitet.

---

## Zweiter Abschnitt.

## Die zweite schlesische Schule und ihre Gegner 1660—1725.

---

### § 85. Zweite schlesische Schule.

Seit den sechziger Jahren des 17. Jahrhunderts begann, gleichfalls von Schlesien ausgehend (deshalb „zweite schlesische Schule" benannt), eine Richtung der Poesie: 1. was die Stoffe betrifft, aufs Ungewöhnliche, Außerordentliche, Ungeheuere; 2. was die Darstellung betrifft, aufs Gesuchte, Überladene und Unnatürliche.

Das „Neue und Ungemeine", die „niedliche und galante Schreibart": so bezeichnete man in jener Zeit selbst die Richtung. Ihr Charakter ist damit nicht vollständig angegeben. Die Vorliebe für das Erhabene beherrschte die Dichter. Alles sollte groß, außerordentlich, gewaltig erscheinen. Tugend und Laster, alles wurde in Übermaßen und mittels einer Sprache voll Gespreiztheit vorgeführt. Man bemühte sich, die Kraft und Größe verschiedener Vorbilder (Griechen, Römer, Italiener 2c.) zu verbinden.

## § 86. Hoffmannswaldau, Lohenstein.

Gründer dieser Richtung waren Hoffmann von Hoffmannswaldau (Heldenbriefe, poetische Grabschriften; geistliche Oden), und Daniel Kaspar von Lohenstein (lyrisch: „Blumen"; Trauerspiele: Ibrahim Bassa, Kleopatra, Agrippina, Epicharis; Roman: Arminius).

Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau (geb. 1618 in Breslau; auf dem Gymnasium in Danzig, wo Opitz seine frühreife Bildung bewunderte; machte im Gefolge des Fürsten Fremonville Reisen durch die Niederlande, England, Frankreich, Italien. Von dem Leben an den Höfen angezogen, wollte ihm das einfache Leben in der Heimat nicht gefallen. Sein Vater verschaffte ihm 1646, bevor er das gesetzliche Alter hatte, eine Ratsherrnstelle in Breslau. In wichtigen Geschäften mehrmals nach Wien gesandt, empfing er 1657 den Titel kaiserlicher Rat, † als Präses des Rats von Breslau 1679). Die Entwicklung seines Talents erzählt er in der Vorrede zu seinen Gedichten. Zuerst neun Jahre alt, lernte er am Teurdank die Silben zählen; dann gefiel ihm Opitz' Schreibart so wohl, daß er sich aus dessen Exempeln Regeln machte; endlich geriet er auf die lateinischen, italienischen, französischen, niederländischen und englischen Dichter und machte sich deren „sinnreiche Erfindungen, durchdringende Beiwörter, artige Beschreibungen, anmutige Verknüpfungen und was dem anhängig ist", zu eigen. So entstand das Ungemeine, Liebliche und Galante, womit er wirkte: eine Kunst, die lediglich in Ziererei, Anhäufung von Wörtern und Bildern bestand. Ein Gedicht „Abriß eines falschen Freundes", 28 Zeilen lang, ist mit 30 Vergleichen gefüllt. Die Schönheit des menschlichen Körpers wird mit Rubin, Saphir mit anderen Edelsteinen, mit Purpur, Seide, Marmor, Alabaster, Nektar, Marzipan verglichen. Es kommt in seinen Gedichten häufig zu solchen Wendungen: „warmer Schnee der Schultern, süßer Blitz der Augen". In den Heldenbriefen schreibt z. B. Graf Gleichen an seine Gemahlin von der heroischen Liebe der jungen Türkin, die hernach seine zweite Gemahlin wurde, in folgender Weise:

„Die Rauhigkeit der Luft, Stein, Wasser, Berg und Hecken,
Wild, Regen, Nebel, Schnee, Wind, Hagel, Eis und Frost,
Durst, Hunger, Finsternis, Sand, Wüste, Furcht und Schrecken
Trieb ihren Vorsatz nicht aus der getreuen Brust."

Emma, Karls des Großen Tochter, schreibt an Eginhard, ihren Geliebten:

„Der Himmel blase nun in unsre Liebesflammen,
Es weh uns dessen Gunst Zibeth und Bisem zu;
Es heft uns seine Hand durch einen Draht zusammen,
Der keinen Mangel hat und lieblich ist wie du" ꝛc.

Von Guarini (geb. 1537, † 1612 in Venedig), der unter den italienischen Dichtern besonders sein Vorbild war, übersetzte Hoffmannswaldau das Schäfergedicht „il pastor fido": „der getreue Schäfer". Unter seinen Dichtungen ferner: der sterbende Sokrates; geistliche Oden; viel Gelegenheitsgedichte. Unter dem Titel „poetische Grabschriften" dichtete er Epigramme, z. B. auf Opitz:

„Mich hat ein kleiner Ort der deutschen Welt gegeben,
Der wegen meiner wird mit Rom die Wette leben.
Ich suchte nicht zu viel, ich bin genug gepriesen,
Daß ich die Venus selbst im Teutschen unterwiesen. —

Daniel Kaspar von Lohenstein (geb. 1535 zu Nimptsch in Schlesien; studierte die Rechte, machte Reisen durch die Niederlande, Deutschland, Schweiz, Östreich, Ungarn; wurde Syndikus der Stadt Breslau und kaiserlicher Rat, † 1683) war ein Freund Hoffmannswaldaus und erzählt selbst, daß er ihn zum „Wegweiser" in der Poesie nahm. Seine lyrischen Gedichte, die „Blumen", teilte er ein in „Rosen" (Liebes- und Hochzeitsgedichte) und in „Hyacinthen" (Begräbnisgedichte). Seine geistlichen Gedichte nennt er „Himmelsschlüssel". In einem Gedicht „Umschrift eines Sarges" führt er den Sarg redend ein:

„Irdisches und sterblich Volk, lebend tote Erdengäste
Ihr Verwürflinge des Himmels, ihr Gespenster dieser Welt,
Denen nichts als falsche Ware, nichts als Rauch und Wind gefällt,
Närr'sche, klettert und besteigt die bepalmten Ehrenäste,
Setzt euch Säulen von Porphyr, mauert euch aus Gold Paläste,
Festigt Tempel euch aus Marmel, der der Zeit die Wage hält,
Rafft zu euch mit gicht'gen Klauen den verdammten Klumpen Geld,
Macht euch euer stolzes Lob durch gelehrte Schriften feste.
Aber wißt, wenn das Verhängnis euer Lebensgarn reißt ab,
Schwindet Wissenschaft und Kunst, Schätze, Reichtum, Ehr' und Titel,
Und ihr nehmet nichts mit euch, als den nackten Sterbekittel;
Wo ihr anders aus dem allen noch erschwitzet Sarg und Grab.
Tausend, tausend sind gewest, die mich nicht erlangt noch haben,
Die die Lüfte, die die Glut, die der blaue Schaum begraben."

In einem anderen Gedicht: „Das von der Sonne gesungene Lob der Rose", wird die Rose zuerst „Königin der Blumen und Gewächse, Braut des Himmels, Schatz der Welt, Kind der Sterne, Seufzer der Liebe, Lechzen der Sonne selber" genannt. Dann werden die Bestandteile zwei-, dreimal durchgenommen und vergleichend mit Allerlei zusammengestellt. Zuerst ist ihre Krone Gold, die Blätter Sammet, Stiel und Fuß Smaragd, ihr Glanz heller als Rubin, ihr Saft süßer als Zucker, ihre Farbe reiner als Schneckenblut, ihr Geruch Balsam. Dann fangen die Vergleichungen noch einmal an; ihr Dorn ist Geschoß, ihre Blätter sind Flügel, ihr Glanz ist eine Fackel, ihr Laubwerk ein Schild, ihr Saft Honig, ihren Purpur leiht der Mund, ihre Röte der Morgen und Abend, das Rad der Sonne selbst ist die Rose des Himmels. Zuletzt:

„Was aber wird das Lob der Rose viel gesungen?
Kein Ruhm gleicht ihrem Wert, sie selbst ist schon ihr Preis;
Die Red' ist ihr Geruch, die Blätter sind die Zungen,
Dadurch sie sich allein recht auszustreichen weiß."

Lohensteins Dramen sind nach denselben Mustern, die auch Gryphius befolgte (§ 79) gearbeitet: mit Chören (Reyen) und nach dem Gesetz der Einheit der Zeit. Was die Stoffe anbetrifft, so erfährt man in ihnen nichts als Schandthaten, Wut, Rache, schließlich Reue und Verzweiflung. In Ibrahim Bassa wird Ibrahim ermordet, weil der Sultan Soliman sich seine Gemahlin aneignen will. In Agrippina und Epicharis 1665, zwei Dramen, in denen Nero die Hauptperson ist, wird in jenem Neros schamlose Mutter Agrippina auf Befehl ihres Sohnes ermordet; in diesem die entschlossene Republikanerin Epicharis gequält, gefoltert, bis sie sich selbst erwürgt, ihre Mitverschworenen werden geköpft, vergiftet, verbrannt und was sonst noch. Ähnlich in anderen Stücken: „Ibrahim Sultan, Sophonisbe". Die Reyen werden meistens von Geistern Gemordeter oder von symbolischen Gestalten

gebildet. In der „Epicharis“ ist die Anordnung folgende: „Zum Schluß des ersten Aktes tritt im Reyen das „Geschrei“ (Gerücht) auf, welches allerhand Wunderzeichen erzählt, und Wahrsager, welche dieselben dahin auslegen, daß „Rom ein neues Haupt zu suchen sich vergeblich bemühe“. Im Reyen des zweiten Aktes „kämpfen Klugheit, Glück, Zeit und Verhängnis, teils den Nero zu stürzen, teils ihn zu erhalten“. Im Reyen des dritten Aktes „beweinen die Tiber und die sieben Berge zu Rom die Tyrannei des Nero“. Im Reyen des vierten Aktes „klagen die drei Teile der Welt, Europa, Asia und Afrika, über der Römer Bedrängung; die Sibylle von Kumä aber zeigt in einem Spiegel, was für tyrannische Kaiser Rom gehabt und ferner haben wird“. Den fünften Akt beschließen die Mordscenen, die Nero mit den Verschworenen vornehmen läßt. In „Ibrahim Bassa“ tritt die von ihren Lastern gefesselte „Asia“ auf und vermaledeit sich unter „Weh und Ach! Ach und Weh! Ach des Achs!“ unter „Heulen und Zeterrufen“. „Die Glieder triefen ihr voll Angstschweiß, der laue Brunn der dürren Adern schwellt ihr den Jäscht der Purpurflut; ihr Blutschaum schreibt ihr Elend in den Sand. In „Kleopatra“ erscheinen dem schlafenden Antonius die Geister der von ihm erschlagenen Könige. Einer derselben, Antigonus, beginnt also zu reden:

„Du Mörder, den stets Mord und Brand gelüstet,
Schau an mein Schattenbild, den Nebel meiner Faust,
Mit Flamm' und Fackel ausgerüstet!
Dies Pech, die Glut, vor der dir graust,
Sind deines Untergangs ergrimmte Blutkometen,
Die deines Herzens schwarze Nacht
Mit bebend banger Furcht und stetem Ach erröten.
Dein Gewissenswurm erwacht,
Und mein beschimpftes Bild giebt einen Spiegel dir,
Darinnen du kannst deine Laster schauen,
Vor denen dir jetzt selbst muß grauen.
Schau' an, erhitzter Löw', erbostes Tigertier,
Wie du geweihten Scepter Henkershand zerbrechen ließest,
Und mit knechtschen Peitsch und Ruten der Gesalbten Leib zerrissest!“ —

Arminius und Thusnelda (vollständiger Titel: „Großmütiger Feldherr Arminius oder Hermann, als ein tapferer Beschirmer der deutschen Freiheit, nebst seiner durchlauchtigsten Thusnelda, in einer sinnreichen Staats-, Liebes- und Heldengeschichte dem Vaterlande zu Liebe, dem deutschen Adel aber zu Ehren und rühmlicher Nachfolge, in zwei Teilen dargestellt“ 1689). Der Schluß des Romans wurde nach Lohensteins Tode zuerst von des Dichters Bruder, Johann Kaspar, dann, als dieser erkrankte, vom Pastor Christian Wagner ausgearbeitet. Der Romaninhalt ist, soweit er Armin und Thusnelda betrifft, sehr gering. Die Erzählung beginnt mit der Deutschburger Schlacht. Thusnelda, als Ritter verkleidet, leitet die Schlacht durch ein Kampfvorspiel ein: ein Zweikampf mit einem gefangenen Ritter aus Drusus' Gefolge. In der Schlacht ist Thusnelda wiederum verkleidet, Siegerin über ihren Vater, den verräterischen, auf Seite der Römer kämpfenden Segesth. Nach dem Siege über Varus werden Armin und Thusnelda verlobt, und zwar mit Einwilligung Segesths, der auf Thusneldas Bitten begnadigt wird. Segesths Einwilligung war nur scheinbar. Im geheimen steht er auf Seite Marbods, Herzogs der Marckmänner; um diesem seine Tochter zu verbinden, wird ein verräterischer Überfall bewirkt, Thusnelda geraubt; durch Arminius aber wieder befreit. Die Vermählung findet darauf statt. Unter Germanikus' Oberbefehl

beginnt der Krieg mit den Römern von neuem. Thusnelda befindet sich während dessen am Altare des Bacchus (Bacharach), und hier wird ihr ein Sohn geboren, der am Tage der Wintersonnenwende durch dreimaliges Eintauchen in den Rhein mit dem Namen Thumelich getauft wird. Bei einer späteren Wendung des Krieges wird Thusnelda gefangen, und wiewohl Armin glänzende Siege über Germanikus gewinnt, kann er im Frieden nicht abwenden, daß seine Gemahlin nach Rom geführt wird. Mit Not rettet sich Thusnelda von den Unziemlichkeiten, mit denen Tiberius ihr entgegentritt. Sie trifft nach gefahrvoller Flucht mit Armin wieder zusammen, als dieser im Begriff ist, das Reich der Marckmänner, denen sich Marbod verhaßt gemacht hatte, an sich zu reißen. Um nicht den Vorwurf der Ländergier auf sich zu laden, giebt Armin sein Erbreich, das der Cherusker, an seinen Bruder Flavius. Dieser Verlauf ist der Stamm, von dem eine große Zahl episodischer Ausführungen der verschiedensten Art ausgehen: Erzählungen von Liebesabenteuern anderer Personen, die aus allerlei Ländern zusammenkommen: Armenien, Pontus, Rom, Gallien, Gotland 2c.; Darstellung der Sitten und Geschichten dieser Länder; Erörterungen über allerlei Fragen des Denkens (ob die Frauen von Natur zu Tapferkeit und Staatsverwaltung Anlage haben; über den Unterschied der Trauer- und Freudenthränen; über das harmonische Zusammenstimmen aller geschaffenen Dinge; wie den Menschen die Arzneien von Tieren gewiesen werden 2c.). Lohenstein läßt die Absicht, eine „klügliche Anwendung all seiner weitläufigen Gelehrsamkeit zu geben“, nie aus dem Auge. In der mannigfachsten Weise mischt er Erfundenes und Wirkliches. Armin z. B. wird als jüngstes Kind einer Reihenfolge von zwölf Fürsten dargestellt, in deren Geschichte die Geschichte der deutschen Kaiser von Rudolf von Habsburg bis Ferdinand III. in romanhafter Umkleidung vorgeführt wird. Die Religionsstreitigkeiten des 16. Jahrhunderts treten als Kämpfe zwischen Druiden, Barden und Eubagen in der Zeit vor Armin auf 2c. Überreich ist der Roman an Darstellungen von Festlichkeiten: zur Feier des Sieges über Varus, der Vermählung Armins 2c. Dabei bringt Lohenstein alle die Spiele und Allegorieen, wie in den Dramen an: Wechselgesänge der Barden und Jungfrauen, Wettstreit der Blumen, der Farben unter einander 2c. Bei Gelegenheit der Huldigungen, die Armin erfährt, als er Marbods Reich in Besitz nimmt, überreichen ihm die Barden ein Gedicht, worin der besiegte Marbod einem 120 Fuß langen Walfisch verglichen wird, der aus dem Meere in die Mündung der Elbe gestrandet war. „Dem deutschen Adel zu Ehren und rühmlicher Nachfolge“ geschieht es, daß die hervorragenden Personen in der Umgebung Armins mit Namen wie „Nesselrode, Wittgenstein, Schwarzenberg, Stolberg, Solms“ 2c. benannt werden. Marbod gerät in Folge eines kriegerischen Unfalls einmal verwundet in eine Höhle des Sudetengebirges. Sie dient einem Einsiedler zur Wohnung, in dem er alsbald den Fürsten Ariovist erkennt, der am Abend seines Lebens dem weltlichen Treiben entsagt hat. Er hütet dort die in einem krystallhellen Tropfstein unverweste Leiche des Gottes Thuisko. Er wird dann Zeuge eines Schäferspiels, in welchem eine mit Rosen bekränzte Jungfrau verschiedene Bewerbungen abweist: die eines Webers, Fischers, Schmiedes, Gärtners. Der Schäfer endlich, dessen Bewerbung sie zustimmt, erweist sich als der Ritter Schaff (Schaffgotsch), die Jungfrau als eine Prinzessin.

## § 87. Anton Ulrich von Braunschweig, H. A. v. Ziegler.

Den Hoffmannswaldau-Lohensteinschen Geschmack zeigt ferner: Anton Ulrich, Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel (geistliche Lieder: „Christ-

**fürstliches Davids Harfenspiel"; Romane: Aramena, Oktavia, und Heinrich Anshelm von Ziegler (Asiatische Banise).**

Anton Ulrich, Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel (geb. 1633; seit 1685 Mitregent seines Bruders Rudolf August; 1704 regierender Herzog, Gründer der berühmten Wolfenbüttler Bibliothek, † 1714). Die geistlichen Lieder in seinem „christfürstlichen Davids Harfenspiel zum Spiegel und Fürbild himmelflammender Andacht" 1667 sind mehrenteils innig und seelenvoll. „Nach dir, o Gott, verlanget mich ꝛc. Wie daß du doch, o sündlich Herz, So wohlgemut kannst leben!" ꝛc. — Die Romane enthalten sehr verschiedenartige Bestandteile: lose verknüpfte Schicksale einiger Hauptpersonen; daneben allerlei Episoden: geistliche Gedichte, Schauspiele, Erzählungen von Zeitgeschichten, besonders aus dem Hofleben. Letztere machte er unkenntlich, indem er sie auf fremden Boden verlegte und fingierte Namen nannte. „Aramena oder durchlauchtigste Syrerin" (5 Bände, 1669). Die syrische Prinzessin Aramena ist mit König Marsius in Krieg begriffen. Marsius verlangt ihre Hand. Aramena aber verweigert sie, weil ihre Liebe einem andern Prinzen, Tuscus, gehört. Nachdem viel Blut geflossen, entschließt sich Aramena, des Marsius Gemahlin zu werden. Wie erstaunt sie, als sie in ihm ihren Geliebten erkennt! Eine Verwechselung hatte obgewaltet.

Heinrich Anshelm von Ziegler und Klipphausen (geb. 1653 zu Radmeritz in der Oberlausitz; lebte auf seinen Gütern, † 1697 zu Liebertwolkwitz bei Leipzig). Sein Roman „Asiatische Banise oder das blutig-doch mutige Pegu" ꝛc. (1688) wurde eines der berühmtesten Werke, häufig aufgelegt, vielfach nachgeahmt und für die Bühne bearbeitet. (Balacin, ein jugendlich feuriger Prinz, Erbprinz von Ava, wurde auf ungerechten Verdacht von seinem Vater, dem Könige von Ava, Landes verwiesen. Als er der Grenze des Kaisertums Pegu sich näherte, entschlief er in einem Tempel. Da wurde ihm in einem Traum das Bild seiner zukünftigen Braut, der schönsten aller Frauen Asiens, ferner eine Glück verheißende Weissagung und ein Zaubermittel, sich unkenntlich zu machen, zu teil. Bald darauf geschah es, daß er dem Kaiser von Pegu, Xemindo, das Leben gegen Meuchelmord rettete. Der Lohn, den Xemindo ihm zudachte, verwickelte ihn aber in große Mißhelligkeiten. Denn die Gemahlin, die ihm bestimmt wurde, die Prinzessin von Saawady, war nicht die ihm im Traumbild Erschienene, vielmehr die Geliebte des kaiserlichen Erbprinzen, mit dem er deswegen in ein gespanntes Verhältnis geriet. Das Urbild seiner Traumerscheinung gewahrte er erst, als er im kaiserlichen Lustgarten eine Dame von den Angriffen eines Panthers befreite. Es war Banise, die Tochter des Kaisers. Sein ritterliches Auftreten bei Gelegenheit anderer Gefahren, die dem Kaiser alsbald drohten (ein mächtiger Statthalter, Chaumigrem, überzog ihn mit Krieg), erwarb ihm den Beifall des Kaisers und der kaiserlichen Tochter in so hohem Grade, daß Balacin und Banise nun verlobt wurden. Aber das Schicksal hatte schwere Prüfungen den Liebenden bestimmt. Als Balacin zu seinem Vater zurückkehrte, um diesen zum Bündnis mit dem Kaiser von Pegu zu bewegen, strafte ihn derselbe mit zweimonatlicher Gefangenschaft, während deren der Empörer Chaumigrem sich zum Herrn von Pegu aufschwang. Erst nachdem sein Vater gestorben war, konnte Balacin mit der Heeresmacht des Königreichs Ava heranrücken. Unterdessen aber war Xemindo, der Kaiser von Pegu, hingerichtet, Chaumigrem Herrscher über vier Reiche geworden (Brama, Martabane, Pegu und Prom), und der Prinzessin Banise war die Wahl gelassen, entweder des Wüterichs Gemahlin oder hingerichtet zu werden. Das Zaubermittel der Unkenntlichkeit verhalf ihm

zu einer Zusammenkunft mit seiner Geliebten. Sie beredeten die Flucht. Aber schon das erste Verweilen in einer Wildnis trennte die Liebenden wieder. Während er, um die Örtlichkeit zu erkunden, sich von der Prinzessin entfernte, wurde sie von den Verfolgern gefunden und dem Tyrannen in Pegu zurückgeliefert. Ihre Schönheit rettete sie vor dem Tode. Denn Chaumigrem konnte sich von der Liebe zu ihr nicht frei machen. „Die Seife der Verachtung", sagte er, „ist zu wenig, um ihr Bild aus meinem Herzen zu tilgen". Sie wurde in strengen Gewahrsam gegeben, um in sechs Monaten mit dem Wüterich vermählt zu werden. Unterdessen konnte Balacin seine Hoffnung nur auf Krieg setzen. Chaumigrem, dessen boshafter Charakter keine Ruhe ertrug (es war leichter, Diamanten mit Fingern zu zerreiben, als ihn zu einiger Güte zu bewegen; das Kaisertum Pegu war dem weiten Rachen seines Landhungers kaum ein Frühstück), hatte den König von Siam, den Herrn des weißen Elefanten, mit Krieg überzogen. Während Chaumigrem also, von Pegu abwesend, die Hauptstadt Siams umlagerte, erstürmte und vernichtete, dabei Greuelthaten unbeschreiblicher Art vollbrachte, rückte Balacin von Ava in Pegu ein. Kriegslist und Bundesgenossenschaft verhalfen ihm zu einer kräftigen Stellung. Aber Banise zu befreien und zu gewinnen, war noch immer keine Aussicht. Ja, dieser gefangenen Prinzessin drohten größere Gefahren. Der Priester, in dessen Gewahrsam sie sich befand, war in Leidenschaft gegen sie entbrannt; und als sie, von ihm wie von einem Wahnsinnigen angefallen, das Messer ihm ins Herz gestoßen hatte, wurde sie verurteilt, den Opfertod zu sterben. 21 Tage dauerten die Vorbereitungen zum Opfer. Balacin wurde darüber in Kenntnis gesetzt. Durch das Zaubermittel der Unkenntlichkeit gelang es ihm, am Tage des Opfers selbst zugegen zu sein. Er mischte sich unter die Priester. Chaumigrem und der ganze Hof waren als Zuschauer versammelt. Da enthüllte Balacin in dem Augenblick, als um Banisens Hals der Strick gelegt werden sollte, seine wahre Gestalt. In der Verwirrung, die entstand, tötete Balacin den Wüterich; Balacins Anhänger gewannen den Sieg über Chaumigrems Macht. Das treue Ausharren des liebenden Paares wurde endlich belohnt. Die Generale veranstalteten eine Nachtmusik und stellten darin einen Siegesstreit zwischen Venus und Mars dar. Mars giebt sich für überwunden und Venus gelangt zur Herrschaft. Neben den genannten Personen treten außerordentlich viel Nebenpersonen auf, unter denen, als Gegensatz zu der vorherrschend heroischen Art, Scandor, der humoristische Begleiter und Diener Balacins, unterhaltend absticht. Es kam Ziegler, wie er in der Vorrede sagt, darauf an, Helden zu beschreiben, die sich durch Mut und erhabene Tugenden auszeichnen; Tyrannen, die durch Mord, Grausamkeit und unmenschliche Leidenschaften den höchsten Abscheu erregen; und eine Heldin, welche als Bild vollkommener Keuschheit hervorleuchte. — Zieglers andere Dichtungen sind nicht zu dieser Bedeutung gelangt. Unter dem Titel „Heldenliebe der Schrift alten Testaments, in 16 anmutigen Liebesbegebenheiten" ahmte er Hoffmannswaldaus „Heldenbriefe" nach.

Die Poesie im Geschmack der zweiten schlesischen Schule fand besondere Pflege an den Höfen. Hervorzuheben ist der Hof zu Berlin, wo Sophie Charlotte, die erste Königin von Preußen, den Künsten wohlgesinnt war. — Hier verkehrte Gottfried Wilhelm Leibnitz, der Philosoph (geb. 1646 zu Leipzig; Hofrat und Bibliothekar in Hannover; Gründer der Berliner Akademie der Wissenschaften; 1711 in den Reichsfreiherrnstand erhoben, † 1716 zu Hannover). Er verfaßte auch deutsche Gedichte: meistens für den Hof bestimmte Gelegenheitsdichtungen, außerdem geistliche Lieder: „Jesu, dessen Tod

und Leiden Unser Freud' und Leben ist" 2c. — Dort lebte ferner als Hofdichter Johann Besser (geb. 1654 zu Frauenburg in Kurland; Legationsrat in Berlin, später geadelt und Ceremonieenmeister; nach dem Tode Friedrichs I. 1713 seiner Stelle entsetzt; später Ceremonieenmeister am Hofe Kurfürst August II. zu Dresden, † 1729). Unter seinen für den Hof bestimmten Gelegenheitsdichtungen (Singspielen 2c.) befinden sich auch die sog. Wirtschaften: dramatische Spiele, die von den Personen des Hofes selbst aufgeführt wurden; Maskeraden, bei denen eine der Masken die anderen der Reihe nach in Sinngedichten anredete, mit einer Schmeichelei oder mit einer Anzüglichkeit. In der Wirtschaft „Der Scherenschleifer" 1690 machte der damalige Oberpräsident (später Minister) von Dankelmann den Scherenschleifer, der, da ihm nicht genug Scheren zum Schleifen gegeben wurden, sich ans Menschenschleifen machte. — Auch Freiherr von Canitz (§ 90) lebte am Berliner Hofe.

## § 88. Gegner der zweiten schlesischen Schule.

Der schwülstigen, unnatürlichen Richtung der zweiten schlesischen Schule wurde auf zwiefache Weise entgegengewirkt: 1. durch einfache naturgemäße Behandlung wirklicher Stoffe des Lebens (Weise, Brockes, Günther); 2. durch Kritik in Epigrammen und Satiren (Canitz, Warnecke).

## § 89. Weise, Brockes, Günther.

Dichter, die eine einfachere naturgemäße Behandlung wirklicher Stoffe des Lebens zeigten, waren Christian Weise (geistliche und weltliche Lieder; Dramatisches: Markgraf von Ancre, Masaniello, bäurischer Macchiavellus; Romane: die drei Erznarren, die drei klügsten Leute); Heinrich Brockes (religiös-didaktische Gedichte: „Irdisches Vergnügen in Gott"); Christian Günther (lyrische Gedichte).

Christian Weise (geb. 1642 in Zittau; in Leipzig auf der Universität; Lehrer der Poetik, Rhetorik und Moralphilosophie; seit 1678 Rektor an dem Gymnasium seiner Vaterstadt, † daselbst 1708) stellte sich mit vollem Bewußtsein der Richtung der zweiten schlesischen Schule entgegen. Während man damals gewohnt war, den Anfang der deutschen Poesie erst bei Opitz zu denken, von den Dichtern vor Opitz dagegen keine Notiz zu nehmen, hatte Weise Studien in der Volkspoesie vor jener Zeit gemacht und war sich bewußt, „dabei viel Dings gewahr worden zu sein, das manchem in seinem Lorbeerkranz verborgen sei". Er sprach, im Gegensatz zu der affektierten Poesie seiner Zeitgenossen, von der Einfachheit und dem rechten Ton, den ein Gedicht haben müsse, und wies damit auf die natürliche Empfindung als die unerläßliche Bedingung aller Poesie hin. („Curieuse Gedanken von deutschen Versen" 1691.) Seine lyrischen Gedichte erschienen unter dem Titel „Überflüssige Gedanken der grünenden Jugend" 1688: Dichtungen, die aus der heiteren Zeit seines Universitätslebens stammten. Geistliche Lieder erschienen später unter den Titeln: „Tugendlieder; Trost- und Sterbeandachten". — Als dramatischer Dichter ist Weise sehr fruchtbar gewesen: im ganzen 54 Schauspiele verschiedener Art. Er schrieb seine Dramen zu dem Zweck, daß sie von den Schülern des Zittauschen Gymnasiums aufgeführt würden, und führte dabei die Sitte ein, daß jährlich an drei Tagen nacheinander dra-

matische Vorstellungen stattfanden. Um „die Zuschauer bei Appetit zu erhalten, gab Weise zuerst etwas Geistliches aus der Bibel, dann etwas Politisches aus der curieusen Historie und zuletzt ein freies Gedicht", d. h. ein Stück eigener Erfindung. Von den Dramatikern der ersten und zweiten schlesischen Schule (Gryphius, Lohenstein) unterschied sich Weise 1. dadurch, daß er die Chöre verwarf, 2. dadurch, daß er (im Anschluß an Ayrer und Heinrich Julius von Braunschweig) komische Personen, Narren, Hanswurstrollen, auch in die ernsten Stücke einflocht. Unter seinen geistlichen Stücken befinden sich nur Stoffe aus dem alten Testament behandelt: Jakobs doppelte Heirat, der keusche Joseph, der verfolgte David ꝛc. Unter den politischen Stücken ist das Trauerspiel „der gestürzte Markgraf von Ancre" 1679 eines der ältesten. (Der Markgraf von Ancre hat sich nach Heinrichs IV. Tode in der Gunst der Königin Witwe behauptet, und führt während der Minderjährigkeit Ludwigs XIII. die Regentschaft völlig eigenmächtig. Gegen seine Anmaßungen verbinden sich alle Parteien des Landes, die Katholischen und Reformierten, die Prinzen und das Volk. Eine List des Herzogs von Luynes, der den durch die Gunst des Volkes ausgezeichneten Prinzen von Condé gefangen nehmen läßt, dieser Gefangenschaft aber den Schein giebt, als ob sie vom Markgrafen von Ancre veranlaßt sei, bewirkt den Sturz des letzteren. Denn der junge König ermannt sich aus seiner Unthätigkeit, giebt den Befehl zur Hinrichtung des Günstlings seiner Mutter und rettet so den Staat.) Was die Anordnung des Trauerspiels betrifft, so wird es durch einen Prolog eingeleitet, durch einen Epilog geschlossen. Im Prolog treten drei Personen auf, die hernach im Stück nicht wieder vorkommen, Astutus, Prudens und Probus. Sie streiten, ob List, Klugheit oder Tugend besser sei? Die Geschichte des Markgrafen von Ancre, heißt es alsdann, soll aufgeführt werden, um durch dieses Beispiel die Streitfragen zu erledigen. Der Epilog zieht schließlich die Folgerung, daß „Glückseligkeit nicht in hohen Ehrenstufen, sondern in kluger und tugendhafter Sicherheit bestehe". Die komischen Personen, die in dem Stücke vorkommen, führen die Namen Potage und Courage. Jener ist der Vater des letzteren. Sie treten meistens in Scenen für sich allein auf und unterbrechen in jedem Akte ein- bis zweimal den Gang der Handlung mit ihren Possen. Als sie zum erstenmal auf die Bühne kommen, will Courage mit seinem Vater Potage mitgehen. Potage antwortet: „Ich geh' an einen Ort, da du nichts nütze bist." Cour.: „Ei, lieber Vater, es leben viel unnütze Leute in der Welt; laßt mich nur immer mitlaufen." Potage will seinen Sohn schlagen; dieser aber springt jenem auf den Buckel: „Ei, Vater, laßt die Possen bleiben! was haben wir davon, daß ein Narr den andern jagt?" Pot.: „Willst du mir vom Buckel bleiben?" Cour.: „Ei, Vater, geht ihr immer euren Weg vor euch der Nase nach, der Buckel soll nicht irre gehen." Pot.: „Ich laufe mit dem Rücken wider die Mauer." Cour.: „So kehr' ich euch beim Ohr herum", und so fort im niedrigsten Hanswurstton. Christian Weise vergleicht diese Scenen mit „einigem Zucker, den er auf harte Speisen streue". Andere historische Dramen sind: Nebukadnezar 1684, Masaniello 1692 ꝛc. Stücke eigener Erfindung sind: „der bäurische Machiavellus" 1679. Machiavell wird bei Apollo verklagt, daß seit seinem Buch „vom Fürsten" Treue und Wahrheit aus der Welt gewichen sei. Machiavell verteidigt sich, indem er sagt, daß man sein Buch, das nur Satire enthalte, völlig mißverstanden habe, daß dagegen, was man jetzt macchiavellistisch nenne, immer in der Welt gewesen und auch jetzt noch da zu finden sei, wo man sein Buch gewiß nicht kenne. Um dies zu beweisen, wird uns der Flecken Querlequitsch vorgeführt, wo die erledigte

Stelle eines Pickelherings wieder besetzt werden soll. An der Wiederbesetzung nehmen die vornehmsten Personen des Ortes mit lebhaften Intriguen teil, der Geistliche, der regierende Junker, die Frauen, besonders aber der Kantor, Schulmeister und Konsulent Scibilis, der dem Kandidaten zum Siege verhilft, welcher seine Tochter zu heiraten versprochen hat. Hiernach wird denn Machiavell von der Anklage freigesprochen. Ferner ist zu erwähnen: „Die Komplimentierkomödie" 1679, eine Übung der heranwachsenden Jugend in Höflichkeitsbezeichungen aller Art. „Die verkehrte Welt" 1684, ein Stück voll Unsinns, in welchem 103 Personen mitspielten, weil der Dichter alle Schüler auf der Bühne erscheinen lassen wollte. — In den Romanen verfolgte Weise meistens einfache, moralisch didaktische Zwecke. „Die drei Erznarren in der ganzen Welt" 1672. Florindo ist durch testamentarische Bestimmungen beauftragt, die drei ärgsten Narren malen zu lassen. Er unternimmt mit mehreren Gefährten eine Reise in die Welt. Die Erfahrungen dieser Reise werden zu den mannigfachsten Genrebildern der Narrheit benutzt. In dem Roman „die drei klügsten Leute" geht derselbe Florindo und der Fürst, die beide ihre Frauen für untreu halten, in die Welt, um ihr Unglück zu vergessen, und um die drei klügsten Leute zu suchen. Die beiden Damen reisen ihnen aber nach, erretten sie aus Mißgeschick, das sie unterdessen getroffen, und beweisen ihre Treue. Didaktische Gespräche und Erzählungen mannigfacher Tendenz bilden den Inhalt.

Barthold Heinrich Brockes (geb. 1680 in Hamburg, studierte die Rechte; vielseitig gebildet, auch für Malerei und Musik; lebte frei den Wissenschaften und Künsten; 1720 Mitglied des Senats in Hamburg, † 1747). Seine Gedichtsammlung „irdisches Vergnügen in Gott" (9 Bände. 1721—48) enthält Naturschilderungen, Bilder der Natur, von einem frommen Gemüt entworfen: eine gefällige Art der Parabel. In dem Gedicht „Frühe Knospen an einem Birnbaum" beschreibt Brockes die Knospen, die einhüllenden Blätter, die kleinen Knoten, die fünf Spitzen, Stiele, Pelzwerk, Farbe; sie scheinen ihm mehr von unsichtbarer Hand gebildet als gewachsen; und sehr sinnig schließt sich die Frage an:

Du Allmachts voller Gott, der du so wunderbar
In jeder Kreatur, in allen deinen Werken
Macht, Lieb' und Weisheit lässest merken,
Ach warum soll ich denn mit kindlichem Vertrauen
Auf deine Lieb' und Vatertreu' nicht bauen?"

In einem andern Gedicht sieht der Dichter die „Kirschblüte bei der Nacht". Er erstaunt über ihre Weiße. Da geht sein Auge zwischen den Blüten hindurch höher hinauf, und der noch viel reinere Glanz der Sterne ruft ihm die Gewißheit zu, daß alle Schönheit dieser Erde mit der himmlischen nicht verglichen werden könne. In dem Gedicht „die Nachtigall" findet sich eine lebhafte Schilderung der verschiedenen Tonweisen der „Sirene der Büsche". Was ist es, fragt der Dichter, das da singt? Seele? tönender Staub? singendes Nichts? bloßer Klang? Er kann sich das Himmlische nicht ausdeuten. Ebenso: „die Blumen, die Bienen, die auf ein starkes Ungewitter erfolgte Stille, Wintergedanken" 2c. Brockes schrieb 1745 eine Übersetzung von Thomsons „Jahreszeiten".

Johann Christian Günther (geb. 1695 zu Striegau in Schlesien; studierte Medizin in Wittenberg; konnte seine Leidenschaften nicht beherrschen und ging darüber zu Grunde, † 1723). Unter seinen lyrischen Gedichten (nach seinem Tode 1723 gesammelt, seitdem oft aufgelegt) sind die vorzüg-

lichsten, in denen er die Empfindungen der durch Reue gequälten und geläuterten Seele ausspricht:

„Laß mich doch nur in der Still'
Ohne Licht und Zeugen weinen,
Weil der Himmel gar nicht will,
Daß mir beßre Tage scheinen.
Das Bekümmernis der Brust
Wird durch Mitleid nicht zur Lust.

Meines Lebens schwerer Lauf
Ist fürwahr so kurz als böse.
Steh' ich gleich mit Sehnsucht auf,
Ob und wer mich bald erlöse:
Seh' ich gleichwohl allemal
Für den Stern den Donnerstrahl."

Der Dichter sucht Hilfe bei Gott. Da er sie gefunden, ruft er entzückt aus: „Bin ich etwa schon verschieden?" und als er sich noch lebend fühlt, übernimmt er freudig den Kampf des Lebens von neuem. — Das „Abendlied" beginnt:

„Abermal ein Teil vom Jahre,
Abermal ein Tag vollbracht!
Abermal ein Brett zur Bahre
Und ein Schritt zur Gruft gemacht."

Allmählich erhellt sich das Dunkel, und mit reinem Wohlklang schließt das Gedicht:

„Sanftes Lager sei gegrüßt!
Weil du dessen Vorbild bist,
Das ich dermaleinst im Grabe
Sicher zu erwarten habe."

Günther hat viele Gelegenheitsgedichte geschrieben, unter anderen den großen Gesang „Auf den zwischen Ihro Kaiserlichen Majestät und der Pforte 1718 geschlossenen Frieden (Eugen ist fort. Ihr Musen nach!)" 2c.

## § 90. Canitz, Warnecke.

Als Epigrammatiker und Satiriker, die gegen die Unnatur des Hoffmannswaldau-Lohensteinschen Geschmackes auftraten, sind zu merken: Freiherr von Canitz (Nebenstunden unterschiedener Gedichte) und Warnecke (Überschriften oder Epigrammata).

Friedr. Rud. Ludw. Freiherr von Canitz (geb. 1654 in Berlin; auf Universitäten in Leyden und Leipzig; auf Reisen durch Italien, Frankreich, Holland; wurde 1677 preußischer Kammerjunker, später Legationsrat und Geheimer Staatsrat, † 1699). Seine „Nebenstunden unterschiedener Gedichte" wurden erst 1700 veröffentlicht. Sein Vorbild war Boileau (unter den Franzosen der Nachahmer des Horaz). In der dritten Satire „von der Poesie" klagt er die deutschen Dichter an, daß ihnen die Natur zu schlecht sei, um sie nachzuahmen, daß sie anderen Spuren folgen, daß sie kein Wort vorbringen, das nicht auf Stelzen ginge, daß sie die ganze Erde bewegen, im Himmel Lärm machen und alle Götter aus dem Versteck rufen, um sie zu Zeugen des Gleichgültigsten zu machen.

Im Anschluß an Canitz bildete sich Benjamin Neukirch (geb. 1665 im schlesischen Dorfe Reinicke; in dürftigen Umständen aufwachsend; Professor an der neu errichteten Ritterakademie in Berlin; nach deren Aufhebung unter Friedrich Wilhelm I. Erzieher des Erbprinzen von Ansbach, † 1729). „Satiren und poetische Briefe" 1732.

Christian Warnecke, niedersächsisch „Wernicke" ausgesprochen und danach oft geschrieben. (Geburtsjahr und Heimat unbekannt; sein Vater ein Sachse, seine Mutter eine Engländerin; 1685 auf der Universität Rostock; lebte zuerst am Mecklenburger Hofe; dann, nach Reisen durch Frankreich und die Niederlande, in London als Gesandtschaftssekretär; nachdem er durch Kabalen aus seiner Stellung verdrängt war, privatisierte er in Hamburg; wurde zuletzt in Dänemark Staatsrat und als Resident nach Paris gesandt; Todes-

jahr c. 1710.) Seine „Überschriften oder Epigrammata“ 1697 in sechs Büchern herausgegeben, wurden später bis auf zehn vermehrt. Ein Beispiel seiner Satire gegen den Hoffmannswaldau-Lohensteinschen Schwulst „Auf Artemons deutsche Gedichte“:

„Artemon hat gelernt an mehr als einem Ort
Ein unverständlich Nichts durch aufgeblasne Wort'
In wohlgezählte Reim' ohn' allen Zwang zu bringen.
In jedem Abschnitt hört man klingen:
Schnee, Marmor, Alabast, Musk, Bisam und Zibeth,
Sammet, Purpur, Seid' und Gold, Stern, Sonn' und Morgenröt',
Die sich in Unverstand verschanzen
Und in geschlossner Reihe tanzen.
Zwar les' ich selten sie von Anfang bis zu End';
Doch klopf' ich lachend in die Händ',
Und denk': es sind nicht schlechte Sachen,
Aus Schell'n ein Glockenspiel zu machen.“

Warnecke tadelte weniger Hoffmannswaldau und Lohenstein, als deren Nachahmer. So in dem Epigramm „Ursprung und Fortgang der deutschen Poesie“:

„Den deutschen Pegasus setzt Opitz erst in Lauf,
Und Gryph verbesserte, was an ihm ward getadelt.
Hernach trat Lohenstein und Hoffmannswaldau auf,
Die unsre Dichtkunst und sich durch die geadelt.
Die setzten Zierd' und Pracht zu Jenes Eigentum;
Der hat den ersten zwar, doch die den größten Ruhm.“

Warnecke hielt den guten „Einfall“ für die Seele des Epigramms; und manche seiner Epigramme sind wohlgelungene Proben eines solchen. In dem Epigramm „auf das Ende des französischen Edikts: car tel est notre plaisir“ verspottet er die deutsche Vielherrschaft im Gegensatz zum französischen Absolutismus:

„Zu Regensburg fünf kurze Fragen,
Auf welche mancher Mund muß seine Meinung sagen;
Und zu Versailles so viel Wort,
Die manche Hand ausführt an mehr als einem Ort,
Die sind's, die Ursach sind, daß Frankreich Deutschland pflückt,
Und manche Lilienblum' auf unsren Adler drückt:
Bei uns heißt's: ob? wie? wann? was? wer?
Und dort: denn das ist mein Begehr.“ —

Durch Warnecke wurde in Deutschland der erste Anlaß zu prosaisch geschriebener Kritik über poetische Werke gegeben. Er sagt: „Was die französische Schreibart zu der heutigen Vollkommenheit gebracht hat, rührt meistenteils daher, daß, sobald ein gutes Buch ans Licht kommt, demselben eine sog. Critique gleich auf dem Fuße nachfolgt, worin man die von dem Verfasser begangenen Fehler sittsam und mit aller Höflichkeit und Ehrerbietung anmerkt, sintemal dadurch ohne alle Ärgernis dem Leser der Verstand geöffnet und der Verfasser in gebührende Schranken gehalten wird.“ Warnecke, der von dieser Sitte in „Anmerkungen“, die er seinen Epigrammen beifügte, Gebrauch machte, geriet sogleich in eine litterarische Fehde, die erste in der deutschen Litteraturgeschichte, von der sich freilich nicht sagen läßt, daß es „sittsam, höflich und ehrerbietig“ dabei zuging. — Postel (geb. 1658, † 1705), ein Hamburger Dichter, Operndichter, schrieb ein Sonett, worin er Warnecke mit einem Hasen verglich, der auf dem toten Löwen (Lohenstein) herumspringe. Warnecke gab den Schimpf in einer Satire zurück: „Hans Sachs, ein Helden-

gedicht", 1703, worin er Hans Sachs als Pritschmeister darstellte, von welchem Stelpo (d. i. Postel) zur Nachfolge in der Pritschmeisterei auf dem Hamburger Gänsemarkt (wo das Opernhaus stand) gekrönt wurde. Postel hielt sich, nachdem er diesen Hieb empfangen, von der Fehde fern. Aber Hunold (geb. 1680, † 1721), Romanschriftsteller, setzte sie fort, zuerst in einer prosaischen Kritik, dann in einer Komödie vom „thörichten Pritschmeister", 1704, worin er den Schimpf der Pritschmeisterei Warnecke zurückgab, dessen Epigramme und Namen verstümmelte, letzteren in Narrweck und Wecknarr rc. Die Händel nahmen ein unrühmliches Ende. Warnecke ließ sich zur Rache verleiten; er denunzierte Hunold wegen eines satirischen Ausfalles auf König Karl II. bei der spanischen und französischen Gesandtschaft. Hunold rettete sich vor der Verfolgung, indem er, rechtzeitig gewarnt, das Blatt umdrucken ließ, auf welchem die Satire stand, so daß er das Original für Nachdruck ausgeben konnte.

## Dritter Abschnitt.

## Zeit des Kampfes der Leipziger und Schweizer 1725—1748.

### § 91. Gegenstand des Kampfes.

Als Resultat des Kampfes gegen die Verirrung der zweiten schlesischen Schule stand in den zwanziger Jahren des 18. Jahrhunderts allgemein fest, daß die Poesie auf „Nachahmung der Natur" beruhen müsse. In der Verständigung und Ausführung dieses Grundsatzes traten aber Männer, die eine Zeit lang an der Spitze der litterarischen Bewegungen standen, einander gegenüber: 1. Gottsched, der (durch die Dramatiker Frankreichs gebildet) hervorhob, daß die Nachahmung der Natur innerhalb bestimmter Regeln für die poetische Form geschehen müsse; 2. Bodmer und Breitinger, die (der Poesie Englands folgend) hervorhoben, daß die Freiheit der Phantasie bei der poetischen Naturnachahmung gewahrt bleiben müsse. Anlaß zum Kampfe um diese Prinzipien („Kampf der Leipziger und Schweizer") gab Bodmers Übersetzung von Miltons „Paradise lost" 1732.

Die französischen Dichter, nach denen Gottsched sich bildete, waren besonders die Dramatiker aus der Zeit Ludwigs XIV.: Corneille († 1684; Tragödien: Cid, Horace, Cinna); Racine († 1699; Tragödien: Andromaque, Iphigénie, Phèdre, Athalie); Molière († 1673; Komödien: Tartufe, l'Avare, Misantrope); ferner Regnard († 1709; Komödien: le Joueur); Destouches († 1754; Komödien: le Glorieux); auch Voltaire († 1778; Tragödien: Brutus, Zaïre, Mahomet). — Der englische Dichter, welcher für Bodmer maßgebend wurde, war Milton († 1674; the Paradise lost, religiöses Heldengedicht in reimlosen Jamben). — Der Gegensatz zwischen jenen französischen und diesem englischen Dichter stand besonders im folgenden: 1. Die Dichter Frankreichs waren Dramatiker, die Englands Epiker. Das Drama ist seinem Wesen nach mehr als das Epos sowohl an Regeln für die Form, wie an Beschränkungen des Inhalts gebunden. 2. Das Drama der Franzosen war besonders streng geformt, namentlich an die Gesetze der Einheit der Zeit, des Orts und der Handlung gebunden; das Epos der Engländer hinwieder war besonders frei gestaltet, ganz im Wunderbaren, fern von

Stelle eines Pickelherings wieder besetzt werden soll. An der Wiederbesetzung nehmen die vornehmsten Personen des Ortes mit lebhaften Intriguen teil, der Geistliche, der regierende Junker, die Frauen, besonders aber der Kantor, Schulmeister und Konsulent Scibilis, der dem Kandidaten zum Siege verhilft, welcher seine Tochter zu heiraten versprochen hat. Hiernach wird denn Macchiavell von der Anklage freigesprochen. Ferner ist zu erwähnen: „Die Komplimentierkomödie" 1679, eine Übung der heranwachsenden Jugend in Höflichkeitsbezeichungen aller Art. „Die verkehrte Welt" 1684, ein Stück voll Unsinns, in welchem 103 Personen mitspielten, weil der Dichter alle Schüler auf der Bühne erscheinen lassen wollte. — In den Romanen verfolgte Weise meistens einfache, moralisch didaktische Zwecke. „Die drei Erznarren in der ganzen Welt" 1672. Florindo ist durch testamentarische Bestimmungen beauftragt, die drei ärgsten Narren malen zu lassen. Er unternimmt mit mehreren Gefährten eine Reise in die Welt. Die Erfahrungen dieser Reise werden zu den mannigfachsten Genrebildern der Narrheit benutzt. In dem Roman „die drei klügsten Leute" geht derselbe Florindo und der Fürst, die beide ihre Frauen für untreu halten, in die Welt, um ihr Unglück zu vergessen, und um die drei klügsten Leute zu suchen. Die beiden Damen reisen ihnen aber nach, erretten sie aus Mißgeschick, das sie unterdessen getroffen, und beweisen ihre Treue. Didaktische Gespräche und Erzählungen mannigfacher Tendenz bilden den Inhalt.

Barthold Heinrich Brockes (geb. 1680 in Hamburg, studierte die Rechte; vielseitig gebildet, auch für Malerei und Musik; lebte frei den Wissenschaften und Künsten; 1720 Mitglied des Senats in Hamburg, † 1747). Seine Gedichtsammlung „irdisches Vergnügen in Gott" (9 Bände. 1721—48) enthält Naturschilderungen, Bilder der Natur, von einem frommen Gemüt entworfen: eine gefällige Art der Parabel. In dem Gedicht „Frühe Knospen an einem Birnbaum" beschreibt Brockes die Knospen, die einhüllenden Blätter, die kleinen Knoten, die fünf Spitzen, Stiele, Pelzwerk, Farbe; sie scheinen ihm mehr von unsichtbarer Hand gebildet als gewachsen; und sehr sinnig schließt sich die Frage an:

Du Allmachts voller Gott, der du so wunderbar
In jeder Kreatur, in allen deinen Werken
Macht, Lieb' und Weisheit lässest merken,
Ach warum soll ich denn mit kindlichem Vertrauen
Auf deine Lieb' und Vatertreu' nicht bauen?"

In einem andern Gedicht sieht der Dichter die „Kirschblüte bei der Nacht". Er erstaunt über ihre Weiße. Da geht sein Auge zwischen den Blüten hindurch höher hinauf, und der noch viel reinere Glanz der Sterne ruft ihm die Gewißheit zu, daß alle Schönheit dieser Erde mit der himmlischen nicht verglichen werden könne. In dem Gedicht „die Nachtigall" findet sich eine lebhafte Schilderung der verschiedenen Tonweisen der „Sirene der Büsche". Was ist es, fragt der Dichter, das da singt? Seele? tönender Staub? singendes Nichts? bloßer Klang? Er kann sich das Himmlische nicht ausdeuten. Ebenso: „die Blumen, die Bienen, die auf ein starkes Ungewitter erfolgte Stille, Wintergedanken" 2c. Brockes schrieb 1745 eine Übersetzung von Thomsons „Jahreszeiten".

Johann Christian Günther (geb. 1695 zu Striegau in Schlesien; studierte Medizin in Wittenberg; konnte seine Leidenschaften nicht beherrschen und ging darüber zu Grunde, † 1723). Unter seinen lyrischen Gedichten (nach seinem Tode 1723 gesammelt, seitdem oft aufgelegt) sind die vorzüg-

lichsten, in denen er die Empfindungen der durch Reue gequälten und geläuterten Seele ausspricht:

„Laß mich doch nur in der Still'
Ohne Licht und Zeugen weinen,
Weil der Himmel gar nicht will,
Daß mir bessre Tage scheinen.
Das Bekümmernis der Brust
Wird durch Mitleid nicht zur Lust.

Meines Lebens schwerer Lauf
Ist fürwahr so kurz als böse.
Steh' ich gleich mit Sehnsucht auf,
Ob und wer mich bald erlöse:
Seh' ich gleichwohl allemal
Für den Stern den Donnerstrahl."

Der Dichter sucht Hilfe bei Gott. Da er sie gefunden, ruft er entzückt aus: „Bin ich etwa schon verschieden?" und als er sich noch lebend fühlt, übernimmt er freudig den Kampf des Lebens von neuem. — Das „Abendlied" beginnt:

„Abermal ein Teil vom Jahre,
Abermal ein Tag vollbracht!

Abermal ein Brett zur Bahre
Und ein Schritt zur Gruft gemacht."

Allmählich erhellt sich das Dunkel, und mit reinem Wohlklang schließt das Gedicht:

„Sanftes Lager sei gegrüßt!
Weil du dessen Vorbild bist,

Das ich dermaleinst im Grabe
Sicher zu erwarten habe."

Günther hat viele Gelegenheitsgedichte geschrieben, unter anderen den großen Gesang „Auf den zwischen Ihro Kaiserlichen Majestät und der Pforte 1718 geschlossenen Frieden (Eugen ist fort. Ihr Musen nach!)" rc.

## § 90. Canitz, Warnecke.

**Als Epigrammatiker und Satiriker, die gegen die Unnatur des Hoffmannswaldau-Lohensteinschen Geschmackes auftraten, sind zu merken: Freiherr von Canitz (Nebenstunden unterschiedener Gedichte) und Warnecke (Überschriften oder Epigrammata).**

Friedr. Rud. Ludw. Freiherr von Canitz (geb. 1654 in Berlin; auf Universitäten in Leyden und Leipzig; auf Reisen durch Italien, Frankreich, Holland; wurde 1677 preußischer Kammerjunker, später Legationsrat und Geheimer Staatsrat, † 1699). Seine „Nebenstunden unterschiedener Gedichte" wurden erst 1700 veröffentlicht. Sein Vorbild war Boileau (unter den Franzosen der Nachahmer des Horaz). In der dritten Satire „von der Poesie" klagt er die deutschen Dichter an, daß ihnen die Natur zu schlecht sei, um sie nachzuahmen, daß sie anderen Spuren folgen, daß sie kein Wort vorbringen, das nicht auf Stelzen ginge, daß sie die ganze Erde bewegen, im Himmel Lärm machen und alle Götter aus dem Versteck rufen, um sie zu Zeugen des Gleichgültigsten zu machen.

Im Anschluß an Canitz bildete sich Benjamin Neukirch (geb. 1665 im schlesischen Dorfe Reinicke; in dürftigen Umständen aufwachsend; Professor an der neu errichteten Ritterakademie in Berlin; nach deren Aufhebung unter Friedrich Wilhelm I. Erzieher des Erbprinzen von Ansbach, † 1729). „Satiren und poetische Briefe" 1732.

Christian Warnecke, niedersächsisch „Wernicke" ausgesprochen und danach oft geschrieben. (Geburtsjahr und Heimat unbekannt; sein Vater ein Sachse, seine Mutter eine Engländerin; 1685 auf der Universität Rostock; lebte zuerst am Mecklenburger Hofe; dann, nach Reisen durch Frankreich und die Niederlande, in London als Gesandtschaftssekretär; nachdem er durch Kabalen aus seiner Stellung verdrängt war, privatisierte er in Hamburg; wurde zuletzt in Dänemark Staatsrat und als Resident nach Paris gesandt; Todes-

jahr c. 1710.) Seine „Überschriften oder Epigrammata“ 1697 in sechs Büchern herausgegeben, wurden später bis auf zehn vermehrt. Ein Beispiel seiner Satire gegen den Hoffmannswaldau-Lohensteinschen Schwulst „Auf Artemons deutsche Gedichte“:

„Artemon hat gelernt an mehr als einem Ort
Ein unverständlich Nichts durch aufgeblasne Wort'
In wohlgezählte Reim' ohn' allen Zwang zu bringen.
In jedem Abschnitt hört man klingen:
Schnee, Marmor, Alabast, Musk, Bisam und Zibeth,
Sammet, Purpur, Seid' und Gold, Stern, Sonn' und Morgenröt',
Die sich in Unverstand verschanzen
Und in geschlossner Reihe tanzen.
Zwar les' ich selten sie von Anfang bis zu End';
Doch klopf' ich lachend in die Händ',
Und denk': es sind nicht schlechte Sachen,
Aus Schell'n ein Glockenspiel zu machen.“

Warnecke tadelte weniger Hoffmannswaldau und Lohenstein, als deren Nachahmer. So in dem Epigramm „Ursprung und Fortgang der deutschen Poesie“:

„Den deutschen Pegasus setzt Opitz erst in Lauf,
Und Gryph verbesserte, was an ihm ward getadelt.
Hernach trat Lohenstein und Hoffmannswaldau auf,
Die unsre Dichtkunst und sich durch die geadelt.
Die setzten Zierd' und Pracht zu Jenes Eigentum;
Der hat den ersten zwar, doch die den größten Ruhm.“

Warnecke hielt den guten „Einfall“ für die Seele des Epigramms; und manche seiner Epigramme sind wohlgelungene Proben eines solchen. In dem Epigramm „auf das Ende des französischen Edikts: car tel est notre plaisir“ verspottet er die deutsche Vielherrschaft im Gegensatz zum französischen Absolutismus:

„Zu Regensburg fünf kurze Fragen,
Auf welche mancher Mund muß seine Meinung sagen;
Und zu Versailles so viel Wort,
Die manche Hand ausführt an mehr als einem Ort,
Die sind's, die Ursach sind, daß Frankreich Deutschland pflückt,
Und manche Lilienblum' auf unsren Adler drückt:
Bei uns heißt's: ob? wie? wann? was? wer?
Und dort: denn das ist mein Begehr.“ —

Durch Warnecke wurde in Deutschland der erste Anlaß zu prosaisch geschriebener Kritik über poetische Werke gegeben. Er sagt: „Was die französische Schreibart zu der heutigen Vollkommenheit gebracht hat, rührt meistenteils daher, daß, sobald ein gutes Buch ans Licht kommt, demselben eine sog. Critique gleich auf dem Fuße nachfolgt, worin man die von dem Verfasser begangenen Fehler sittsam und mit aller Höflichkeit und Ehrerbietung anmerkt, sintemal dadurch ohne alle Ärgernis dem Leser der Verstand geöffnet und der Verfasser in gebührende Schranken gehalten wird.“ Warnecke, der von dieser Sitte in „Anmerkungen“, die er seinen Epigrammen beifügte, Gebrauch machte, geriet sogleich in eine litterarische Fehde, die erste in der deutschen Litteraturgeschichte, von der sich freilich nicht sagen läßt, daß es „sittsam, höflich und ehrerbietig“ dabei zuging. — Postel (geb. 1658, † 1705), ein Hamburger Dichter, Operndichter, schrieb ein Sonett, worin er Warnecke mit einem Hasen verglich, der auf dem toten Löwen (Lohenstein) herumspringe. Warnecke gab den Schimpf in einer Satire zurück: „Hans Sachs, ein Helden-

gedicht", 1703, worin er Hans Sachs als Pritschmeister darstellte, von welchem Stelpo (d. i. Postel) zur Nachfolge in der Pritschmeisterei auf dem Hamburger Gänsemarkt (wo das Opernhaus stand) gekrönt wurde. Postel hielt sich, nachdem er diesen Hieb empfangen, von der Fehde fern. Aber Hunold (geb. 1680, † 1721), Romanschriftsteller, setzte sie fort, zuerst in einer prosaischen Kritik, dann in einer Komödie vom „thörichten Pritschmeister", 1704, worin er den Schimpf der Pritschmeisterei Warnecke zurückgab, dessen Epigramme und Namen verstümmelte, letzteren in Narrweck und Wecknarr ꝛc. Die Händel nahmen ein unrühmliches Ende. Warnecke ließ sich zur Rache verleiten; er denunzierte Hunold wegen eines satirischen Ausfalles auf König Karl II. bei der spanischen und französischen Gesandtschaft. Hunold rettete sich vor der Verfolgung, indem er, rechtzeitig gewarnt, das Blatt umdrucken ließ, auf welchem die Satire stand, so daß er das Original für Nachdruck ausgeben konnte.

---

# Dritter Abschnitt.

## Zeit des Kampfes der Leipziger und Schweizer 1725—1748.

---

### § 91. Gegenstand des Kampfes.

Als Resultat des Kampfes gegen die Verirrung der zweiten schlesischen Schule stand in den zwanziger Jahren des 18. Jahrhunderts allgemein fest, daß die Poesie auf „Nachahmung der Natur" beruhen müsse. In der Verständigung und Ausführung dieses Grundsatzes traten aber Männer, die eine Zeit lang an der Spitze der litterarischen Bewegungen standen, einander gegenüber: 1. Gottsched, der (durch die Dramatiker Frankreichs gebildet) hervorhob, daß die Nachahmung der Natur innerhalb bestimmter Regeln für die poetische Form geschehen müsse; 2. Bodmer und Breitinger, die (der Poesie Englands folgend) hervorhoben, daß die Freiheit der Phantasie bei der poetischen Naturnachahmung gewahrt bleiben müsse. Anlaß zum Kampfe um diese Prinzipien („Kampf der Leipziger und Schweizer") gab Bodmers Übersetzung von Miltons „Paradise lost" 1732.

Die französischen Dichter, nach denen Gottsched sich bildete, waren besonders die Dramatiker aus der Zeit Ludwigs XIV.: Corneille († 1684; Tragödien: Cid, Horace, Cinna); Racine († 1699; Tragödien: Andromaque, Iphigénie, Phèdre, Athalie); Molière († 1673; Komödien: Tartufe, l'Avare, Misantrope); ferner Regnard († 1709; Komödien: le Joueur); Destouches († 1754; Komödien: le Glorieux); auch Voltaire († 1778; Tragödien: Brutus, Zaïre, Mahomet). — Der englische Dichter, welcher für Bodmer maßgebend wurde, war Milton († 1674; the Paradise lost, religiöses Heldengedicht in reimlosen Jamben). — Der Gegensatz zwischen jenen französischen und diesem englischen Dichter stand besonders im folgenden: 1. Die Dichter Frankreichs waren Dramatiker, die Englands Epiker. Das Drama ist seinem Wesen nach mehr als das Epos sowohl an Regeln für die Form, wie an Beschränkungen des Inhalts gebunden. 2. Das Drama der Franzosen war besonders streng geformt, namentlich an die Gesetze der Einheit der Zeit, des Orts und der Handlung gebunden; das Epos der Engländer hinwieder war besonders frei gestaltet, ganz im Wunderbaren, fern von

allem Natürlichen und Gewöhnlichen sich bewegend (im Himmel, Hölle, Paradies). 3. Die Gedankenrichtung der Franzosen war die des geistvoll unterhaltenden, besonders dem Witz zugewandten Lebens (esprit); die des Engländers war der religiöse Tiefsinn, Versenkung und Begeisterung im Schauen der ewigen Geheimnisse. — Die Richtung Miltons bekam bald durch Thomsons († 1748) beschreibendes Gedicht „die Jahreszeiten" (the seasons) teils Unterstützung, teils Erweiterung: die „moralisch beschreibende, religiöse" Richtung.

Von Bodmer und Gottsched wurden in Deutschland die ersten ästhetisch kritischen Zeitschriften herausgegeben, 1. von Bodmer: „Die Discourse der Maler" 1721—23, später unter dem Titel: „Maler der Sitten" (Bodmer, Breitinger u. a. kamen wöchentlich zu Besprechungen über das, was für die Wochenschrift ausgearbeitet werden sollte, zusammen); 2. von Gottsched: „Die vernünftigen Tadlerinnen" 1725—26, später unter dem Titel: „Der Biedermann". — Nachdem Bodmer und Gottsched ihre Ansichten lange Zeit friedlich in den Zeitschriften besprochen hatten, zeigte sich eine ernstliche Abweichung erst in Bodmers Schrift: „Von dem Einfluß und Gebrauche der Einbildungskraft zur Ausbesserung des Geschmackes" 1727. Eine litterarische Bekämpfung aber begann, als Bodmer Miltons „lost Paradise" übersetzte: „Johann Miltons Verlust des Paradieses, ein Heldengedicht, in ungebundener Rede übersetzt" 1732. Als Gottsched dieses Werk angriff (im ersten Jahrgang der „Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit, herausgegeben von einigen Liebhabern der deutschen Litteratur" 1732—45), trennten sich beide Richtungen gänzlich. Das Bedeutendste, was von beiden Seiten geschrieben wurde, ist 1. von Gottsched die zweite Auflage seiner „Kritischen Dichtkunst" 1737; 2. von Bodmer: „Kritische Abhandlung von dem Wunderbaren in der Poesie und dessen Verbindung mit dem Wahrscheinlichen, in einer Verteidigung des Gedichts Joh. Miltons von dem verlorenen Paradiese" 1740, und „Kritische Betrachtungen über die poetischen Gemälde der Dichter, mit einer Vorrede von Breitinger" 1741. Eines der letzten Schriftwerke in diesem Kampfe war von Wieland: „Sammlung der Zürcherischen Streitschriften zur Verbesserung des deutschen Geschmackes wider die Gottschedische Schule" 1753. Der Kampf wurde von Bodmer und Gottsched nicht ausgekämpft; jeder glaubte sich im Rechte und im Siege. Von Gottsched aber wandte man sich mehr und mehr ab, während Bodmers Gedanke, daß die Poesie auf Einbildungskraft und schöpferischer Genialität beruhe und zu dem Wunderbaren berechtigt sei, in den aufkommenden Talenten der nächsten Zeit stärkere Unterstützung fand. Bodmer begrüßte Klopstock als den ersehnten „Messias der Poesie", während die Gottschedsche Richtung ihn um der Form, wie um des Inhalts willen bekämpfte und verspottete.

## § 92. Joh. Christ. Gottsched, geb. 1700, gest. 1766.

Gottscheds Verdienste bestehen darin, daß er die Gesetze der französischen Poesie, namentlich der französischen Dramatik aus Ludwigs XIV. Zeit zur Geltung brachte und dadurch auf die Bildung des Geschmacks förderlich wirkte. Theoretisch sprach er seine Ansichten in dem Werk „Versuch einer kritischen Dichtkunst" 1730 aus. Praktisch sorgte er für deren Verwirklichung auf dem Gebiet der dramatischen Poesie, indem er sich mit der Direktion einer Schauspielergesellschaft (Frau Neuber) verband. Abschaffung der Hanswurststücke und der Opern; Einführung form=

gerechter Schauspiele („deutsche Schaubühne“). Gottscheds Dichtungen: Oden; Trauerspiele: der sterbende Cato 2c.

Johann Christoph Gottsched (geb. 1700 zu Judithenkirch bei Königsberg; auf der Universität zu Königsberg, Magister daselbst; floh 1742 aus Preußen, da die Werber Friedrich Wilhelms I. seiner Körpergröße wegen auf ihn aufmerksam geworden waren, nach Leipzig, wo er an der Universität Vorlesungen hält; wurde hier Mittelpunkt eines Dichter- und Gelehrtenkreises, der „poetischen Gesellschaft“, die er 1727 zur „deutschen Gesellschaft“ umbildete; Professor der Philosophie und Dichtkunst an der Universität, † 1766). Gottsched war seiner Geistesanlage nach Theoretiker und Kritiker. Nicht Empfindung oder Phantasie, sondern Verstand und Aufmerksamkeit auf die Form herrschten in ihm vor. Das Hauptwerk, mit dem er nach dieser Seite hin wirkte, sein „Versuch einer kritischen Dichtkunst für die Deutschen“, wurde 1730 und seitdem dreimal während seines Lebens, zu gleicher Zeit wiederholentlich in Auszügen herausgegeben. Es war das Werk, an welchem Kritik und Auffassung lange Zeit sich übten. — Gottsched zeigte eine außerordentliche Energie darin, seine Ansichten auch praktisch ins Leben zu setzen. Er war Mitglied der „poetischen Gesellschaft“ in Leipzig und unterhielt beständig litterarische Verbindungen mit anderen Orten, auch mit dem Ausland. Besonders einflußreich wurde, daß er sich 1728 mit der unter Leitung der Frau Neuber stehenden Schauspielertruppe in Leipzig verband, und auf der Bühne selbst seine Ansicht zur Geltung bringen ließ. Seine Bemühungen gingen 1. gegen den Hanswurst, der, seit den englischen Komödianten in Deutschland einheimisch (§ 73), das regelrechte Drama besonders dadurch störte, daß seine Rollen, meistens improvisirt, der Laune des Schauspielers angehörten. Der Hanswurst aber war der Liebling des Theaterpublikums, und Gottsched mußte mit großer Vorsicht verfahren. Nachdem er die Gedanken des Publikums auf verschiedene Weise darauf gelenkt hatte, unternahm er 1737 einen kühnen Schlag. In einem zu diesem Zwecke gedichteten Vorspiel wurde der Hanswurst des Unfugs wegen, den er auf der Bühne anrichte, verklagt, vor den Richter gestellt, und da er sich nicht genügend rechtfertigen konnte, zum Feuertode verurteilt. Eine Puppe in seinem buntscheckigen Gewande wurde auf dem Scheiterhaufen verbrannt und sein Name für ewige Zeiten von der Bühne verwiesen. Nach diesem letzten Hanswurstspiel kam derselbe in Leipzig nicht mehr zur Darstellung; und von dort verbreitete sich der gereinigte Geschmack allmählich über ganz Deutschland. — Ebenso energisch kämpfte Gottsched 2. gegen die Oper, die seit dreißig Jahren auf allen Theatern und besonders bei den theatralischen Darstellungen an den Höfen Alleinherrschaft erlangt hatte: dramatische Spiele, bei denen die Poesie eine sehr untergeordnete Rolle neben Musik, Tanz und Dekorationskunst hatte. Gottsched besaß soviel Einfluß, daß er sich eine Zeit lang (in den vierziger Jahren des Jahrhunders) rühmen konnte, die Oper von den deutschen Bühnen verbannt zu haben, während allerdings die bald darauf eintretenden Fortschritte der Musik (Gluck, Mozart 2c.) ihr schnell wieder eine erhöhte Bedeutung gaben. — Gottscheds Bemühungen gingen endlich 3. auf die Herstellung kunstgerechter Schauspiele für die Aufführung. Gottsched sammelte die Stücke, die er selbst und seine Anhänger entweder übersetzten oder nach fremden Vorbildern bearbeiteten, 1740—50 unter dem Titel „Deutsche Schaubühne, nach den Regeln der Griechen und Römer eingerichtet“ (6 Bände). Daß die Stücke nach den Regeln der Griechen und Römer eingerichtet waren, ist eine ungenaue Angabe, da sie vielmehr meistens dem Vorbilde der Franzosen nachgebildet waren, die

freilich ihre Dramen nach den Regeln der Alten eingerichtet zu haben glaubten. Von Gottsched selbst finden sich in der „deutschen Schaubühne“: eine Übersetzung der Iphigenie des Racine; der sterbende Cato; die Pariser Bluthochzeit König Heinrichs von Navarra, König Agis ꝛc. — Gottscheds Dichtungen sind vorherrschend deklamierend und in sehr unbeholfenem Stil; sowohl die Oden (meistens Gelegenheitsgedichte: Jubelode auf die Buchdruckerkunst; Festreden für die in Leipzig von ihm geleitete poetische Gesellschaft; Geburts-, Hochzeitsgedichte ꝛc.), wie seine Dramen. Das Trauerspiel: der „sterbende Cato“ 1732 (unter Benutzung eines englischen Dramas von Addison und eines französischen von Deschamps bearbeitet) stellt die Schlußkatastrophe des Kampfes zwischen der republikanischen und der cäsarischen Partei in Afrika dar, den Selbstmord Catos in Utika. Probe der Sprache (Aufzug 4, Auftritt 3):

„Cäsar: Nun, Cato, soll ich jetzt die Gnade herrschen lassen?
Wie? oder soll ich noch das scharfe Rachschwert fassen?
Was wünscht der Römer Rat?

Cato (herzhaft): Dir, was du ihm gedroht!
Das ist: den Untergang! wo nicht sich selbst den Tod!
Der Krieg, der Krieg allein soll uns den Ausschlag geben.
Doch niemand will von uns die Freiheit überleben.
Indessen glaube nicht, daß dieser Mauern Kreis,
Daß uns nur Utika so kühn zu machen weiß“ ꝛc.

Cato und die Seinigen wollen kämpfen, auch wenn „ganz Afrika mit Adlern bepflanzt“ wird. Cäsar hofft noch in der Liebe, welche Porcia, Catos Tochter, für ihn hegt, ein Versöhnungsmittel zu finden. Porcia aber, Catos echte Tochter, weist den Antrag zurück und Cato macht der Unterredung ein Ende:

„Viel lieber wollt' ich sie nicht für mein Kind mehr achten,
Und sie, ja mich zugleich, als Opfertiere schlachten.
Nein Cäsar, glaube nicht, daß mich dein Vorschlag trügt,
Weil mir Pompejens Fall noch stets im Sinne liegt.
Der ward dein Tochtermann; doch dies vermeinte Glücke
War seines Unfalls Grund: die Eh' ward ihm zum Stricke.
Gesetzt also, daß ich dem Beifall geben wollt',
Daß Cäsar Porcien zur Gattin haben sollt':
So würde doch dein Herz ganz unersättlich bleiben
Und seine Kronensucht aufs allerhöchste treiben.“ —

An theoretischen Schriften ist von Gottsched außer der „kritischen Dichtkunst“ zu merken: „Redekunst“ 1728; „Deutsche Sprachkunst“ 1748. Als litteraturgeschichtliches Werk ist für das Drama wichtig: „Nötiger Vorrat zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst“ 1757—65. Gottsched gab hierin ein Verzeichnis sämtlicher ihm bekannten deutschen Schauspiele. — Die Erfolge, welche Gottsched frühzeitig gewann, das Ansehen, das er als Verbesserer des Geschmacks in weiten Kreisen genoß, die Huldigungen, die ihm von weit her gespendet wurden, erzeugten bald ein Selbstgefühl in ihm, das seinen Zeitgenossen als Arroganz lästig wurde. Nachdem Bodmer und dessen Schweizer Verbündete lange Zeit die einzigen Bekämpfer seiner Ansichten gewesen waren, wurde mit den vierziger Jahren die Einseitigkeit seines Standpunktes immer allgemeiner anerkannt, und er stand viele Jahre seines Lebens auf der eingebildeten Höhe einer Diktatur einsam, verlassen und vergessen. Im Jahre 1742 trennte sich sogar Frau Neuber von ihm, indem sie andere Schauspiele, als die von ihm empfohlenen, zur Aufführung brachte. Als Gott-

sched darauf, um sich zu rächen, eine andere Schauspielertruppe vorzog, griff sie um der Notwehr willen zu allen Mitteln ihrer Macht. In einem satirisch gehaltenen Vorspiel: „der allerkostbarste Schatz" ließ sie ihn selbst als „Tadler" auf der Bühne erscheinen: in einem Narrengewande, eine goldene Sonne um den Kopf, Fledermausflügel an den Schultern und eine Blendlaterne in der Hand, um Fehler gegen seine „kritische Dichtkunst" zu suchen. Seitdem wuchs von Jahr zu Jahr der Spott, der ihm von verschiedenen Seiten gespielt wurde, und es hat lange gedauert, bis man ihm durch Anerkennung seiner Verdienste wieder gerecht wurde.

Unter den Mitarbeitern an der „Deutschen Schaubühne" steht Gottscheds Frau obenan: Luise Adelgunde Viktoria, geb. **Kulmus** (1713 in Danzig geboren; seit 1729 mit Gottsched bekannt, darauf in lebhaftem Briefwechsel, 1735 mit ihm verheiratet, † 1762). Von ihr sind teils Übersetzungen (Alzire von Voltaire; der Verschwender von Destouches; Menschenfeind von Molière rc.), teils eigene Dichtungen: „die Hausfranzösin" (Satire gegen die Nachäffung der Franzosen in Erziehung und Sitte), die „Pietisterei im Fischbeinrocke oder die Doktorgemäße Frau" (Satire gegen die Pietisten), „der Witzling" (Satire gegen die unklare Gefühlspoesie der Bodmer-Klopstockschen Richtung. Die Person des Stückes, Sinnreich, sagt: „Ich lese allemal lieber einen sinnreichen Gedanken, als einen richtigen Ausdruck." Vielwitz antwortet: „Und mich dünkt, ein Gedanke kömmt mir noch einmal so schön vor, wenn der Ausdruck wider die Grammatik läuft. Reinhart endlich: „Ich will Ihnen noch mehr sagen. Der ganze Gedanke besteht oftmals nur im Schnitzer. Wenn Sie die Worte recht zusammensetzen, ist gewiß kein Gedanke mehr da"). — Andere Mitarbeiter an der „Schaubühne" waren: Schwabe, Pitschel, Lange, Quistorp.

Unter den Dichtern, die zur Zeit des sinkenden Ansehens Godscheds sich noch in seinem Gefolge befanden, ist der bedeutendste: Christoph Otto Freiherr von Schönaich (geb. 1725 zu Amtitz in der Lausitz, Offizier in sächsischen Diensten, durch Gottscheds Einfluß 1752 zum Dichter gekrönt, † 1807 zu Amtitz), „Hermann oder das befreite Deutschland, ein Heldengedicht", 1751 rc.

## § 93. Bodmer und Breitinger.

Die Verdienste der Schweizer liegen darin, daß der Empfindung und Phantasie ihr Recht bewahrt wurde. Bodmer wirkte dahin durch theoretisch kritische Schriften („Vom Einfluß und Gebrauch der Einbildungskraft zur Ausbesserung des Geschmacks; Kritische Abhandlung von dem Wunderbaren" § 91) und durch Wiedererweckung der Poesie des Mittelalters (Ausgaben der Minnesänger, des Parzival, eines Teils des Nibelungenliedes). Breitingers Hauptwerk war: Kritische Dichtkunst 1740.

Joh. Jak. Bodmer (geb. 1698 zu Greifensee bei Zürich; studierte in Zürich zuerst Theologie, nach längerer Unterbrechung, in der er sich dem Kaufmannsstande gewidmet hatte, Geschichte und die Rechte seines Vaterlandes; 1725 Professor der helvetischen Geschichte in Zürich, später im großen Rat der Stadt; im Alter zog er sich auf sein Landgut bei Zürich zurück, † 1783); Bodmer hat sehr viel gedichtet, hauptsächlich religiöse Epen. Noah war vor 1748, vor Klopstocks Messias entworfen, wurde aber nach dieser Zeit in Hexametern ausgeführt. „Jakob und Joseph, eine Patriarchade" 1751; „Colombona" in 5 Gesängen 1753 (Entdeckung Amerikas). Ferner Dramen: „Julius Cäsar 1763; Gottsched, ein Trauerspiel in Versen" 1765.

Joh. Jak. Breitinger (1701 in Zürich geb.; Professor der hebräischen und griechischen Sprache, der Logik und Beredsamkeit, † 1776): „Kritische Dichtkunst, worin die poetische Malerei in Absicht der Erpfindung im Grunde untersucht und mit Beispielen aus den berühmtesten Alten und Neueren ererläutert wird“ 1740. — Einen späteren Ausdruck fanden die Schweizer Ideeen durch Johann Georg Sulzer (geb. 1720 in Winterthur; studierte unter Bodmer und Breitinger; 1744 nach Berlin; Mitglied der Akademie der Wissenschaften, † 1779). Sein Hauptwerk: „Theorie der schönen Künste“ 1771.

## § 94. Haller, Hagedorn.

Mehr poetische Begabung zeigten: Albrecht von Haller (Lyrisches und Didaktisches: die Alpen, vom Ursprung des Übels) und Friedrich von Hagedorn (Lieder, Fabeln, poetische Erzählungen).

Albrecht von Haller (geb. 1708 in Bern; aus einer patricischen Familie der Stadt; studierte Medizin in Tübingen und Leyden; in Bern praktischer Arzt, dann in Göttingen Professor der Medizin; kehrte 1753 nach Bern zurück, Amman daselbst, † 1777) stand den Schweizer Anschauungen näher, mischte sich aber niemals in den Streit seiner Landsleute mit Gottsched. Seine Poesieen unter dem Titel: „Versuch schweizerischer Gedichte“ 1731, sind ernst, malerisch, beschreibend, eingehend und anschauungsvoll. Eine Strophe aus dem großen beschreibenden Gedicht „die Alpen“ (1729), die Anrede an sein Volk, lautet:

„Wohl dir, vergnügtes Volk! dir hat ein hold Geschicke
Der Laster reichen Quell, den Überfluß versagt;
Dem, den sein Stand vergnügt, dient Armut stets zum Glücke,
Da Pracht und Üppigkeit der Länder Stütze nagt.
Als Rom die Siege noch bei seinen Schlachten zählte,
War Brei der Helden Speis', und Holz der Götter Haus;
Als aber ihm das Maß von seinem Reichtum fehlte,
Trat bald der schwächste Feind den feigen Stolz in Graus.
Du aber hüte dich, was größres zu begehren,
Bleib deiner Einfalt treu, so wird dein Wohlstand währen.“

In dem Gedicht „Sehnsucht nach dem Vaterland“ bricht sich die Sprache des Herzens warm und lebendig durch:

„Ach, Himmel, laß mich doch die Thäler grüßen,
Wo ich den Lenz des Lebens zugebracht,
Und beim Geräusch von kleinen Wassergüssen
Auf einen Reim für Sylvien gedacht,
Wo schwaches Laub, belebt vom Westenwinde,
Die matte Seel' in sanfte Wemut bringt,
Und in dem Forst noch nie bestrahlter Gründe
Kein Leid mehr bleibt, das nicht die Stille zwingt.“ 2c.

Hallers Gedichte stammen aus der Zeit vor seinem dreißigsten Lebensjahre. Während er darauf als Professor der Medizin durch ausgebreiteten wissenschaftlichen Verkehr von der Poesie abgelenkt wurde, fand er im späteren Alter Muße zu Romanen: Erzählungen, die den Zweck hatten, die verschiedenen Verfassungsformen anschaulich zu erläutern: „Usong, eine morgenländische Geschichte“ 1771 (unumschränkte Regierungsform); „Alfred, König der Angelsachsen“ 1773 (gemäßigte Monarchie); „Fabius und Cato, ein Stück aus der römischen Geschichte“ 1774 (Aristokratie).

Friedrich von Hagedorn (geb. 1708 in Hamburg, studierte die Rechte in Jena; Privatsekretär des dänischen Gesandten in London; seit 1733 Sekretär der englischen Handelsgesellschaft Court in Hamburg, † 1754) war eine heitere, dem Leben zugewandte Natur. Wenn er in Jena wegen Schulden im Karzer saß, war sein Trost, nun für Studien Zeit zu haben. Als er später in Hamburg eine bescheidene, aber sorgenfreie Stelle gewonnen, sammelte er um sich einen geselligen Kreis, aus dem und für den seine Gedichte geschaffen wurden. Das Lied „An die Freude" („Freude, Göttin edler Herzen") erscheint beinahe wie eine kleine Vorarbeit zu Schillers gleichnamigem Gedicht. „Der Wein; das Heidelberger Faß; der Mai; der Lauf der Welt" ꝛc. sind Gedichte, welche gegen die Schwerfälligkeit der Sprache jener Zeit durch Leichtigkeit der Verse überraschen. Als Muster eines Triolet kann „Der erste Mai" angeführt werden:

„Der erste Tag im Monat Mai
Ist mir der glücklichste von allen,
Dich sah ich und gestand dir frei,
Den ersten Tag des Monats Mai,
Daß Dir mein Herz ergeben sei.
Wenn mein Geständnis dir gefallen,
So ist der erste Tag im Mai
Für mich der glücklichste vor allen."

Großes Verdienst hat Hagedorn für die Fabel, die in Deutschland damals seit mehr als hundert Jahren nicht bearbeitet war. (Das Hühnchen und der Diamant; der Löwe und die Mücke ꝛc. Sein Vorbild war Lafontaine (geb. 1611, † 1695). Auch seine poetischen Erzählungen (Johann der muntre Seifensieder; der Hänfling des Papstes Johann XXIII.) gewannen den Beifall ihrer Zeit.

## § 95. Dichter der „Bremer Beiträge".

Durch die Mitarbeit an einer Zeitschrift, den „Bremer Beiträgen", wurden seit 1744 mehrere Dichter zu einem Verein verbunden: dem sog. Leipziger Dichtervereine. Die bedeutendsten derselben waren: Rabener (Satiren in Prosa); Gellert (Fabeln, poetische Erzählungen, geistliche Lieder); Joh. El. Schlegel (Trauerspiele: Trojanerinnen, Kanut, Hermann) und Zachariä (komische Heldengedichte: Renommist, Schnupftuch, Phaëton, Murner in der Hölle).

Bremer Beiträge. Seit 1741 hatte Schwabe (Professor in Leipzig, als Mitarbeiter an Gottscheds „Deutscher Schaubühne" schon genannt) eine Zeitschrift herausgegeben: „Belustigungen des Verstandes und Witzes". Da sie im Sinne Gottscheds redigiert wurde, fühlten sich jüngere Dichter bald durch sie nicht genügend unterstützt, oft sogar beschränkt. Um freier zu sein, gründeten sie eine eigene Zeitschrift: „Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes", die 1745 zum erstenmal erschien und nach dem Druckorte kurzweg „Bremer Beiträge" genannt wurde. Die Redaktion wurde durch den Verein besorgt. Nur solche Dichtungen und Abhandlungen sollten aufgenommen werden, die nach dem gemeinschaftlichen Urteil der Vereinsmitglieder der Aufnahme wert erschienen. Die Dichter kamen zu Besprechungen wöchentlich zusammen. Um das Publikum zu selbständigem Urteil herauszufordern, wurde Anonymität als Gesetz festgestellt. — Die Gründer dieses Vereines waren K. Christian Gärtner (geb. 1712 in Freiberg; seit 1747 Professor in Braunschweig, † 1791), Verfasser eines Schäferspiels: „Die geprüfte Treue" 1744; — Joh. Andr. Cramer (geb. 1723 in Jöhstadt im Erzgebirge; Professor der Theologie in Kiel, † 1788), Verfasser einer „Poetischen Über-

setzung der Psalmen; geistlicher Oden und Lieder"; — Johann Ad. Schlegel (geb. 1721 zu Meißen; der jüngere Bruder des Dramatikers Joh. El. Schlegel; Vater der Romantiker Aug. Wilh. und Friedrich Schlegel; Konsistorialrat und Superintendent in Hannover, † 1793), Verfasser von Fabeln, Erzählungen und geistlichen Gesängen („Wie groß sind, Schöpfer, deine Werke!"), und Rabener. — Auch andere, z. B. Hagedorn, Gleim, Kleist, Ramler, lieferten gelegentlich Beiträge zu der Zeitschrift. 1748 erschienen die drei ersten Gesänge des Klopstockschen Messias darin. Als die Leipziger Freunde sich bald darauf trennten, ging die Redaktion in die Hände eines Hamburger Dichters, Joh. Matth. Dreyer (geb. 1716, † 1769), der die Zeitschrift verfallen ließ.

Gottlieb Wihelm Rabener (geb. 1714 zu Wachau bei Leipzig; Steuerrevisor in Leipzig; später Obersteuerrat in Dresden, † 1771), nach Goethes Ausdruck „eine Persönlichkeit, die nicht leicht wieder erscheinen wird. Als tüchtiger, genauer Geschäftsmann thut er seine Pflicht und erwirbt sich dadurch die gute Meinung seiner Mitbürger und das Vertrauen seiner Oberen. Nebenher überläßt er sich zur Erholung einer heiteren Nichtachtung alles dessen, was ihn zunächst umgiebt. Pedantische Gelehrte, eitle Jünglinge, jede Art von Beschränktheit und Dünkel bescherzt er mehr, als daß er sie bespottete, und selbst sein Spott drückt keine Verachtung aus." Im Jahre 1760 hatte er das Unglück, bei dem Bombardement Dresdens all seiner Habe beraubt zu werden. Er schreibt darüber an einen Freund, daß ihm das Unglück „nicht eine Thräne gekostet, nicht eine unruhige Miene gemacht. Mir selbst ist es unbegreiflich. Es war weder Unempfindlichkeit noch Philosophie; eine Gnade von Gott war es, ich erkenne es dafür, daß ich mit der größten Gelassenheit mein Haus brennen sah und mit eben der Gelassenheit hernach anhörte, daß alles verloren sei". „Die witzigen Manuskripte", schreibt er ferner, „welche nach meinem Tode sollten gedruckt werden, sind zum kräftigen Troste der Narren künftiger Zeiten alle, alle mitverbrannt. Nun verlohnt es beinahe der Mühe nicht, daß ich sterbe, weil nach meinem Tode weiter nichts gedruckt werden kann. Dieser Gedanke hatte mich bisher noch beruhigt, wenn ich als Autor an den Tod dachte; aber nun will ich immer leben bleiben und mich in die Welt schicken, so gut ich kann." — Aus seinen satirischen Schriften (seit 1751 wiederholentlich herausgegeben) verdient Hervorhebung: „Lobschrift auf die bösen Männer; Lebenslauf eines Märtyrers der Wahrheit; Versuch eines deutschen Wörterbuchs", worin z. B. der Artikel über „Kompliment" also anfängt: „Kompliment gehört unter die nichtsbedeutenden Wörter. Einem ein Kompliment machen, ist eine gleichgiltige Bewegung eines Teiles des Körpers, oder auch eine Krümmung des Rückens und Bewegung des einen Fußes; und ordentlicherweise hat weder Verstand noch Wille einigen Anteil daran. Ein Gegenkompliment ist also eine höfliche Versicherung des anderen, daß er den Rücken auch beugen könne, ohne etwas dabei zu denken. Aus der Krümme des Rückens kann man beurteilen, wie vornehm diejenigen sind, welche einander begegnen, und dieses ist auch beinahe der einzige Nutzen, welchen die Komplimente haben." Der Artikel über „ewig" beginnt: „Ewig ist ein Wort, welches ein jeder nach seinem Gutbefinden und so braucht, wie er es für seine Zustände am zuträglichsten hält. Eine ewige Treue zuschwören wird bei Neuverlobten vier Wochen vor der Hochzeit gehört, allein diese Ewigkeit dauert auch gemeiniglich nicht länger als höchstens vier Wochen darnach; und im letztverwichenen Herbste habe ich einen jungen Ehemann gekannt, dessen ewige Treue nicht völlig vierundzwanzig Stunden gedauert hat." Unterhaltend ist

Rabener ferner in seinen „satirischen Briefen", in „Antons Panßa von Mancha Abhandlungen von deutschen Sprichwörtern" ꝛc.

Als Satiriker ist neben Rabener zu nennen: Christian Ludwig Liscow (geb. 1701 zu Wittenburg in Mecklenburg-Schwerin, † auf dem Gute Berg bei Eilenburg in Sachsen 1760). Seine Satiren sind scharf; meistens gegen Persönlichkeiten gerichtet. Es war natürlich, daß sie als bloße Pasquille erschienen und geringgeschätzt wurden. Aus seiner „Sammlung satirischer und ernsthafter Schriften" (1739) verdient die Abhandlung Hervorhebung: „Die Vortrefflichkeit und Notwendigkeit der elenden Skribenten, gründlich erwiesen".

Christian Fürchtegott Gellert (geb. 1716 zu Hainichen bei Freiberg in Sachsen; Sohn eines Predigers, wuchs unter ärmlichen Verhältnissen auf, das dritte Kind unter dreizehn Geschwistern; studierte Theologie in Leipzig; habilitierte sich 1744 und wurde später Professor der Philosophie in Leipzig. Er versammelte mit seinen Vorlesungen über Poesie, Beredsamkeit und Moral bald einen Zuhörerkreis, den die größten Säle der Universität nicht fassen konnten. Jeder seiner Zuhörer liebte und verehrte ihn; Personen aus allen Ständen und Altern kamen, ihm Hochachtung zu erweisen oder ein Wort klugen Rates zu hören. Moritz Graf von Brühl ließ ihm eine jährliche Pension zufließen, ohne daß Gellert erfahren konnte, wer sein Wohlthäter war. Prinz Heinrich von Preußen schenkte ihm ein Pferd, da ihm das Reiten empfohlen worden war. General von Hülsen verschonte im Siebenjährigen Kriege das Städtchen Hainichen mit Einquartierung in Anerkennung Gellerts, der dort geboren. In einem strengen Winter kam ein Bauer mit einer Fuhre Holz vor sein Haus: es war der Dank für Gellerts Fabeln. Als Friedrich der Große in Leipzig Winterquartier genommen, ließ er Gellert zu sich kommen (18. Dezember 1760) und unterhielt sich mit ihm über den Zustand der deutschen Poesie. „Sage Er mir, warum wir keinen guten deutschen Schriftsteller haben?" Der Major Icilius, der dem Gespräch beiwohnte, antwortete statt Gellerts: „Ihro Majestät sehen hier einen vor sich, den die Franzosen selbst übersetzt haben und den deutschen Lafontaine nennen." König: „Das ist viel! Hat er den Lafontaine gelesen?" Gellert: „Ja, Ihro Majestät; aber nicht nachgeahmt. Ich bin ein Original. K.: „So ist er einer! Aber warum haben wir nicht mehr gute Autoren?" G.: „Ihro Majestät ist einmal gegen die Deutschen eingenommen." K.: „Nein, das kann ich nicht sagen." G.: „Wenigstens gegen die deutschen Schriftsteller." K.: „Das ist wahr." Gellert wies den König im Verlaufe darauf hin, daß es den Deutschen bisher „an einem Augustus und Ludwig XIV. gefehlt habe". K.: „Wie! will Er denn einen Augustus in ganz Deutschland haben?" G.: „Nicht eben das; ich wünsche nur, daß ein jeder Herr in seinem Lande die guten Genies ermunterte." Der König verlangte, eine von Gellerts Fabeln zu hören. Gellert citierte die unter dem Titel „Der Maler" aus dem Gedächtnis. „Das ist recht schön," sagte der König, „Er hat so etwas Koulantes in seinen Versen; das verstehe ich alles. Da hat mir aber Gottsched eine Übersetzung seiner Iphigenie vorgelesen; ich habe das Französische dabei gehabt und kein Wort verstanden ꝛc." Der König sagte tags darauf zu seiner Umgebung: „c'est le plus raisonnable de tous les savans allemands." Als Gellert lebensgefährlich erkrankt war, schickte der Kurfürst von Sachsen seinen Leibarzt nach Leipzig und ließ sich durch Estafetten täglich Nachricht über sein Befinden geben. Gellert † 1769). — Gellerts Fabeln und Erzählungen 1746 zeigen gesunden Verstand und gutes Gemüt (die Geschichte von dem Hute, das Land

der Hinkenden, die Lügenbrücke, der Hund ꝛc.); unter seinen „geistlichen Oden und Liedern“ 1757: „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte; Mein erst Gefühl sei Preis und Dank“ ꝛc. Abweichend von den früheren Jahrhunderten, tritt hierin nicht das Glaubensbekenntnis, sondern die Anregung des Gemütes zur Tugend mehr hervor. — Außerdem hat Gellert Lustspiele geschrieben: das Orakel 1748. (Alcindor stellt sich infolge eines Orakelspruches stumm und taub. Die Absicht, die er dabei hatte, gelingt, denn Lucinde findet ihn um so schöner, da er einer Statue gleicht. Die Bewunderung der Statue wächst aber zur Liebe, und Lucinde ist aufs freudigste überrascht, als Alcindor, von ihr belehrt, seine Sprache gewinnt.) Die kranke Frau 1748. (Frau Stephan genest plötzlich, als ihr, eine moderne Adrienne, ein Putz geschenkt wird, um den sie ihre Freundin beneidet hatte.) Gellerts Lustspiele bekamen den Namen der „weinerlichen“ Lustspiele: er selbst hatte als Absicht derselben angegeben: „mitleidige Thränen zu wecken“. — Gellerts Roman: „Das Leben der schwedischen Gräfin G.“ 1746, wurde Begründer einer großen Klasse von abenteuerlich empfindsamen Romanen. (Eine arme Waise wird die Gemahlin eines schwedischen Grafen. Am Hofe erregt sie die Leidenschaft des Prinzen, der sie von ihrem Gemahl trennt, indem dieser auf einen Posten im Kriege gesandt wird. Auf die Meldung vom Tode ihres Gemahls flieht die Gräfin vor dem Prinzen mit einem wohlwollenden Freunde. Sie heiratet diesen später. Als sie auf Reisen in Rußland ihren totgeglaubten Gemahl wiederfindet, wird sie demselben von ihrem zweiten abgetreten ꝛc.)

Nach Hagedorns und Gellerts Vorgang wurde die Fabel eine beliebte Gattung. Außer Gleim und Lessing (§ 96 und 106) sind zu erwähnen: Magnus Gottfried Lichtwer (geb. 1719 in Wurzen; Regierungsrat in Halberstadt, † 1783). „Vier Bücher äsopischer Fabeln“. — Johann Gottlieb Willamow (geb. 1736 in Mohrungen; Rektor der deutschen Schule in Petersburg, † 1777), „Dialogische Fabeln“. — Gottlieb Konrad Pfeffel (geb. 1736 in Kolmar, erblindete im einundzwanzigsten Jahre; Präsident des evangelischen Konsistoriums zu Kolmar, † 1809), „Fabeln und poetische Erzählungen“.

Johann Elias Schlegel (geb. 1718 in Meißen; studierte in Leipzig die Rechte, ging 1743 als Sekretär des sächsischen Gesandten in Kopenhagen, † 1749 als Professor an der Ritterakademie zu Soroe) wandte sich früh dem Dramatischen zu. Auf der Schule zu Pforta wurden die „Trojanerinnen; Orest und Pylades“ von Mitschülern aufgeführt. Schlegel zeigte poetische Selbständigkeit darin, daß er nicht bloß antik klassische, sondern auch modern historische, namentlich vaterländische Stoffe bearbeitete. — Kanut 1747. (Ulfo will König Kanut vom Throne stoßen. Als der König aus Rücksicht auf Estrithe, seine Schwester, welche Ulfos Gemahlin ist, ihm Gnade erweisen will, verschmäht Ulfo dieselbe und leidet den Tod.

„Estr.: Erkenn, Undankbarer, die Gunst von deinem Glücke.
So vielmal hält es dich vom Frevel schon zurücke,
Läßt dich nicht lasterhaft, als nur im Willen, sein,
Und stürzet mit Gewalt der Bosheit Anschlag ein.
Es läßt dich, da dein Herz sich selbst zum Schaden wütet,
Stets einen König sehn, der dir Vergebung bietet.
Wie lange suchst du Ruhm auf deiner falschen Bahn?
Wähl' einen Weg, wo dich das Glück nicht hindern kann!
Durch Tugend würdest du es ohne Müh' erlangen.
Ulfo: So hör' ich denn von dir erst, was die Ehre sei?

Estr.: Ihr Grund ist Redlichkeit und nicht verletzte Treu'.
Ulfo: Mein Ruhm kennt keinen Grund, er ruht auf kühnen Werken.
Durch Reue schwächt' ich ihn, mein Tod soll ihn bestärken" ꝛc.)

Schlegels Lustspiele: „Der Geheimnisvolle; Der geschäftige Müßiggänger; Triumph der guten Frauen" ꝛc. sind im leichten Geschmack der französischen Komödie. Lessing pries das letztere noch 1768 als bestes deutsches Lustspiel.

Als Dramatiker ist ferner zu erwähnen: Johann Friedrich Freiherr von Cronegk (geb. 1731 zu Ansbach; studierte in Halle und Leipzig; stand mit den Dichtern der Bremer Beiträge in freundschaftlichem Verkehr; Hofrat in Ansbach, † 1758). Mit seinem Trauerspiele „Codrus" 1758 erwarb er den von Nikolai (§ 106) ausgesetzten Konkurrenzpreis. Von ihm ist ferner das Lustspiel: „Der Mißtrauische"; das lyrisch-didaktische Gedicht: „Die Einsamkeiten".

Friedrich Wilhelm Zachariä (geb. 1726 zu Frankenhausen; studierte in Leipzig und Göttingen; Professor in Braunschweig, † 1777). Das älteste seiner „komischen Heldengedichte: der Renommist", erschien bereits 1744 in Schwabes „Belustigungen". (Der Jenenser Student Raufbold wird relegiert. Da hüllt der Gott der Renommisterei, Pandur, ihn in Nebel ein, damit er seinen Gläubigern entkomme. Als er sich der Stadt der Stutzer-Universität, Leipzig, nähert, begegnet ihm die Göttin Mode, in einem Wagen von Möpsen gezogen, von Komplimenten begleitet. Sie fordert, daß er ihr huldige. Was die Göttin vielleicht nicht bewirkt hätte, vollbringt in Leipzig Selindes Schönheit: Raufbold läßt sich kämmen, scheren, frisieren. Selinde aber ist bereits versagt: an den Stutzer, den süßen Sylvan. Es kommt zu einem Duell zwischen Raufbold und Sylvan. Leider ist Leipzig nicht der Ort, wo ein Jenenser Siege erringen kann. Die Göttin der Schlägerei wird von der Göttin Galanterie bestochen und der Leipziger siegt.) Die Gottheiten im Gedicht, die sog. „Maschinen", sind Nachahmung des englischen Dichters Pope (geb. 1688, † 1744), namentlich seines „rape of the lock" (Lockenraub). Das Bild einer Morgenstunde in Leipzig zeichnen folgende Verse:

„Ganz Leipzig hob sich nun halbtaumelnd in die Höh',
Zur Arbeit ging der Mann, die Dame trank Kaffee;
Die Schöne malte sich mit Rosen ihre Wangen,
Und Lilien blühten auf, die in der Nacht vergangen.
Im ganzen Leipzig war kein einzig Mädchen alt,
So sehr verbesserte die Schminke die Gestalt;
Kein Blätterchen fuhr auf, die Musche mußt' es decken,
Und wo auch keines war, lag doch ein schwarzer Flecken."

Andere „scherzhafte epische Poesieen" erschienen 1754. Das Schnupftuch. Das Schnupftuch der schönen Belinde wird von einem Herrn gefunden; er muß es zurückgeben, erwirbt aber mit dem Dank zugleich die Liebe der Dame. Phaëton. Diana, die junge Tochter des Obersten Grafen Tromm, erschmeichelt von ihrem Vater die Erlaubnis, an ihrem Geburtstage auf einer Spazierfahrt im Phaëton die Rosse selbst lenken zu können. Die Pferde gehen durch, der neben ihr sitzende Baron rettet sie aus dem See, in welchen sie aus dem zerbrochenen Wagen fällt, und gewinnt ihre Hand. Murner in der Hölle 1757. Ein Kater, der getötet war, konnte nicht in die Hölle kommen, weil er unbegraben war. Als Gespenst schreckte er die Bewohner seines Hauses mit den Gesichten der Tierhölle, Gesichten von Tieren, die in Menschenkörper zu fahren bestimmt sind. (Phaëton und Murner sind auf

Klopstocks Einfluß in Hexametern geschrieben.) Zachariä schrieb auch ernste Dichtungen: „Tageszeiten“ 1755; „Schöpfung der Hölle“ 1760 ꝛc.

Unter den Mitarbeitern an den Bremer Beiträgen: Konrad Arnold Schmid (geb. 1716 zu Lüneburg; Professor der Theologie in Braunschweig, † als Konsistorialrat 1789), „Lieder auf die Geburt des Erlösers“ 1761. — Nik. Dietrich Giseke (geb. 1724 zu Csoba; Sohn eines lutherischen Predigers in Ungarn; Hofprediger in Quedlinburg, † als Konsistorialassessor in Sondershausen 1765), „Geistliche Lieder“. — Joh. Arnold Ebert (geb. 1723 zu Hamburg; Professor in Braunschweig, † 1795), „Christliche Gedanken über das Leiden des Erlösers“ ꝛc. Übersetzungen: Youngs Nachtgedanken.

## § 96. Anakreontiker, preußische Dichter.

Gleim, Uz und Götz führten in den vierziger Jahren des 18. Jahrhunderts das sog. anakreontische Lied in Deutschland ein: eine leichte Poesie von Liebe, Wein und Genuß des Augenblicks. Später wandte sich Gleim und Uz mehr zum Didaktischen. Gleim pflegt man außerdem mit Ewald v. Kleist und Ramler unter dem Namen „preußische Dichter“ zusammenzustellen; Dichter, die, in Begeisterung für Friedrich den Großen übereinstimmend, Lieder zum Ruhme dieses Königs sangen.

Gleim, Uz und Götz waren 1739 und 1740 auf der Universität Halle zusammen (daher auch „Hallesche“ Dichter genannt). Von dieser Zeit her schrieb sich ihr Freundschaftsbündnis und ihre Vorliebe für Anakreon, den griechischen Sänger der Liebe und des Weines. (Anakreon lebte um 530 am Hofe des Tyrannen Polykrates von Samos, später bei Hipparch in Athen, † 474 in Abdera.) Die Nachahmung Anakreons bestand im allgemeinen darin, daß ein heiterer, leichtfertiger Ton, ein Singen ausschließlich von Scherzen, Trinken und Küssen gepflegt wurde, ferner besonders in poetischen Äußerlichkeiten. Die Namen der griechischen und römischen Gottheiten, „Cupido, Amor, Venus, Bacchus“, die klassischen Frauennamen „Delia, Lalage, Chloë, Lesbia“ wurden ausschließlich angewandt. Man bediente sich derselben umsomehr, als die ehrsamen deutschen Dichter jedes eigenen inneren Dranges zu dieser Art des Liedes entbehrten. Es war eine Nachahmung, lediglich auf dem Boden des philologischen Studiums erwachsen. Die Schönheit des anakreontischen Liedes, Naivetät und Grazie, blieb von den Neueren unerreicht. — Lieder dieser Art bezeichnen, bis in die sechziger Jahre des 18. Jahrhunderts hinein, so sehr eine herrschende Richtung, daß kaum ein namhafter Dichter existiert hat, der nicht auch anakreontische Spielereien gedichtet hätte: Chr. Felix Weiße, Gerstenberg, selbst Lessing ꝛc.

Joh. Wilh. Ludw. Gleim (geb. 1719 zu Ermsleben bei Halberstadt; studierte die Rechte in Halle; nach verschiedenen Stellungen als Hauslehrer und Sekretär, auch in Potsdam, wo er anregenden Einfluß auf Kleist übte, wurde er Kanonikus des Stiftes Walbeck in Halberstadt, † 1803). Seine ersten anakreontischen Lieder erschienen 1744: „Versuch in scherzhaften Liedern“. Noch 1766 gab er Fortsetzungen derselben heraus: „Lieder nach Anakreon“ ꝛc. „Ich will mich vergnügen, so lange ich noch bin“, oder „Laßt uns weise sein, Weil uns Lust und Leben, Weil uns Durst und Wein Noch die Götter geben“, dies ist der Refrain seiner Lieder. „An Leukon“ singt Gleim:

„Rosen pflücke, Rosen blühn,
Morgen ist nicht heut!
Keine Stunde laß entfliehn,
Flüchtig ist die Zeit!

Trinke, küsse! Sieh es ist
Heut Gelegenheit!
Weißt du, wo du morgen bist?
Flüchtig ist die Zeit!

Aufschub einer guten That
Hat schon oft gereut;
Hurtig leben ist mein Rat,
Flüchtig ist die Zeit!"

Gleims Lieder zum Ruhme Friedrichs des Großen: „Preußische Kriegslieder von einem Grenadier" 1758 sind niemals (worauf der Titel doch Anspruch machte) populär geworden. Das antike Kolorit, die Einmischung griechischer Götter, zuweilen auch Plattheit des Tones, hinderten den Erfolg. Manches ist kraftvoll. Der „Schlachtgesang bei Eröffnung des Feldzugs" 1757 beginnt:

„Auf, Brüder! Friedrich, unser Held,
Der Feind von fauler Frist,
Ruft uns nun wieder in das Feld,
Wo Ruhm zu holen ist.

Was soll, o Tolpatsch und Pandur,
Was soll die träge Rast?
Auf, und erfahre, daß du nur
Den Tod verspätet hast."

Der preußische Grenadier hofft, aus den Schädeln der Ungarn ihren süßen Wein zu trinken. Nicht Theresia, nicht Brühl, nicht Franzose oder Russe vermögen etwas gegen ihn: „denn Gott ist unser Schutz". In dem „Siegeslied nach der Schlacht bei Prag" (Viktoria! mit uns ist Gott) besingt Gleim Schwerins Heldenthat. — Höheren Wert haben Gleims Fabeln, deren erste Sammlung 1756 erschien; seitdem mehrmals vervollständigt. Die Gärtnerin und die Biene:

„Eine kleine Biene flog
Emsig hin und her, und sog
Süßigkeit aus allen Blumen.
„Bienchen," spricht die Gärtnerin,

Die sie bei der Arbeit trifft,
„Manche Blume hat auch Gift,
Und du saugst aus allen Blumen?"
„Ja," sagt sie zur Gärtnerin,

„Ja, das Gift laß ich darin!"

Andere Fabeln: der Greis und der Tod („Ein Greis von achtundachtzig Jahren"); Der Hirsch („Ein Hirsch bewunderte sein prächtiges Geweih Am Spiegel einer klaren Quelle"); Die Grille und die Ameise („Eine faule Grille sang Einen ganzen Sommer lang"). Unter Gleims Erzählungen: Die Milchfrau („Auf leichten Füßen lief ein artig Bauerweib"); Die Eiche und der Kürbiß („Sohn, mit Weisheit und Verstand Ordnete des Schöpfers Hand"). Im Didaktischen schrieb Gleim: Sinngedichte 1769; Halladat oder das rote Buch zum Vorlesen in den Schulen 1774 rc.

An Gleim ist eine andere, außerordentlich liebenswürdige Seite zu rühmen, wie Klopstock (Ode an Gleim) sagt: „sein brennender Durst, Freunden ein Freund zu sein." Viele Talente verdanken ihm, dem „Vater Gleim", wie er allgemein genannt wurde, die liebevollste Unterstützung. — Joh. Benj. Michaelis (geb. 1746 zu Zittau, † 1772 in Halberstadt). Fabeln, Lieder und Satiren 1766; sämtliche poetische Werke 1791. — Klamer Eberhard Schmidt (geb. 1746 zu Halberstadt, † daselbst 1824). Fröhliche Lieder 1769; Fabeln, Erzählungen und Idyllen 1776; Leben und auserlesene Werke 1826—28. Von ihm ist das anakreontische Lied: „Neuer Vorsatz", dessen hauptsächlichste Strophen:

„Da lieg' ich auf Rosen,
Mit Veilchen gestickt!
Nun will ich auch trinken
Bis lachend vom Himmel
Der Hesperus blickt.

Zum Schenktisch macht' ich
Das duftige Grün,
Und Amorn zum Schenken,
Ein Posten wie dieser
Der schickt sich für ihn.

Ach, menschliches Leben
Geht schneller dahin,
Als Räder am Wagen.
Wer weiß es, ob morgen
Noch lebend ich bin?

Ich will mich noch letzen
Am lieblichen Kuß,
Bevor ich hinunter
Zum traurigen Reigen
Der Schattenwelt muß."

Unter Gleims Schützlingen befand sich auch eine Dichterin, die mit natürlichem Talent die erkünstelten Manieren ihrer studierenden Zeitgenossen vielfach überragte: Anna Luise Karsch (geb. 1722; Tochter des Bauern Dürbach auf der Meierei „der Hammer" bei Schwiebus. Von einem Hirtenknaben auf dem Felde, zehn Jahre alt, bekam sie den Robinson, Tausend und eine Nacht und Zieglers Banise zu lesen. Bis zum siebenzehnten Jahre Magd; dann an einen Wollspinner in Schwiebus, später an den Schneider Karsch verheiratet. Seit 1755, da ihr Mann, ein dem Trunke ergebener Mensch, unter die Soldaten gesteckt wurde, lebte sie in Glogau, wo sie durch Friedrichs des Großen Siege zu Liedern begeistert wurde. Baron von Kottwitz lernte ihr Talent kennen, zog sie nach Berlin, wo sie in allen Kreisen Bewunderung erregte. Sulzer unterrichtete sie, Gleim sorgte für sie. 1791 starb sie zu Berlin in einem Hause, das Friedrich Wilhelm II. ihr geschenkt hatte). Ihre Gedichte erschienen während ihres Lebens einzeln und wiederholentlich in verschiedenen Sammlungen; nach ihrem Tode besorgte ihre Tochter, Frau von Klenke, deren vollständige Herausgabe 1792. Es fehlt ihren Liedern selten an einer sinnigen, gedankenvoll durchgeführten Seite. Das Zueignungsgedicht „an den Baron von Kottwitz", dem sie ihren Dank sagt, weil er sie „aus unanständigen Geschäften, aus einem pöbelhaften Leben ohne Ruh herausgerissen", weil es durch ihn geschehen sei, daß „der zungenvolle Ruf sie in fremden Ländern nennt, daß Friedrich jüngst des Musengottes Flöte von seinen liederreichen Lippen nahm und ihr entgegenlächelte", schließt mit folgender Strophe:

„Auf überlebtes Elend blick' ich nieder,
Und nenne deinen Namen laut vor einer Welt,
Der dieses, dir geweihte, Opfer meiner Lieder
Wie deine schöne That gefällt."

„Vertrauen auf Gott" 1761: der Gedanke, „Krieg drückt das Land, Gott giebt uns Brot die Fülle", erweckt die Zuversicht auf den, der die Macht hat zu sprechen: „Hier, stolze Welle, lege dich!" Und unter den Liedern zu Preußens Ruhm: auf den Sieg bei Leuthen; auf den Sieg bei Torgau; an die Sonne, bei dem Leichenbegängnis Friedrichs des Großen 2c.

Johann Peter Uz (geb. 1720 zu Ansbach, studierte in Halle die Rechte; zuletzt Direktor des Landgerichts zu Ansbach, † 1796). Seine „lyrischen Gedichte", 1749 zum erstenmale herausgegeben, enthalten neben erotischen Liedern auch Oden religiösen Inhalts: Gott im Frühling; Gott ein Erretter 2c. Die Ode „Theodicee", deren Inhalt dem gleichnamigen philosophischen Werke von Leibnitz entnommen ist, fängt an:

„Mit sonnenrotem Angesichte
Flieg' ich zur Gottheit auf! Ein Strahl von ihrem Lichte
Glänzt auf mein Saitenspiel, das nie erhabner klang.
Durch welche Töne wälzt mein heiliger Gesang,
Wie eine Flut von furchtbar'n Klippen,
Sich strömend fort und braust von meinen Lippen!

Ich will die Spötter niederschlagen,
Die vor dem Unverstand, o Schöpfer, dich verklagen.
Die Welt verkündige, der höheren Weisheit Ruhm!

Es öffnet Leibnitz mir des Schicksals Heiligtum,
Und Licht bezeichnet seine Pfade,
Wie Titans Weg vom östlichen Gestade rc."

Ein Lehrgedicht, das Uz außerdem geschrieben: „Versuch über die Kunst, stets fröhlich zu sein" 1760, ist mehr belehrend als Gedicht.

Johann Nikolas Götz (geb. 1721 zu Worms, studierte Theologie in Halle; verkehrte in französischen Kreisen, als Hofmeister, später als Feldprediger bei einem französischen Regiment, † als Superintendent zu Winterburg in der Unterpfalz 1781), gab seine Lieder anonym heraus. „Gedichte eines Wormsers" 1752. Der Verkehr mit den Franzosen hatte ihm zu einer leichten Form verholfen. Friedrich der Große, der Liebhaber der französischen Poesie, fühlte dies heraus, da er (in seiner Abhandlung „sur la littérature allemande") ein Gedicht von Götz, die „Mädcheninsel", allen anderen deutschen Poesieen, die ihm bekannt seien, vorzog: „Fall und Harmonie der Verse entspringen aus einer Mischung von Daktylen und Spondeen. Die Verse sind voll Geist und mein Ohr war durch die klangvollen Töne geschmeichelt, deren ich unsere Sprache nicht fähig gehalten habe." Die „Mädcheninsel" ist barocken Inhalts. Der Dichter, auf einer einsamen Insel, ruft die Göttin Venus an:

„Mutter der Wollust und Ruh', laß diesen Felsen entspringen
Mädchen von seltenem Reiz, deinen Grazien gleich;
So voll Anmut, wie deine Gefährtin, die blühende Hebe,
Und der geistige Scherz, der dir den Busen bewacht!"

Unter den Mädchen, die ihm auf diese Weise gewährt werden, lebt der Dichter als Priester und König. Sie dienen ihm, umflattern ihn mit Spielen und Tänzen. Hundert Jahre wird der Dichter alt, während deren Zeus selbst neidisch auf sein Glück sieht. Endlich stirbt der Dichter, Amor balsamiert seinen Leib und stellt das Skelett auf den Altar der Venus. Aus allen Thränen, die um den Dichter geweint werden, wächst ein Heer von Amoren auf, die mit seinen Gespielinnen vermählt werden. So bleibt der Name des Dichters für alle Zeiten unverloren; er schwingt sich „Zu den Vätern der Welt, zu den Lykurgen hinauf". — Die nach Götz' Tode von Ramler herausgegebenen „Vermischten Gedichte" 1785, enthalten zugleich die (von seinem Sohne beschlossene) Autobiographie.

In der Jugend den Anakreontikern zugewandt, war ferner Joh. Georg Jacobi (geb. 1740 zu Düsseldorf; der ältere Bruder des später zu nennenden Romanschriftstellers und Philosophen Friedr. Heinr. Jacobi; Kanonikus in Halberstadt, später Professor der schönen Wissenschaften zu Freiburg, † 1814). Seine anakreontischen Tändeleien finden sich in der Sammlung „Poetische Versuche" 1764. Bald (1769) schrieb er an einen Freund: „Hier haben Sie ein kleines Gedicht, worin kein einziger Amor vorkommt. Überhaupt werde ich den Knaben bald abschaffen, damit er bei mir nicht zum Invaliden wird." Seitdem wurden seine Gedichte lebensvoller und inniger. — Jacobi gab 1774 bis 1776 die poetische Zeitschrift Iris heraus, zu der Gleim, Heinse, Lenz, Goethe u. a. Beiträge lieferten. Einige seiner Lieder sind von Nachdruckern aus der Iris Goethe untergeschoben; und eines derselben hat Goethe selbst, in der Gesamtausgabe seiner Werke 1828, hiernach irrtümlich sich zugeeignet: „der Sommertag":

„Wie Feld und Au'
So blinkend im Tau;
Wie perlenschwer
Die Pflanzen umher!

Wie durch den Hain
Die Lüfte so rein!
Wie laut, im hellen Sonnenstrahl,
Die süßen Vöglein allzumal!

Ach, aber da,
Wo Liebchen ich sah,
Im Kämmerlein,
So nieder und klein,
So rings bedeckt,
Der Sonne versteckt, —
Wo blieb die Erde weit und breit
Mit aller ihrer Herrlichkeit?" —

Ewald Christian von Kleist (geb. 1715 zu Zeblin bei Köslin; studierte in Königsberg die Rechte; ging 1736 in dänische Dienste, die er 1740 auf Befehl Friedrichs des Großen wieder verließ; seitdem preußischer Offizier, in Potsdam in Garnison; wurde Major; in der Schlacht bei Kunersdorf, 12. August 1759, verwundet. Die Wunden waren ungefährlich; aber die barbarische Behandlung, die er fast vierundzwanzig Stunden lang auf dem Schlachtfelde erfahren hatte: von Kosaken seiner Kleider beraubt, nackend in einen Sumpf geworfen; hernach von russischen Husaren mit einem Hut und Mantel bedeckt und durch ein Feuer erwärmt; dann abermals durch Kosaken beraubt; erst dreißig Stunden nach seiner Verwundung ein Verband angelegt: alles dies hinderte die Genesung. Kleist erfuhr seit dem 14. August im Hause des Prof. Nikolai zu Frankfurt die sorgsamste Pflege, † 24. August 1759). Kleist wurde erst in seinem achtundzwanzigsten Jahre zur Poesie bestimmt, als er Gleims Bekanntschaft machte, der damals als Hauslehrer in Potsdam lebte. In seinen Poesieen herrschen Ernst und Wehmuth vor. Hervorragenden Wert hat der „Frühling".

„Empfangt mich, heilige Schatten! ihr hohen, belaubten Gewölbe,
Der ernsten Betrachtung geweiht, empfangt mich und haucht mir ein Lied ein
Zum Ruhm der verjüngten Natur! Und ihr, o lachende Wiesen
Voll labyrinthischer Bäche! betaute, blumige Thäler!
Mit eurem Wohlgeruch will ich Zufriedenheit atmen. Euch will ich
Besteigen, ihr duftigen Hügel, und will in goldenen Saiten
Die Freude singen, die rund um mich her aus der glücklichen Flur lacht" ꝛc.

Der Hexameter, den Kleist hierin ein Jahr vor Klopstocks Messias anwandte, hat durch die Vorschlagssilbe anapästischen Charakter. — Seine Ode „an die preußische Armee" schließt mit der Aussicht, die sich früh erfüllte:

„Auch ich, ich werde noch, vergönn' es mir, o Himmel!
Einher vor wenig Helden ziehn.
Ich seh' dich, stolzer Feind, den kleinen Haufen fliehn,
Und find' Ehr' oder Tod im rasenden Getümmel."

Unter Kleists Dichtungen befindet sich auch eine heroisch-epische Dichtung in fünffüßigen Jamben: Cissides und Paches in drei Gesängen. (Cissides und Paches, Freunde, Thessalier; leiden heldenmütig den Opfertod fürs Vaterland im Kampfe gegen die Athener.)

Karl Wilh. Ramler (geb. 1725 in Kolberg, studierte in Halle; Professor der schönen Litteratur auf der Kadettenschule in Berlin; 1787 mit Engel, Direktor des königlichen Theaters, † 1798) erlangte durch gewissenhaftes Streben nach Korrektheit in der Form eine große Sicherheit im Urteile. Auch bedeutendere Talente (Lessing) gaben ihre Arbeiten ihm zur Durchsicht. Seine eigenen Poesieen, Oden nach Horaz (zum Lobe Friedrich des Großen und des königlichen Hauses ꝛc.) sind meistens pomphaft und kalt. Goethe und Schiller beurteilen ihn und die Poesie der Mark Brandenburg überhaupt in einem Xenion, worin die „Spree" redend eingeführt wird:

„Sprache gab mir einst Ramler, und Stoff mein Cäsar; da nahm ich
Meinen Mund etwas voll; aber ich schweige seitdem."

# Siebente Periode.

# Die Zeit der klassischen Vollendung der deutschen Poesie.

## Seit Klopstock (1748).

---

## § 97. Charakter der Poesie in dieser Periode.

Unter der Nachahmung der Poesie des Auslandes (seit Opitz) war die poetische Kraft der Deutschen allmählich zu Selbständigkeit herangereift. Es begann nun eine Periode, in welcher originale poetische Naturen auftraten: Dichter, die einen eigenen poetischen Seelen- und Geistesinhalt in sich fühlten und mächtig waren, denselben in der freien Sprache der Empfindung voll Wahrheit und Leben vorzutragen. Zweierlei bildete den Charakter dieser Zeit. 1. Der deutschen Poesie wurde Volkstümlichkeit zurückgegeben: nicht die des Mittelalters, da die Dichter, von der Bildung ihrer Zeit abhängig waren, sondern eine höhere, da die Dichter, über der Bildung des Volkes stehend, dessen Erzieher und Lehrer wurden. 2. Die deutsche Poesie erreichte einen Höhepunkt in der Weltlitteratur, neben der der Griechen und der modernen Völker.

Wenn Klopstock, und nach ihm fast alle Dichter, griechische Rhythmen benutzten, wenn ferner im Verlauf dieser Periode alle Formen fremder Poesie nach Deutschland verpflanzt wurden: so war dies weit verschieden von der „Nachahmung" der vorigen Periode. Zur Nachahmung der früheren Zeit gehörte, daß nicht bloß Formen, sondern Inhalt und Charakter des Fremden wiedergegeben wurden. Es war ein unsicherer Drang nach poetischem Schaffen gewesen, der in Bezug auf alles sich den gegebenen Mustern unterworfen hatte. Etwas Ähnliches läßt sich von den bedeutenderen Dichtern der nächsten Zeit nicht behaupten. Das Eigenempfundene gelangt bei ihnen zum Ausdruck; das innerste persönliche Leben wird aus ihren Poesieen erkennbar. Was es auch sei, das die Dichter von außen her und aus der Vergangenheit erfassen, ob Formen, Gattungen oder Stoffe: alles wird unter ihrer Behandlung neu und eigen, aus einem durchgebildeten Geiste wieder geboren. Die Hexameter, die Odenstrophen, oder aus dem germanischen Mittelalter die Nibelungenstrophe, die Reimpaare: alles empfängt neue lebendige Gestalt; meistens vervollkommnet es sich unter der Geltung eines klareren Bewußtseins über Durchdringung des sinnlich Sprachlichen (des Sprachklangs) mit dem Geistigen. Stoffe alter Zeit

werden, von der Kraft dieser Periode erfaßt, etwas anderes als sie waren. Die alten Namen und Verhältnisse sind wie ein Gewand, dem neues Leben einwohnt. So von Klopstocks Messias und Wielands Oberon an, bis Goethes Iphigenie oder Faust und bis Schillers Jungfrau von Orleans oder Braut von Messina, ja bis zu den Balladen und Liedern Uhlands, Rückerts 2c.

## § 98. Übersicht.

Die Entwickelung der Poesie in dieser Periode schreitet in vier Stufen vor: 1. durch Klopstock und Wieland, die für die großen allgemeinen Richtungen des menschlichen Seelenlebens, zum Unendlichen und zum Endlichen hin, poetischen Ausdruck fanden; 2. durch Lessing und Herder, die durch kritisch-theoretische Forschungen das Verständnis der Poesie, das Bewußtsein über ihre Aufgaben förderten; 3. durch Goethe und Schiller, die das vielgestaltige Leben in freigeschaffenen poetischen Wiederbildern zur Darstellung brachten; 4. durch Uhland und Rückert, die in einer Zeit poetischer Ermattung den reinen Sinn für Schönheit durch Pflege kleinerer Gattungen lebendig erhielten.

Zwischen der politischen und der poetischen Geschichte ist in dieser Zeit der Zusammenhang gänzlich aufgehoben (§ 75). Der Höhepunkt der deutschen Litteratur, namentlich die Zeit von Lessings und Herders bedeutungsvollem Eintritt (c. 1765) bis zum Schlusse des Jahrzehnts nach Schillers Tode (1815) ist die Zeit des hinsterbenden deutschen Reiches. Nicht der deutsche Kaiser, oder das mit Östreichs Macht rivalisierende Preußen boten der Poesie Schutz und Pflege; sondern eines der kleinsten deutschen Fürstentümer, das Herzogtum Sachsen-Weimar, wurde Asyl für einige hervorragende Richtungen (Hof zu Weimar § 113). Die beiden Abschnitte dieser Periode, die dem bezeichneten Höhepunkt vorangehen und folgen, können, und zwar jener, d. i. die Poesie unter überwiegender Geltung Klopstocks und Wielands, als Aufgang zur klassischen Vollendung bezeichnet werden; dieser, d. i. die Zeit unter hervortretendem Ansehen Uhlands und Rückerts, als Niedergang von der klassischen Vollendung.

Die letzten deutschen Kaiser waren: Franz I. 1745—65; Joseph II. † 1790; Leopold II. † 1792; Franz II., deutscher Kaiser bis 1806; seit 1804 zugleich als Franz I. Kaiser von Östreich, † 1835. Der Zustand Deutschlands nach der Auflösung, in die es durch die Kriege mit Frankreich versetzt war, blieb der der Schwäche. Die Aufrichtung des sog. Staatenbundes (1815) änderte darin wenig. Gegenseitig durcheinander gelähmt waren sowohl in jedem einzelnen Staate Volk und Regierung, wie im „Bunde" die verschiedenen Staaten untereinander. Die Poesie empfing keine Unterstützung von daher.

---

# Erster Abschnitt.

## Klopstock und Wieland und deren Wirkungen auf die deutsche Poesie.

---

## § 99. Charakter Klopstocks und Wielands.

Klopstock und Wieland gingen aus den Kämpfen der vorigen Periode hervor; Klopstock, im Anschluß an die malerisch-religiöse Poesie der Eng-

länder, die Schweizer Richtung; Wieland im Anschluß an die sinnlich-leichte Poesie der Franzosen, die Leipziger Richtung. Der Gegensatz zwischen beiden bezieht sich 1. auf die Form: Klopstock nahm die antiken Formen auf (Hexameter, Odenstrophe), Wieland die modernen (Reimverse); 2. auf die Stoffe: Klopstock gab der Erhebung der Seele zu Gott und Ewigkeit Ausdruck (Glaube, Vaterland, Tugend, Freundschaft), Wieland der Hinneigung zum Endlichen (Genuß, Vergnügen, Unterhaltung); 3. auf die Darstellung: bei Klopstock herrscht der feierliche Ton des Erhabenen vor, bei Wieland der heitere des Scherzes und Witzes.

Im Mittelalter hat die deutsche Poesie denselben Gegensatz gezeigt und mit Schärfe ausgeprägt: in Wolfram von Eschenbach, gegenüber Gottfried von Straßburg; in der Gralsage, gegenüber der Artussage.

## § 100. Friedrich Gottlieb Klopstock, geb. 1724, gest. 1803.

**Klopstocks poetische Werke sind: 1. das religiöse Heldengedicht Messias (zwanzig Gesänge in Hexametern), 2. lyrische Dichtungen. Oden (religiösen Inhaltes: dem Erlöser, das Anschauen Gottes, die Frühlingsfeier ꝛc.; vaterländisch: mein Vaterland, Hermann und Thusnelda, Kaiser Heinrich, Tuiskon, die Barden ꝛc.; Oden der Freundschaft und Liebe: Wingolf, an Bodmer, Gleim, die frühen Gräber, an Fanny, Cidli, das Rosenband ꝛc.) und geistliche Lieder. 3. Dramen, religiöse: „Tod Adams, Salomo, David“; und Bardiete: „Hermannsschlacht, Hermann und die Fürsten, Hermanns Tod“.**

Friedrich Gottlieb Klopstock (geb. 2. Juli 1724 in Quedlinburg; wuchs auf dem Lande, dem preußischen Amte Friedeburg im Mansfeldschen, das sein Vater gepachtet hatte, auf; erfaßte auf dem Gymnasium zu Schulpforta die Werke des klassischen Altertums mit lebendiger Seele. Der Gedanke seiner Knabenzeit, das deutsche Vaterland durch ein Epos von Heinrich I. zu verherrlichen, trat bald gegen den höheren zurück, ein Epos zum Ruhme des Heilands der Menschheit zu singen. Auf der Universität, um Theologie zu studieren, zuerst in Jena, 1745, entwarf er den Anfang des „Messias“ in Prosa; 1746 in Leipzig, arbeitete er ihn in Hexameter um. Hier mit den Dichtern des Leipziger Vereins befreundet ließ er die drei ersten Gesänge 1748 in den „Bremer Beiträgen“ erscheinen. Während diese, besonders nach Bodmers begeisterter Anpreisung, lebhaften Beifall fanden, war er selbst in bedrängten Stimmungen Hauslehrer in Langensalza. [Liebe zu Fanny S. 165.] Auf Bodmers Einladung ging er 1750 nach Zürich. 1751 durch den dänischen Minister Grafen Bernstorff dem Könige Friedrich V. von Dänemark empfohlen, erhielt er unter dem Titel Hofrat ein Mußegehalt und die Aufforderung, nach Kopenhagen zu kommen. Er lebte daselbst zwanzig Jahre, ging 1771, nachdem sein Gönner, Graf Bernstorff, durch Struensee, Günstling König Christian VII., verdrängt war, unter dem Titel dänischer Legationsrat nach Hamburg, wurde außerdem von Friedrich, Markgraf von Baden, ausgezeichnet, † 1803 in Hamburg und wurde in Ottensen bei Altona begraben). — Klopstocks Ruhm gründete sich auf die drei ersten Gesänge des Messias, die 1748 in den „Bremer Beiträgen“ (§ 95) erschienen.

„Sing, unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung,
Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet,
Und durch die er Adams Geschlecht zu der Liebe der Gottheit,
Leidend, getötet, und verherrlichet, wieder erhöht hat.
Also geschah des Ewigen Wille. Vergebens erhub sich
Satan gegen den göttlichen Sohn; umsonst stand Juda
Gegen ihn auf; er that's und vollbrachte die große Versöhnung.
Aber, o That, die allein der Allbarmherzige kennet,
Darf aus dunkler Ferne sich auch dir nahen die Dichtkunst?
Weihe sie, Geist Schöpfer, vor dem ich hier still anbete!
Führe sie mir, als deine Nachahmerin, voller Entzückung,
Voll unsterblicher Kraft, in verklärter Schönheit, entgegen!
Rüste mit deinem Feuer sie, du, der die Tiefen der Gottheit
Schaut, und den Menschen, aus Staube gemacht, zum Tempel sich heiligt.
Rein sei das Herz! So darf ich, obwohl mit bebender Stimme
Eines Sterblichen, doch den Gottversöhner besingen,
Und die furchtbare Bahn, mit verziehenem Straucheln durchlaufen."

Dies ist der erhabene Ton Klopstockscher Poesie. Hier ist nichts Angelerntes oder Nachgeahmtes; der eigene Ton einer Seele erklingt, die aufs tiefste von himmlischem Gefühl erweckt ist. Der epische Inhalt des Heldengedichts ist geringen Umfangs. Es umfaßt die Ereignisse aus dem Leben des Heilandes vom Tage seines letzten Einzuges in Jerusalem bis zur Himmelfahrt. (Christus ist bereit, die Erlösung der Menschheit durch seinen Tod zu vollführen; die Höllenfürsten dienen unwissend dem Plane der Gottheit. Nachdem auf ihre Anreizung Judas den Herrn verraten, wird Christus gefangen, vor das Synedrium geführt, vor Pilatus, Herodes, zu Pilatus zurück; wird gekreuzigt und stirbt. Christus ersteht aus dem Grabe, und die Erlösung vollführt sich. Durch die Welt geht der Freudengesang der aus ihren Banden aufjauchzenden Seelen. Christus erscheint noch den Seinigen auf Erden. Bald aber, vor ihren Augen zum Himmel sich erhebend, entzieht er sich für immer.) Daß Klopstock aus diesen Vorgängen ein Werk von zwanzig umfangreichen Gesängen gebildet hat, liegt in seiner mächtigen lyrischen Natur. Überwiegend handeln die Gesänge von dem Seelenverkehre des Messias mit Gott und den Engeln; von den Seelen überirdischer Wesen, die an der Erlösung teilhaben; von den Seelen Gestorbener, namentlich Adams und Evas, welche die Sünde in die Welt gebracht; von den Seelen noch nicht Geborener, welche die Hoffnung auf das Erlösungswerk beglückt; im Gegensatz dazu auch von den Zusammenrottungen der Bösen in der Hölle, von den Reuequalen eines gefallenen Engels, Abbadona, der sich vergeblich seinen Gefährten in der Hölle, Satan, Adramelech ꝛc., widersetzt. Hierin liegt zugleich auch die Grenze des Wertes, der dem Gedichte gebührt. Schillers Urteil: „Klopstock zieht allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geist zu machen", trifft den Messias als Tadel. Über dem Umfange des Werkes wurde die Eintönigkeit, die darin lag, störend. Schon Lessing, der 1752 in seinen „Briefen" (15—19) eine eingehende Kritik des Werkes schrieb, sprach in einem Epigramm davon, daß Klopstock mehr bewundert als gelesen werde.

Wer wird nicht einen Klopstock loben?
Doch wird ihn jeder lesen? — Nein.
Wir wollen weniger erhoben
Und fleißiger gelesen sein.

Die in den „Bremer Beiträgen" erschienenen drei Gesänge wurden 1749 wieder herausgegeben; 1751 waren fünf, 1755 zehn, 1769 fünfzehn Gesänge

und 1773 das Epos zur Herausgabe vollendet. Klopstock hat vom einundzwanzigsten bis neunundvierzigsten Lebensjahre den größten Teil seiner geistigen Kraft diesem Werke zugewandt. In seinen Oden spricht er wiederholentlich von seiner Arbeit daran. In der Ode „an Fanny“ 1748 nennt er seinen „ersungenen Ruhm“

Die Frucht von meiner Jünglingsthräne
Und von der Liebe zu dir, Messias.

In der Ode „Mein Vaterland“ 1768 erwähnt er des Jugendgedankens, Deutschland durch ein Lied von König Heinrich zu verherrlichen; dann —

Allein ich sah' die höhere Bahn
Und, entflammt von mehr, denn nur Ehrbegier,
Zog ich weit sie vor. Sie führet hinauf
Zu dem Vaterlande des Menschengeschlechts.

In der Ode „dem Erlöser“ (1750) bescheidet er seine Sehnsucht nach dem Schauen der göttlichen Herrlichkeit durch den Gedanken an sein Epos:

Doch laß mich leben, daß am erreichten Ziel
Ich sterbe! Daß erst, wenn es gesungen ist,
Das Lied von dir, ich triumphirend
Über das Grab den erhabenen Weg geh! —

Klopstocks Oden wurden 1771 zum erstenmale gesammelt herausgegeben. Der Ton des Erhabenen wirkt am kräftigsten in denen religiösen Inhaltes: „dem Erlöser“ (der Seraph stammelt und die Unendlichkeit bebt 2c.); „die Frühlingsfeier“ (Nicht in den Ocean der Welten alle will ich mich stürzen 2c.); „Psalm“ (Um Erden wandeln Monde, Erden um Sonnen, aller Sonnen Heere wandeln um eine große Sonne 2c.). In vielen Oden, besonders den vaterländischen, bediente sich Klopstock der Bilder aus den germanischen Mythen. In der Ode „Wingolf“ (d. i. der mythische Tempel der Freundschaft) setzt Klopstock seinen Leipziger Freunden: Cramer, Giseke, Rabener, Gellert 2c. ein poetisches Denkmal. Klopstocks Oden der Liebe sind voll Zartheit: jugendlich-innig die Ode „Die künftige Geliebte“; ernst schwermütig die „An Fanny“ (Marie Sophie Schmidt in Langensalza, die seine Liebe nicht erwiderte 1748). „Wenn einst ich tot bin; und wenn du alsdann auch tot bist: dann trennt kein Schicksal mehr die Seelen“, auf diesen Gedankengang baut die Ode sich auf: „Rinn unterdes, o Leben! Sie kommt gewiß, Die Stunde, die uns nach der Cypresse ruft! Ihr andern, seid der schwermutvollen Liebe geweiht! und umwölkt und dunkel!“ — Auf seiner Durchreise in Hamburg lernte Klopstock Margaretha Moller kennen: „Cidli“ seiner Oden, mit der er sich 1754 vermählte. Aus dieser Zeit ist die Ode „das Rosenband“:

„Im Frühlingsschatten fand ich sie;
Da band ich sie mit Rosenbändern;
Sie fühlt es nicht und schlummerte.

Ich sah sie an: mein Leben hing
Mit diesem Blick an ihrem Leben.
Ich fühlt' es wohl und wußt' es nicht.

Doch lispelt' ich ihr sprachlos zu
Und rauschte mit den Rosenbändern:
Da wachte sie vom Schlummer auf.

Sie sah mich an: ihr Leben hing
Mit diesem Blick an meinem Leben,
Und um uns ward's Elysium.“

(Cidli starb schon 1758 und wurde in Ottensen begraben, wo Klopstock an ihrer Seite auch für sich das Grab bestimmte.) — Zu Klopstocks Eigentümlichkeiten gehörte seine Liebe zum Schlittschuhlauf, den er in einigen Oden besang: der Eislauf; die Kunst Thialfs 2c. — „Geistliche Lieder“, die Klopstock gedichtet hat, sind die einzigen, in denen er sich des Reimes bediente.

Nur wenige derselben haben sich für den Gebrauch der Gemeinde in der Kirche geeignet erwiesen: „Auferstehn, ja auferstehn wirst du, Mein Staub nach kurzer Ruh'; Wenn ich einst von jenem Schlummer, Welcher Tod heißt, aufersteh; Selig sind des Himmels Erben, Die Toten, die in Christo sterben" ꝛc. — Den Dramen Klopstocks fehlt, wie seinem Epos, die Kraft der objektiven Phantasie. Lyrische Empfindsamkeit überwiegt. „Der Tod Adams", Trauerspiel 1757 (der erste Mensch fühlt den Tod herannahen und bringt dessen schmerzliche Bedeutung sich und seiner Umgebung zum Bewußtsein). „Salomo" 1764 (Salomos Götzendienst und reuige Rückkehr zu Jehova). „David" 1772 (Zählung des Volkes und Jehovahs Strafe dafür). Für die vaterländischen Schauspiele „Hermannsschlacht 1769; Hermann und die Fürsten 1784; Hermanns Tod 1787"; hat Klopstock den Namen „Bardiet" eingeführt. Er folgte der damals allgemein verbreiteten irrtümlichen Vorstellung, daß es zu Hermanns Zeit einen Sängerstand der „Barden" gegeben habe. „Bardiet" (barditus § 12) hießen die Dramen wegen der Gesänge der Barden, welche die Handlung (nach Art der „Chöre" im griechischen Drama) unterbrechen.

Bardenlieder, Vaterlandsoden. Die vaterländische Richtung der Klopstockschen Poesie gehört zu den bedeutungsvollsten Ereignissen der deutschen Geschichte: ein Zeugnis des hohen idealen Volkscharakters, der im Dichter durchbrach. Zu einer Zeit, als das Deutsche Reich, seit Jahrhunderten vom Auslande gedemütigt, durch Parteiungen in sich gespalten, an Ansehen und Macht ganz schwach dastand, sang Klopstock den Ruhm desselben, den Ruhm der deutschen Willens- und Geisteskraft, der unerschöpflichen Fähigkeit des Volkes, sich zu wandeln und fortschreitend das Echte zu bilden. Durch die Schäden der Wirklichkeit hindurch fühlte er den Kern. Durch Stimmungen, die sein persönliches Schicksal ihm hätte eingeben können, nicht beirrt (er verdankte einem außerdeutschen Fürsten die notdürftigsten Wohlthaten des Lebens), pries er begeistert den Ruhm des Landes, das „dem, der denket, und dem, der handelt, pflanzt" (Mein Vaterland 1768):

Einfältiger Sitte bist du, und weise,
Bist ernstes, tieferes Geistes. Kraft ist dein Wort,
Entscheidung dein Schwert. Doch wandelst du gern es in die Sichel, und triefst,
Wohl dir! von dem Blute nicht der anderen Welten.

Der Vaterlandsgesang verbreitete sich schnell über ganz Deutschland und wurde von vielen, mehr und weniger berufenen Dichtern gleichfalls gepflegt. Mich. Denis (Bibliothekar in Wien, † 1800): die Lieder Sineds des Barden 1773. Karl Friedrich Kretschmann (Gerichtsaktuar in Zittau, † 1809): der Gesang Ringulfs, des Barden, als Varus geschlagen war 1769. Gerstenberg (§ 102) ꝛc. Es waren Posieen, die mehrfach zu dem Spottnamen „Bardengeheul" Anlaß gaben. Unterstützung wurde dieser Richtung seit den sechziger Jahren des Jahrhunderts auch vom Auslande her: durch die Lieder des schottischen Barden Ossian, die in einer, obwohl ungenauen und oft überhaupt entstellenden Übertragung aus dem Gälischen ins Englische durch James Macpherson dennoch sogleich in England, wie in Deutschland große Begeisterung erweckten.

## § 101. Christoph Martin Wieland, geb. 1733, gest. 1813.

Wielands schriftstellerische Thätigkeit zerfällt in drei Perioden: 1. die religiös gesinnte Jugendzeit (Natur der Dinge; geprüfte Abraham; Briefe von Verstorbenen); 2. die Zeit der satirischen Romane und romantischen

Heldengedichte c. 1760—80 (Don Sylvio von Rosalva; Agathon; Musarion; Abderiten; Oberon 2c.); 3. die Zeit des Alters, wo er, mit Studien der griechischen und römischen Litteratur beschäftigt, Übersetzungen (Lucian, Horaz, Ciceros Briefe) und romanhafte Erzählungen (Peregrinus Proteus, Agathodämon, Aristipp 2c.) lieferte.

Christoph Martin Wieland, geb. 5. September 1733 zu Oberholzheim bei Biberach, damals Reichsstadt im schwäbischen Kreise. Die religiöse Richtung seiner Jugend stammte aus der frühesten Zeit, schon von der Erziehung im elterlichen Hause: sein Vater war Prediger; ferner von dem Aufenthalt in der Schule zu Kloster Berge bei Magdeburg; endlich von der damals herrschenden Begeisterung für Klopstock. Wieland wandte sich, schon als er in Tübingen die Rechte studierte, beiden Richtungen der Klopstockschen Poesie zu, der religiösen und der vaterländischen. Ein Epos auf diesem letzteren Gebiet, das er jedoch nicht vollendete, „Hermann", vermittelte seine Bekanntschaft mit Bodmer, der ihn 1752 zu sich einlud. Wieland lebte darauf als Hauslehrer in Bern. Nachdem er 1760 nach Biberach gekommen und als Kanzleidirektor angestellt war, vollendete sich schnell ein Umschwung von der religiösen zur sinnlich-leichten Gefühls- und Gedankenrichtung. Durch Romane und Heldengedichte, die er in dieser Richtung schrieb, wurde er schnell der Liebling des Volkes, besonders der Höfe und aristokratischen Kreise. Wieland wurde 1769 Professor der Philosophie und schönen Wissenschaften an der Universität Erfurt; 1772 von der Herzogin Amalie zur Erziehung des Erbprinzen Karl August nach Weimar berufen; lebte seitdem mit dem Titel Hofrat in angenehmer Muße für Studien und Poesie in Weimar; in freundlichem Verkehr mit Goethe, Herder, Schiller; 1808 durch Napoleon Ritter der Ehrenlegion, † 20. Januar 1813.

Werke der Jugendzeit. „Die Natur der Dinge oder die vollkommne Welt, Lehrgedicht in 6 Büchern" 1752 in Alexandrinern (Bekämpfung des Pantheismus und Naturalismus nach biblischem Standpunkt). „Der geprüfte Abraham, Gedicht in 4 Gesängen" 1753 in Hexametern (Befehl Gottes zur Opferung Isaaks). „Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde" 1753 (Alexis, der auf Erden blind gewesen, schildert die Wonne, die er empfand, als im Himmel sein Auge zum erstenmal geöffnet wurde. Charikles, ein Jüngling, der nach seinem frühzeitigen Tode die Sonne bewohnt, versichert seine noch auf der Erde weilende Geliebte seiner Treue und des Vertrauens, daß er sie in dieser herrlichen Welt wiederfinden werde). Die Stimmung, in welcher Wieland diese Jugendwerke schrieb, zeigt unter andern ein Brief aus seiner Universitätszeit 1750: „Ich liebe Klopstock so sehr, daß ich keinen Fehler an ihm sehen kann. Wenn er wüßte, wie oft ich schon in meinem 15. Jahre bei seinem Messias geweint habe, und wie ungemein zärtlich mein Herz gegen ihn ist: vielleicht würde er bedauern, daß wir einander wohl nie sehen werden. Und ach! er weiß nicht einmal, daß ich bin. Wie bedauernswert bin ich, daß ich unter kleine Geister verbannt bin und diejenigen nicht sehen soll, von denen ich lernen könnte." Der Ton der Wielandschen Poesie in den genannten Werken und ferner in lyrischen Gedichten (Oden, Hymnen auf Gott und den Erlöser; Empfindungen eines Christen 2c.) unterschied sich von anderen Dichtungen der Bodmer-Klopstockschen Richtung durch Gefälligkeit und Glanz der Darstellung, sinnlich üppige Ausschmückung des Übersinnlichen, empfindungsvolle Grazie. Es gab Kritiker, die infolge davon ein „Schauspiel" voraussahen, das sich einmal ereignen könne, wenn „Wielands Muse, die junge

Frömmigkeitslehrerin, sich in eine muntere Modeschönheit verwandelte" (Nicolai). Lessing schrieb über Wielands „Empfindungen eines Christen": es sind „Empfindungen eines Christen, der zugleich ein witziger Kopf ist und seine Religion zu ehren glaubt, wenn er ihre Geheimnisse zu Gegenständen des schönen Denkens macht" (Litteraturbriefe 8). Und die Kritik über Wielands Trauerspiel „Lady Johanna Grey oder der Triumph der Religion" 1758 konnte Lessing mit den Worten beginnen: „Freuen Sie sich mit mir! Herr Wieland hat die ätherischen Sphären verlassen und wandelt wieder unter den Sterblichen" (Litteraturbrief 63). Wieland selbst konnte die Veränderung seiner Sinnesrichtung nicht mehr verbergen. „Ich bin nicht mehr, der ich war, Enthusiast, Hexametrist, Ascet, Prophet und Mystiker. Aber ich werde wahr und ehrlich sein und nie heucheln, um die Ehre zu haben, meinen Charakter zu behaupten." Eine Vermittelungsarbeit für die neue Richtung war die Übersetzung Shakespeares, während seines Aufenthalts in Biberach geschrieben 1762—68, die erste Shakespeare-Übersetzung in Deutschland.

Der Umschwung in Wielands Charakter und Auffassung wurde von außen her durch dreierlei Umstände befördert: 1. durch die Kritik Lessings gegen die Klopstockſche Richtung (§ 106); 2. seit Wielands Anstellung in Biberach durch seinen Umgang im Hause des Kurmainzischen Ministers Grafen Stadion auf dem benachbarten Schloß Warthausen, der ihn in das geistig interessante Wohlleben der höheren Stände einführte; 3. durch die Bekanntschaft Wielands mit der freigeistigen (gegen den Kirchenglauben ankämpfenden) Litteratur der Engländer und Franzosen, der sog. „Deïsten" oder „Encyklopädisten": namentlich Shaftesburys (philosophischer Schriftsteller, † 1713: Abhandlung über die Tugend, Selbstgespräch 2c.); Rousseaus († 1778: Emil, contrat social 2c.); Diderots † 1784 und d'Alemberts † 1783, Begründer des unter dem Namen „Encyklopädie" herausgegebenen Reallexikons (des heute sog. Konversationslexikons). Die deïstische Richtung bemächtigte sich in Deutschland zuerst besonders der Höfe und aristokratischen Kreise. — Hauptwerke Wielands aus dieser Periode: „der Sieg der Natur über die Schwärmerei, oder die Abenteuer des Don Sylvio von Rosalva" 1764 ist eine Nachahmung des „Don Quixote" von Cervantes. (Don Sylvio, ein spanischer Landjunker, hat aus der Lektüre von Feenmärchen den Glauben an Feen gewonnen. Auf einer Fahrt nach der Fee, die er in einen blauen Schmetterling verwandelt glaubt, den er hatte greifen wollen, wird er unter verschiedenen, meist lächerlichen Enttäuschungen von seiner Schwärmerei geheilt und zum Glück der Liebe in der wirklichen Welt geführt.) — „Geschichte des Agathon" 1766. (Agathon, ein junger Grieche, durch Schönheit ausgezeichnet, voll Empfindung und Einbildungskraft, ist in dem Hain von Delphi zum philosophischen Schwärmer, zum Schwärmer für Ideale, Tugend und Liebe, erzogen. Er wird, von Seeräubern geraubt, an den Sophisten Hippias in Smyrna verkauft. Dieser sieht es darauf ab, den Jüngling von der Unwahrheit jener Ideale zu überzeugen. Und es gelingt. Als Agathon den Unwerth der Menschen, ihre Versunkenheit in Sinnlichkeit einsieht, ergreift ihn Unmut, und er rettet sich vor dem Hohne des Hippias durch die Flucht. Seine Ideale kämpfen aber überall mit der Wirklichkeit: in Athen, wo er die Schlechtigkeit des Volkes nicht überwinden, in Syrakus, wo er den Tyrannen Dionys nicht stürzen kann. In seiner Seele wächst mit diesen Erfahrungen der Abscheu vor der Erniedrigung der Menschen in der Sinnlichkeit; und geistige Liebe, uneigennützige Freundschaft bleibt in der großen Welt ein unerreichbares Ideal.) — „Musarion oder die Philosophie der Grazien, Gedicht in drei

Büchern" 1768 in gereimten Jamben. (Musarion ist eine junge Schöne: „die hohe Schwärmerei taugt ihrer Seele nicht, ihr Element ist heitre sanfte Freude". Sie weist die Liebe des Phanias, eines jungen Atheners zurück, der im Genusse seines Reichtums ausgelassen dahinlebt. Als er aber, seines Reichtums beraubt, die Welt flieht und mit einem Stoiker und einem Pythagoräer auf einem kleinen Landsitz lebt, folgt sie ihm, entschlossen, ihn von dem Irrtum dieser Entsagung zu retten. Sie überführt ihn, daß die Philosophie in beiden Männern nur Zwang, nicht Tugend sei, und führt ihn an der Hand der Grazien zum weisen Genuß des Lebens zurück.) — Ähnlicher Art: „Idris, ein heroisch komisches Gedicht in 5 Gesängen 1768; Nadine, eine Erzählung 1769; der neue Amadis, komisches Gedicht in 18 Gesängen" 1771 ꝛc. — Während seiner Professur in Erfurt schrieb Wieland auch romanhafte Erzählungen mit didaktisch staatswissenschaftlichen Tendenzen, hauptsächlich: „der goldene Spiegel oder die Könige von Scheschian, eine wahre Geschichte, aus dem Scheschianischen übersetzt" 1772. — In Weimar begründete Wieland die Zeitschrift „Der deutsche Merkur" 1773—89; später „der neue deutsche Merkur" genannt 1790—1810. Hier erschien zuerst (1774) der satirische Roman: „Die Abderiten" (1776 wieder herausgegeben): ein gräcisiertes „Lalenbuch". Abdera, eine kleine Stadt in Thracien, beging allerlei Schildbürgerstreiche. Man baute einen kostbaren Brunnen: schade, daß er kein Wasser gab. Die Seepferde und Delphine auf dem Ornament desselben, aus deren Nasen das Wasser hervorspringen sollte, schienen den Schnupfen zu haben, so spärlich floß es. Man stellte die Statue der Venus, ein Werk des Bildhauers Praxiteles, so hoch, daß sie niemand erkennen konnte. Man beurteilte die Tüchtigkeit eines Bürgermeisters nach seinem Geschick im Gesange ꝛc. Als Demokrit, der welterfahrene Philosoph, ein geborener Abderite, sich den Spaß machte, zu behaupten, daß man die Treue eines Menschen erproben könne, wenn man ihm im Schlafe eine Froschzunge auf das Herz lege, da er alsdann alles Unrecht bekennen müsse, so verfuhren die Abderiten danach; und die Priesterschaft der Latona wurde aufs tiefste gekränkt, da hierzu alle heiligen Frösche getötet wurden. Demokrit rettete sich von der Anklage, unter die er als Anstifter gestellt wurde, dadurch, daß er dem Oberpriester einen mit Goldstücken gefüllten gebratenen Pfau sandte. Als Euripides, der Tragödiendichter, nach Abdera kam, mißfielen seine Äußerungen den Abderiten so, daß man ihn gar nicht für Euripides erkennen wollte. Als man aber überführt wurde, schlugen sie ins Gegenteil über, denn nach der Aufführung seiner Andromeda wurden sie vor Entzücken verrückt, wovon sie ihr Arzt Hippokrates durch Nieswurz erst heilen mußte. Als ein Zahnarzt einen Esel zum Ausreiten mietete und sich hernach auch in dessen Schatten setzen wollte, behauptete der Eseltreiber, er habe ihm nur den Esel, nicht dessen Schatten vermietet. Es entstand ein Prozeß, über den ganz Abdera sich in die beiden Parteien der „Schatten" und der „Esel" teilte. Erst nachdem der Esel gestorben, versöhnte man sich und errichtete ihm ein Denkmal. Da die Frösche der Latona durch ihr Orakel zur Schlichtung des Prozesses beigetragen hatten, legte man jetzt auch einen neuen Froschgraben an, wo die Tiere sich ungemein vermehrten. Um keins zu zertreten, entschlossen sich die Abderiten, auszuwandern und ihre Stadt den heiligen Tieren zu überlassen. (Im ersten Teile enthält der Roman satirische Beziehungen auf Zustände und Persönlichkeiten Biberachs, im zweiten besonders auf Theaterzustände und Persönlichkeiten Mannheims. Mit dem „Demokrit" giebt Wieland sich selbst eine Stellung im Roman.) — Im „deutschen Merkur" erschien 1780 (in demselben Jahre

auch besonders herausgegeben) das romantische Heldengedicht in 12 Gesängen „Oberon“:

„Noch einmal sattelt mir den Hippogryphen, ihr Musen,
Zum Ritt ins alte romantische Land!
Wie lieblich um meinen entfesselten Busen
Der holde Wahnsinn spielt! Wer schlang das magische Band
Um meine Stirn? Wer treibt von meinen Augen den Nebel,
Der auf der Vorwelt Wundern liegt?
Ich seh' in buntem Gewühl, bald siegend, bald besiegt,
Des Ritters gutes Schwert, der Heiden blinkende Säbel.
Vergebens knirscht des alten Sultans Zorn,
Vergebens dräut ein Wald von starren Lanzen.
Es tönt in lieblichem Ton das elfenbeinerne Horn,
Und, wie ein Wirbel, ergreift sie alle die Wut zu tanzen“ ꝛc.

(in freien Ottaverimen). Hyon, der Sohn des Herzogs Sigwin von Guienne, ein Paladin Karls des Großen, ist von einem Sohne des Kaisers, dem heimtückischen Charlot, angefallen und hat das Unglück gehabt, diesen im Kampfe zu erschlagen. Karl im äußersten Zorn hat ihn töten wollen, aber, von den anderen Großen daran verhindert, ihm als Sühne eine Heldenthat auferlegt, von der sich schwerlich erwarten ließ, daß er sie siegreich bestehen würde. Nach Bagdad sollte er gehen, in den Festsaal des Kalifen eindringen; dem den Kopf abschlagen, der zur Rechten des Kalifen sitze; dessen Tochter als Braut heimführen; vom Kalifen selbst vier Backenzähne und eine Handvoll Barthaare mitbringen. Auf dem Zuge dorthin traf Hyon in einer Höhle des Libanon einen Einsiedler: Scherasmin, den früheren Knappen seines Vaters. Beide machen den Zug zusammen. Da erschien ihnen in einem Zauberwald Oberon, der Elfenkönig, auf einem Wagen von Leoparden gezogen. Oberon hatte sich von seiner Gemahlin Titania, die einer untreuen Gattin beigestanden, getrennt und das Gelübde gethan, sich nicht eher zu versöhnen, als bis ein reines treues Paar gefunden, das eher den Flammentod wählen, als der Liebe untreu werden wollte. Da er in Hyon und dessen zukünftiger Braut dies Paar zu finden hoffte, versprach er ihm seine wunderbare Hilfe, schenkte ihm Zaubermittel, ein Horn, das alle zur Tanzwut lockte, wenn leise darauf geblasen wurde, auf dessen Schall, wenn er laut ertönte, Oberon selbst zu Hilfe erschien, ferner einen Becher, der sich an den Lippen jedes Ehrenmannes mit edlem Wein füllte. In Bagdad angelangt, erblickte Hyon auf Oberons Veranlassung in einem Traume die ihm bestimmte Braut; ebenso Rezia, die Tochter des Kalifen, in einem gleichzeitigen Traum das Bild eines schönen Ritters mit blauen Augen und blondem Haar, worauf ihr Widerwille gegen den ihr aufgedrungenen Verlobten, einen Drusenfürsten, noch erhöht wurde. Als Hyon darauf am Hofe des Kalifen erschien, erschlug er den zur Seite desselben Sitzenden, eben jenen Drusenfürsten: Hyon und Rezia erkannten ihre Traumbilder; die Wut der Sarazenen, die mit gezückten Säbeln gegen ihn eindrangen, wurde durch das Horn zur Tanzwut umgewandelt, und der Kalif sollte vier Backenzähne und eine Handvoll Barthaare ausliefern. Da er sich weigerte und die Sarazenen von neuem gegen Hyon tobten, blies Scherasmin mit solcher Gewalt in das Horn, daß Oberon selbst erschien und die Liebenden auf seinem Zauberwagen entführte. Am Strand von Askalon empfing Hyon die Zähne und Haare durch Oberons Fürsorge, und die Fahrt über Meer begann. Nun aber traten die Prüfungen ihrer Treue ein. Aus einem Meersturm retteten Hyon und Rezia nur das Leben. Von Seeräubern geraubt, kam Rezia, nach län-

gerer Zeit auch Hyon nach Tunis, wo beide, durch ihre Schönheit auffällig, die schwersten Kämpfe gegen Verführungen und Drohungen, ja gegen die Drohung des Feuertodes siegreich bestanden. Da war der Zwist zwischen Oberon und Titania beendet, und der Elfenkönig brachte beide glücklich nach Paris zurück. (Wieland hatte den Stoff aus dem altfranzösischen Roman „Hyon e Bordeaux“ geschöpft, den Charakter Oberons aber der Shakespeareschen Auffassung im „Sommernachtstraum“ nachgebildet. Die Verflechtung Oberons und der Titania endlich, sowohl mit der Liebe Hyons und Rezias, wie mit dem Zerwürfnis zwischen Kaiser Karl und Hyon, diese Schürzung des Knotens aus drei Fäden ist Wielands Erfindung. Goethe übersandte dem Dichter einen Lorbeerkranz; und an Lavater schrieb er: „So lange Poesie Poesie, Gold Gold und Krystall Krystall bleibt, wird das Gedicht als Meisterwerk poetischer Kunst geliebt und bewundert werden.“)

Wielands Alter. Übersetzungen: „Horazens Briefe 1782; Horazens Satiren 1786; Lucians sämtliche Werke 1788. Aus dem Studium Lucians hervorgegangen ist der Roman „Geheime Geschichte des Philosophen Peregrinus Proteus“ 1791, ein Roman in dialogischer Form: der Schwärmer Peregrinus erzählt dem Spötter Lucian, den er im Reich der Toten trifft, seine Geschichte. Peregrinus Proteus lebte im 2. Jahrhundert nach Chr., ein Schwärmer und Wüstling, der 168 beim Fest der olympischen Spiele dem versammelten Volke das Schauspiel seines Feuertodes bereitet haben soll. Wieland ergänzte die mangelhaften Nachrichten Lucians zu einem romanhaften Bilde. Im Hain der Venus Urania zu Halikarnaß aufgewachsen, wurde Peregrinus Proteus schwärmerisch für den Dienst dieser Gottheit gewonnen. Als er sich einmal von der Priesterin verspottet fühlte, floh er, und wurde bei einer frommen Gemeinde von Johannesschülern Christ. Hier geriet er in die Schlingen eines Sektierers, des Gnostikers Kerinthus. Als Mitglied einer verbotenen Gesellschaft wurde er eingekerkert, durch eine Priesterin jener Venus Urania, die mit Korinthus zu gemeinsamen Betrug verbunden war, befreit. Vergeblich suchte er nun durch Rückkehr zu dem idyllischen Leben der Johannesschüler Befriedigung; er erkannte in ihrem Glauben nur Selbsttäuschung. So zum Überdruß und zur Verachtung des Lebens geführt, beschloß er, sein Dasein im Feuertode zu enden. — Der Roman „Agathodämon“ 1799 behandelt die Geschichte des heidnischen Wunderthäters Appollonius von Tyana in Kappadocien, der im ersten Jahrhundert nach Chr. lebte, in die Weisheit der pythagoräischen Schule eingeweiht, durch babylonische Magier und indische Braminen der Kräfte der Natur und des Geistes mächtig geworden war, dann Wunder verrichtete, Pest und Erdbeben vorhersagte, Tote auferweckte, vom Kaiser Vespasian wie ein Orakel befragt wurde, dem Volke überall Reinigung der Sitten, Gebet, Gütergemeinschaft predigte. Dieser Appollonius, hier Agathodämon genannt, lebte als neunzigjähriger Greis in glücklicher Einsamkeit mit seiner Familie. Seine Wunder werden natürlich gedeutet, seine Lehren praktisch erklärt, und eine Parallele zwischen ihm und Jesus gezogen. — „Aristipp und einige seiner Zeitgenossen“ 1800—2 enthält in Briefen Aristipps, eines Schülers Sokrates', mit den bedeutendsten Männern und Frauen seiner Zeit, Plato, Diogenes, Lais 2c., umfassende Schilderungen griechischer Zustände.

## § 102. Geßner, Gerstenberg, Lavater, Jacobi, Schubart.

Gleichzeitige Dichter, deren poetische Natur mit Klopstocks Richtung Verwandtschaft zeigte, waren Geßner (Idyllen; der Tod Abels);

von Gerstenberg (Skaldenlieder; Trauerspiel Ugolino); Lavater (Psalmen Davids; Schweizerlieder). Ferner sind hinzuzufügen: Friedr. Heinr. Jacobi (Romane: Alwills Briefsammlung; Woldemar) und Schubart (Oden, Lieder, Rhapsodie vom ewigen Juden).

Salomon Geßner (geb. 1730 in Zürich: Sohn eines Buchhändlers; sollte in Berlin den Buchhandel lernen; widmete sich der Kunst; auch als Maler, besonders Landschaftsmaler, begabt; wurde Mitglied des Großen Rates in Zürich, † 1787). Seine in prosaischer Rede geschriebenen „Idyllen" 1756 zeichnen kleine Gemälde der Natur und des empfindungsvollen Lebens der Menschen. Sie erwarben ihm den Namen des „deutschen Theokrit". — Amyntas bedeckt die durch die Wellen eines Baches entblößten Wurzeln einer Eiche mit Erde und schützt diese durch einen Damm. Die Dryas, die Nymphe des Baumes, will ihm die Wohlthat lohnen. Er erbittet sich von ihr, daß sein Nachbar Palemon, der seit der Ernte krank ist, genese. — Mykon pflanzt auf weiter Ebene, wo der Wanderer in der Mittagshitze verschmachtet, einen Hain und empfiehlt ihn dem Gotte Apollo. Der Gott lohnt seinen wohlthuenden Sinn, indem er die Sprößlinge in einer Nacht zu schattigen Bäumen heranwachsen läßt. — Der erste Schiffer. Auf einem Vorgebirge, das durch eine zerstörende Flut vom Lande abgerissen worden, lebt eine Mutter mit ihrer Tochter Melida allein. Während diese von jener in dem Glauben erzogen wird, daß es außer ihnen keine Menschen gebe, erweckt die Beobachtung der Pflanzen- und Tierwelt, wo alles seinesgleichen findet, in ihr die Sehnsucht nach anderen Menschen und den Zweifel an der Aussage der Mutter. Zu gleicher Zeit lebte auf dem Lande ein Jüngling, Mylon, der, als er die Geschichte der Überschwemmung hört, von dem Verlangen ergriffen wird, den Unglücklichen zu helfen, die auf der vereinsamten Insel wohnen. Ein ausgehöhlter Baumstamm dient ihm als Fahrzeug, das Amor leitet. — Der Poesie Klopstocks näher steht Geßner durch die größere prosaische Erzählung „der Tod Abels in 5 Gesängen" 1758. — Seine Schrift, die er selbst herausgab und mit eigenen Radierungen schmückte, kamen durch Übersetzungen sogleich auch nach Frankreich.

Heinr. Wilh. v. Gerstenberg (geb. 1737 zu Tondern in Schleswig; studierte in Jena die Rechte, nahm im Kriege Dänemarks gegen Rußland Kriegsdienste 1763, später Civilstellungen; zuletzt Justizdirektor des Lottos in Altona, † 1823), machte nach einander die Richtungen jener Zeit durch: zuerst, indem er anakreontische Lieder dichtete („Tändeleien" 1759); dann patriotische Kriegslieder („Kriegslieder eines dänischen Grenadiers bei Eröffnung des Feldzuges" 1762), dann Vaterlandsgesänge („Gedicht eines Skalden" 1766). Ein Skalde erwacht aus seinem Todesschlummer, erinnert sich der alten Götter und beklagt ihren Fall. — Gerstenbergs Hauptwerk „Ugolino", Trauerspiel in 5 Aufzügen 1768 beruht nach allen Seiten auf Mißgriffen. Der Dürftigkeit des Stoffes nach wird es von keinem Drama, höchstens von Klopstocks „Tod Adams" übertroffen. Das Wenige, was in ihr geschieht, ist das Gräßlichste, das denkbar ist. (Ugolino und seine drei Söhne verhungern im Kerker. Ruggieri, der Erzbischof von Pisa, hält seinen Feind Ugolino gefangen. „Ich will den Turmschlüssel selbst in den Arno werfen. Was droben ist, gehört der Verwesung. Kein lebendiger Mensch soll diese Stufen nach uns betreten. Der Turm ist von dieser Stund' an verflucht! ein Gebeinhaus!" Dieser Befehl wird vollstreckt. Nicht Handlung geht vor, sondern ein sich selbst verzehrendes, unabwendbares Leiden. Trotz aller dieser Mißgriffe ist die

Tragödie wegen der außerordentlichen Kraft dramatischer Lyrik, die sich von Scene zu Scene steigert, zu allen Zeiten bewundert worden. Lessing schrieb: „Mein Mitleid ist mir zur Last geworden, zu einer gänzlich schmerzlichen Empfindung.")

Joh. Kasper Lavater (geb. 1741 in Zürich; studierte Theologie; Prediger in Zürich. Unter Bibellesen und Gebet war in ihm früh das Gefühl erwacht, daß er in unmittelbarem Verkehr mit Gott stehe; und der Drang erfaßte ihn, an diesem Verkehr seine Mitmenschen teilnehmen zu lassen. Da er sich der Anziehungskraft bewußt wurde, die er durch seine Erscheinung und Rede übte, kam ein Zug beglückten Selbstbewußtseins über ihn. Auf Reisen durch Deutschland, überall mit Worten schwärmerischer Begeisterung zum Christentum erweckend, schaffte er sich Bekanntschaften und Wirkungskreise. Der Spott, der ihm hier und dort zu teil wurde, störte ihn nicht. Man gab ihm Verstellung schuld. Auch Goethe, dem er in der Jugend nahe trat, charakterisiert ihn so:

„Alles mischt die Natur so einzig und innig; doch hat sie
Edel- und Schalksinn hier, ach! nur zu innig vermischt."

Daß Lavater sein ganzes Leben hindurch sich gleich blieb, zeigt die innere Kraft seines Wesens. Schwer war das Ende seines Lebens. Den Einflüssen der französischen Revolution auf die Schweiz suchte er durch Ermahnung zur Mäßigung und Ruhe entgegenzuwirken. Auch nachdem die Staatsumwälzung in der Schweiz durchgedrungen, die Franzosen eingerückt waren, fuhr er fort, gegen dieselben zu sprechen. Da wurde er, der geheimen Verbindung mit Rußland und Östreich verdächtig, deportiert, und nachdem er bald darauf wieder freigelassen war, von einem französischen Soldaten durch einen Flintenschuß auf der Straße in Zürich verwundet, 26. September 1799, als er beschäftigt war, Unglücklichen beizustehen. Er litt mit heiterer Ergebung die größten Qualen bis an seinen Tod, 2. Januar 1801). — Mit seinen Poesieen setzte Lavater die religiöse und die patriotische Richtung Klopstocks fort: „Psalmen Davids in Reimen" 1765; „Christliche Lieder" 1771 ꝛc.; „Schweizerlieder" 1767 ꝛc. Auch Dramen und Epen: „Abraham und Isaak, Drama" 1776; „Jesus Messias, in 10 Gesängen" 1783; „Joseph von Arimathia, in 7 Gesängen" 1794 ꝛc. — Kulturgeschichtlich wichtig sind seine „Physiognomischen Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe" 1775—78, in denen die Übereinstimmung der Formen des menschlichen Körpers, namentlich der Linien des Profils mit dem inneren Wesen des Menschen behauptet und an Beispielen erläutert wird. (Vgl. Musäus, Lichtenberg, Claudius.)

Friedr. Heinr. Jacobi (geb. 1743 zu Düsseldorf; Bruder des Lyrikers Joh. G. Jacobi, § 96; für den Kaufmannsstand bestimmt; übernahm 1762 seines Vaters Geschäft; vermählte sich mit Betty Clermont, einer geistvollen reichen Dame; trat 1772 als Rat des Zollwesens in den Staatsdienst; zog sich 1780 auf sein Gut Pempelfort bei Düsseldorf zurück, ganz der Poesie und der Philosophie zugewandt, einen geistvollen Kreis befreundeter Männer und Frauen um sich versammelnd; 1804 zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften in München berufen, † 1819) war eine unsichere Natur: ohne Schärfe der Gedanken, ja ohne die Kraft zur Objektivität, wie er sich selbst ausdrückt: „sich aus seinem Kopfe in andere zu denken und nach diesen einen Plan zu machen", war ihm unmöglich); aber voll Milde des Herzens. Goethe spricht in seiner Jugend von der „Wonne, Gegenstand seiner Liebe zu sein". Zuerst war Jacobi mit Wieland verbunden, dessen „deutschen Merkur" 1773

er gründen half. Darauf neigte er sich, im Verkehr mit Lavater, Hamann, Friedrich Graf Stolberg, zu religiöser Schwärmerei. Seine Romane geben seelenvolle Darstellung weicher Stimmungen, psychologische Entwicklungen aus der Eigenheit einer empfindungsvollen Seele. — „Allwills Briefsammlung" 1776 (Stimmungen eines Sonderlings, der seine Umgebung mit Einbildungen und Eitelkeiten tyrannisiert). „Woldemar" 1777 (Seelenkampf eines Schwächlings unter widerstrebenden Eindrücken von zwei weiblichen Wesen her).

Christian Friedr. Daniel Schubart (geb. 1743 zu Obersontheim in Schwaben; mit Talent zum Redner, Dichter und Musiker begabt; studierte in Erlangen Theologie; wurde Organist in Geißlingen; später in Ludwigsburg. Spöttereien gegen Religion und Staat zogen ihm Gefängnis, dann Landesverweisung zu. Er lebte in Mannheim, München, Augsburg, Ulm: überall bald, besonders von den geistlichen Behörden, angefeindet und vertrieben; redigierte 1774—78 die „deutsche Chronik", ein vielgelesenes, politisches Blatt; trat in sog. „Lesekonzerten" auf, in denen er Musikalisches und Poetisches vortrug; unter letzterem besonders die Messiade. In Ulm beleidigte er den östreichischen Ministerresidenten, General von Ried, der ihn als Religionsspötter bei der Kaiserin Maria Theresia anklagte, zu gleicher Zeit auch den Herzog Karl Eugen von Würtemberg gegen ihn stimmte. Letzteren soll Schubart zuerst durch ein Epigramm gereizt haben, welches den Herzog wegen der Karlschule verspottete: „Als Dionys aufhörte, ein Tyrann zu sein, Da ward er ein Schulmeisterlein." Der Herzog übernahm es, ihn zu bessern. Er ließ ihn 1777 aus dem Gebiete der Reichsstadt Ulm über die württembergische Grenze locken, aufheben und im Hohenasperg festsetzen. In der Gemeinschaft mit anderen Gefangenen wurde er geistlicher Behandlung übergeben. Erst nach langer Zeit ließ ihn das Konsistorium, das ihn wegen Gottesleugnung exkommuniziert hatte, zum Abendmahl wieder zu. Unterdessen hatte der Herzog durch Unterstützung für Schubarts Gattin und Familie bestens gesorgt, und als vom preußischen Hofe aus, bei dem Schubart durch den „Hymnus auf Friedrich den Großen" Teilnahme gefunden hatte, Verwendungen für ihn eingingen, gab ihm der Herzog, zugleich mit seiner Freilassung, eine seinem Talente angemessene Stellung als Direktor der Hofmusik, Hof- und Theaterdichter 1787. Schubart starb bald darauf 1791). — Seine Gedichte sind ein Gemisch von frommen geistlichen Gesängen, trotzigen Freiheitsliedern und schmeichlerischen Gelegenheitsgedichten. Das „Kaplied" enthält den berühmt gewordenen Abschiedsgesang der vom Herzog an die Holländer verkauften Soldaten. Auszeichnung verdienen ferner die lyrische Rhapsodie: „der ewige Jude" (Aus einem finstern Geklüfte Karmels kam Ahasver rc.); das Lied „die Fürstengruft" (Da liegen sie, die stolzen Fürstentrümmer rc.); der „Hymnus auf Friedrich den Großen" (Als ich ein Knabe noch war Und Friedrichs Thatenruf Über den Erdkreis scholl rc.) — Schiller, auf der Karlschule erzogen, empfing von Schubart starke Jugendeindrücke; sein Entschluß zur Flucht aus Stuttgart ist nicht ohne Hinblick auf Schubarts Schicksal gefaßt worden.

## § 103. Musäus, Thümmel, Heinse, Hermes, la Roche.

Der Roman in Wielands Weise wurde besonders gepflegt von Musäus (Grandison der Zweite, Physiognomische Reisen, Volksmärchen); Thümmel (Wilhelmine, Reisen in die mittäglichen Provinzen von Frankreich); Heinse (Ardinghello, Hildegard); Hermes (Sophiens Reise) und Sophie v. La Roche (Geschichte des Fräuleins von Sternheim rc.).

Joh. Karl Aug. Musäus (geb. 1735 in Jena; studierte Theologie; Pagenhofmeister in Weimar, später Professor am Gymnasium daselbst; † 1787): „Grandison der Zweite, oder Geschichte des Herrn von N." 1760, später unter dem Titel „der deutsche Grandison". (Herr v. N. lernt „Grandison", den Roman des Engländers Richardson kennen, denkt sich in die Empfindungen dieses Sir hinein und sucht ihn im eigenen Leben zu spielen, wird dabei seiner Umgebung zum Gespötte.) Die „Physiognomischen Reisen" 1787 sind gegen Lavaters physiognomische Forschungen gerichtet. Unter dem Titel: „Volksmärchen der Deutschen" 1782—86 bearbeitete Musäus deutsche Märchenstoffe in heiterer Naivetät und feiner Ironie: Rolands Knappen, Rübezahl ꝛc.

Mor. Aug. v. Thümmel (geb. 1738 zu Schönfeld bei Leipzig; studierte die Rechte in Leipzig; Minister in Sachsen-Coburg; nahm 1783 den Abschied, seitdem viel auf Reisen, † 1817): „Wilhelmine oder der vermählte Pedant" 1764. (Sebaldus, der junge Dorfpfarrer, schwankt, ob er die Tochter des Superintendenten oder Wilhelmine, die arme reizende Verwalterstochter, heiraten soll. Da kommt der Hofmarschall in das Dorf und entführt ihm Wilhelmine als Kammerjungfer nach der Residenz. Bei einem Wiedersehen nach mehreren Jahren überwinden Wilhelminens Reize seine Schüchternheit und Sebaldus entschließt sich, beim Hofmarschall um sie anzuhalten. Dieser versorgt sie und feiert selbst mit ihnen das Hochzeitsfest.) „Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich" 10 Teile 1791—1805. (Ein Hypochonder unternimmt, um gesund zu werden, eine Reise. Er fährt in einem bequemen Wagen, einen guten deutschen Bedienten auf dem Bock, einen dicken Mops sich gegenüber, von Berlin über Frankfurt, Straßburg bis in die Provence. Erlebnisse und Betrachtungen in Briefform. Das Werk ist belehrend über die Zustände Frankreichs vor der Revolution.

Wilh. Heinse (geb. 1749 zu Langenwiese in Thüringen; auf der Universität Erfurt mit Wieland bekannt: Hofrat und Bibliothekar beim Kurfürsten von Mainz, † 1803 in Aschaffenburg). Seine Romane, voll wilder Sinnlichkeit, zeichnen Sinnentaumel ohne Tugend und Herz. Er benutzt sie zu Erörterungen über Kunst; und zwar „Ardinghello oder die glücklichen Inseln, eine italienische Geschichte aus dem 16. Jahrhundert" 1787 über Malerei und Bildhauerkunst; „Hildegard von Hohenthal" 1796 über Musik.

Joh. Timoth. Hermes (geb. 1738 zu Petznitz bei Stargard: Prediger und Professor der Theologie an der Universität Breslau, † 1821). „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen" 1769 (Sophie von Hohenwald unternimmt eine Reise von Memel nach Sachsen, um der Dame, bei der sie erzogen worden, Nachricht von deren verheirateten Tochter zu bringen. Sie erlebt allerlei Abenteuer: wird geraubt und gerettet, geliebt und verlassen; endlich fühlt sie sich in der bescheidenen Stellung als Frau eines armen Schulmanns glücklich). In den Roman eingestreute Lieder „Dir folgen meine Thränen"; „Ihr jugendlichen Freuden"; „Ich seh' durch Thränenbäche" ꝛc. waren lange Zeit allgemein beliebt.

Sophie von la Roche (geb. 1731 zu Kaufbeuren, Tochter des Arztes Gutermann; kam nach Biberach in das Haus ihres Großvaters, wo sie mit Wieland bekannt und befreundet wurde; vermählte sich mit dem kurmainzischen Hofrat la Roche: unterhielt, nachdem ihr Gemahl infolge seiner „Briefe über das Mönchswesen" den Abschied erhalten hatte, durch schriftstellerische Arbeiten ihre Familie, † 1807. Sie ist mütterlicherseits die Großmutter Clemens Brentanos und Bettinas). „Geschichte des Fräuleins von Sternheim" 1771

(Sophie v. Sternheim, nach dem Tode ihrer Mutter und ihres Vaters im Hause eines Predigers erzogen, ein geistvolles Mädchen, kommt in das Haus ihrer Tante, der Gräfin Löbau, wo sie, in die Hofkreise gezogen, leidenschaftliche Bewerbungen des Fürsten erfährt. Um sich zu retten, giebt sie sich in den Schutz des Lord Derby, der, gleich nachdem er ihrer mächtig geworden, sich als Bösewicht enthüllt. Er hat sie durch den Schein einer Trauung getäuscht. Sophie wird nach vielem Elend durch Lord Seymour glücklich, der sie schon bei ihrem ersten Auftreten am Hofe geliebt hatte.

Nachahmer Wielands im romantisch-heroischen Ritterepos: Ludw. Heinr. von Nicolay (russischer Staatsrat, † 1820), „Reinhold und Angelika, eine Rittergeschichte in 12 Gesängen“ 1781 ꝛc. — Joh. Baptist Alxinger (Sekretär des Hoftheaters in Wien, † 1797), „Doolin von Mainz, ein Rittergedicht in 10 Gesängen“ 1787 ꝛc.

## § 104. Göttinger Hainbund.

Der seit 1770 von Boie in Göttingen herausgegebene „Musenalmanach“ wurde ein Vereinigungspunkt für mehrere junge Dichter. Unter ihnen traten einige, die in Begeisterung für Klopstocks religiös-patriotische und in Haß gegen Wielands leichtfertig sinnliche Poesie übereinstimmten, 1772 zu einem Freundschaftsbunde zusammen. Die bedeutendsten derselben waren: Voß (Idyllen: Luise, der siebenzigste Geburtstag; Übersetzung des Homer); Hölty (Lieder, Oden, Elegieen) und Martin Miller (Siegwart, eine Klostergeschichte; lyrische Gedichte). Später traten hinzu: die beiden Grafen Stolberg, Christian und Friedrich Leopold (Lieder, Oden); zuletzt Leisewitz (Trauerspiel: Julius von Tarent).

Im Jahre 1770 erschienen gleichzeitig, von Leipzig und von Göttingen aus, die ersten deutschen Musenalmanache: Nachahmung des seit 1765 in Paris erschienenen Almanac des muses: der Leipziger von Chr. H. Schmid herausgegeben; der Göttinger von Boie und Gotter. — Heinr. Chr. Boie (geb. 1744 zu Meldorf in Dithmarsen; studierte in Göttingen die Rechte, lebte daselbst als Hofmeister junger Engländer; trat 1775 in hannöversche Dienste; später dänischer Etatsrat, † zu Meldorf 1806). Er war den Freunden des Bundes besonders durch Kritik wert. — Friedr. Wilh. Gotter (geh. Sekretär in Gotha, † 1797) zog sich schon 1771 von der Redaktion des Almanachs zurück. — Freundliche Förderung erfuhren die Dichter außerdem durch Abrah. Gotth. Kästner (Professor der Mathematik in Göttingen, † 1800), einen Epigrammatiker, dessen Bildung in die Zeit des Kampfes der Leipziger und der Schweizer fiel.

Hainbund. Gleich nach der Gründung des Musenalmanachs hatten mehrere junge Dichter sich mit Boie zu dem Zweck, poetische Beiträge für den Almanach zu schaffen, verbunden. Sie kamen wöchentlich zusammen, teilten ihre Arbeiten einander mit; Boie leitete ihr Urteil und verbesserte. Da entstand 1772, nachdem Voß nach Göttingen gekommen war, ein engerer und förmlicher Freundschaftsbund. Die Veranlassung dazu gab ein Spaziergang, den Voß, Hölty, Martin Miller und drei andere Freunde am 12. Sept. abends nach dem Dorfe Wehnde machten. Beim Lichte des Vollmonds gelangten sie zu einem Eichenhain, wo sie, in ihrer Stimmung schwärmerisch erhoben, die Hüte mit Eichenlaub umkränzten, unter Anrufung des Mondes und der Sterne,

unter Reihentanz um eine Eiche, sich ewige Freundschaft und Unterstützung in der Poesie gelobten. Die Tendenz ihres Bundes zeigte sich schon, als sie bald darauf mit anderen Dichtern Göttingens gesellschaftlich zusammen waren, und Gesundheiten ausgebracht wurden. Klopstocks zuerst, dann Lessings, Gleims, Geßners und anderer wurden getrunken. Als einer der Gesellschaft (vielleicht Bürger) „Wieland" nannte, riefen die anderen: „es sterbe der Sittenverderber, es sterbe Voltaire!" Noch im Herbst desselben Jahres kamen die beiden Grafen Stolberg, welche Klopstock in Hamburg persönlich kennen gelernt hatten, nach Göttingen, wurden in den Bund aufgenommen: und nun wurde Klopstock immer entschiedener der schwärmerisch verehrte Mittelpunkt ihres Vereins. Am 2. Juli 1773, als man Klopstocks Geburtstag feierte, stand für ihn ein leerer Stuhl, mit Blumen bestreut, am Ehrenplatz der Tafel; Klopstocks Werke lagen darauf. Unter dem Stuhl lag Wielands „Idris" zerrissen. Am Abend des Tages verbrannte man das Gedicht und Wielands Bildnis. Am Jahrestag dieser Feier, 2. Juli 1774, wurde Leisewitz in den Bund aufgenommen. Jahrs darauf war der Bund bereits zersprengt, die Bundesglieder hatten sich getrennt, und nur brieflich wurde, besonders um des Musenalmanachs willen (den Voß seit 1775 von Wandsbeck aus redigierte), noch ein Verkehr erhalten. (Der Name „Hainbund" rührt entweder davon her, daß die Gründung in einem Hain stattgefunden hat, oder von der Dichtersprache Klopstocks, der die deutsche und die griechische Poesie, jene unter dem Bilde eines „Hains", diese unter dem eines „Hügels" gegenüberstellt. In Klopstocks Ode „der Hügel und der Hain" 1767 heißt es: „des Hügels Quell ertönt von Zeus, von Wodan der Quell des Hains".) — Außer den Mitgliedern des Bundes finden sich in verschiedenen Jahrgängen des Musenalmanachs Beiträge von Klopstock selbst, ferner von Bürger, Claudius, Gerstenberg, Matthisson, Tiedge, Goethe 2c. Der letzte Jahrgang erschien 1800.

Joh. Heinr. Voß (geb. 20. Januar 1771 zu Sommersdorf bei Waren in Mecklenburg; Sohn eines verarmten Pächters; nahm, von der Schule aus, eine Hauslehrerstelle an, um sich die Mittel zum Studium zu erwerben. Durch Gedichte, die er für den Musenalmanach an Boie sandte, wurde er diesem bekannt. Von Boie veranlaßt, nach Göttingen zu kommen, und von demselben mehrfach unterstützt, wurde Voß, 1772, die belebende Seele des Dichterbundes. Seit 1775 lebte er in Wandsbeck, mit der Herausgabe des Musenalmanachs beschäftigt; später Rektor der Schule zu Otterndorf im Lande Hadeln; dann zu Eutin, zuletzt badenscher Hofrat in Heidelberg, † 1826). „Luise, ein ländliches Gedicht in 3 Gesängen" 1795. (Der erste Gesang schildert das Fest im Walde, das am Geburtstage Luisens von deren Vater, dem Pfarrer zu Grünau, deren Mutter und deren Bräutigam, Pfarrer Walter, gefeiert wird; der zweite einen Besuch des Bräutigams im Hause seines Verlobten; der dritte die Vermählung.) „Der siebzigste Geburtstag" (Tamm, ein Schulmeister, feiert seinen siebzigsten Geburtstag, wobei er von seinem Sohn, der jüngst zum Pfarrer ernannt ist, und dessen junger Frau besucht wird). „Der Frühlingsmorgen". (Im Garten unter den Frühlingsblumen stickt eine Braut an einem Geschenk für ihren Geliebten, bis der Tau, der von den Bäumen tröpfelt, sie vertreibt.) „Das erste Gefühl". (Die kleinen Geschwister stehen um die Wiege eines neugeborenen Kindes und sind begierig, es zu sehen. Sie werden zur Stille ermahnt, denn man hört den Gesang zweier Engel, die das Kind schützend umschweben.) Es sind ansprechende Bilder von sonntäglicher Weihe. — Unter den sämtlichen „Gedichten" finden sich außerdem Oden, Elegieen und Lieder: viele in übertriebenem Geschmack für Natürlichkeit (Drescher-

lied, Flausrock ꝛc.). — Mit den Übersetzungen, besonders Homers (Odyssee 1781; Ilias 1793), ferner Virgils und Ovids, hat Voß das Verdienst erworben, diese Schätze des griechischen und römischen Altertums zum Gemeingut der Gebildeten im Volke gemacht und so zur Läuterung des Geschmacks außerordentlich gewirkt zu haben. Unter den Xenien Schillers und Goethes bezieht sich folgendes auf Voß, speziell auf dessen „Luise“:

„Wahrlich, es füllt mit Wonne das Herz, dem Gesange zu horchen,
Ahmt ein Sänger, wie der, Töne des Altertums nach.“ —

Voß hat verschiedene Anregungen gegeben: 1. zur Pflege des Idyll. Goethes „Hermann und Dorothea“ 1797 ist auf Anregung der „Luise“ gedichtet. Ferner Ludw. Theobul Kosegarten (geb. 1758 in Grevismühlen in Mecklenburg; Probst zu Altenkirchen auf Rügen, später Professor in Greifswalde, † 1818): „Jucunde, eine ländliche Dichtung“ 1808 ꝛc. — 2. Zur Benutzung des Dialekts. Einige seiner Idyllen hat Voß in „niedersächsischer“ Sprache gedichtet: „De Winterawend, De Geldhapers“, worin ihm Usteri und Hebel folgten. — 3. Voß hat eine große Nachfolge von Dichtern, welche seine Natürlichkeit überboten, Natürlichkeit im Sinne der alltäglichen Wirklichkeit in der Poesie brachten, z. B. Friedr. Wilh. Aug. Schmidt, „Schmidt von Werneuchen“, genannt, geb. 1764 zu Fahrland bei Potsdam; Prediger in Werneuchen, † 1832, der seine Gedichte in dem „Neuen Berliner Musenalmanach“ 1793—97 herausgab. Die letzten zwei Jahrgänge führten auch den Titel: „Kalender der Musen und Grazien“; sie wurden von Goethe in dem Gedicht „Musen und Grazien in der Mark“ verspottet.

Ludw. Hölty (geb. 1748 zu Mariensee in Hannover; studierte Theologie in Göttingen; früh leidend, † an der Auszehrung 1776). Seine Gedichte (1782) sind voll milden Friedens, der Ausdruck einer reinen, unentweihten Jünglingsseele, innerlich versöhnt, auch bei der Voraussicht des Todes, die ihm früh zu teil wurde. Oden: Das Landleben („Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh“) ꝛc. Lieder: Der Landmann an seinen Sohn („Üb' immer Treu' und Redlichkeit“), Elegie auf ein Landmädchen („Schwermutsvoll und dumpfig hallt Geläute“), Elegie bei dem Grabe meines Vaters („Selig alle, die im Herrn entschliefen“), Auftrag („Ihr Freunde hängt, wann ich gestorben bin, Die kleine Harfe hinter dem Altar auf!“ Der Dichter hofft nach dem Tode in den Saiten seiner Harfe fortzuleben. Man wird sie leise tönen hören).

Lyriker, welche mit Höltys empfindsamer Weise Verwandtschaft zeigten, waren: Christoph Aug. Tiedge (geb. 1752 zu Gardelegen bei Magdeburg; seit 1802 Reisebegleiter und Gesellschafter der Frau von der Recke; zuletzt in Berlin und Dresden, † 1841). „Urania, über Gott, Unsterblichkeit und Freiheit“, 1801, ein lyrisch didaktisches Gedicht in 6 Gesängen, beantwortet die Zweifel an der Unsterblichkeit durch Hinweisung darauf, daß der Mensch als Geist nicht bloß zum irdischen Dasein geschaffen, daß seine Tugend ihm vor Gott Wert bereite. Kleinere Dichtungen: Elegie auf dem Schlachtfeld zu Kunersdorf. Ferner viel gesungene Lieder: der Kosak und sein Mädchen („Schöne Minka, ich muß scheiden“), die Sendung („An Alexis send' ich dich“). — Tiedges Freundin Elise v. d. Recke, geb. Reichsgräfin von Medem (geb. 1754, † 1833), hat „Gebete und Lieder“ 1783, „Gedichte“ 1806, ferner Prosaisches: „Der entlarvte Cagliostro“ 1787 ꝛc. geschrieben. — Friedr. Matthisson (geb. 1761 zu Hohendodeleben bei Magdeburg; lebte in verschiedenen Stellungen an den Höfen zu Dessau, in Baden und Württemberg; geadelt; zuletzt Privatmann in Wörlitz, † 1831). Seine Gedichte

(1787) verdanken 1795 Schillers günstiger Beurteilung ihre Einführung ins Publikum: „Elegie, in den Ruinen eines alten Bergschlosses geschrieben; Abendgemälde; Adelaide" zc. Wohlklingende Sprache, Landschaftsmalerei zeichnen ihn aus. — Joh. Gaudenz v. Salis (geb. 1762 zu Seewis bei Graubünden, Hauptmann der Schweizergarde in Versailles, später Stadtvoigt und Kantonoberster in Chur, † 1834 zu Malans in Graubünden). Seine Gedichte, zuerst 1793 von Matthisson gesammelt und herausgegeben, sind männlich und kraftvoll.

Martin Miller (geb. 1750 in Ulm; studierte in Göttingen; Professor am Gymnasium und Prediger in Ulm, † 1814). Seine Gedichte erschienen zuerst 1783 gesammelt. Einige derselben wurden volkstümlich: „Zufriedenheit (Was frag ich viel nach Geld und Gut); Klaglied eines Bauern (Das ganze Dorf versammelt sich und eilt zum Kirmesreihen)". Miller gehört zu den ersten, die das Minnelied glücklich nachahmten: „Liebe, süße Minne, Dir will ich dienen für und für" zc. Viel gelesen wurden seine Romane, besonders „Siegwart, eine Klostergeschichte" 1776. (Siegwart, der Sohn eines katholischen Amtmanns, ist früh zur Beschaulichkeit und Melancholie geneigt. Der Entschluß, sich dem Kloster zu widmen, kommt ihm aus dem Herzen. Auf der Hochschule zu Ingolstadt ergreift ihn aber die Liebe zu Marianne, und er vergißt das Kloster. Mariannens Vater will seine Tochter zu einer anderen Vermählung zwingen. Da sie seinem Willen nicht nachgiebt, muß sie sich entschließen, das Klostergelübde abzulegen. Auch Siegwart, nachdem alle Pläne, Marianne zu gewinnen, mißlungen sind, entschließt sich nun, ins Kloster zu gehen. Als er nach einiger Zeit zu einer sterbenden Nonne gerufen wird, erkennen sich Siegwart und Marianne. Seine Lebenskraft erlischt. Eines Tages findet man ihn tot auf ihrem Grabe.) Der Roman, mit Bezug auf Goethes „Werther" geschrieben, gab einer frommen Gefühlsrichtung gegen die sinnlich-poetische Empfindsamkeit Goethes Ausdruck. Er wurde Vorbild einer großen Menge ähnlicher Klostergeschichten.

Die Brüder, Grafen zu Stolberg, Christian (geb. 1748 zu Hamburg, dänischer Kammerherr, † 1821) und Friedrich Leopold (geb. 1750 zu Bramstedt in Holstein; 1789 dänischer Gesandter in Berlin, dann Regierungspräsident in Eutin, legte 1800, zur katholischen Kirche übergehend, sein Amt nieder, † auf seinem Gute Sondermühlen bei Osnabrück 1819). Die erste Sammlung ihrer Dichtungen besorgte Boie: „Gedichte der Brüder Christian und Friedrich Leopold, Grafen zu Stolberg" 1799. Jener war weicher, dieser feuriger und phantasievoller. Von Friedrich ist die Ode „Freiheit":

„Freiheit! Der Höfling kennt den Gedanken nicht!
Der Sklave! Ketten rasseln im Silberton;
Gebeugt das Knie, gebeugt die Seele,
Reicht er dem Joch den erschlafften Nacken!
Uns, uns ein hoher, seelenverklärender
Gedanke! Freiheit! Freiheit! wir fühlen dich!
Du Wort, du Kraft, du Lohn von Gott uns!" zc.

Stolberg will seine „Freiheitsharfe wie einen Nachtorkan von Donnerwettern erklingen lassen, vor deren Blitzen die Paläste, die Tyrannen niederstürzen!" Ferner „das Lied eines deutschen Knaben" (Mein Arm wird stark und groß mein Mut; Gieb, Vater, mir ein Schwert!), „das Rüsthaus zu Bern" (Das Herz im Leibe thut mir weh, wenn ich der Väter Rüstung seh); das Lied „An die Natur":

„Süße, heilige Natur,
Laß mich gehn auf deiner Spur,
Leite mich an deiner Hand
Wie ein Kind am Gängelband!
Wenn ich dann ermüdet bin,
Sink' ich dir am Busen hin,
Atme süße Himmelsluft,
Hangend an der Mutterbrust.
Ach! wie wohl ist mir bei dir!
Will dich lieben für und für.
Laß mich gehn auf deiner Spur,
Süße, heilige Natur!" —

Beide Brüder traten als Übersetzer der Griechen (Homer, Sophokles ꝛc.) auf, schrieben ferner nach dem Muster der Alten „Schauspiele mit Chören" 1787: „Belsazar" von Christian, „Theseus" von Friedrich Leopold ꝛc.; Dramen von geringem Wert, dialogisierte Erzählungen. — Die Wandlung vom Freiheitstaumel der Jugend zur höfischen Sitte ihres Standes hat ihnen manchen Spott zugezogen. Unter den Xenien von Goethe und Schiller bezieht sich auf sie „das Brüderpaar":

„Als Centauren gingen sie einst durch poetische Wälder,
Aber das wilde Geschlecht hat sich geschwinde bekehrt."

Der Übertritt Friedrich Leopolds zur katholischen Kirche bereitete sich lange im stillen vor. Von seinen früheren Freunden entfremdete sich ihm deswegen nur Voß, dieser aber bis zur Feindseligkeit. Friedrich Leopold schrieb nach dieser Zeit „Geschichte der Religion Jesu Christi", 15 Bände, 1811 ꝛc. In den Freiheitskriegen traten beide Brüder mit „Vaterländischen Gedichten" 1815 auf.

Joh. Ant. Leisewitz (geb. 1752 in Hannover; studierte in Göttingen; Geh. Justizrat in Braunschweig, † daselbst 1806). Trauerspiel: „Julius von Tarent" 1776. (Julius und Guido, Söhne des Fürsten, lieben Blanka, die Nonne geworden ist. Julius entschließt sich, seine Geliebte aus dem Kloster zu entführen. Guido lauert dem Zuge auf, ersticht seinen Bruder, erbittet und empfängt den Tod von seinem Vater, der darauf ins Karthäuserkloster geht, sein Land dem Könige von Neapel überlassend.) Schiller in seiner Jugend kannte das Stück auswendig. Leisewitz bewarb sich mit ihm um den von Schröder (dem als Schauspieler berühmten Direktor des Hamburger Nationaltheaters) ausgesetzten Preis für ein bestes Trauerspiel. Die Kunstrichter erkannten ihm gegen das Trauerspiel von Klinger „die Zwillinge" den Preis nicht zu. Leisewitz hat seitdem nichts Poetisches veröffentlicht, vielmehr die Vernichtung seiner Manuskripte nach dem Tode verordnet.

Der Richtung des Göttinger Dichterbundes verwandt, im vertrauten Umgang namentlich mit Klopstock, Voß und den beiden Stolberg, lebte: Matthias Claudius (geb. 1740 zu Reinfeld in Holstein; studierte in Jena; lebte meistens in Wandsbeck, wo er unter dem Namen Asmus an dem „Wandsbecker Boten", einer politischen Zeitschrift, den sog. „gelehrten" Teil mit Abhandlungen, Recensionen, auch mit Gedichten ausfüllte, † zu Hamburg im Hause seines Schwiegersohnes, des Buchhändlers Perthes, 1815). Claudius war eine heitere, gemütvolle und fromme Natur. Einige seiner Lieder sind Volkseigentum geworden: „das Abendlied (Der Mond ist aufgegangen, Die goldnen Sternlein prangen), das Rheinweinlied (Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher), die Geschichte von Goliath und David (War einst ein Riese Goliath, Gar ein gefährlich Mann!), Urians Reise um die Welt (Wenn jemand eine Reise thut, So kann er was erzählen)" ꝛc. Seine Abhandlungen und Recensionen sind besonders durch die gemütvolle, volkstümliche Sprache anziehend. In letzteren trifft er häufig mit den kürzesten Worten die Hauptsache. Über Lavaters „physiognomische Fragmente" schreibt er: „Soviel ich verstanden habe, sieht Herr Lavater den Kopf eines Menschen, und sonderlich sein Gesicht, als eine Tafel an, darauf die Natur in ihrer Sprache geschrieben hat: allhier

logieret indubio ein hochtrabender Geselle! ein Pinsel! ein unruhiger Geist! Es wäre sehr naiv, wenn die Natur so jedwedem Menschen seine Kundschaft an die Nase gehängt hätte; und wenn irgend einer die Kundschaft lesen könnte, mit dem möchte der Henker in Gesellschaft gehen." Im folgenden deckt er den Widerspruch auf, der gegen die Freiheit des Willens darin läge, erkennt aber übrigens die beschränkte Wahrheit an. Über „Werthers Leiden" sagt Claudius: „Der arme Werther! Er hat sonst so feine Einfälle und Gedanken. Wenn er doch eine Reise nach Paris oder Peking gethan hätte! So aber wollt' er nicht weg von Feuer oder Bratspies und wendet sich so lange daran herum, bis er kaput ist". Claudius fordert Mitleid mit dem Schwachen, erinnert aber zuletzt daran, daß es „eine Tugend giebt, die wie die Liebe auch durch Leib und Leben geht und in jeder Ader zuckt und stört. Sie soll, dem Vernehmen nach, nur mit viel Ernst und Streben errungen werden und deswegen nicht sehr bekannt und beliebt sein; aber wer sie hat, den soll sie auch dafür reichlich lohnen, bei Sonnenschein und Frost und Regen, und wenn Freund Hain mit der Hippe kommt". (Der Name des Todes „Freund Hain", oder „Hein" rührt von Claudius her. Veranlassung dazu gab ihm ein Hamburger Arzt Anton Hain.) Claudius begann 1755, als die Zeitschrift, an der er so lange gearbeitet hatte, aufhörte, seine Werke herauszugeben: „Asmus, omnia sua secum portans, oder Sämtliche Werke des Wandsbecker Boten". Bis zum Jahre 1812 wuchsen sie zu acht Teilen heran.

---

# Zweiter Abschnitt.

## Lessing und Herder und die Einflüsse ihrer Ideeen.

---

### § 105. Bedeutung Lessings und Herders.

Lessing und Herder sind Führer der Theorie und Kritik in dieser Periode. Sie ergänzen sich, sofern Lessing seine Forschung vorherrschend den Gesetzen der poetischen Form, Herder die seinige dem Wesen der poetischen Stoffe zuwandte. Lessing, voll Schärfe des Geistes, entwickelte alles aus der Kraft der Begriffe, zog namentlich die Grenzen zwischen den Künsten und den poetischen Gattungen; Herder dagegen, voll Wärme des Gefühls, erläuterte die allgemeine Art des Poetischen, zeigte namentlich den Zusammenhang der Poesie mit Gemüt und Natur.

Der Durchbruch zu höheren Kunstideeen geschah in dieser Zeit nicht lediglich auf dem Gebiete der Poesie, sondern war durch einen Forscher von hoher Bedeutung für die bildenden Künste vorbereitet: durch Joh. Joach. Winckelmann (geb. 1717 zu Stendal in der Altmark, Sohn eines armen Schuhmachers. Auf der Schule seiner Vaterstadt arbeitete er sich schnell bis in die obersten Klassen hinauf. Der Schulrektor Tappert hatte ihn lieb gewonnen, und da er, erblindet, eines Führers und Vorlesers bedurfte, ihn in sein Haus genommen. Winckelmann hatte hier Gelegenheit, seinen Wissensdurst zu befriedigen. Achtzehn Jahre alt, kam er auf das kölnische Gymnasium in Berlin, wo der Rektor Bake ihm gegen Kost und Wohnung den Unterricht seiner Söhne übertrug. Während seines Aufenthaltes daselbst machte er eine Fußreise nach Hamburg, um dort auf einer Auktion einige der besten Ausgaben alter Klassiker zu kaufen. Unterwegs bettelte er für seinen Zweck, und die Rückreise machte er mit dem Bündel erstandener Bücher wieder zu Fuß. Nachdem er in Halle und Jena

studiert, unterrichtete er als Konrektor in Seehausen, um sein Leben zu fristen, im Lesen und Schreiben und studierte dabei unablässig in den Schriften der Alten. 1748 wurde er Sekretär des Grafen von Bünau in Nöthenitz bei Dresden. Die Kunstschätze Dresdens, die er kennen lernte, weckten das leidenschaftliche Verlangen nach Italien. Er wurde 1754, um seinen Zweck erreichen zu können, katholisch. Vom Kurfürsten von Sachsen unterstützt, reiste er nach Rom, Neapel, wo er die Denkmäler Herkulanums und Pompejis besichtigte, nach Florenz ꝛc.; wurde Bibliothekar des Kardinal Albani; später Oberaufseher aller Altertümer in und bei Rom. 1768 ergriff ihn die Sehnsucht nach der Heimat. Kaum war er über die italienische Grenze, als ihn Schwermut überfiel. Je weiter er sich von Italien entfernte, desto unüberwindlicher wurde seine Stimmung. Ganz in den antiken Kunstformen lebend, thaten ihm die schroffen Felswände, die spitzen Dächer in Deutschland wehe. In Regensburg entschloß er sich, umzukehren. Auf der Rückreise über Wien kam er bis Triest, wo er sich einschiffen wollte. Hier ermordete ihn der Italiener Archangeli, der sich durch seine Kunstschätze bereichern wollte, 8. Juni 1768). Aus dem Jahre 1754 stammt die Schrift „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst". Seit seiner Anwesenheit in Italien lieferte er Berichte über die Kunstwerke, die er kennen lernte: „Beschreibung des Torso im Belvedere; Anmerkungen über die Baukunst der Alten; Von der Grazie in Werken der Kunst" ꝛc. Sein Hauptwerk: „Geschichte der Kunst des Altertums" 1764. Ruhige, in sich abgeschlossene Schönheit; stille, sich selbst genügende Größe; Reinheit und Bestimmtheit der Form: dies sind die Merkmale, die seitdem an der Antike erkannt und bewundert werden.

## § 106. Gotthold Ephraim Lessing, geb. 1729, gest. 1781.

1. Lessing legte seine ästhetisch-kritischen Ideeen und Forschungen in folgenden Hauptwerken nieder: Briefe, die neueste Litteratur betreffend, 1759 und 1760; Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie 1766; Hamburgische Dramaturgie 1767 und 1768. — 2. Von seinen poetischen Werken gehören die lyrischen Gedichte meistens dem leichten anakreontischen Liede an. Didaktisches dichtete er teils in Epigrammen, teils in (prosaisch geschriebenen) Fabeln. Unter seinen Dramen sind die vollendetsten: Minna von Barnhelm, Lustspiel, 1767; Emilia Galotti, Trauerspiel, 1772; Nathan der Weise 1759.

Gotthold Ephraim Lessing, geb. 22. Jan. 1729 zu Kamenz in der Oberlausitz, Sohn eines Predigers; zuerst von seinem Vater unterrichtet, dann auf der Fürstenschule zu Meißen; studierte 1746 in Leipzig, zuerst nach dem Willen seines Vaters eifrig Theologie; dann, zweifelhaft über die Richtung, die er einschlagen wollte, vorübergehend Medizin; bald mehr mit philologischen Studien beschäftigt (unter Ernesti und Kästner); außerdem für Poesie, besonders für dramatische, interessiert. Er lebte im Umgang mit Dichtern, den beiden Schlegel, Zachariä, ferner mit Mylius, Weiße und mit Schauspielern; schrieb kleinere Werke für das Theater, die von der Neuberschen Truppe aufgeführt wurden. 1750 ging er mit Mylius nach Berlin, um dessen Zeitschrift, „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters" zu unterstützen; kehrte 1752, nach kurzem Aufenthalte in Wittenberg, wo er Magister geworden, nach Berlin zurück; schrieb hier die gelehrten Artikel für die Vossische Zeitung und lebte in freundschaftlichem Umgange mit Nicolai, Mendelssohn

und Ramler; ging 1755 nach Potsdam, um ungestört an „Miß Sara Sampson“ arbeiten zu können; begann 1756 mit dem Leipziger Kaufmann Winkler eine Reise, die als europäische Bildungsreise auf drei Jahre beschlossen war und Italien zum Ziele hatte. Durch den Beginn des Siebenjährigen Krieges wurde jedoch Winkler schon von Holland aus, als eben die Überfahrt nach England stattfinden sollte, zur Umkehr gezwungen. Lessing lebte darauf in Leipzig, wo er mit Kleist befreundet wurde. Seit 1758 wieder in Berlin; begründete mit Nicolai und Mendelssohn die ästhetisch-kritische Zeitschrift: „Briefe, die neueste Litteratur betreffend“, ging 1760 als Gouvernementssekretär beim General Trauenzien nach Breslau, wo er unter den Zerstreuungen des militärischen Lebens die Studien für Kunst und Wissenschaft nicht aufgab, „Minna von Barnhelm“ 1763 dichtete. 1765 ging er nach Berlin zurück; arbeitete den „Laokoon“. Die Aussicht auf die erledigte Bibliothekarstelle in Berlin, welche Lessing an die Vollendung dieses Werkes knüpfte, schlug fehl. 1767 folgte er dem Rufe der Direktion der Hamburger Nationalbühne, indem er die Kritik der Leistungen des Theaters übernahm. Seit 1770 vom Herzog von Braunschweig als Hofrat und Bibliothekar in Wolfenbüttel angestellt; begleitete 1775 den Prinzen Leopold von Braunschweig nach Italien; † nach kurzer Krankheit auf einem Ausflug von Wolfenbüttel nach Braunschweig 17. Februar 1781.

Zur Charakteristik der Freunde Lessings. — Christlob Mylius (geb. 1722 zu Reichenbach in der Lausitz, studierte in Leipzig Medizin; war im Begriffe, eine wissenschaftliche Reise nach Amerika zu machen, † in London 1754). Ein vielfach angeregter Geist; redigierte Zeitschriften in verschiedenstem Interesse: „der Freigeist 1745; der Naturforscher 1747; Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters“ 1750, an denen Lessing mit thätig war; schrieb Gedichte, Lustspiele (die Ärzte, der Unerträgliche &c.), vorherrschend satirisch. Lessing gab gleich nach dem Tode seines Freundes desselben „Vermischte Schriften“ heraus und begleitete sie mit einer Vorrede, worin er ihn näher charakterisierte. — Moses Mendelssohn (geb. 1729 in Dessau; jüdischer Herkunft; studierte Sprachen und Philosophie trotz der Gefahr, die für ihn darin lag, da die Judenschaft alles Wissen für ketzerisch hielt, was nicht aus dem Talmud und der Bibel geschöpft war. Seit 1750 Lessings vertrauter Freund, durch den er auf das Studium der Ästhetik gewiesen wurde, † 1786). „Phädon oder über die Unsterblichkeit der Seele, drei Gespräche“ 1767, ein Werk voll Ernst und edlen Sinnes, ist in fast alle Sprachen übersetzt. Seine „Philosophischen Schriften“ (1761 gesammelt) beziehen sich vielfach auf Kunstgegenstände. Die Ästhetik verdankt ihm unter anderen den Nachweis, daß das Wohlgefallen am Schönen und somit der Ursprung der Kunst in der menschlichen Natur begründet sei. Den Begriff „Schönheit“ erläuterte er durch den Gegensatz, in welchem die Idealität zur wirklichen mangelhaften Welt stehe. — Christoph Friedrich Nicolai (geb. 1733 in Berlin; Buchhändler, † 1811), ein rastlos thätiger Mann, aber mit untergeordneten Kräften; begründete mit Lessing die „Briefe, die neueste Litteratur betreffend“ (1759—66), schrieb Romane, Lebensbeschreibungen, philosophische Abhandlungen. Platter Verstand, Kampf gegen den Kirchenglauben charakterisieren ihn. Aufsehen machte sein Roman: „Leben und Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Notanker“ 1773, der, häufig aufgelegt, in viele Sprachen übertragen, mehrfach nachgeahmt wurde und zu Streitschriften Veranlassung gegeben hat. (Der Dorfpfarrer Sebaldus und Wilhelmine, von deren Verlobung und Hochzeit der Roman „Wilhelmine“ von Thümmel (§ 103) erzählt, treten hier als Verheiratete auf. Sebaldus ist ein Pfarrer, der nicht gern vom Glauben sprechen mag. Die Lehre von der Ge-

nugthuung durch den Glauben, von der ewigen Verdammnis bezweifelt er; den Wert der dogmatischen Wahrheiten mißt er nach dem Nutzen ab, den sie für das irdische Leben haben. Dieser Pfarrer gerät in Streitigkeiten mit seiner vorgesetzten Behörde, deren Faktotum der boshafte und heuchlerische Dr. Stauzius ist. Sebaldus wird seines Amtes entsetzt und ins Elend gestürzt. Ein Lotterieloos rettet den gutmütigen Menschen.) Ein anderer Roman: „Leben und Meinungen des Sempronius Gundibert, eines deutschen Philosophen" 1798, ist gegen die Philosophie, namentlich gegen Kant, gerichtet. Die Xenien Goethes und Schillers treffen ihn oft z. B. mit Bezug auf die „Litteraturbriefe":

„Auch Nicolai schrieb an dem trefflichen Werk? Ich will's glauben,
Mancher Gemeinplatz auch steht in dem trefflichen Werk." —

oder mit Bezug auf Nicolais Roman: „Freuden des jungen Werther". Der „junge Werther" wird angeredet und giebt dann Antwort:

„Worauf lauerst du hier?" — „Ich erwarte den dummen Gesellen,
Der sich so abgeschmackt über mein Leiden gefreut." —

Christian Felix Weiße (geb. 1726 zu Annaberg; studierte in Leipzig; Obersteuersekretär daselbst, † 1804) war schon auf der Universität in Leipzig 1746 mit Lessing durch eine gleiche Leidenschaft für das Theater verbunden, übersetzte und arbeitete mit ihm Dramatisches. Er kam bald zu der Erkenntnis, daß die französische Regelmäßigkeit dem Drama Freiheit, Natur und Wahrheit raube, und daß es anzuraten sei, die Schilderung großer Charaktere und die Sprache der Leidenschaften den Engländern abzulernen. Für seine Trauerspiele wählte er gern Stoffe Shakespearescher Dramen: „Richard III." 1759 (ohne Kenntnis des gleichnamigen Shakespeareschen Stücks geschrieben; Hamb. Dramaturgie, Stück 73—83); „Romeo und Julia" 1768. In anderen Dramen, worin Weiße griechische Stoffe bearbeitete: „Befreiung Thebens" 1764, „Atreus und Thyest" 1766, wandte er bereits (statt des Alexandriners) den reimlosen fünffüßigen Jambus an, der darauf, nach Lessings Vorgang in „Nathan" zur klassischen Form des Dialogs wurde. In der Komödie „Die Poeten nach der Mode" 1763 machte er den Streit der Leipziger und Schweizer lächerlich. (Zwei Dichter, der eine in der schwülstigen Weise Klopstocks, der andere in der galanten der Franzosen, gewinnen die Begeisterung eines Kunstliebhabers so sehr, daß dieser einem von ihnen seine Tochter zur Frau zu geben willens ist. Der Liebhaber der jungen Dame aber behauptet sich.) Mit dem Singspiel „Der Teufel ist los oder die verwandelten Weiber" 1752 brach er (gegen Gottscheds Bemühungen) auf der Leipziger Bühne der Oper wieder die Bahn. Aus den Jahren 1776—1782 stammen von Weiße Jugendschriften unter dem Titel „Der Kinderfreund", die ihrer Zeit viel Anerkennung fanden. Lessing sah den Grund dafür, daß Weiße nicht Höheres in der Kunst leistete, darin, daß er es immer zu leicht nahm. „Wenn ich Ihnen die Arbeit nur immer recht schwer machen könnte, so würden Sie ein Schriftsteller werden, — ich sage nichts mehr." —

Lessings kritisch-theoretische Werke. Lessings geistige Kraft kündigte sich früh an. Als fünfjähriges Kind wollte er nicht mit einem Vogelbauer, sondern mit einem Haufen Bücher porträtiert sein. Auf der Fürstenschule zu Meißen verglich ihn der Rektor einem Pferde, das doppeltes Futter brauche; er las Terenz, Plautus und andere Klassiker neben den Gegenständen der Schullektüre. Geistige Arbeit, der Trieb des Forschens, war seine innerste Natur. Nicht sowohl die Erkenntnis, als vielmehr die Arbeit um der Erkenntnis willen, machte ihn glücklich. Mit Lessings eigenen Worten: „Nicht die

Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist oder zu sein vermeint, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewendet hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Wert des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit besteht. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz. Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit, und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte, und spräche zu mir: wähle! ich fiele ihm mit Demut in seine Linke und sagte: Vater gieb, die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein." Dies Bekenntnis aus einem seiner letzten Lebensjahre („Duplik", gegen Goeze 1778) giebt den Schlüssel für sein Wesen: für die Unruhe und Rastlosigkeit; für die Abneigung, sich durch äußere Verhältnisse an eine Richtung oder ein Gebiet der Arbeit fesseln zu lassen; die Wege der Forschung mußte er frei und offen haben. Daher kam das gelegentliche Verweilen auf allen Gebieten der Wissenschaft, Ästhetik, Litteraturgeschichte, der Altertumskunde, Philologie, Theologie 2c.; daher das Fragmentarische vieler seiner Leistungen, das Abbrechen auf einem Gebiet, wenn es ihm den allgemeinen Trieb nach Erkenntnis zu verengen drohte; daher besonders die Abneigung gegen Autoritäten, und auf theologischem Gebiete der Kampf gegen die feststehenden Formeln des Glaubens. Die außerordentliche Kraft seines Geistes beweist sich bei diesen Umständen daraus, daß er trotzdem überall große Wirkungen geübt hat: Wirkungen, deren Resultate, besonders innerhalb der Ästhetik, Gemeingut der Bildung geworden sind. Unterstützt wurde die Kraft seiner Forschungen durch seine Sprache. Lessings prosaischer Stil ist, durch Klarheit, Abrundung, Gewandtheit, ein seitdem nicht wieder erreichtes Muster. — Eine Auswahl von Lessings frühesten Kritiken und ästhetischen Abhandlungen ist in der 1753 begonnenen Herausgabe seiner „Schriften" unter dem Titel „Briefe" zusammengestellt. Von allgemeinerem Interesse sind darunter: Brief 14 über den Streit der Schweizer und der Leipziger in Bezug auf die Reime; Brief 14—19 über Klopstocks Messias (Lessing kritisiert mit großer Genauigkeit und Strenge. Das Recht dazu spricht er in dem Grundsatze aus: „Einen elenden Dichter tadelt man gar nicht; mit einem mittelmäßigen verfährt man gelinde, gegen einen großen ist man unerbittlich." Lessing vergleicht Inhaltangabe und Anrufung zu Anfang des Messias mit der Art Homers und Virgils, den Heldengesang einzuleiten; wendet sich gegen Unklarheiten und Widersprüche in einzelnen Ausdrücken; weist auf die „Unbrauchbarkeit der wahren Dichtkunst bei gewissen geistigen Gegenständen, von denen man sich nicht anders als die allerlautersten Begriffe machen sollte"); Brief 24 über die Übersetzung der horazischen Oden von Lange. — Aus den Jahren 1759 und 60 stammen die Kritiken, die in den mit Nicolai herausgegebenen „Briefen, die neueste Litteratur betreffend", erschienen. Besonders lehrreich sind hier: Brief 8 über Wielands „Empfindungen eines Christen"; Brief 17 über Gottscheds Verdienste um die Schaubühne (Lessing leugnet sie. Er führt aus, daß Gottscheds Einflüsse entweder entbehrliche Kleinigkeiten betroffen oder Verschlimmerungen mit sich geführt haben; weist dann auf Shakespeare hin, der mit seiner großen geistvollen Art dem deutschen Charakter näher stände als die französischen Dramatiker mit dem, was sie bieten: dem „Artigen, Zärtlichen, Verliebten"); Brief 19 abermals über Klopstocks Messias (Lessing weist die Art der Änderungen nach, die Klopstock in der Kopenhagener Ausgabe des Messias 1755 hat eintreten lassen. „Veränderungen und Verbesserungen, die ein Dichter wie Klopstock in seinen Werken macht, verdienen nicht allein an-

gemerkt, sondern mit allem Fleiß studiert zu werden. Man studiert in ihnen die feinsten Regeln der Kunst; denn was die Meister der Kunst zu beobachten für gut befinden, das sind Regeln"); Briefe 36 und 43 über Logau; Briefe 63 und 64 über Wielands „Lady Johanna Gray" ꝛc. — In der 1759 abgefaßten Schrift „Abhandlungen über die Fabel" beleuchtete Lessing die bisher aufgestellten Erklärungen dieser Gattung, faßt ihr Wesen zusammen, und spricht namentlich von dem Gebrauche der Tiere in dir Fabel. — Zu dem Werke „Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie" 1766 war Lessing durch Winckelmanns Schriften angeregt, dessen Ideeen er fortführen und berichtigen wollte. Der Titel des Werkes schreibt sich daher, daß Lessing, an die Gruppe des Laokoon (ein Werk aus der Blütezeit der griechischen Bildhauerkunst) anknüpfend, den Charakter dieses plastischen Kunstwerkes mit der Art vergleicht, wie Virgil (Äneide, Gesang 2) denselben Stoff in einem epischen Dichtwerk behandelt: den Tod, den Laokoon als Strafe von Neptun dafür erlitt, daß er, als Priester der Trojaner, seinen Landsleuten Unglück weissagte, wenn sie das hölzerne Pferd, das die Griechen bei ihrer erheuchelten Entfernung vor Troja gelassen hatten, in die Stadt aufnähmen. Den Unterschied der beiden Künste, der bildenden (Malerei und Plastik) und der redenden (Poesie) weist Lessing in folgender Weise nach: 1. die bildende Kunst kann nur einen Moment zur Darstellung bringen, muß daher denjenigen wählen, der für das Auge nach dem Gesetze der Schönheit gestaltet werden kann (der leidende Laokoon mit seinen beiden Söhnen, von den Schlangen schon ganz umwunden, dem sicheren Untergange geweiht, ist in dem plastischen Kunstwerk noch immer ein Bild der Hoheit des menschlichen Wesens); 2. die redende Kunst hat dagegen die Aufgabe, einen Verlauf vom Beginn bis zum Ende vorzuführen und diesen durch alle Wendungen der Entwicklung, durch alle Stufen der Anstrengung und des Leidens zu begleiten (in Virgils Darstellung ist das Schreien vorübergehend, eine Stufe im Fortgange der Zeit, und somit zurücktretend gegen andere vorangehende und darauf folgende Züge, die sich mit einander zum Eindrucke der Schönheit ausgleichen). Die Situationsmalerei der Klopstockschen und Wielandschen Poesie, das übermäßige Verweilen bei der Schilderung ruhiger Zustände, ist seitdem in der deutschen Poesie gerichtet; der Satz der Schweizer, daß „die Poesie eine redende Malerei, die Malerei eine stumme Poesie sei", ist auf das gebührende Maß zurückgeführt; als Princip der Poesie dagegen ist festgestellt, daß fortschreitende Handlung ihr Wesen und ihre Aufgabe sei. — Auf Veranlassung der Kritik, die Klotz, Prof. in Halle, über verschiedene Ausführungen in „Laokoon" schrieb, entstanden zwei Werke schärfster Kritik auf dem Gebiete der Philologie: „Wie die Alten den Tod gebildet" 1768 und „Briefe antiquarischen Inhaltes" 1769. — Unter dem Titel „Hamburgische Dramaturgie" 1767 und 68 sind die Kritiken zusammengestellt, welche Lessing über die auf der Hamburger Nationalbühne aufgeführten Schauspiele geschrieben hat. Ursprünglich eine Theaterzeitung (in wöchentlich zwei Stücken herausgegeben), ist die Dramaturgie zu einem klassischen Werk geworden, welches die Grundsätze des Dramas feststellt und verständigt. Lessing hat besonders nachgewiesen: 1. daß die Franzosen in der Nachahmung der Griechen und im Verständnis des Aristoteles fehlgegriffen, daß namentlich von den drei sog. Einheiten des Dramas nur die Einheit der Handlung von wesentlichem Wert, die Einheit der Zeit und des Ortes nur insoweit, wie sie durch jene bedingt werden; 2. daß Shakespeare neben den griechischen Dichtern als Vorbild der dramatischen Kunst gewürdigt werden müsse. Die bedeutendsten unter den Kritiken sind: Stück 18 über den Harlekin (Lessing bestreitet das

Verdienst Gottscheds, daß er den Harlekin von der Bühne gewiesen); Stück 22—25 und 54—69 über Graf Essex von Thomas Corneille (Lessing unterwirft den historischen Stoff von Graf Essex, Günstling der Elisabeth, einer ästhetischen Würdigung unter Vergleichung mit zwei gleichnamigen Stücken: einem englischen von Joh. Banks und einem spanischen von einem ungenannten Dichter); Stück 36—50 über Voltaires Merope (Lessing erläutert die Hauptaufgabe der Tragödie: „die Abfassung der Fabel", d. i. die dramatische Verknüpfung der Begebenheiten zu einer Handlung); Stück 73—83 über Weißes Richard III. (Lessing erläutert den Satz des Aristoteles, daß die Tragödie durch Mitleid und Furcht die Reinigung unserer Leidenschaften bewirken solle; charakterisiert die Begebenheiten, welche zur Tragödie brauchbar sind; es sollen Personen auftreten, die einerseits unverdient leiden, andererseits unseresgleichen sind, also weder ganz vollkommene, noch völlig lasterhafte Menschen). Die meisten Stücke, die in Hamburg zur Aufführung kamen, waren Übersetzungen aus dem Französischen. Unter den deutschen Schauspielen befinden sich: von Lessing Miß Sara Sampson (Stück 13) und der Freigeist (14); von Schlegel die stumme Schönheit (13), der Triumph der guten Frauen (52); von Gellert die kranke Frau; von Hippel der Mann nach der Uhr (22) &c. — Nachdem Lessing die Abfassung der Theaterkritiken ihrer Erfolglosigkeit wegen aufgegeben hatte, wandte er sich wieder philosophisch-theoretischen Studien zu: „Zerstreute Anmerkungen über das Epigramm" 1771. — Lessings theologischer Streit mit Goeze s. S. 190.

Lessings Dichtungen. Am Schlusse der Dramaturgie spricht Lessing davon, daß man ihm zuweilen die Ehre erweist, ihn für einen dramatischen Dichter zu erkennen, und fährt fort: „Nicht jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt und Farben verquistet, ist ein Maler. Die ältesten meiner dramatischen Versuche sind in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neueren Erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet; durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt." Hernach sagt Lessing: „Wenn ich mit Hilfe der Kritik etwas zu stande bringe, was besser ist, als es einer von meinen Talenten ohne Kritik machen würde, so kostet es mich sehr viel Zeit, ich muß von anderen Geschäften ganz frei, von unwillkürlichen Zerstreuungen ununterbrochen sein, ich muß meine ganze Belesenheit gegenwärtig haben, und bei jedem Schritte alle Bemerkungen, die ich jemals über Sitten und Leidenschaften gemacht, ruhig durchlaufen können" &c. Die natürliche Folge dieser Art zu dichten, hat sich in allen Werken Lessings ausgeprägt. Sie sind meistens frei von Fehlern; zuweilen aber herrscht eine Verstandesmäßigkeit, eine ersonnene Dialektik in ihnen, die der Kälte der Wissenschaft nahe kommt. Sehr natürlich ist es aus diesem Grunde, daß Lessing im Lyrischen am wenigsten bedeutend ist, daß ihm dagegen seine Neigung immer wieder zum Didaktischen (zur Fabel und zum Epigramm) führt. Seine Lieder kommen über den Wert der anakreontischen nicht hinaus: „Der Tod (Gestern, Brüder, könnt ihr's glauben! Gestern bei dem Saft der Trauben &c.); Die drei Reiche der Natur (Ich trink', und trinkend fällt mir bei, Daß sie, die Schöpfung, dreifach sei &c.)" u. a. „Drei Bücher Fabeln" 1759 sind prosaisch im Stil trockener Berichterstattung geschrieben. Seine „Sinngedichte" 1753 und 1771 werden nur selten durch bedeutende Stoffe gehoben. — Unter seinen dramatischen Werken lassen sich drei Perioden unterscheiden: 1. Jugendwerke, die der französierenden Rich-

tung Gottscheds angehören: „Der junge Gelehrte 1747; die Juden 1749; der Freigeist“ 1749 rc.; 2. Werke, die mit der empfindsamen Richtung Gellerts und Klopstocks Verwandtschaft haben: „Miß Sara Sampson, Trauerspiel in 5 Akten“, 1755 (Mellefont, ein schwächlicher Charakter, reißt seine unschuldvolle Geliebte Sara Sampson mit sich ins Verderben. Die tückische Marwood, die er früher geliebt, rächt sich für seine Untreue durch Gift, das sie ihrer Nebenbuhlerin reicht). „Philotas, Trauerspiel in 1 Akt“, 1759 (Philotas, der Sohn des macedonischen Königs, gefangen genommen, ersticht sich aus Liebe zum Vaterlande, damit sein Vater sich nicht, um ihn auszulösen, zu schmachvollen Bedingungen verstehe). 3. Werke, die Lessings Selbständigkeit und eine Reinheit der Kunstarbeit zeigen, die ihrer Zeit sogleich Gegenstand der Bewunderung wurden. „Minna von Barnhelm oder Soldatenglück“, 1763 gedichtet, 1767 herausgegeben. (Der preußische Major von Tellheim ist mit dem sächsischen Fräulein Minna von Barnhelm verlobt. Nach Beendigung des Krieges wurde er unter die ehrenrührige Anklage gestellt, daß er sich von den sächsischen Ständen habe bestechen lassen, während er in der That bei dem Vorschusse, den er denselben bei Gelegenheit einer Kontribution aus eigenen Mitten geleistet hatte, durchaus eigennutzlos verfahren war. In seinem Stolze verletzt, empfand er die Ehrenpflicht, seine Verlobte in die Schmach seines Schicksals nicht zu verwickeln: er zog sich von ihr zurück und lebte, sie ohne Nachricht lassend, in einem Gasthause Berlins. Der Not anheimgegeben, verpfändete er den Ring, den er von Minna empfangen, sein letztes Eigentum, an den Wirt, als Minna von seiner Anwesenheit in dem Gasthause, wo sie eben eingekehrt war, durch eben diesen Ring in Kenntnis gesetzt wird. Nur einen Augenblick, unter dem Eindrucke der Überraschung in seinem Gefühle benommen, begrüßt er Minna als seine Verlobte. Das Bewußtsein seiner Ehrenhaftigkeit erwacht sogleich wieder; und er erklärt dem Fräulein, daß er der Tellheim, mit dem sie sich verlobt habe, nicht mehr sei. Diesem stolzen Charakter gegenüber spielt Minna eine List, indem sie vorgiebt, ihrer Liebe zu Tellheim wegen von ihrem Oheim enterbt zu sein. Sogleich wendet sich seine Stimmung; er ist entschlossen, sich ihrer anzunehmen. Diese Wendung in dem Gefühle Tellheims fällt mit der Entscheidung des Gerichtes und einem Handbillet des Königs zusammen, wodurch seine Ehre wiederhergestellt wird.) Die Handlung zwischen den Hauptpersonen wird durch Nebenpersonen erweitert. Auf Tellheims Seite stehen: Just, der anhängliche Diener, der von seinem Herrn nicht läßt, wie sein Pudel nicht von ihm; Paul Werner, der frühere Wachtmeister, dem in Friedenszeiten auf seinem Bauerngute nicht wohl wird, und der beim Prinzen Heraklius in Persien Kriegsdienste nehmen will. Auf Seite des Fräuleins von Barnhelm stehen: Franziska Willig, des Fräuleins Kammerjungfer, mit der sie zusammen erzogen und unterrichtet ist; und des Fräuleins Oheim, Graf von Bruchsall. Lessing knüpft die Fäden zwischen diesen auf mannigfache Weise, besonders indem er zwischen Paul Werner und Franziska ein zweites Liebesbündnis in heiterer Lustspielsart durchführt. Außerhalb dieses Kreises stehen ferner: der Wirt des Gasthofs zum König von Spanien, ein „Schurke von Wirt“, wie Just sagt; die Witwe des Stabrittmeisters Marloff, die eine Schuld ihres Mannes zu Tellheim führt; und der Lieutenant Riccaut, ein entlassener Offizier, Spieler und Betrüger. Durch diesen letzteren öffnet sich in dem Bilde des Familienlebens der Blick in die gesellschaftlichen Zustände der Zeit. An dem Lustspiel ist alles Lessings Werk; seit Hans Sachs das erste völlig deutsche Lustspiel. Sein Stoff ist unmittelbar den Zuständen des Volkes entnommen, und im Anschluß an das bedeutendste Werk jener Jahre,

an die Gründung der selbständigen Macht Preußens, bearbeitet worden. Die Erfindung des dramatischen Vorganges dient der edelsten und heilsamsten Idee jener Zeit: der Aussöhnung der im Kampfe gegeneinander erbitterten Stämme. Der Beifall, der dem Lustspiele gezollt wurde, war außerordentlich. — „Emilia Galotti, Trauerspiel“, 1772. Die erste Anregung zu Emilia Galotti hat Lessing aus der Tragödie „Virginia“ des spanischen Dichters Augustino de Montiano empfangen. Seit 1758 arbeitete er daran (ursprünglich „Virginia“ genannt). Lessing verlegte den Stoff, um ihm die für das Drama wünschenswerte Mannigfaltigkeit der Charaktere und Verwicklungen geben zu können, aus den einfachen und rohen Verhältnissen der römischen Decemvirnzeit (449 v. Chr.) in das 18. Jahrhundert nach Christus, in das Zeitalter der Regierungsweise Ludwigs XVI., und zwar auf den Boden eines kleinen italienischen Staates. (Der Prinz von Guastalla wird durch die Schönheit Emilias zu dem leidenschaftlichen Verlangen ihres Besitzes gereizt. Da Emilia, die Tochter Odoardo Galottis, eines streng gesinnten Edelmanns, außerdem die Verlobte des Grafen Appiani ist, so ist ihr Besitz ohne ein Verbrechen nicht möglich. Der Prinz ist von der Leidenschaft so sehr befangen, daß er nicht mehr berechnen mag, wie viel der Erfüllung seiner Wünsche entgegensteht. Während er, Emilia in der Kirche aufsuchend, ihr seine Liebe gesteht, wie gedankenlos das Geständnis auch ist, läßt er seinen Kammerherrn Marinelli, dem er sich ganz vertraut, die Verbrechen vorbereiten, durch welche Emilia in seine Gewalt gebracht werden soll. Der Wagen, in welchem Emilia mit dem Grafen Appiani zur Vermählung fährt, wird von Banditen angefallen, der Graf ermordet und Emilia auf das Lustschloß des Prinzen, Dosalo, geführt. Der Prinz nimmt hier die Miene des Überraschten an, versichert Emilia seiner Teilnahme und verspricht Untersuchung des Verbrechens. Die Gräfin Orsina aber, die verlassene Geliebte des Prinzen, welche eben daselbst eintrifft, verbreitet Licht über den Zusammenhang des Geschehenen. Da sieht sich Emilia ihres Glückes beraubt, in die Greuel des Lasters verwickelt und, voll Furcht und Abscheu davor, hat sie keinen Gedanken als den des Todes. Ihr Vater will sie hindern, sich das Leben zu nehmen. Die Gefahr aber, in der sie sich so mächtigen Verbrechern gegenüber befindet, macht sie stark und klug, und giebt ihr die Gedanken ein, mit denen sie ihren Vater selbst nötigt, ihr den Tod zu geben.) Den Charakter des Prinzen zu zeichnen, führt Lessing zwei Nebenpersonen ein: den Rat Camilla Rota, der mit eindringlichem Ernst nicht imstande ist, ihn zum Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit zu bringen; und den Maler Conti, den begeisterten Künstler, begeistert für das Ideal der Kunst, im Gegensatz zu dem sinnlichen Kunstdilettantismus des Prinzen. Das Familienbild auf der Seite Emilias vervollständigt Lessing durch Claudia Galotti, die Mutter, eine eitle, gedankenlose Frau, die sich der Auszeichnung ihrer Tochter durch den Prinzen erfreut und das Unglück gewissermaßen heraufbeschwört. („Emilia Galotti“ hat nicht ungeteilten Beifall gefunden. Die Mitwirkung von Verbrechen im Sinne des Kriminalrechts, der gewaltsame Tod einer völlig schuldlosen Person, der Mangel jeder Sühne, welche die Frevler erfaßt: diese Mängel haben die Anerkennung beschränkt. Die außerordentlichen Vorzüge des Werkes sind gleichfalls immer empfunden worden: die Treue in der Darstellung der Charaktere und Verhältnisse, die Lebhaftigkeit und Schärfe der Dialoge, die Anlage und Fortführung der Handlung, die Lösung der schwierigsten, der Kunst sehr fern liegenden Aufgaben.) — „Nathan der Weise, dramatisches Gedicht“, 1779. Lessing gab, als Bibliothekar in Wolfenbüttel, eine periodische Schrift heraus unter dem Titel: „Zur Geschichte und

Litteratur, aus den Schätzen der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel". Als er 1774 im dritten Stück dieser Beiträge eine von Herm. Sam. Reimarus (Professor der Mathematik in Hamburg; geb. 1694, † 1768) verfaßte rationalistische Schrift: „Von Duldung der Deïsten, Fragment eines Ungenannten", herausgab, und 1777 Fortsetzungen dazu lieferte („Von Verschreiung der Vernunft auf den Kanzeln; Unmöglichkeit einer Offenbarung, die alle Menschen auf eine gegründete Art glauben können" ꝛc.; Abhandlungen, die gewöhnlich mit dem Namen „Fragment des Wolfenbüttler Ungenannten" zusammengefaßt werden), entspann sich ein lebhafter Streit zwischen den Vertretern der orthodoxen Kirche und Lessing. Unter jenen war der bedeutendste: Joh. Melch. Goeze, Pastor an St. Katharinen in Hamburg; geb. 1717, † 1786). Unter den Erwiderungsschriften Lessings sind zu erwähnen: „Parabel; Absagungsschreiben; Eine Duplik; Nötige Antwort; Axiomata" ꝛc. Mit Bezug auf diesen theologischen Streit schrieb Lessing das Drama „Nathan". Er wollte sein Glaubensbekenntnis poetisch darin aussprechen, namentlich die Überzeugung: daß der göttliche Ursprung irgend einer Religion sich nicht erweisen lasse, daß die höchste Pflicht des Menschen demgemäß nicht im Glauben, sondern in der Tugend bestehe. Um diesen Gedanken anschaulich zu machen, erfand Lessing 1. eine dramatische Handlung von symbolischem Gehalt. (Personen verschiedenen Glaubens begegnen sich um der Religion willen feindlich. Der Tempelherr als Christ, kämpft gegen Saladin, das Oberhaupt der Mohammedaner, bricht den Waffenstillstand und wird gefangen nach Jerusalem geführt. Der Sultan befiehlt seine Hinrichtung. Er widerruft den Befehl in dem Augenblicke, da derselbe vollführt werden soll, aus Laune, um einer Zufälligkeit willen: weil er durch eine Ähnlichkeit der Gesichtszüge an einen längst verlorenen Bruder erinnert wird. Der Tempelherr rettet ferner aus der Gefahr des Verbrennens Recha; als er aber erfährt, daß das Mädchen eine Jüdin sei, verschmäht er in Widerwillen gegen diese verhaßte Religion selbst ihren Dank. Diesen drei Personen steht Nathan gegenüber: ein Mann voll Weisheit und Edelmut; jüdischer Herkunft, doch ohne den Glauben seiner Väter; ihm genügt es, „Mensch" zu sein; die Religion, welche es auch sei, beurteilt er im günstigen Falle als Befangenheit und Schwärmerei, wo nicht als Heuchelei. Nathan eröffnet jenen dreien das Geheimnis ihrer Verwandtschaft: der Tempelherr, Leu von Filneck, ist der Bruder Rechas; diese, mit Tauf- und Familiennamen Blanda von Filneck, ist im Hause Nathans nur erzogen; beider Vater, Wolf von Filneck, hat ursprünglich Assad geheißen und ist ein jüngerer Bruder Saladins, der vor Jahren, einer jugendlichen Leidenschaft folgend, sich nach Deutschland begeben und mit einer Edeldame aus dem Geschlechte der Staufen vermählt hatte. Über dieser Entdeckung vergessen alle der Scheidewand, welche die Religion zuerst zwischen ihnen aufgestellt hatte.) Ein einfacher Gedanke sollte die Menschen von dem Streite um die Religion abhalten! Sind doch alle, als Kinder eines himmlischen Vaters, zu Liebe und Vertrauen aufgefordert! Dies ist die Tendenz der dramatischen Fabel. 2. Näher spricht Lessing seine Gedanken über Religion in der Parabel von den „drei Ringen" aus (Aufz. 3. Auftritt 5—7. Vergl. § 57). Die Religion wird mit einem Ringe verglichen, der die geheime Kraft besitzt, vor Gott und Menschen angenehm zu machen. Jahrhunderte lang ist der Ring im Besitze einer Familie gewesen, und von dem jedesmaligen Vater immer demjenigen Sohne vererbt worden, der dieses Besitzes, weil er der beste war, sich am meisten wert zeigte. Da ereignete es sich, daß ein Vater drei Söhne hat, von denen keiner mehr als der andere des Ringes wert erscheint; und um keinen zurückzusetzen, täuscht der

Vater seine Söhne. Er giebt den Ring in die Hände eines Goldschmieds, der zwei ebensolche nachmachen soll. Nach des Vaters Tode aber zeigt es sich, daß der echte der Familie verloren gegangen ist. Denn die Söhne, jeder mit einem Ringe versehen, beanspruchen das Vorrecht, welches mit demselben verbunden ist, die Herrschaft des Hauses, und geraten darüber in Streit. Der Richter, den sie zur Entscheidung aufrufen, macht nach der Überlegung, daß der Ring die Kraft besitze, Liebe vor Gott und Menschen mitzuteilen, sich also selbst offenbaren müsse, auf den Betrug aufmerksam, in dem ein jeder sich befinde, und erteilt ihnen den Rat, mit Liebe, Wohlthun und Vertrauen sich zu begegnen: dann werde die Kraft des Ringes unter ihnen sein, wenn der Ring selbst auch fehle. — Die Nebenpersonen im Drama sind auf der Seite des Mohammedanismus: die Schwester Saladins, Sittah, und der Derwisch Al Hafi; auf der Seite des Christentums: Daja, die Pflegerin Rechas, ferner der Klosterbruder Bonafides, der früher Reitknecht im Dienste Wolf von Filnecks gewesen war, und der Patriarch, mit welchem letzteren Lessing ein Bild heuchlerischen Verfolgungseifers zeichnen wollte. (Für das Versmaß der dramatischen Rede ist Nathan der Weise wichtig geworden, da seitdem der reimlose fünffüßige Jambus herrschend, auch von Goethe und Schiller bald darauf angewandt wurde.) — Unter Goethes und Schillers Xenien bezieht sich auf Lessing das unter der Aufschrift „Achilles“:

„Vormals im Leben ehrten wir dich, wie einen der Götter;
Nun du tot bist, so herrscht über die Geister der Geist.“

## § 107. Johann Gottfried Herder, geb. 1744, gest. 1803.

**Herders Verdienste um das Verständnis und die Belebung der Volks- und Naturpoesie gründeten sich 1. auf theoretisch-kritische Werke: (Über Ossian und die Lieder der alten Völker 1773; über Shakespeare 1773; älteste Urkunde des Menschengeschlechtes 1774; vom Geiste der hebräischen Poesie 1782); 2. auf poetische Übertragungen: (Volkslieder 1778; Cid, nach Herders Tode, 1805, herausgegeben). Was Herder aus eigener Erfindung Poetisches geschaffen hat (Legenden, Paramythieen, Epigramme ꝛc.), hat nicht den hohen Wert der vorgenannten Werke.**

Johann Gottfried Herder, geb. 24. August 1744 zu Mohrungen in Ostpreußen; Sohn des dortigen Elementarschullehrers und Kantors. Der Rektor der lateinischen Schule daselbst, der an seiner Begabung Freude hatte, unterrichtete ihn im Griechischen und Hebräischen. 1760 in das Haus des Predigers Trescho als Famulus und Abschreiber aufgenommen, durfte er eine reichhaltige Bibliothek benutzen. Durch den russischen Regimentschirurg Schwarzerloh, der 1762 Winterquartier in Mohrungen hatte, gelangte er nach Königsberg. Die Absicht war, daß Herder mit Schwarzerloh nach Petersburg ginge, um dort Chirurgie zu lernen. Herder versprach als Gegenleistung die Übersetzung einer chirurgischen Abhandlung ins Lateinische. Die Absicht scheiterte bereits in Königsberg an dem Eindrucke der ersten Sektion, der Herder beiwohnte. Er fiel in Ohnmacht. Seiner eigenen Kraft vertrauend, entschloß er sich, seiner Neigung gemäß Theologie zu studieren. Freunde, die er sich erwarb, verschafften ihm verschiedene Erleichterungen. Eine Stelle am Friedrichskollegium ließ ihm Muße zu eigenen Arbeiten. Kant öffnete ihm seine Kollegien unentgeltlich. Das Dohnasche Familienstipendium fiel ihm zu. Förderlich wurde ihm be-

sonders der Verkehr mit Hamann, durch den er auf Shakespeare und Ossian gewiesen wurde. Er breitete schon jetzt seine Studien über Poesie und Kunst, Naturwissenschaft und Geschichte aus. 1764 wurde er Lehrer an der Domschule zu Riga, bald auch Prediger an der Domkirche. Kritisch-scharfe Werke, die er von hier ausgehen ließ: „Fragmente über die neuere deutsche Litteratur" und „kritische Wälder" machten ihn bekannt und berühmt, obwohl sie ohne seinen Namen erschienen waren, verwickelten ihn aber in unangenehme Streitigkeiten. Teils um diese abzubrechen, teils um die Fortschritte des Erziehungs- und Unterrichtswesens, das sich im westlichen Europa Bahn gebrochen hatte, kennen zu lernen, gab er seine Stellung auf. Reise zur See nach Nantes; von dort nach Paris. Hier nahm er den Antrag an, den Prinzen Friedrich Wilhelm von Holstein-Eutin, der zum Trübsinn neigte, als Erzieher und Reiseprediger nach Italien zu begleiten. Herder machte die Reise von Eutin nur bis Straßburg mit, wo er blieb, um sich eines Augenübels wegen einer Operation zu unterwerfen. Hier wurde er 1770 mit Goethe bekannt, mit dem er in „fliegenden Blättern" auftrat. Nachdem Herder 1771—76 als Hofprediger in Bückeburg gelebt hatte, wurde er auf Goethes Veranlassung für Weimar gewonnen. Er stieg daselbst vom Superintendenten und Konsistorialrat zum Präsidenten des Obenkonsistoriums; 1801 vom Kurfürsten von Bayern geadelt; lange kränklich; † 18. Dezember 1803.

In Bezug auf die beiden Lehrer seiner Jugend: — Immanuel Kant (geb. 1724 in Königsberg; Professor der Logik und Metaphysik daselbst, † 1804). Seine Hauptwerke sind: „Kritik der reinen Vernunft 1781; Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können" 1783 2c. Gegen die Voraussetzung der früheren philosophischen Systeme, daß die endliche Welt, das Objektive vermittels des Denkens erkannt werden könne, wies er nach, daß das Denken nie in die Sphäre des wirklichen Seins gelange. Unser Denken knüpft sich nicht an das Wirkliche, Objektive, sondern an die Wahrnehmungen unserer Sinne, an die Eindrücke des Auges, des Ohres. Der Prozeß des Denkens also, der durch diese Eindrücke veranlaßt wird, und die Formen, in denen er sich verläuft (die Vorstellungen von Zeit, Raum, Ding, Ursache, Wirkung 2c.), sind daher nichts Wirkliches, Objektives, sondern bloß Vorgestelltes und Gedachtes. Kant wurde durch diese Trennung des Subjekts und Objekts ein starker Hebel für die Gründung echter Wissenschaftlichkeit in der Philosophie. — Johann Georg Hamann (geb. 1730 zu Königsberg; studierte Theologie, dann Jura; opferte die Brotwissenschaft seiner Neigung zu Beschäftigung mit der Litteratur; wechselte die Lagen seines Lebens fast in jedem Jahre: 1752 Hauslehrer bei der Baronin von Budberg; dann bei Freunden in Riga lebend; 1753 Hofmeister bei General von Witten; wieder in Riga, mit der Absicht, sich den Handelswissenschaften zu widmen; 1756 abermals im Hause der Baronin von Budberg; dann in Geschäften des Rigaer Handelshauses Berens auf einer Reise über Berlin durch Holland nach England; hier, unter dem Schmerze über ein verfehltes Leben, zum Bibelglauben erweckt. 1758 nach Riga zurück, mit dem Unterricht an Kinder beschäftigt; 1759 nach Königsberg ins väterliche Haus zurück: studierte orientalische Sprachen. 1762 übernahm er, um sich für die Zukunft einen Erwerb zu sichern, eine unbesoldete Schreiberstelle beim Magistrat, später bei der Domänenkammer. 1765 Reisebegleiter des Hofrats Tottin von Mitau nach Warschau. 1767 wieder in Königsberg, Accisesschreiber; 1777 Packhofverwalter, 1787 pensioniert; besuchte in Düsseldorf Jacobi; in Münster die Fürstin Galizyn, Amalia, geb. Gräfin von Schmettau, eine geist-

volle, streng im Pietismus lebende Dame, wo er 1788 †). Seine vielen schriftstellerischen Arbeiten erschienen als fliegende Blätter, zerstreuten sich und mehrere gingen verloren. Dem großen Publikum sind sie immer unverständlich geblieben. Denen, die ihn persönlich kannten, die aus der mündlichen Rede vieles zur Ergänzung empfingen, was er wegen Mangel an Harmonie seiner Geisteskräfte im schriftlichen Ausdrucke nicht zu fesseln vermochte, wurde er ein Gegenstand der Bewunderung; seine Rede wie die Sprache eines Orakels aufgenommen. Man nannte ihn den Magus des Nordens. Unter dem Titel „Kreuzzüge des Philologen *ΠΑΝ*“ sammelte Hamann 1762 mehrere Abhandlungen. Eine Stelle in einer derselben „Aesthetica in nuce, Rhapsodie in kabbalistischer Prosa“, lautet: Poesie ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechts; wie der Gartenbau älter als der Acker: Malerei als Schrift: Gesang als Deklamation: Gleichnisse als Schlüsse: Tausch als Handel. Ein tieferer Schlaf war die Ruhe unserer Urahnen, und ihre Bewegung ein taumelnder Tanz. Sieben Tage im Stillschweigen des Nachsinnens oder Erstaunens saßen sie und thaten ihren Mund auf zu geflügelten Sprüchen. Sinne und Leidenschaften reden und verstehen nichts als Bilder. In Bildern besteht der ganze Schatz menschlicher Erkenntnis und Glückseligkeit. Der erste Ausdruck der Schöpfung und der erste Eindruck ihres Geschichtschreibers, die erste Erscheinung und der erste Genuß der Natur vereinigen sich in dem Worte: es werde Licht! Hiermit fängt sich die Empfindung von der Gegenwart der Dinge an. Endlich krönte Gott die sinnliche Offenbarung seiner Herrlichkeit durch das Meisterstück des Menschen. Er schuf den Menschen in göttlicher Gestalt; zum Bilde Gottes schuf er ihn. Dieser Ratschluß des Urhebers löst die verwickeltsten Knoten der menschlichen Natur und ihrer Bestimmung auf. Blinde Heiden haben die Unsichtbarkeit erkannt, die der Mensch mit Gott gemein hat. Die verhüllte Figur des Leibes, das Antlitz des Hauptes und das Äußerste der Arme sind das sichtbare Schema, in dem wir einhergehen; doch eigentlich nichts als ein Zeigefinger des verborgenen Menschen in uns: „Exemplumque Dei quisque est in imagine parva“ 2c.

Herders kritisch-theoretische Werke. Herders schriftstellerische Thätigkeit war von der ausgebreitetsten Art. Sie erstreckte sich auf die Gebiete der Religion und Theologie, der Philologie, Philosophie, der Geschichte, Ästhetik und Poesie. Auch das Kleine hielt er nicht gering. In dem Verzeichnis seiner Werke finden sich neben denen, die den höchsten Aufgaben des Erkennens gewidmet sind, auch z. B. „Erklärungen zu Luthers Katechismus für den Schulgebrauch“, ja, ein „Buchstabier- und Lesebuch“ 1786. Unablässig das Ganze im Auge, betrachtete er alles im Zusammenhang mit demselben. Aus diesem innersten Wesen entstand der Plan, das ganze Weltdasein, Natur und Geschichte, in einem wissenschaftlichen System geordnet zu überblicken: der Plan zu dem philosophischen Werke „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ 1784—91. Lag es in der Natur der Sache, daß Herder den Anlauf zu dieser damals völlig neuen Wissenschaft nicht zu Ende führte, auch daß die Resultate seiner Forschung von den Fortschritten der nächsten Zeit überflügelt wurden: so ist doch die Anregung von ihm ausgegangen. Dies ist überhaupt der eigentliche Charakter seiner Wirkungen: er regte an und belebte. Herder fühlte selbst oft die Gegenstände, die er behandelte, größer, als die Darstellungskraft, die ihm zu Gebote stand. Aber mit Begeisterung strebte er zu ihnen empor; entzückt sprach er seine Ahnungen aus, unbekümmert, ob die Orakelsprüche verständlich seien. Wenn dem Leser, „dem Wanderer, der mit ihm ging, von seinem Ziel nur etwas vordämmerte“, so

war sein Streben erfüllt: er hatte einen Mitarbeiter gefunden. Denn nicht seine, sondern die Bildung der Menschheit, war ihm Ziel aller Arbeit. Hierin stimmen alle Schilderungen seiner Zeitgenossen überein. Es lag ein Zauber der Belebung und Erweckung, der begeisternden Anregung in ihm; eine starke Natur, die schnell über das Scheinbare und Zufällige hinwegkam, und das unwandelbar Geltende mit Sicherheit erfaßte. Darin lag freilich auch, daß er schonungslos gegen Schwächen und Eitelkeiten verfuhr, streng herausfordernd gegen Kräfte, die der Hebung fähig waren. Wieland verglich ihn einer „elektrischen Wolke", so voll wirkender, zündender Elemente war sein Geist; aber, fügt er hinzu, er mochte „diese Wolke nicht gern über seinem Haupte haben". — Herders erstes Auftreten geschah mit jugendlicher Kühnheit und Heftigkeit, indem er in den Kampf der Kunstansichten mit eintrat, die durch Lessing und Winckelmann ausgesprochen waren. Er erwarb sogleich einen bedeutenden wissenschaftlichen Ruf. Namentlich Lessings Ideen suchte er fast auf allen Gebieten teils zu beschränken, teils weiterzuführen. Der Standpunkt, den Lessings Kritik erfaßt hatte, die Würdigung der Kunst vorherrschend mit dem Verstande, genügte ihm nicht. Er bedurfte allgemeinerer und weiterer Gesichtspunkte. Unter dem Titel „Fragmente über die neuere deutsche Litteratur" 1767 kündigte Herder eine Fortsetzung und einen Beitrag zu den Lessing-Nicolaischen „Litteraturbriefen" an. Herder wies hier in selbständigen Abhandlungen auf den Zusammenhang zwischen Leben, Sprache, Religion und Poesie hin. Ebenso in den „Kritischen Wäldern" 1769, deren erstes Heft sich ausschließlich mit Lessings „Laokoon" beschäftigte. Herder begründete das Urteil über antike Poesie und Kunst nicht bloß durch Betrachtung dieses oder jenes einzelnen Kunstwerkes, sondern durch Hinweis auf die Volkstümlichkeit, aus der es hervorgegangen: auf die Einfachheit der Heldennatur, die lebhafte Empfindung für Vaterland Geschlecht, heroische Freundschaft. Er prüfte ferner nach allgemeinen ästhetischen Principien die Wahrheit des Lessingschen Ausspruchs, daß die bildende Kunst nicht das Vorübergehende, sondern den ruhenden Moment darstellen sollte. Überall suchte er die kritischen Grenzen, die Lessing gezogen, zu erweitern, der vielgestaltigen Natur, der freien Äußerung der Empfindung in der Poesie und Kunst ihr Recht zu bewahren. Bedeutend wirkte bald darauf die mit Goethe gemeinschaftlich herausgegebene Schrift „Von deutscher Art und Kunst, einige fliegende Blätter" 1773. Von Herder standen darin zwei Abhandlungen: 1. „Über Ossian und die Lieder der alten Völker". (Herder weist den Charakter des Volks- und Naturgesanges in seinen einzelnen Merkmalen nach: in Ton und Farbe der Sprache, in den Schattierungen durch Rhythmus, Allitteration, Assonanz und dergl., Weichheit und Härte des Ausdrucks, Fluß und Abgerissenheit der Sprache, je nach den Stimmungen; er zeigt ferner den feinen Blick dafür, zu unterscheiden, was von dergleichen Kunstmitteln wirklich der Natur und der Empfindung des Lebens, und was der matten, unsicher nachahmenden Reflexion gehört. Das sinnlich klare, das lebendige Wort fordert er vom Dichter, das Wort, das sich dem sehnenden Auge und dem fühlenden Herzen einstellt, nicht dem abstrahierenden Verstande.) 2. „Über Shakespeare". (Herder führt eine Parallele zwischen dem griechischen und dem Drama Shakespeares durch, weist nach, daß die Bestimmungen, die als „Gesetze" des griechischen Dramas aufgefaßt wurden, ursprünglich nicht Gesetze, sondern der Ausdruck freier, naturgemäßer Entfaltung gewesen seien. Das Gesetz der „Einheit des Ortes und der Zeit" folgte natürlich aus der Art, wie das griechische Drama entstand: aus dem mit mimischem Tanz begleiteten Gesang des Chors, zu dem zuerst (durch Thespis) ein

erzählender Schauspieler, dann (durch Äschylus, Sophokles, Euripides) zwei, drei und mehr handelnde Personen hinzugefügt wurden. Das Gesetz der „Einheit der Handlung" erklärt sich ebenso aus der Einfalt der griechischen Familien- und Volksverhälnisse, besonders dessen, was im antiken Sinne eine „Heldenhandlung" war. Dagegen das Shakespearesche Drama wies Herder in der Größe der Weltverhältnisse begründet nach, in dem Geiste, der die großartigsten Einflüsse in sich vereinigen konnte, Einflüsse von den Völkern, Sprachen, Sitten, Leidenschaften und Kämpfen der neueren Zeit, wie sie im kleinsten Raum, auf englischem Boden, aufs kräftigste zusammentrafen. Die Folgerung, die Herder hieran knüpfte, war ein schlagendes Urteil gegen das Princip der Nachahmung überhaupt. Vollendetes kann in der Poesie nur geschaffen werden, wenn es in freier Entfaltung aus dem Leben des Volkes hervorgeht: ein Urteil, das die Nachahmung des griechischen Dramas in der Art der Franzosen, Racines, Voltaires ꝛc., vernichtend traf.) In den beiden folgenden Werken beschäftigte sich Herder speciell mit der Poesie der Hebräer. In dem Werke „Älteste Urkunde des Menschengeschlechts" 1774 wandte Herder seine ästhetische Anschauungsweise auf die Anfangskapitel des ersten Buches Moses an, ihren Zusammenhang mit der orientalischen Sinnlichkeit und Bilderrede ausführend. In dem andern „Vom Geiste der hebräischen Poesie" 1782 wies Herder im allgemeinen den Charakter der poetischen Sprache in der Bibel nach (sinnliche Empfindung und Anschauung); ferner die verschiedenen Gattungen der Poesie (epische Sage in den historischen Schriften, lyrischer Gesang in den Schlacht- und Siegesliedern, Hymnen in den Psalmen, erotische Poesie im hohen Liede, Elegieen im Jeremias, didaktische Poesie in den Sprüchen); ferner alle Formen der Poesie (den Rhythmus im Satzbau, Parallelismus der Glieder; die poetischen Mittel in der Personifikation, im Gleichnisse, in der Fabel) ꝛc. Unter Herders späteren wissenschaftlichen Werken sind zu erwähnen: „Briefe zur Beförderung der Humanität" 1793—97, ein Werk mehr allgemeinen philosophischen und sittlichen Gehaltes.

Herders poetische Übertragungen. Herder übersetzte nicht im gewöhnlichen Sinne dieses Wortes, sondern bildete frei nach. Er gab nicht immer das einzelne Wort des Originals; wohl aber war er darauf bedacht, Ton und Haltung des Ganzen zu treffen. So sind seine „Volkslieder" und die Romanzen im „Cid" freie Wiedergestaltungen aus der Tiefe des eigenen poetischen Gefühls und der lebendigen Anschauung. — „Volkslieder" 1778 und 79 wurden später unter dem Titel „Stimmen der Völker in Liedern" wiederholentlich herausgegeben. Sie enthalten in sechs Büchern: 1. Lieder aus dem hohen Norden (grönländische, lappländische, esthnische, lettische, litauische, tatarische, wendische und morlakische Poesieen), 2. aus dem Süden (griechische, sicilianische, italienische, spanische und französische), 3. aus dem Nordwesten (Ossian, schottische und englische Gesänge), 4. aus dem Norden (skaldische und dänische Lieder), 5. deutsche, 6. Lieder der Wilden (aus Madagaskar und Peru). — „Der Cid, nach spanischen Romanzen besungen", erschien zum erstenmal nach Herders Tode 1805. (Die Angabe des Titels „nach spanischen Romanzen", die nicht von Herder herrührt, ist nur in Bezug auf 14 Romane richtig. Der größere Teil ist metrische Umbildung einer französischen Prosabearbeitung der spanischen Cid-Romanzen, welche 1783 in der Bibliothèque universelle des romans veröffentlicht war. Einiges jedoch, z. B. die 14. Romanze, Dialog zwischen Cid und Ximene, ist selbständige Dichtung Herders.) Die spanischen Romanzen vom Cid stammen aus dem 13. bis 15. Jahrhundert und sind ohne Plan für ein größeres Ganze gedichtet: Gesänge

von den Thaten des Grafen von Bivar, Rodrigo Diaz, der c. 1040 unter Ferdinand I. von Spanien geboren und 1099 unter Alfons VI. gestorben war. Die Namen, mit denen Rodrigo im Gedicht bezeichnet wird, hat ihm die Geschichte schon bei Lebzeiten beigelegt: Cid (vollständig Cid el batal, Herr der Schlacht) und Campeador (unvergleichlicher Held). Herders Dichtung zerfällt in vier Abschnitte: 1. Der Cid unter Ferdinand dem Großen, 2. unter Sancho dem Starken, 3. unter Alfonso dem Tapferen und 4. der Cid zu Valencia und im Tode. (Die erste Romanze beginnt:

„Trauernd tief saß Don Diego,
Wohl war keiner je so traurig;
Gramvoll dacht' er Tag und Nächte
Nur an seines Hauses Schmach.

An die Schmach des edlen alten
Tapfern Hauses der von Lainez,
Das die Inigos an Ruhme,
Die Alarkos übertraf.

Tief gekränket, schwach vor Alter,
Fühlt er nahe sich dem Grabe,
Da indes sein Feind, Don Gormaz,
Ohne Gegner triumphiert.

Sonder Schlaf und sonder Speise,
Schläget er die Augen nieder,
Tritt nicht über seine Schwelle,
Spricht mit seinen Freunden nicht."

Don Diegos jüngster Sohn, Rodrigo, zeigt sich entschlossen, die Schmach zu rächen. Fast noch ein Knabe, erschlägt er den übermütigen Gormaz. Bald schreitet er zu größeren Siegen über einfallende maurische Feinde. Vor seinem Ruhme weicht allmählich auch der Stolz der schönen Ximene, des Don Gormaz Tochter. Rodrigo gewinnt ihre Liebe, der König selbst stattet ihn aus und feiert seine Hochzeit mit. Nach Don Fernandos Tode wird das Reich geteilt: Don Sancho empfängt Castilien, Don Garzia Galicien, Don Alfonso Leon, während die beiden Töchter des Königs, Donna Uraka und Donna Elvira, jede eine feste Stadt, Zamora und Toro, empfangen. Cid wird Vasall des älteren Königssohnes, Don Sancho, der seine Brüder und Schwestern sofort mit Krieg überzieht. Als Cid auch gegen Donna Uraka, der er am Sterbebett ihres Vaters Schutz zugesagt hatte, ziehen soll, wird er durch Urakas eindringliche Worte von den Zinnen ihrer Stadt herunter zum Rückzug bewogen. Don Sancho, erzürnt über diese Verweigerung des Gehorsams, verweist ihn außer Landes. Bald muß der König ihn wieder zurückrufen, da ohne Cids Hilfe fast alle Kriegspläne fehlschlagen. Don Sancho aber fällt zu derselben Zeit durch Verräters Hand. Cid wird darauf Vasall seines jüngeren Bruders Don Alfonso, den er früher hatte bekämpfen helfen. Cid läßt diesen neuen Herrscher vor Übernahme der Herrschaft einen Eid schwören, daß er keinen Teil am Morde seines Bruders habe, wodurch dieser, in seiner Herrscherwürde verletzt, gegen Cid noch mehr übelgesinnt wird. Er will sich des übermütigen Vasallen entledigen und verbannt ihn von seinem Hofe. In der Verbannung erwirbt Cid den Ruhm glänzender Siege über die Mauren. In Valencia Herr, läßt er seine Gemahlin und seine beiden Töchter zu sich kommen. Durch seine hohe Würde erzwingt er sich des Königs Achtung von neuem, ja seinen Schutz gegen böswillige Feinde. Dreißig Tage vor seinem Tode erschien ihm der heilige Petrus und verkündigte ihm seinen Tod. Da ordnete er alles Irdische. Und als er gestorben war, balsamierte man seinen Leichnam und setzte ihn auf sein Roß Babieça. Während der Trauerzug aus Valencia hinausging, kämpfte eine Schar von Cids Kriegern gegen die Mauren, die der Stadt genaht waren. Im Schrecken vor dem vorüberziehenden Cid flohen sie und Cid siegte noch, obwohl schon tot. Alle Großen des Reiches, der König, kamen dem Zug entgegen; und statt ihn ins Grab zu legen, wurde der Held auf einen prächtigen Stuhl neben dem Altar San Pedros de Cordona gesetzt.)

Ein erhabener Zug klassischer Ruhe und hohen Sinnes wohnt dem Gedichte ein. — Außer diesen beiden Hauptwerken gab Herder Übersetzungen aus dem Lateinischen und Griechischen ꝛc.

Herders eigene Dichtungen sind: Legenden, z. B. der gerettete Jüngling („Eine schöne Menschenseele finden Ist Gewinn; ein schönerer Gewinn ist, Sie erhalten, und der schönst' und schwerste, Sie, die schon verloren war, zu retten" ꝛc. St. Johannes führt einen Jüngling, der während seiner Abwesenheit auf den Weg der Sünden verirrt und Räuber geworden war, zur Tugend zurück) ꝛc. Ferner Paramythieen, z. B. das Kind der Sorge („Einst saß am murmelnden Strome Die Sorge nieder und sann; Da bildet im Traum der Gedanken Ihr Finger ein leimernes Bild" ꝛc. Auf die Bitte der Sorge belebte Zeus das Bild, erhob dann aber Anspruch daran, daß das lebende Wesen ihm zugehöre. Auch Tellus fand sich mit einem Anrecht darauf ein, denn von ihm sei es genommen. Saturn endlich, zur Entscheidung herbeigerufen, gab allen dreien Anteil an dem Geschöpfe: dem Gotte, der ihm Leben gegeben, nach dem Tode den Geist; der Erde, von welcher der Körper genommen, nach dem Tode die Gebeine; der Sorge aber, die es gebildet, das Ganze, solange es lebte. So entstand der Mensch) ꝛc. Ferner Epigramme, Parabeln, Lehrgedichte u. a. —

Das Epigramm und die Parabel kamen nach Lessings und Herders Vorgange vielfach in Aufnahme. Epigrammendichter: Günther v. Goeckingk (geb. 1748 zu Grüningen bei Halberstadt; Geheimer Oberfinanzrat in Berlin, † 1828); Friedr. Haug (geb. 1761 zu Niederstotzingen in Würtemberg, Bibliothekar in Stuttgart, † 1829); Parabeldichter: Adolf Krummacher (geb. 1768 zu Tecklenburg in Westfalen; Prediger in Bremen, † 1845); Agnes Franz (geb. 1795 zu Militsch in Schlesien, † in Breslau 1843).

## § 108. Sturm- und Drangperiode.

Der Gegensatz der Ideeen Lessings und Herders brachte in den siebziger Jahren eine Gärung hervor, die mit dem Namen „Sturm- und Drangperiode" bezeichnet wird. 1. Man wandte sich von Lessing ab, indem man Regeln und Vorbilder verwarf (nur Shakespeare ausgenommen, der für regellos galt). 2. Man wandte sich zu Herder hin, indem man der Natur und dem Gefühl freien Spielraum gab. Es sollten neue Bahnen für Wahrheit und Größe geöffnet werden. Klinger (Zwillinge, Sturm und Drang); Lenz (Anmerkungen über das Theater, der Hofmeister); Maler Müller (Idyllen; Golo und Genoveva; Niobe). Goethes und Schillers Jugendwerke schlossen sich dieser Richtung an: Götz 1773, die Räuber 1781.

Überspannung, Unklarheit und Leidenschaftlichkeit charakterisieren diese Zeit, spöttisch „Periode der Original- und Kraftgenies" genannt. Starke Naturen (Klinger, Goethe, Schiller) arbeiteten sich zur Anerkennung der Regel empor, während die schwächeren (Lenz) zu Grunde gingen. Wie sehr Goethe eine Zeit lang dieser Richtung zustimmte, zeigen unter anderen folgende Worte. „Es ist einmal Zeit," schreibt er, „daß man aufgehört hat, über die Form dramatischer Stücke zu reden, über die Länge und Kürze, ihre Einheiten, ihren Anfang, ihr Mittel und Ende, und wie das Zeug alles hieß, und daß man nunmehr stracks auf den Inhalt losgeht, der sich sonst von selbst zu geben

schien. Das Zusammenwerfen der Regeln giebt keine Ungebundenheit; und wenn ja ein Beispiel gefährlich sein sollte, so ist's doch im Grunde besser, ein verworrenes Stück machen als ein kaltes."

Friedrich Maximilian Klinger (geb. 1752 zu Frankfurt am Main, Sohn armer Eltern; verlor seinen Vater schon im 8. Jahre seines Lebens; seine Mutter brachte ihn und seine zwei Geschwister mit redlichem Fleiße durch. Elf Jahre alt, bemerkte ihn auf der Straße ein Lehrer am Gymnasium, und durch sein schönes Äußere aufmerksam gemacht, bewirkte er ihm unentgeltliche Aufnahme in die Schule. Bald unterstützte er, durch Unterricht spärlichen Erwerb gewinnend, seine Mutter und Geschwister. Studierte in Gießen, wurde dann Theaterdichter bei einer herumziehenden Schauspielertruppe (in Dresden, Mannheim). Seit 1780 in Rußland wurde er Offizier, als solcher geadelt, stieg bis zum Generallieutenant, Kurator der Universität Dorpat, Präsident zweier Departements, † 1831). Die kargen Verhältnisse seiner Kindheit bildeten in ihm Herbheit und Trotz des Charakters, welche die Entwicklung des Schönheitssinnes hinderten. Seine Phantasieen neigen zum Schaudervollen; seine Dramen, in den Jugendjahren schnell geschrieben, sind wüst in Charakteren und Handlungen, zwischen Tragischem und Komischem umherirrend. Das Trauerspiel in 5 Aufzügen „die Zwillinge" 1774 erwarb ihm einen Namen, da er mit demselben den von Schröder in Hamburg (§ 104) ausgesetzten Preis für ein bestes, auf der Bühne leicht aufführbares Originalstück gewann. (Guelfo, der jüngere von Zwillingsbrüdern, ist in dem Gefühl aufgewachsen, daß er gegen den Erstgebornen unrechtmäßig zurückgesetzt sei. Als ihm auch das Glück der Liebe versagt wird, da Kamilla, die er liebt, die Braut des Erstgebornen wird, beherrscht er die Eifersucht nicht mehr; Grimaldi, sein Vertrauter, stachelt sie auf. Da ermordet er am Hochzeitstage seinen Bruder. Nachdem die Raserei ausgetobt hat, bietet er sich selbst dem Dolche seines Vaters an, der das Richteramt vollzieht.) Das Schauspiel „Sturm und Drang" 1776 hat der Richtung dieser Zeit den Namen gegeben. Es sollte zuerst der „Wirrwarr" heißen und eine Komödie sein. „Ich habe die tollsten Originale zusammengetrieben, und das tiefste tragische Gefühl wechselt immer mit Lachen und Wiehern." (Berkley und Bushi, die Reste zweier verfeindeten englischen Familien, sind nach Amerika gegangen, um an dem Freiheitskriege teilzunehmen. Sie treffen in einem Gasthause zusammen. Der alte Haß erwacht wieder. Der junge Karl Bushi aber wird durch die Liebe zu Jenny, Berkleys Tochter, beglückt. Wüstes Austoben dieser und ähnlicher Stimmungen anderer Personen, besonders zweier Vagabunden, La Feu und Blasius, bis ein glücklicher Zufall sich ereignet: Berkleys Sohn, von einer Seereise zurückkehrend, sich in demselben Gasthofe einfindet und die langjährigen Feinde die Grundlosigkeit ihres Hasses erfahren.) „Mir ist so taub vorm Sinn," sagte Karl Bushi einmal, „so gar dumpf. Ich will mich über eine Trommel spannen lassen, um eine neue Ausdehnung zu kriegen. Mir ist so weh wieder. O könnte ich in dem Raum einer Pistole existieren, bis mich eine Hand in die Luft knallte! O Unbestimmtheit, wie schief führst du den Menschen!" In dem Wunsch: „wenn nur die Gefühle des Menschen ein Ende nehmen wollten!" stimmten die Personen meistens überein. — In späteren Werken strebte Klinger mehr nach Klarheit, besonders in Dramen antiker Stoffe: Medea in Korinth 1786; Medea auf dem Kaukasus 1790 ꝛc.; Klinger schrieb außerdem Romane: „Fausts Leben, Thaten und Höllenfahrt 1791; Geschichte Raphaels de Aquillas 1793; der Weltmann und der Dichter" 1798 ꝛc.

Johann Michael Reinhold Lenz (geb. 1750 zu Seßwegen in Liefland; studierte Theologie in Königsberg, lernte in Straßburg 1771 Goethe

kennen; führte unter häufigem Wechsel des Aufenthalts ein regelloses Leben, aus Weimar wegen eines Pasquills auf den Hof verwiesen; 1778 wahnsinnig; scheinbar geheilt, blieb er blöde und wurde bei einem Schuhmacher beschäftigt, bis ihn sein Bruder nach Rußland nahm; † zu Moskau 1792). Lenz entwickelte seine Kunstansichten 1774 in der Abhandlung „Anmerkungen über das Theater". (Im Drama soll nicht die Handlung, sondern der Charakter Hauptsache sein. Die Charaktere müssen der Natur gemäß sich darstellen, und aus ihnen die Handlung sich gestalten. Daß dies wirklich geschehen könne, hindere besonders die Theorie mit ihren auf Willkür beruhenden Regeln. Der wahre Genius sage sich von ihnen los: er sei bloß darauf bedacht, die Natur, wie er sie finde, wahr darzustellen.) Lenz verwechselte Natur mit alltäglich Gemeinem. Ein Beispiel seiner Dramen ist „der Hofmeister oder Vorteile der Privaterziehung, Komödie" 1774. (Das Fräulein eines adligen Hauses und der eben engagierte Hofmeister verlieben und entfernen sich heimlich, werden vom Vater des Fräuleins aufgesucht, gefunden und wieder getrennt. Seine Tochter soll ihrem Stande zurückgegen werden; ein adliger junger Herr vermählt sich mit der Entehrten; der Hofmeister mit einer Schulmeisterstochter.) Andere Dramen sind: „der neue Menoza" 1774; „die Soldaten" 1776 ꝛc. Auf Goethes Antrieb modernisierte Lenz die Lustspiele des Plautus für das deutsche Theater: „Das Väterchen, die Aussteuer" ꝛc. Ein interessantes Zeugnis seiner Zeit- und Lebensverhältnisse ist die dramatische Skizze: „Pandaemonium Germanicum", worin er Wieland, Jacobi, Weiße, Rabener, die er verspottet, dagegen Klopstock, Lessing, Herder Goethe und sich selbst, die er verherrlicht, in dramatischen Scenen zusammenführt. In Rußland, eine Zeit lang wieder gesund, lieferte er 1790 die Übersetzung eines statistischen Werkes über Rußland.

Friedrich Müller, „Maler Müller" genannt (geb. 1750 zu Kreuznach; Maler, Kupferstecher und Dichter, ging 1778 nach Rom und blieb daselbst; vom König von Bayern zum Hofmaler ernannt, † 1825), wurde von seinem Bestreben, natürlich zu sein, häufig ins Derbe und Rohe geführt; hielt sich aber der Kunst näher als Lenz. Er schrieb prosaisch abgefaßte Idyllen. Dem Inhalte nach zerfallen sie in drei Gruppen: 1. Biblische: „Adams erstes Erwachen und erste selige Nächte (voll zarten Naturgefühls); 2. mythische: „Satyr Mopsus" (Mopsus ist ein täppischer Gesell. Die Nymphe Persina, die sich in Neckereien mit ihm einläßt, wird von Hirten gefangen und dem Satyr zugeführt ꝛc.); 3. volkstümlich deutsche, die sog. „pfälzischen Idyllen: die Schafschur, das Nußkernen" (Anfänge der deutschen Dorfgeschichten). — Ein Lieblingsstoff Maler Müllers war die Sage von Genovefa. Zuerst bearbeitete er einzelne Scenen in Balladen, Idyllen, Scenen von gräßlicher Naturwahrheit; dann den ganzen Stoff in einem fünfaktigen Schauspiel „Golo und Genovefa" 1808, in welchem die Wildheit der früheren Bearbeitungen etwas gemildert erscheint. Das lyrische Drama „Niobe" 1778 ist eines der besseren Produkte dieser Richtung. (Als Niobe, über Latona, die Mutter der Diana und des Apollo, sich stolz erhebend, von ihren Söhnen und Töchtern begleitet, im Tempel sich als Göttin anbeten lassen will, kracht die Decke des Tempels, unter Donner und Blitz erscheinen Diana und Apollo, ihre Mutter zu rächen: „Wir kommen nun herab, Opfer dir zu bringen." So strecken sie die eignen Kinder der Niobe ihr als Opfer nieder. Das Flehen der Niobe steigert sich zur Verzweiflung. Kalt vollenden Diana und Apollo die Strafe: „Verzweifelnd lerne Götter ehren!" Darauf erfrieren unter Blitzen, die auf ihre Schultern herabfallen, ihre Adern, sie fühlt die Kälte ihres Busens, die Ruhe ihres Herzens, sie fühlt ihr Ohr sich schließen, das Auge erlöschen, die Zunge

gebricht: sie ist versteinert.) Maler Müller begann auch einen Faust: „Fausts Leben dramatisiert" 1779: meistens Schilderung des wüsten, versunkenen Lebens.

## § 109. Gottfried August Bürger, geb. 1748, gest. 1794.

Bürger ist der bedeutendste Vertreter der Richtung Herders zur volkstümlichen Poesie (Lieder; Sonette; Balladen: Lenore, der wilde Jäger ꝛc.; poetische Erzählungen: der Kaiser und der Abt ꝛc.).

Gottfried August Bürger (geb. 1. Januar 1748 zu Molmerswende bei Harzgerode; Sohn eines Predigers; seit seinem 11. Jahre von seinem Großvater, dem Hofesherrn Bauer, in Aschersleben erzogen; studierte in Halle auf den Wunsch seines Großvaters Theologie; wandte sich bald zum Studium der Rechte und der schönen Wissenschaft, seit 1768 in Göttingen, wo er später mit den Dichtern des Göttinger Bundes bekannt wurde. Poetisches Talent und sinnliche Leidenschaft waren in ihm unglücklich gemischt. Von dem wüsten Leben, das er seit seinem Aufenthalt in Halle und in Göttingen führte, konnte er sich nicht mehr beharrlich frei machen. Die Stelle eines Justizamtmanns in Altengleichen, welche er durch Boies Einfluß 1772 erhielt, gab er 1784 wieder auf; lebte darauf als Docent an der Universität in Göttingen; wurde 1789 auch Professor daselbst; fristete sein Leben in Not und Elend; 1791 in schmerzlicher Aufregung über Schillers Recension seiner Gedichte, an seinem Dichterberufe zweifelnd; in Reue über die Schuld an seinem Lebensunglück, † am 8. Juni 1794). Bürgers Dichterruhm gründete sich auf die 1774 im Göttinger Musenalmanach erschienene „Lenore". Seine Gedichte wurden 1778 und seitdem wiederholentlich gesammelt. Unter den lyrischen Gedichten: „Trinklied (Herr Bacchus ist ein braver Mann, Das kann ich euch versichern!); das Dörfchen (Ich rühme mir mein Dörfchen hier); Himmel und Erde (In dem Himmel quillt die Fülle der vollkommnen Seligkeit); Minne (Ich will das Herz mein Leben lang Der holden Minne weihen)" ꝛc. Bürgers Sonette sind die ersten, die seit Gottsched wieder gedichtet wurden. Sie empfingen selbst von Schiller, der ihn mit einseitiger Strenge beurteilte, das Lob, „daß sie Muster ihrer Art, auf den Lippen des Deklamators sich in Gesang verwandelten." Die Hauptanregung zu seinen Balladen empfing Bürger von Percys Sammlung altenglischer Balladen.

## § 110. Lichtenberg, Hippel, Jean Paul.

In die Zeit allgemeiner poetischer Belebung fiel auch die Blüte der Humoristik. Hauptvertreter derselben sind: Lichtenberg (Über Physiognomik, Erklärung der Hogarthschen Kupferstiche); von Hippel Lebensläufe, Kreuz- und Querzüge); Jean Paul (Unsichtbare Loge; Quintus Fixlein, Blumen-, Frucht- und Dornenstücke; Titan ꝛc.).

Georg Christoph Lichtenberg (geb. 1742 zu Ober-Ramstadt bei Darmstadt; von klein auf schwächlich; vom 8. Jahre infolge eines unglücklichen Falles verwachsen, studierte in Göttingen Mathematik und Naturwissenschaften; 1770 Professor in Göttingen; machte wiederholentlich Reisen nach England, † 1799) war eine stille, in sich gekehrte Natur; scheute die Menschen; es war ihm peinlich, daran zu denken, daß sein verwachsener Körper bemerkt werden könne; ging seitwärts durch den Hörsaal der Universität; verließ besonders in späterer Zeit sein Haus nie ohne dringende Aufforderung. Auf die Entwicklung seines humoristischen Talents war die frühzeitige Bekanntschaft mit den

englischen Humoristen Swift, Sterne, Smolet, einflußreich. Seine Aufsätze erschienen meistenteils in dem „Göttingschen Magazin für Wissenschaft und Litteratur" und wurden nach seinem Tode unter dem Titel „Vermischte Schriften" 1800 gesammelt. Auf die Litteratur der damaligen Zeit beziehen sich: „Parakleton oder Trostgründe für die Unglücklichen, die keine Originalgenies sind; über den Roman; Vorschlag zu einem orbis pictus für deutsche dramatische Schriftsteller, Romandichter und Schauspieler" ꝛc. Gegen Lavater gerichtet ist: „Timorus, d. i. Verteidigung zweier Israeliten, die, durch die Kräftigkeit der Lavaterschen Beweisgründe und der Göttingschen Mettwürste bewogen, den wahren Glauben angenommen haben"; ferner „Über Physiognomik, nebst einem Fragment von Schwänzen", worin die Sauschwänze als Symbole des Charakters behandelt werden. Außerdem sind hervorzuheben: „Bemerkungen über sich selbst; über die Macht der Liebe; über die Bedienten", und besonders: „Erklärung der Hogarthschen Kupferstiche". (William Hogarth, englischer Maler und Kupferstecher, geb. 1698, † 1764; führte die Thorheiten und Laster seiner Zeit und seines Volkes in Bildern vor. Gewöhnlich in mehreren zusammengehörigen Blättern schildert er den Verlauf einer Thorheit, eines Lasters durch alle Stufen der Unbesonnenheit bis zur Katastrophe.) Hogarths Bilder haben in England viele erklärende Werke hervorgerufen; in Deutschland sind die von Lichtenberg die geistvollsten: anziehend geschriebene Romane. Der Schrift sind Kopieen der Hogarthschen Bilder von Riepenhausen beigegeben.

Theodor Gottlieb von Hippel (geb. 1741 zu Gerdauen in Ostpreußen; Sohn eines Schulrektors, studierte Theologie in Königsberg 1756; kam durch Bekanntschaft mit einem russischen Offizier, Lieutenant von Keyser, den er nach Petersburg und Kronstadt begleitete, in die Welt und ins Leben; studierte darauf, in die Heimat zurückgekehrt, 1762 die Rechte; wurde Advokat, bald zum königlichen Dienst berufen, ließ 1791 den Adel seiner Familie erneuern; Bürgermeister und Kriegsrat in Königsberg, † 1796). In Hippels Charakter lagen alle Kontraste, die seltsamsten Kapricen des Geistes und Gemüts, nebeneinander: eiserne Kraft des Willens und weiches Gemüt. Er war Republikaner von Grundsatz, diente aber voll Eifer den souveränen Fürsten; er spottete über Adel und Ahnen und ließ den Namen seiner Familie wiederherstellen; er war häßlich und ließ sich oft malen; er pries die Ehe und heiratete nie; er war voll Ehrgeiz und sorgte dennoch vorsichtig, daß außer seinen vertrauten Freunden niemand ihn als Verfasser seiner vielgelesenen und berühmten Schriften kannte. In seinem Hause und Garten umgab er sich mit Sinnbildern des Todes. Wie auf einem Kirchhof führte er dort sein Leben, den Jugenderinnerungen gewidmet, in seinem Herzen weich, edel und empfindungsvoll; wenn er aber ins Leben hinaustrat, streng und hart. Hippel hatte in seiner Jugend eine reiche vornehme Dame geliebt. Um sie heiraten zu können, hatte er Reichtum und eine angesehene Stellung in der Welt sich verschaffen wollen. Als er starb, hatte er beides in hohem Grade erreicht, aber er war ehelos geblieben. — Hippel trat zuerst mit Lustspielen auf: „der Mann nach der Uhr" 1765 (Lessings Dramaturgie, Stück 22) ꝛc. Viel gelesen wurde darauf sein didaktisch satirisches Werk „über die Ehe" 1774. In dem humoristischen Roman „Lebensläufe nach aufsteigender Linie" 1778 wollte Hippel der Lebensgeschichte seines Helden die des Vaters und Großvaters folgen lassen. Die Absicht blieb unausgeführt. (Alexander und Minchen sind die Hauptpersonen. Ihre Jugendliebe; ihre Trennung, während Alexander zur Universität geht; Minchens Elend, in das sie durch die Nachstellungen eines Edelmanns gerät, und ihr Tod; Alexanders Kriegsdienste in Rußland gegen

die Türken; Verwundung; Bekanntschaft mit einer Dame, die er in seiner Empfindung mit Minchen gleichstellt: an diesen Faden der Erzählung knüpft Hippel stimmungsvolle Charakter- und Situationsschilderungen, humoristische Exkursionen über allerlei Interessen des Lebens.) In dem Roman „Kreuz- und Querzüge des Ritter A bis Z" 1793 führt er den Helden durch die Lächerlichkeiten des Adelstolzes, den Formalismus des Freimaurertums ꝛc. zur Natur und Wahrheit der Empfindung, namentlich zum Frieden der Ehe.

Jean Paul Friedrich Richter („Jean Paul" mit seinem Schriftstellernamen; geb. 21. März 1763 zu Wunsiedel im Baireutschen, sein Vater Lehrer, später Pfarrer im Dorfe Joditz, dann im Flecken Schwarzenbach an der Saale; auf den Schulen dieser Orte nur dürftig vorbereitet. Nach seines Vaters Tode lebte er mit seiner Mutter in sehr ärmlichen Umständen; studierte Theologie in Leipzig, widmete sich aber der Litteratur; las viel, verarbeitete es rasch, entwarf schriftliche Auszüge, rubrizierte das mannigfachste Wissen, so daß ihm immer das Verschiedenartigste zu Gebote stand. Seine ersten schriftstellerischen Arbeiten „Grönländische Prozesse" 1783; „Auswahl aus des Teufels Papieren" 1789 gingen unbeachtet vorüber. Er hatte Jahre der Not zu überstehen, die sein Gemüt vertieften, ihm den Frieden in der Stille der Seele, im Glück der Freundschaft und Liebe wert machten. Nachdem er 1785 Leipzig verlassen, lebte er mit seiner Mutter in Hof in dem ärmlichsten Stübchen; dann als Hauslehrer bei dem Vater eines Freundes (Örthel) auf dem Lande; dann in Schwarzenbach mit Elementarunterricht an Kinder beschäftigt. Von hier aus gelang es ihm, in Berlin einen Verleger für seine „Unsichtbare Loge" zu finden. An einem späten Abend des Jahres 1793 unter Sternenschein eilte er von Schwarzenbach nach Hof, um seiner Mutter, die er am Spinnrad in der Stube fand, die 100 Dukaten zu bringen, die er als Honorar empfangen. Durch diesen und durch die bald darauf folgenden Romane wurde er schnell in Deutschland ein gefeierter Name. In allen Kreisen wetteiferte man, ihn zu ehren. Als er 1796, nach Weimar eingeladen, dorthin kam, hatte die Herzogin Amalie an allen Thoren den Auftrag gegeben, ihr seine Ankunft sogleich zu melden. Herder wurde sein vertrautester Umgang. Später machte er Besuche an den Höfen zu Gotha, Hildburghausen. Der Herzog von Hildburghausen gab ihm den Titel „Legationsrat", der Fürst-Primas von Dalberg eine Pension, die nach der Auflösung des Rheinbundes vom König von Bayern übernommen wurde. Herder schrieb an Jacobi: „Ich kann von ihm nichts sagen, als: er ist ganz Herz und Geist; ein fein klingender Ton auf der großen Goldharfe der Menschheit, auf der es so viel zersprungene Saiten und verstimmte Töne giebt." 1804 nahm er Wohnsitz in Baireuth, † 14. Nov. 1825). Jean Pauls Werke zeigen eine glänzende Verbindung der Sprache der Seele und des Witzes, weicher Sentimentalität und geistvoller Satire, eine Fülle von Ideeen und Bildern. Auch im kleinen zeigt er sich groß: „Neujahrsnacht eines Unglücklichen" in Jean Pauls „Briefen und bevorstehendem Lebenslauf" 1799. Seine Romane erweitern sich „in Vorreden, Vorreden zur Vorrede, Extrablättern, Billeten, Briefen, Ausschweifungen, Zugaben, Postskripten, Aphorismen" und wie er die launenhaften Folgen seiner Gedanken nennt, bis ins Maßlose. Schiller sagt über ihn:

„Hieltest du deinen Reichtum nur halb so zu Rate, wie jener
Seine Armut, du wärst unserer Bewunderung wert."

Charaktere, die Jean Paul mit Vorliebe behandelt, sind: der unverdorbene Jüngling, voll Unbefangenheit und Blödigkeit; die hohe Jungfrau, sinnig und fest; ferner der bescheidene und anspruchslose Mensch, den das gotterfüllte Herz über alle Not der Erde erhebt, endlich der humoristische Freund, der unter der

Maske des Spottes Opferfreudigkeit verbirgt. Jean Paul ist ein unveräußerliches Eigentum des deutschen Volkes. Seine Poesie, voll des tiefsten Seelen- und Gemütslebens, konnte in keine andere Sprache übersetzt werden. (Insofern der grellste Gegensatz zu Goethe, dessen objektive Klarheit aller Welt verständlich wurde, von dem man Übersetzungen bis ins Türkische und Chinesische geliefert hat.) — „Die unsichtbare Loge, eine Biographie" 1793. Der Rittmeister von Falkenberg läßt seinen Sohn Gustav in einem unterirdischen Raum durch einen Herrnhuter erziehen. Er wird dort auf seinen Tod vorbereitet; und als er den unterirdischen Raum verläßt, wird ihm gesagt, daß er gestorben sei. Das Sonnenlicht der Erde wird ihm als der Himmel dargestellt, in den er eingetreten. Die himmlischen Freuden, welche die Erde ihm bietet, bestehen in der Freundschaft mit dem blinden Bettelknaben Amandus und in der Liebe zu Beata. Der Roman blieb unvollendet, wie Jean Paul sich ausdrückt „eine geborene Ruine", da es fast notwendig war, die Sentimentalität unwillkürlich abzubrechen. In einem humoristischen Anhang zum Roman „Leben des vergnügten Schulmeisterlein Maria Wuz in Auenthal" giebt er ein idyllisches Bild heiteren Frohsinns in den ärmlichsten Verhältnissen. — „Hesperus oder die 45 Hundsposttage" 1795. Die Nachrichten über die in dem Roman auftretenden Personen werden dem Dichter durch einen Hund überbracht. „Hesperus" wird das Buch genannt, weil es abgeblühten Lesern zum Abendstern, aufblühenden zum Morgenstern zu werden bestimmt ist. Der Roman zeichnet die zart aufkeimende Liebe Viktors und Klotildes und den Sieg derselben gegen alle ihr widerstrebenden Verhältnisse des Lebens. — „Leben des Quintus Fixlein" 1796. Fixlein ist ein fröhlicher, fleißiger Mensch, der Quintus an einer Stadtschule. In den Ferien reiste er zu seiner alten Mutter aufs Land, in deren ärmlichen, aber sauberen Häuslichkeit er ein armes adeliges Fräulein kennen lernt, die bescheidene Thinette. Er macht ihr seine Liebeserklärung, und, zu einer Landpfarre befördert, heiratet er sie. — „Blumen-, Frucht- und Dornenstücke, oder Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvokaten Siebenkäs" 1796—97. Der Armenadvokat Siebenkäs im Reichsmarktflecken Kuhschnappel ist ein sentimentaler, geistig unruhiger Mensch; seine Frau Lenette dagegen voll kleiner Wirtschaftlichkeit. Sie lebt ganz in dem Gefühl für rein gescheuerte Dielen und aufgeputzte Möbel. Beide quälen sich. Da folgt er dem Rate seines Freundes, des humoristischen Leibgeber, mit dem er nach Vaduz reist, stellt sich nach seiner Rückkehr in Kuhschnappel vom Schlage gerührt und tot, läßt sich scheinbar begraben, kommt nach Vaduz, vermählt sich mit Natalie, einer geistreichen Engländerin, die er vorher dort kennen gelernt hatte, und giebt seiner Witwe Gelegenheit, durch ihre Hand den Schulrat Stiefel zu beglücken, der schon lange um sie geworben hatte. (Der Roman enthält eine humoristische Bearbeitung derselben Idee, die Goethe in anderer Weise in den „Wahlverwandtschaften" giebt.) — „Titan, mit einem komischen Anhange" 1800—3. Albano ist der jüngere Sohn des Fürsten von Hohenflies. Da die Folgen des Hoflebens und der Hoferziehung an dem älteren Bruder Albanos, Luigi, sich in gänzlicher Entnervung zeigen, will sein Vater den jüngeren vor einem ähnlichen Verderben bewahren und läßt ihn, seiner fürstlichen Abstammung unkundig, in einem ländlichen Aufenthalt unter natürlich guten Menschen erziehen. Albano selbst kennt sich als Sohn eines Spaniers Don Gaspard. Dieser letztere geht mit der Absicht um, seine Tochter Linda mit dem Fürstensohne zu vermählen. Zu dem Zweck führt er mittels künstlichen Geisterspukes das Bild derselben als das seiner ihm vom Schicksal bestimmten Braut vor. Albano aber hegt im Herzen bereits eine Neigung zur

zarten, schönen Liane, Tochter des Ministers von Hohenflies. Diese selbst freilich ist für Albano nicht bestimmt. Von höherer Weisheit geleitet entsagt sie und stirbt. Aber durch ihr Bild wird Albano zur Prinzessin von Idoine geführt, die, jener außerordentlich gleichend, zurückgezogen in einem Dorfe lebt und unter den Menschen ihrer Umgebung das Ideal des Glückes verwirklicht. Idoine ist die Erbin des benachbarten Fürstentums Haarhaar, und Albano, mit ihr verbunden, vereinigt beide Länder. (Unter den „komischen Anhängen" zum Titan ist die „Clavis Fichtiana" das bedeutendste: eine Verspottung des Formalismus in der Philosophie.) — „Die Flegeljahre, eine Biographie" 1804. Herr von der Kabel, der Krösus von Haslau, ist kinderlos gestorben. Sein Haus in der Stadt soll derjenige seiner Verwandten erben, der innerhalb einer halben Stunde nach der Testamentseröffnung die erste Thräne weint. Als Universalerbe aber ist Gottwalt Harnisch, ein liebenswürdiger Jüngling, den er zufällig kennen gelernt hat, eingesetzt. Der Roman erzählt dieses Gottwalt Eintritt in die Welt, unter dem Schutze seines lebensgewandten, humoristisch kecken Bruders Vult. — Titel anderer Werke von Jean Paul: „des Feldpredigers Schmelzle Reise nach Flätz 1809; Dr. Katzenbergers Badereise 1809; Leben Fibels 1811" ꝛc. — Gedankenvoll sind Jean Pauls Werke reflektierenden und wissenschaftlichen Inhalts: „das Kampanerthal oder über die Unsterblichkeit der Seele 1797; Vorschule der Ästhetik 1804; Levana oder Erziehungslehre 1807". — (Börnes Worte in der Denkrede auf Jean Paul: „der Dichter ist der Tröster der Menschheit; er ist es, wenn der Himmel selbst ihn bevollmächtigt, wenn ihm Gott sein Siegel auf die Stirne gedrückt, und wenn er nicht um schnöden Botenlohn die himmlische Botschaft bringt. So war Jean Paul. Fragt ihr: wo er geboren, wo er gelebt, wo seine Asche ruhe? Vom Himmel ist er gekommen, auf der Erde hat er gewohnt, unser Herz ist sein Grab": geben der Schwärmerei der Mitwelt für Jean Paul keinen übertriebenen Ausdruck.)

Als Dichter reinen Gemüts ist hinzuzufügen: Johann Heinrich Pestalozzi (geb. 1746 in Zürich; studierte Theologie, dann die Rechte, trieb darauf Landwirtschaft, beschloß endlich, sich der Erziehung und Bildung des Volkes zu widmen. Seine pädagogischen Versuche, Anlage von Erziehungsinstituten, mißglückten und stürzten ihn in Armut. Er fühlte dabei seine Kraft erstarken; Not führte ihn zu schriftstellerischer Thätigkeit und infolge davon zu klarerer Ausbildung seiner Gedanken. Später von der Regierung unterstützt, gründete er abermals Erziehungsanstalten: 1798 zu Stanz in Unterwalden, 1804 zu Yverdun. Letztere erfreute sich außerordentlichen Zuspruchs aus dem In- und Ausland. Zunehmendes Alter und überhaupt Unfähigkeit, ein großes Ganze zu leiten, bewirken den Fall der Anstalt, † 1827 zu Brugg im Aargau). Sein Erziehungsprinzip war: den Sinn des Kindes mit klaren Anschauungen und natürlichen Empfindungen zu erfüllen; dadurch das Bedürfnis nach Bildung und Fähigkeit dafür hervorzurufen; auf dieser Grundlage inneres Leben, Gehorsam der Kinder gegen die Eltern, Lust an der Arbeit, Sorge jedes Menschen für das Seine, Liebe zu den Mitmenschen, Demut und Gottvertrauen zu gründen. Diese Gedanken sind auch der didaktische Inhalt seines „Buches für das Volk, Lienhard und Gertrud" 1781: ein Vorläufer der sog. Dorfgeschichten. (Lienhard ist durch eine Schuld von 30 Gulden in die Gewalt des Dorfvogts Hummel gekommen, der ihn zum wüsten Leben verführt. Seine Frau Gertrud rafft ihn auf und macht ihn mit Hilfe des edlen Herrn von Arner von dem bösen Menschen frei. Unter Fleiß, Redlichkeit und Frömmigkeit gedeiht ihr Hauswesen.)

Die niedere Kunst wurde vertreten von: Konrad Arnold Kortüm (geb. 1745 zu Mühlheim, Arzt, † zu Bochum in der Grafschaft Mark 1824) in dem „komischen Heldengedicht: die Jobsiade" 1781; ferner von Aloys Blumauer (geb. 1755 zu Steier, Censor, † 1798 zu Wien) in der Travestie von Virgils Äneide: „Abenteuer des frommen Helden Äneas" 1784; endlich in dem Werk „Wunderbare Reisen zu Wasser und zu Lande, Feldzüge und lustige Abenteuer des Herrn von Münchhausen" 1787, einem Werk von altem volkstümlichen Stoff (§ 78. 74), das, in englischer Sprache von Rud. Erich Raspe (geb. 1737 zu Hannover; Inspektor der Kunst- und Münzsammlungen in Kassel, bestahl dieselbe, floh nach England, † 1794) verfaßt, von Bürger (anonym) übersetzt wurde.

## § 111. Engel, Iffland.

Im Roman und Drama traten ferner einigermaßen hervor: Engel (Lorenz Stark; Philosoph für die Welt); Iffland (Schauspiele: die Jäger, die Hagestolzen, der Spieler ꝛc.) u. a.

Joh. Jak. Engel (geb. 1741 in Parchim in Mecklenburg-Schwerin; studierte Theologie in Rostock, später Philologie in Leipzig; Professor der Moral und schönen Wissenschaften am Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin, Prinzenerzieher am preußischen Hofe; später Oberdirektor des Berliner Theaters, † 1802 in Parchim) zeigt in seinen poetischen Arbeiten genaue Beobachtung, besonders der bürgerlichen Kreise, giebt einfache, determinierte Charaktere; in der Anlage und im Dialog meisterhaft; läßt es aber an Tiefe fehlen. Der Roman „Herr Lorenz Stark, ein Charaktergemälde" 1801 wurde Vorbild einer großen Menge von Familienromanen. (Lorenz Stark ist ein edeldenkender Kaufmann, voll Einfalt des Charakters, in seiner Familie aber eigenwillig und rechthaberisch. Zwischen ihm und seinem Sohne findet kein Vertrauen statt. Während er seinen Sohn für einen Spieler und Verschwender hielt, ging dieser in der That einer Pflicht nach: er war beschäftigt, die zerrütteten Vermögensverhältnisse eines verstorbenen Freundes zu ordnen. Über den Geschäften lernte er die Witwe seines Freundes näher kennen und lieben; und endlich gewann er den Beifall seines Vaters.) Unter dem Titel „Philosoph für die Welt" (1775—77) stellte Engel verschiedene Abhandlungen über Gegenstände der Kunst und Moral zusammen (Tobias Witt; der Traum des Galilei ꝛc.).

Aug. Lafontaine (geb. 1758 zu Braunschweig; Feldprediger 1792; seit 1800 auf seinem Landgut bei Halle, † 1831) bildete die Familienromane in weinerlicher Sentimentalität aus; 130 Bände Erzählungen und Romane, z. B. „Clara du Plessis und Clairant" 1794. (Clara, die Tochter eines Vicomte, liebte Clairant, den Sohn eines Pächters. Der adelstolze Vater duldet die Liebe nicht. Als darauf die Revolution ausbricht, ist dieser Pächterssohn der Erretter des Vicomte und seiner Familie von der Volkswut. Heimlich vermählen sich Clara und Clairant und leben in der Einsamkeit eines Waldes, bis der Vater das Glück zerstört.) „Feodor und Maria oder Treue bis zum Tode" 1802 ꝛc. — Adolf Freiherr v. Knigge (geb. 1752 zu Bredenbeck bei Hannover, Kammerherr in Weimar, zuletzt Oberhauptmann zu Bremen, † 1796), am meisten bekannt durch seine populär didaktische Schrift „Über den Umgang mit Menschen" 1788; hat auch Romane geschrieben: „der Roman meines Lebens" ꝛc.

Aug. Wilhelm Iffland (geb. 1759 zu Hannover; von klein auf voll Neigung zur Schauspielkunst. Das Bild eines erleuchteten Triumphbogens, den er in Hannover am Friedensfest nach dem Siebenjährigen Kriege sah, fand

er in seiner Phantasie beim Besuch des Theaters wieder, in das er ein Jahr darauf zum erstenmale mitgenommen wurde. Seitdem, seit seinem fünften Jahre, bezogen sich alle seine Gedanken auf das Theater. Die Begeisterung für die Kanzelberedsamkeit, die Joh. Ad. Schlegel (§ 95) in ihm weckte, bildete sein Talent des Vortrags; es gewährte ihm Vergnügen, sorglich ausgearbeitete Predigten von der Stuhllehne herab vor seinen Hausgenossen zu halten. Achtzehn Jahre alt, brachte er seine Zweifel zum Abschluß, als er bei einem Besuch des Kirchhofs auf einem Grabstein die Worte las: „Gehe hin in das Land, das ich dir zeigen werde". Er fand darin die Weisung für sich, an das Theater zu gehen, und verließ das elterliche Haus. Zuerst in Gotha, dann unter Freiherr von Dalberg in Mannheim an der Bühne; seit 1796 in Berlin, zuletzt Generaldirektor der königlichen Schauspiele, † 1814), ein Mann von gediegenen Grundsätzen. Es gelang ihm, den so lange verachteten Stand der Schauspieler zu Ehren zu bringen. In Preußen, wo Iffland sich unter den schwierigsten Verhältnissen während der Herrschaft der Franzosen als eifrigen Patrioten bewährte, war er der erste Schauspieler, der einen Orden bekommen. In seinen dramatischen Stücken bemühte er sich besonders, Gemüt und Herz des Volkes zu bilden. „Die Jäger, ländliches Sittengemälde in fünf Aufzügen" 1785. (In der Familie des Oberförsters Warberger herrscht Ehrlichkeit und Offenheit; in der des Amtmanns von Zeck Hinterlist und Bosheit. Der Oberförster ist heftig, aber bieder; seine Frau gutmütig schwach. Die Liebe, die zwischen ihrem Sohne Anton, einem rechtlich ungestümen Jüngling, und zwischen ihrer Nichte, der unschuldigen Friederike, aufkeimt, hat harte Kämpfe gegen die Ränke zu bestehen, die vom Hause des Edelmanns angestrengt werden.) Ifflands Stücke haben durch geschickte Genre- und Sittenmalerei Wert. In der Ausgabe seiner „dramatischen Werke" findet sich unter dem Titel „Meine theatralische Laufbahn" die Erzählung seines Lebens bis zur Übersiedelung nach Berlin.

August Kotzebue (geb. 1761 zu Weimar; machte Carriere in Rußland; russischer Staatsrat, als solcher geadelt; lebte seit 1816 in Deutschland, mit der Verpflichtung, an Kaiser Alexander über die Zustände Deutschlands zu berichten; wurde in Mannheim 1819 von Karl Sand, Student der Theologie in Jena, der in ihm den russischen Spion und Verräter des Vaterlandes haßte, ermordet), Verfasser von mehr als 200 Dramen, vielen Romanen, Novellen, historischen und biographischen Werken, Reisebeschreibungen. — „Menschenhaß und Reue", Schauspiel 1786. (Herr von Mainau wird zum Menschenhasser, als seine Gemahlin Eulalia ihm untreu wird. Er zieht in die Einsamkeit. Eulalia leidet bald die Strafe ihrer Untreue, da ihr Verführer sie wiederum verläßt. Da faßt sie den Entschluß, sich eine Buße aufzulegen, in einem fremden Hause als Wirtschafterin zu dienen. Der Ruf ihrer Herzensgüte kommt nun bis zu ihrem Gemahl, der in der Nähe wohnt und nicht weiß, wer sie ist. Beide erblicken und erkennen sich, die Kinder bewirken ihre Versöhnung.) Schiller strafte den Beifall, den das Publikum dem Stücke zollte, in einem Epigramm:

„Menschenhaß! Nein, davon verspür' ich beim heutigen Stücke
Keine Regung; jedoch Reue, die hab' ich gefühlt." —

„Johanna von Montfaucon, romantisches Gemälde in fünf Aufzügen" 1800. (Ritter Adalbert von Estavajel und seine Gemahlin Johanna von Montfaucon sind Muster der Tugend, sowohl der stillen häuslichen, wie der heroischen. Sie haben ein paar Tage in ihrem Leben die Angst eines grausamen Geschicks zu ertragen. Adalbert ist der Sohn eines Vaters, von dem

er plötzlich erfährt, daß Mord und Meineid ihm zu Land und Leuten verholfen haben. Zu spät erfährt er dies, denn das Haus des früheren Besitzers, des Freiherrn von Granson, ist ausgerottet; er kann das unrechtmäßige Gut nicht mehr zurückerstatten. Seine Gemahlin hat in derselben Zeit das Unglück, nachdem sie jahrelang verheiratet ist, zu erfahren, daß sie vor ihrer Verheiratung von einem Ritter Eginhart von Lasarra geliebt worden ist, der jetzt, als Wüterich seltener Art, die Burg ihres Gemahls nächtlich überfällt, ihren Sohn töten oder sie zum Traualtar führen will. Der Schreck dauert zum Glück nur 24 Stunden. Plötzlich erfährt man, daß das Haus des Freiherrn von Granson nicht ausgerottet sei, daß jener Mord und Meineid nicht stattgefunden haben ꝛc. Lasarra wird in der Nacht von der ritterlichen Johanna selbst erschlagen. Als Adalbert so viel Glück erfährt, ist die Rührung in ihm zu groß. Er vergiebt seinen Feinden mit den Worten: „Wär' ich ein Mensch, wenn ich in diesem Augenblicke strafen könnte!") Das Stück ging in glänzender Ausstattung über alle Bühnen Deutschlands und rivalisierte erfolgreich mit den Schillerschen Tragödien. — „Die Hussiten vor Naumburg im Jahre 1432, vaterländisches Schauspiel" 1803. (Prokopius mit den Hussiten-Scharen erscheint vor Naumburg. Der Viertelsmeister der Stadt, Wolf, hat den Einfall, die Bürgerkinder zuerst ins Verderben zu schicken. Weißgekleidet werden sie den feindlichen Horden entgegengeschickt. Die Absicht gelingt. Die Hussiten werden gerührt, Prokopius setzt sich unter die Kinder, giebt ihnen Kirschen zu essen und die Stadt ist gerettet.) In Lustspielen war Kotzebue glücklicher. „Die deutschen Kleinstädter". (Ort der Handlung ist Krähwinkel, welches seitdem ein typischer Name für kleinstädtische Beschränktheit und Wichtigthuerei ist. Olmers, ein Mann aus der Residenz, kommt nach Krähwinkel, wo seine Geliebte, die Tochter des Bürgermeisters, weilt. Komische Situationen und Entwicklungen werden dadurch hervorgebracht, daß sein Porträt von seiner Geliebten für das des Königs ausgegeben ist.) „Pagenstreiche" 1804 ꝛc.

---

## Dritter Abschnitt.

## Goethe, Schiller und ihre Zeit.

---

### § 112. Gegensatz im Charakter Goethes und Schillers.

Wie zuerst Klopstock und Wieland, wie dann Lessing und Herder, so waren auch Goethe und Schiller Gegensätze, die sich ergänzten. 1. Goethe, mit dem Talent ruhiger Beobachtung ausgestattet, leidenschaftslos nach dem Verständnis aller Dinge forschend, gewann in der Poesie den Charakter klarer Anschaulichkeit, naturgemäßer Wahrheit. Objektiv und real ist alles bei ihm. Man sieht in seinen Poesieen das wirkliche individuelle Leben, die naturgemäßen Entwicklungen, im harmonischen Wiederschein der Kunst. 2. Schiller dagegen, mit der Kraft aufstrebender Leidenschaft ausgestattet, im Kampf mit der Welt um den Sieg des Wahren und Edlen ringend, gewann in der Poesie den Charakter empfindungsvoller Schwärmerei, triumphierender Hoheit. Bei ihm ist alles ideal und subjektiv. Man lernt

in seinen Poesieen die gewaltigen Gärungen und erhabenen Läuterungen der Seele in hinreißendem Schwunge poetischer Begeisterung kennen.

Für die Charaktere beider Dichter ist es bezeichnend, daß sie neben ihrem Talent zur Poesie noch eine andere Neigung und Fähigkeit besonders stark besaßen: Goethe zur Malerei, Schiller zur Philosophie. Die Hinneigung zur Malerei bei Goethe deutet auf die vorherrschende Kraft der Anschauung und des Realen (er ging vom Äußeren auf das Innere); die Hinneigung zur Philosophie bei Schiller auf die vorherrschende Kraft des Idealen und Abstrakten (er ging von dem Inneren auf das Äußere). — Beiden Dichtern war in den Bahnen ihres Lebens die naturgemäße Entwicklung ihres Talents angewiesen. Goethe, aus einer wohlhabenden Familie hervorgegangen, in einer großen, politisch bedeutenden Stadt aufwachsend, unter Anwendung der besten Mittel gebildet, körperlich wie geistig auffallend begünstigt, vom Glück getragen, schnell zu befriedigenden Stellungen im Leben gelangend, fühlte sich immer im Einverständnis mit dieser Welt, die er nach dem freien Sinn der Beobachtung, der ihm eigen war, in sich aufnahm und in seinen Poesieen harmonisch wiedergestaltete. Naturwahrheit wurde der Charakter seiner Poesie. Schiller dagegen, aus ärmlichen Verhältnissen hervorgegangen, gegen die Neigung seines Innern nicht bloß in die Disciplin einer militärischen Bildungsanstalt, sondern zu Studien, die seinem Geist nicht zusagten, gezwungen, immer mit Not, oft auch mit Mißgunst kämpfend, von einem Ort zum andern umherirrend, nur als Gast bei seinen Freunden eine vorübergehende Stätte findend, mußte den bedeutendsten Zug seines Lebens in seinem Innern suchen; und alles, was er Poetisches erzeugte, war leidenschaftlicher Gewinn, Triumph seiner kämpfenden Kraft. Idealität wurde der Charakter seiner Poesie. — Schiller erklärt seine und Goethes Natur in dem Epigramm „Die Übereinstimmung“:

„Wahrheit suchen wir beide, du außen im Leben, ich innen
 In dem Herzen, und so findet sie jeder gewiß.
Ist das Auge gesund, so begegnet es außen dem Schöpfer;
 Ist es das Herz, dann gewiß spiegelt es innen die Welt.“

Goethe spricht ofmals über das Verhältnis seiner Gedankenweise zu der Schillers, z. B. in dem Aufsatz „Erste Bekanntschaft mit Schiller“.

## § 113. Johann Wolfgang Goethe, geb. 1749, gest. 1832.

Unter Goethes poetischen Werken sind die bedeutendsten: 1. im Dramatischen: Götz von Berlichingen 1773, Iphigenie 87, Egmont 88, Torquato Tasso 90, Faust (erster Teil 1808, zweiter Teil 1833 erschienen); 2. im Epischen: die Romane Werthers Leiden 1774, Wilhelm Meister (Lehrjahre 1796, Wanderjahre 1821), Wahlverwandtschaften 1809; ferner das idyllische Epos Hermann und Dorothea 1798, die Bearbeitung der Tiersage: Reineke Fuchs 1794, und Balladen (Erlkönig, König in Thule ꝛc.). 3. Im Lyrischen ist Goethe der Wiederbegründer des eigentlich deutschen Liedes. Unter seinen prosaischen und wissenschaftlichen Werken steht der Poesie am nächsten: die Selbstbiographie „Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit“ 1809—13.

1. Goethes Jugend. Johann Wolfgang Goethe, geb. 28. August 1749 zu Frankfurt am Main. Sein Vater, ein wohlhabender Privatmann mit dem Titel „kaiserlicher Rat“; seine Mutter, eine Frau von liebevollem

Gemüt und lebhafter Phantasie, die Tochter des Schultheiß Textor. Die Eindrücke, die er in der Jugend empfing: im elterlichen Hause eine Gemäldesammlung; geschichtliche Denkmäler der Stadt; jährliche Messen; während des siebenjährigen Krieges französische Besatzung, Einquartierung des Grafen Thorane im Hause seines Vaters, Bekanntschaft mit dem französischen Theater, Krönung Kaiser Josephs II.: alles dies diente dazu, den Gesichtskreis des Knaben zu erweitern. Goethe wurde im elterlichen Hause, meistens durch seinen Vater selbst, unterrichtet; ging 1765 nach Leipzig, die Rechte zu studieren, widmete sich mehr den schönen Wissenschaften und Künsten, beschäftigte sich auch mit dem Kupferstich, erkrankte infolge der ätzenden Säuren, die sich auf den Kupferplatten erzeugen; kehrte 1769 nach Frankfurt zurück; während seiner Genesung mit mystischen und alchemistischen Studien beschäftigt. In Straßburg, wo er 1770 seine juristischen Studien vollendete, wurde er mit Herder und Stilling bekannt. 1771 wieder längere Zeit im elterlichen Hause; lernte von dort, auf einem Ausflug nach Darmstadt, Merck kennen; ging 1772 im Frühjahr, seine juristische Carrière zu beginnen, an das Reichskammergericht nach Wetzlar, von wo ihn schon im September desselben Jahres die Verhältnisse wieder forttrieben (s. „Werthers Leiden" S. 219). 1773 und 1774 erschienen „Götz" und „Werther", die sogleich außerordentliche Wirkungen hervorriefen. Der Ruhm seines Namens wurde für jeden, der ihn persönlich kennen lernte, durch die geistvolle Liebenswürdigkeit seines Wesens gehoben. Er empfing in Frankfurt Besuche von den bedeutendsten Männern und aufstrebenden Talenten seiner Zeit, Lavater, Klopstock, den Grafen Stolberg; machte Ausflüge nach Ems, Düsseldorf, Mainz, auf denen er Lenz, Fr. Jacobi, Heinse 2c. kennen lernte. Die folgenreichste Bekanntschaft, die ihm zu teil wurde, war die mit dem Herzog K a r l A u g u s t von Sachsen-Weimar, der ihn zuerst in Frankfurt (Dezember 1774), dann in Karlsruhe (Juni 1775, als Goethe mit den beiden Grafen Stolberg auf einer Reise nach der Schweiz begriffen war) sah und zu einem Besuch in Weimar einlud. Am 7. Nov. 1775 traf Goethe in Weimar ein. — 2. Die ersten z w a n z i g J a h r e seit Goethes Ankunft in Weimar 1775—1794. Die erste Zeit der Anwesenheit Goethes in Weimar ging unter Zerstreuungen vorüber: Festen, Jagden, Besuchen. Schon im Jahre darauf ließ sich Goethe durch Anstellung im herzoglichen Dienst fesseln: Geheimer Legationsrat. Er arbeitete sich rasch und eifrig in die Amtsthätigkeit hinein, übernahm 1779 die Kriegskommission, wurde gleich darauf Geheimer Rat; übernahm 1780 die Departements des Krieges und Wegebaues, auch die Führung der Kassen in beiden; wurde 1782 (durch den Kaiser) geadelt; gleich darauf zum Präsidenten der Kammer ernannt. Hiermit hatte er die höchste Stellung im Herzogtum erreicht. Neben seinen Amtsgeschäften war er unausgesetzt mit Dichtungen beschäftigt, meistens für die Feste des Hofes. Sie genügten, wenn sie den Augenblick unterhaltend füllten, wurden gewöhnlich hastig entworfen und ihre Vollendung übereilt. Größere Werke mußten unterbrochen werden. Faust, Egmont, Iphigenie, Tasso, Wilhelm Meister waren alle damals schon vorhanden: entweder übereilt vollendet, oder in Bruchstücken begonnen. Der Zwiespalt, der in Goethes Seele darüber aufkam, wurde allmählich drückender. Goethe glaubte an seinem Dichterberuf zweifeln zu müssen; wandte sich in der Unruhe zu anderen Beschäftigungen: zeichnete, malte, trieb Wissenschaften, besonders die realistischen, Anatomie, Osteologie, Botanik; sammelte Steine und Pflanzen. Es war nicht ohne Gewinn für ihn, daß er nach verschiedenen Seiten seine Anschauungen ausweitete und allgemeine Ideeen suchte. Aber innerlich befriedigt war er nicht. End-

lich, um sich zu retten und seine poetische Natur wiederzufinden, entschloß er sich zu einer längeren Trennung von Weimar: zu einer Reise nach Italien 1786—88. Hier gediehen in der Freiheit von äußeren Rücksichten, unter dem Eindruck der Naturschönheit und der Kunstgenüsse, die das Land bot, seine Hauptwerke zu ihrer vollendeten Gestalt: Iphigenie im Januar 1787, Egmont im August 1787, Tasso 1788. Der Umgang, der Goethe in Italien am meisten interessierte, war mit Dichtern (Moritz, Maler Müller) und Malern (Tischbein, Hackert). Als Goethe nach seiner Rückkehr sich von den Amtsgeschäften dispensieren ließ, begann unter dem Einflusse der nächsten Ereignisse, der französischen Revolution, wiederum nicht eine glückliche Zeit der poetischen Schöpfung. „Um nur leben zu können," sagte er, „suche er sich aus dem Geiste der Zeit ganz herauszusetzen." „Wie an einem Balken im Schiffbruch hielt ich mich an naturwissenschaftlichen Studien fest." (Farbenlehre, Optik.) Als 1791 in Weimar eine Bühne errichtet wurde, übernahm Goethe die Direktion des Theaters und arbeitete kleineres Dramatisches. 1792 war er im Gefolge des Herzogs auf dem Feldzuge in Frankreich, 1793 bei der Belagerung von Mainz, aus welcher letzteren Zeit Reineke Fuchs stammt. — 3. Verkehr mit Schiller 1794—1805. Goethe und Schiller hatten sich 1788 in Rudolstadt gelegentlich kennen gelernt. Veranlassung zu näherer Bekanntschaft wurden die „Horen", eine Zeitschrift, deren Herausgabe Schiller 1794 vorbereitete. Nachdem Goethe seine Mitwirkung an dem Blatte zugesagt hatte, fühlten beide Dichter sich bald durch den Austausch ihrer Gedanken lebhaft angeregt. Goethes realistischer Sinn für die Beobachtung des Einzelnen, seine Arbeit im Kleinen; dagegen Schillers idealistischer Sinn für die Abstraktionen des Verstandes, seine Arbeit von der Höhe der Idee herab: diese abweichenden geistigen Naturen ergänzten sich aufs glücklichste. Zuerst in brieflichem Verkehre; auch in gelegentlichen Besuchen Goethes in Jena, Schillers in Weimar; seit 1799 in fast täglichem persönlichen Umgang in Weimar, teilten beide Dichter einander alle Gedanken mit, arbeiteten jedes poetische Werk nach gemeinschaftlicher Überlegung, stärkten und läuterten ihre Ideeen durch rückhaltlose Aufrichtigkeit. Goethe war beschäftigt, die Bruchstücke von „Wilhelm Meister" zu ordnen und zu ergänzen. „Sie haben mir eine zweite Jugend verschafft und mich wieder zum Dichter gemacht," schreibt Goethe an Schiller. „Fahren Sie fort, mir in guten und bösen Stunden durch die Kraft Ihres Geistes beizustehen." (Der 1826 herausgegebene Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller umfaßt 6 Bände.) Schiller besorgte außer den Monatsheften der „Horen" die Herausgabe eines „Musenalmanachs". Der Jahrgang 1797 dieses letzteren erregte besonderes Aufsehen durch die von beiden Dichtern gemeinschaftlich verfaßten Xenien („Xenien" nach dem römischen Epigrammatiker Martial genannt, der dem 13. Buche seiner Epigramme diesen Titel gegeben). Die Idee rührte von Goethe her: die Idee, über die bedeutenderen Richtungen in Kunst und Wissenschaft Gericht zu halten, und zwar in kritischen Epigrammen, die auf die Zeitschriften verfaßt werden sollten. Schiller vervollständigte den Vorschlag, indem er auch einzelne Werke und die Dichter selbst besprechen wollte. Beide Dichter arbeiteten in verschiedener Weise gemeinschaftlich an den Epigrammen. Oft gab einer die Idee, der andere die Form; an dem Ausdruck aber feilten sie immer nach gegenseitiger Übereinkunft. Schiller und Goethe wußten selbst ihre Eigentumsrechte nicht immer zu trennen. Da die Epigramme meistenteils Tadel enthielten, Tadel in der verletzenden Form des Spottes, so riefen sie starke Aufregung hervor. Die Angegriffenen antworteten. Es dauerte einige Zeit, bis der Sturm sich legte. Goethe dichtete unterdessen „Hermann und Dorothea" 1797, wandte sich darauf besonders

dem Theater zu, für welches er Voltaires „Mahomet“ 1799 und „Tancred“ 1800 übersetzte, ferner „Götz“ bühnengerecht bearbeitete 1803. — 4. Goethes Alter 1805—1832. Den Schmerz um Schillers Tod überwand Goethe langsam und schwer. Die Jahre darauf, der preußisch-französische Krieg, brachten ihm mancherlei Gefahren und Wirrnisse. 1808 befahl ihn Napoleon in Erfurt zur Audienz. (Orden der Ehrenlegion.) Goethe dichtete um dieselbe Zeit die „Wahlverwandtschaften“, schrieb 1809—13 „Wahrheit und Dichtung“; trieb unterdessen mit Vorliebe die Studien der Romantiker, als deren bedeutendste Frucht der „Westöstliche Divan“ 1819 zu merken ist; vollendete die beiden Werke seines ganzen Lebens: Wilhelm Meister, in den „Wanderjahren“ 1821; Faust, im „zweiten Teil“ 1831. Den lebhaftesten Verkehr hatte er in den letzten zwanzig Jahren mit Zelter in Berlin und mit Eckermann in Weimar. Nach kurzer Krankheit starb er am 22. März 1832. Goethe war mit Christiane Vulpius († 1816) vermählt. Sein einziger Sohn, August, geb. 1789, † 1830 in Neapel. Enkel haben ihn überlebt.

Hof zu Weimar. Karl August, geb. 1757, war der Sohn des Herzogs Ernst August Konstantin. Seine Mutter, eine geborene Prinzessin von Braunschweig, Amalia, war seit demselben Jahre, im Alter von neunzehn Jahren, verwitwet und hatte die Regentschaft geführt. Neben Karl August wuchs ein jüngerer (nachgeborener) Prinz, Konstantin, auf. Als Lehrer des Erbprinzen hatte die Herzogin Amalia 1772 Wieland berufen; als Lehrer des jüngeren Prinzen Karl Ludwig von Knebel (geb. 1744, † 1834), einen Mann von klassischer Bildung, auch von poetischem Talent (Gedichte und Übersetzungen). In Weimar lebten außerdem: Musäus (§ 103), ferner Friedr. Justin Bertuch (geb. 1747, † 1832), Kabinetssekretär, Verfasser von Liedern, Märchen, Opern, Lustspielen; ferner Friedr. Hildebr. von Einsiedel (geb. 1750, † 1828), Kammerherr der Herzogin Amalia, Dichter von Lustspielen 2c. Die Herzogin hatte lebhaftes Interesse an Kunst und Poesie und verkehrte teilnehmend mit diesen Dichtern. Durch Wieland hatte Weimar, auch über den Kreis des Hofes hinaus, Bedeutung gewonnen. Besonders seitdem er den „deutschen Merkur“ herausgab, ging von hier gegen Klopstock und den Hainbund eine Gegenrichtung aus. Der heranwachsende Herzog Karl August war 1775 mündig geworden und hatte sich mit Luise, Prinzessin von Hessen-Darmstadt, vermählt. Er war ein Fürst von einfachem, zwanglosem Charakter, gediegenen Gemütes und geistig reich begabt. Zwischen dem Herzog und Goethe stellte sich sehr bald innige Freundschaft ein. 1825 wurde das Fest der fünfzigjährigen Anwesenheit Goethes in Weimar festlich begangen, von dem Herzog mit dem Bewußtsein, daß es „eine der höchsten Zierden seiner Regierung sei, Goethe für immer gewonnen zu haben“. Goethes Anwesenheit in Weimar hatte sogleich 1776 zur Folge, daß Herder dorthin berufen wurde, 1799, daß auch Schiller seinen Aufenthalt dorthin verlegte. Die Herzogin Amalia starb 1807; Herzog Karl August 1828, seine Gemahlin Luise 1830.

Goethes nähere Freunde. Joh. Heinr. Jung, genannt Jung Stilling (geb. 1740 im Dorfe Gründ im Nassauischen; in der Kindheit Begleiter und Gehilfe seines Großvaters, eines frommen Kohlenbrenners; lernte dann das Schneiderhandwerk, bildete sich selbst ein wenig; versuchte sich als Schullehrer im Dorfe; nahm Hauslehrerstellen an; studierte dreißig Jahre alt Medizin in Straßburg 1770, wo er mit Goethe in Verkehr trat; Augenarzt in Elberfeld, gewann bedeutenden Ruf, legte sich dann auf kameralistische Studien, 1778 Professor an der Kameralakademie zu Kaiserslautern; 1787 Professor der Staatswirtschaft in Marburg; 1803 Hofrat und Professor in Heidelberg, be-

sonders mit der Verpflichtung, zur Ausbreitung des Christentums durch Schriften zu wirken, † 1817 zu Karlsruhe). Seine fromme, innige Natur spricht sich am unbefangensten in seinem ersten schriftstellerischen Werke aus: „Heinrich Stillings Jugend, eine wahrhafte Geschichte“, 1777. Goethe hatte das Manuskript kennen gelernt, seine verbessernde Hand daran gelegt und die Veröffentlichung besorgt. Jung Stilling fuhr darauf in der Erzählung seiner Lebensschicksale fort: „Heinrich Stillings Wanderschaft“ 1778; „Heinrich Stillings häusliches Leben“ 1789 ꝛc.; schrieb außerdem Romane, vorwiegend in religiöser Tendenz: „Geschichte des Herrn von Morgentau“ 1779, „Leben Theodors von der Linden“ 1783 ꝛc.; ferner kameralistische und mystische Schriften: „Theorie der Geisterkunde“ 1808 ꝛc. — Joh. Heinr. Merck (geb. 1741 zu Darmstadt; studierte in Altdorf und Göttingen; wurde Kriegsrat in Darmstadt; bedeutend durch Schärfe der Kritik; legte sich später auf industrielle Unternehmungen; erschoß sich, als dieselben mißglückten, 1791). Goethe entlehnte dem Wesen Mercks einige Hauptmittel zur Zeichnung des Mephistopheles im „Faust“. Merck verfaßte ästhetisch-kritische Abhandlungen: „Über die Schönheit, ein Gespräch zwischen Burke und Hogarth, 1776; über die Landschaftsmalerei 1777; über die Schwierigkeit, antiken weiblichen Statuen sogleich ihren wahren Charakter anzuweisen, 1787“ ꝛc.; ferner Erzählungen: „Geschichte des Herrn Oheims 1778; Lindor, eine bürgerlich-deutsche Geschichte, 1781“ ꝛc. — Karl Phil. Moritz (geb. 1757 zu Hameln; Hutmacherlehrling, dann auf Schulen und Universitäten; bereiste England und Italien, wurde Professor in Berlin und Mitglied der Akademie, † 1793) war durch den autobiographischen Roman „Anton Reiser“ 1786 gewissermaßen berühmt geworden. Von ihm sind erwähnenswert: „Versuch einer deutschen Prosodie“ und „Götterlehre der Griechen und Römer“. — Karl Friedrich Zelter (geb. 1758 zu Berlin; lernte das Maurerhandwerk; studierte, nachdem er Meister geworden, Musik; 1809 Professor der Tonkunst an der Berliner Akademie, † 1832). Sein Briefwechsel mit Goethe erschien 1833—34 (6 Bände). — Joh. Peter Eckermann (geb. 1792 zu Winsen in Hannover; studierte in Göttingen; wurde 1821 durch ein Bändchen „Gedichte“ Goethe bekannt, dem er seitdem bei der Redaktion seiner Werke vielfach behilflich war; wurde 1829 Lehrer des Erbgroßherzogs in Weimar, 1838 Bibliothekar der Großherzogin, † 1854). Eckermanns „Gespräche mit Goethe“ 1836.

Goethes dramatische Dichtungen. Schon 1767, achtzehnjährig, dichtete Goethe Lustspiele: „die Laune des Verliebten“ in einem Akte; „die Mitschuldigen“ in drei Akten. Sie sind leichten Inhaltes, in französischem Geschmack und französischer Form (Alexandriner). — Der Richtung der „Sturm- und Drangperiode“, namentlich dem Einflusse Shakespeares, gehört das Schauspiel: „Götz von Berlichingen“ an, 1773, zu welchem Goethe den Stoff aus der Selbstbiographie Götz von Berlichingens († 1562) nahm. (Götz, auf seiner Burg Jarthausen an der Jart, ist ein Ritter nach alter Art. Die kürzlich aufgekommenen Reichsgerichte sind ihm ein Greuel: er ist durch eigene Kraft den Bedrängten ein Schutz, den Übelthätern ein Rächer. Ihm gegenüber steht Adalbert von Weislingen, der in der Kindheit sein Gespiele war, jetzt aber andere Wege geht, im Dienste des Bischofs von Bamberg, in der Gunst des Kaisers, Befriedigung seines Ehrgeizes sucht. Als Götz in der Fehde mit dem Bischof von Bamberg begriffen ist, gelingt es ihm, Weislingen gefangen zu nehmen. Ja, noch mehr. Es gelingt ihm, Weislingens Herz zu rühren und ihn zu bewegen, daß er den Hofesdienst, das Schlenzen und Scherwenzen, aufgiebt und wieder frei, sein eigner Herr auf der eigenen Burg,

lebt. Der Freund, den Götz wiedergewonnen zu haben glaubt, wird ihm noch enger verbunden, da Weislingen sich der Schwester Götz', Maria, verlobt. Ihm ganz vertrauend, läßt Götz ihn ziehen, um seine Angelegenheiten am Hofe des Bischofs von Bamberg zu ordnen. Bald aber umstricken ihn hier die Liste der Hofleute, die Schmeichelei des Bischofs und vor allem die Koketterie der Adelheid von Walldorf. Da enthüllt sich sein schwacher, der Verräterei fähiger Charakter. Seiner Verlobten und seinem Freunde wird er untreu. Schwer fällt es Götz, die Erfahrung zu verschmerzen. Zu dem Schmerze kommt noch das Unglück; denn die Exekutionstruppen, die das Reich gegen ihn sendet, belagern ihn in Jaxthausen und nehmen ihn heimtückisch gefangen. Er erhält seine Freiheit nur gegen das Versprechen, fernerhin ruhig auf seiner Burg zu leben und Urfehde zu schwören. Er hält sein Wort, bis er durch die Umstände, durch die Bauernaufstände, genötigt wird, es zum Wohle des Reiches zu brechen. Er nimmt das Führeramt an, das die Bauern ihm aufnötigen, in der Hoffnung, daß er die Wut der Aufständischen zügeln könne. Dieser Schritt giebt Weislingen das Mittel in die Hand, ihn durch einen Achtsbefehl zu vernichten. Als Maria, Götz' Schwester, Kunde davon erhält, versucht sie, das Herz ihres früheren Verlobten zu rühren und ihn zur Zurücknahme des Befehles zu bewegen; sie wird bei dieser Gelegenheit Zeuge des schmachvollen Endes, das Weislingen nimmt. Seine Gemahlin hat ihm durch Franz, ihren Buhlen, Gift reichen lassen. Während über Adelheid das heimliche Gericht der Feme wacht, stirbt Götz, verwundet und gefangen, mit dem Bewußtsein der Ehre, die er gerettet, aber mit dem Schmerze, daß das Rittertum zu Grabe geht.) Der Charakter der „Sturm- und Drangperiode", wie er sich in „Götz" äußert, liegt besonders darin: daß Goethe nicht eine eng verknüpfte Handlung, sondern in lose aneinander gereihten Scenen Bilder einer bedeutenden Zeit und ihrer Charaktere zeichnet: die Zeit der Reformation, des untergehenden Rittertums, des Kampfes der aufstrebenden Wissenschaft und des Gesetzes gegen die Gewalt der früheren Jahrhunderte. Daher in dem Stücke die Menge der Personen, die, in die Handlung gar nicht verwebt, nur vorübergehend auftreten, um die Schilderung zu vervollständigen. So namentlich: in Götz' Hause sein Söhnchen Karl; im Walde der vorüberziehende Bruder Martin; an der Tafel des Bischofs von Bamberg die schmarotzende Gesellschaft: der Abt von Fulda, der nicht aufhören mag zu trinken, der geistlose Gelehrte Dr. Olearius und der pfiffige Liebetraut. Daher ferner in jedem Akt die Personen, die, plötzlich aus dem Hintergrunde der Zeit hervortretend, nur einmal in den Verlauf der Handlung eingreifen: der Kaiser („Maximilian" im Personenverzeichnis genannt), die kaiserlichen Räte, die Richter des heimlichen Gerichts, Nürnberger Kaufleute, rebellische Bauern rc. Es fehlt dem Stücke die Ökonomie des Dramas; es ist eine geistvolle Zusammenstellung von abgebrochenen größeren und kleineren Scenen, deren jede einzelne den hohen Reiz sprechender Naturwahrheit übt. — Goethes Beschäftigung mit dem Drama war in den nächsten Jahren außerordentlich ergiebig: „Erwin und Elmire, Schauspiel" 1773; „Claudine von Villa Bella, Singspiel" 1774; „Clavigo, Trauerspiel" 1774. (Clavigo wurde in Frankfurt in acht Tagen vollendet, den Auftrag einer jungen Dame, Anna Sibylla Münch, zu erfüllen. Merck sagte darüber: „Solch einen Quark mußt du künftig nicht mehr schreiben, das können die anderen auch!" Goethe erwiderte: „Es müsse nicht alles über alle Begriffe hinausgehen, die man einmal gefaßt habe; es sei auch gut, daß manches sich an den gewöhnlichen Sinn anschließe.") „Stella, Schauspiel" 1775. — Seitdem Goethe in Weimar war, entstanden und wurden an den

Hoffesten aufgeführt: „Die Geschwister, Schauspiel“ 1776; „Lila, Singspiel“ 1777; „Triumph der Empfindsamkeit, dramatische Grille“ 1778. (Oronaro, ein närrischer Prinz, voll erkünstelter Empfindsamkeit, führt eine gemachte Natur von Wald, Mondschein, Vogelsang, auch eine Puppe, die seine Geliebte vorstellt, mit sich. Der humoristische König Andrason und die Personen seines Hofes verspotten ihn. Das Stück, von Goethe selbst als eine „tolle Grille“ bezeichnet, wurde später Musterbild der Romantiker.) „Die Vögel nach Aristophanes“ 1780 ꝛc. — „Iphigenie, Schauspiel in fünf Aufzügen“, 1779 in erster prosaischer Abfassung vollendet, in dieser Gestalt bei Hofe aufgeführt (die Titelrolle gab die Schauspielerin Corona Schröter; Goethe den Orest, der Herzog den Pylades, Knebel den Thoas, Einsiedel den Arkas); seitdem wiederholentlich zur Aufführung gebracht. 1781 übertrug Goethe das Stück in freie Jamben; endlich, auf der Reise nach Rom, gab er ihm die vollendete Gestalt: fünffüßige Jamben, mit Ausnahme der Monologe: am Schluß des ersten Aufzuges („Du hast Wolken, gnädige Retterin“); am Schluß des vierten Aufzuges (Parzenlied: „Es fürchte die Götter das Menschengeschlecht!“) ꝛc. Von Rom aus sandte Goethe 1787 das Manuskript zum Drucke nach Deutschland. Der Stoff, dessen äußere Grundlinien dem gleichnamigen Stücke des Euripides entlehnt sind, ist von Goethe durchaus selbständig bearbeitet. (Iphigenie, durch Diana vom Opfertode gerettet, befindet sich in Tauris, dem Lande der Scythen, von deren König Thoas gastlich aufgenommen und als Priesterin der Diana hochgeehrt. Menschlichkeit hatte sie die Barbaren gelehrt, den König bewogen, die Sitte des Opfers abzuschaffen, das bisher an jedem Fremdling vollzogen wurde, der unvorsichtig dem Ufer genaht war. Jahrelang hatte sie ihren Dienst versehen, als Thoas, da sein Haus durch den Tod seines Sohnes verwaist war, der Priesterin den Antrag machte, sich ihm zu vermählen. Iphigenie weist denselben zurück, da ihr Leben ein Geschenk der Göttin sei, der sie es als Priesterin widmen müsse, und da sie, eine Griechin, die Sehnsucht nach der Heimat nicht unterdrücken könne. Da Thoas bei seinem Antrage verharrt, eröffnet ihm Iphigenie, um ihn zu warnen, ihren Namen und ihre Herkunft. Aus dem Geschlecht des Tantalus stamme sie, das die Götter mit Haß verfolgen, durch Greuel, Mord und Verrat ohne Unterlaß strafen. Agamemnon, ihr Vater, selbst habe auch sie opfern wollen. Durch die Weigerung der Iphigenie aufgebracht, entzieht ihr Thoas sein Wohlwollen, verlangt die Wiedereinführung der Menschenopfer, übergiebt ihr auch sogleich zwei Fremdlinge, die am Morgen des Tages in einer Bucht am Meere gefunden. Iphigenie erkennt in diesen Fremdlingen ihre Landsleute, bald auch in dem einen ihren eigenen Bruder Orest. Sie erfährt die Schicksale, die seitdem ihr väterliches Haus zerstört haben. Agamemnon, von Troja zurückgekehrt, hatte seine Gemahlin Klytämnestra in ehebrecherischer Verbindung mit Ägisth gefunden, war von ihr ermordet, dann aber von seinem Sohne Orest gerächt worden. Orest, mit dem Fluche des Muttermordes behaftet, war darauf, von den Furien verfolgt, ohne Ruhe umhergeirrt. Endlich Apollo fragend, wie er seine Schuld sühnen könne, hatte er die Weisung empfangen, seine Schwester aus dem Lande der Scythen nach der Heimat zurückzubringen, dann werde ihm Erlösung zu teil werden. Orest hatte den Ausdruck „seine Schwester“ nicht anders als auf Diana, die Schwester des Apollo, deuten können, und war, von seinem Freunde Pylades begleitet, nach Tauris gekommen, um das Bild der Diana, das dort verehrt wurde, zu entführen. Jetzt sah er sich hier mit seinem Freunde dem Opfertode preisgegeben, und die Greuel des väterlichen Hauses sollten durch einen Brudermord, zu dem die Schwester gezwungen wurde, vollendet werden. In

der Bedrängnis dieser Lage ersinnt Pylades eine List. Er läßt Iphigenie aussagen, daß durch einen Ausbruch des Wahnsinns, in den Orest durch die Furien versetzt sei, das Bildnis der Diana entweiht worden und, bevor das Opfer vollzogen werden könne, in den Wellen des Meeres gereinigt werden müsse. Den Augenblick wollten Orest, Pylades und Iphigenie alsdann benutzen, auf das hinter einem Vorsprung verborgene Schiff sich retten und mit dem Bildnis der Göttin nach Griechenland fahren. Iphigenie ist einen Augenblick geneigt, die List gut zu heißen. Aber die Wahrhaftigkeit ihres Herzens siegt; sie giebt dem Könige die Entscheidung. Dieser, teils durch Iphigenies Vertrauen und Aufrichtigkeit überwunden, teils dem Willen des Gottes folgend, da sich nun ergiebt, daß Apollo nicht die Rückkehr seiner Schwester Diana, sondern die Iphigenies, der Schwester Orests, gefordert hatte, willigt in die Entfernung.) Wie frei und selbständig Goethe bei der Dichtung verfahren ist, ergiebt sich aus einer Vergleichung mit Euripides. Verschieden ist namentlich: 1. der Charakter Iphigenies (bei Euripides ist es der Priesterin nichts Widersprechendes, weder den Opferdienst zu verrichten, noch mit absichtlichem Betrug von Thoas zu scheiden, dabei das Bild der Göttin zu rauben, Orest und Pylades zu entführen); 2. die dramatische Verknüpfung (bei Euripides ist von dem Antrag Thoas' an Iphigenie, von dem zweideutigen Orakelspruch keine Rede; Orest und Pylades werden der Priesterin der herrschenden Sitte gemäß übergeben, und zwar von einer völlig gleichgiltigen Person, einem Rinderhirten; und Iphigenie schickt sich derselben Sitte gemäß an, das Opfer zu vollziehen); 3. die Lösung des Konflikts (bei Euripides erscheint schließlich die Göttin und Thoas gehorcht ihrem Befehle, die Griechen, die mit dem Bilde bereits das Meer gewonnen haben, ziehen zu lassen). Die Änderungen, die Goethe vollbracht hat, beruhen der Hauptsache nach darauf: 1. daß der Stoff auf den Boden deutscher Natur verpflanzt, die Charaktere mit der Innigkeit des deutschen Gemüts erfüllt sind und die dramatische Fabel völlig neu erfunden ist. Den Kern seines Dramas deutete Goethe in folgenden Worten an, die sich, von ihm geschrieben, als Motto in einem Exemplare der Iphigenie finden:

„Alle menschlichen Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit".

2. Das Drama ist nach den tieferen Gesetzen der modernen Dramatik gebaut, indem die Entwicklung der Handlung, die Lösung des Konflikts von innen heraus getrieben wurde und zwar sowohl aus den Charakteren, namentlich Thoas' und Iphigenies, wie auch aus den Thatsachen, namentlich dem zweideutigen Orakelspruch. Des deus ex machina konnte Goethe entbehren. Die „Einheiten des griechischen Dramas" finden sich in Goethes Drama in der vollkommensten Weise: die Einheit der Zeit (die Handlung des Stückes umfaßt wenig Stunden im Laufe eines Tages); die Einheit des Ortes (alles geht im Hain vor dem Tempel der Diana vor); und die Einheit der Handlung (die Handlung beruht auf dem im ersten Akt ausbrechenden Konflikt zwischen Thoas und Iphigenie, zu dessen Schärfung und Lösung alles andre, Glied um Glied, eingreift). — „Egmont, Trauerspiel in fünf Aufzügen"; in Frankfurt 1777 begonnen. Seit 1779 arbeitete Goethe wiederholentlich daran. Anlage und Manier widerstrebten ihm immer mehr. „Wenn ich es noch zu schreiben hätte, schrieb ich es anders, oder vielleicht gar nicht," sagte er. Als er 1787 in Rom die Herausgabe des Trauerspiels beschloß, war es verhältnismäßig am wenigsten verändert. Egmont ist, wie Götz, in prosaischer Form geschrieben. Auch darin zeigt es seinen Ursprung aus jener Zeit, daß es nicht sowohl eine dramatische Handlung enge knüpft und löst, als vielmehr

in lose aneinander gereihten Scenen Bilder einer großen Zeit in möglichst breitem Umfange zeichnet. (Egmont, der Vorkämpfer der niederländischen Freiheit, ein lebensfroher Held, der Abgott des Volkes, geht den Kampf gegen Herzog Alba, den Abgesandten Philipps II., ehrlich und offen ein. Er vertraut auf das Recht und die Privilegien der Provinzen. Er fühlt sich frei von jedem Bedenken: was hätte der Ritter des goldenen Vließes zu fürchten? Während Wilhelm von Oranien sich vorsichtig entfernt, bleibt Egmont in Brüssel und geht in die Schlinge, die Alba ihm legt. Alba entlockt ihm Äußerungen, die als Verletzung des Gehorsams gegen den König gedeutet werden können; Egmont spricht für die verbrieften Rechte der Provinzen, die Alba umzustoßen gesandt ist. Da wird er nach beendetem Gespräch gefangen genommen, für schuldig erklärt und hingerichtet.) Dies Ereignis umgiebt Goethe mit den mannigfachsten Bildern des Lebens: mit Volksscenen auf Straßen und Plätzen; mit Scenen aus dem Kabinett der Regentin der Niederlande, Margareta von Parma; aus dem Hause Egmonts und aus dem Klärchens, der Geliebten Egmonts, alle voll Reiz sprechender Lebenswahrheit. Den Beschluß endlich bildet eine lyrisch-phantastische Scene. Klärchen, welche die Nachricht von Egmonts Verhaftung und Todesurteil nicht hätte überstehen können, hatte Gift genommen und war ihm in den Tod vorangegangen. Als nun Egmont im Gefängnis, mit dem unabwendbaren Schicksal grollend, einschläft, erscheint ihm im Traume Klärchen, auf einer Wolke ruhend, als Göttin der Freiheit, und kündet ihm den Sieg der Provinzen in dem Kampfe an, als dessen erstes Opfer er falle. Schiller, der das Trauerspiel 1788 beurteilte (in der Allgemeinen Litteraturzeitung), nannte die Vision dieses Traumes „einen Salto mortale in die Opernwelt", tadelte außerdem die Abweichung Goethes von der geschichtlichen Wahrheit, der zufolge Egmont älter war und, durch die Sorge für seine Familie bestimmt, in Brüssel blieb und so dem Tode verfiel. Schiller meint, dieser geschichtliche Egmont hätte mehr Teilnahme finden müssen als der Egmont, der sich durch Leichtsinn ins Unglück stürze. — „Torquato Tasso, Schauspiel in fünf Aufzügen", 1780 in Prosa begonnen, 1781 vollendet. Goethe fand die Arbeit hernach fast unbrauchbar. Als er den Tasso in Neapel und Rom ernstlich wieder vornahm, hatte er viel Mühe damit und konnte lange nicht zur Entscheidung kommen. Erst 1788 fand die Umarbeitung in fünffüßige Jamben statt, ohne daß am Plane viel geändert worden wäre. (Der Dichter Tasso übergiebt sein eben vollendetes Epos „das befreite Jerusalem" dem Fürsten, an dessen Hofe er lebt, dem Herzog Alphons von Ferrara. Die Widmung geschieht in Gegenwart der Damen des Hofes, namentlich der Schwester des Herzogs, Leonore, und wird zur erhebenden Festlichkeit für Tasso dadurch, daß er aus der Hand Leonores den Lorbeerkranz empfängt. So beschämt und in dem Gefühle des Unwertes Tasso den Kranz annimmt, macht ihm Antonio, der Minister des Herzogs, der darauf hinzutritt, doch einen Vorwurf daraus, indem er mit schlecht verdeckter Eifersucht teils von der unmäßigen Art des Herzogs im Belohnen, teils von der Kühnheit des Jünglings spricht, mit dem Lorbeerkranz sich neben die großen Dichter der Vorzeit zu stellen. Dem aufkommenden Mißverhältnis zwischen beiden sucht Leonore, die mit liebevollem Herzen dem Dichter zugethan ist, vorzubeugen, indem sie ihn auffordert, sich um die Freundschaft des erfahrenen Mannes zu bewerben. Antonio aber, der die Eifersucht nicht unterdrücken kann, weist das entgegenkommende Vertrauen Tassos kalt zurück und deckt mit verletzenden Worten den Abstand auf, der zwischen ihnen ist, den Abstand der jugendlichen Leidenschaft voll Übereilung, und der Ruhe der Erfahrung und des Verstandes. Tasso, mit jedem Worte

mehr gereizt, vergißt sich und zieht den Degen. Der Fürst, der diesen Verstoß gegen die Ordnung des Palastes bestrafen muß, ist nichtsdestoweniger mit Antonio unzufrieden, dem er wohl zugemutet hatte, mit Weisheit der aufbrausenden Leidenschaft des Dichters zu schonen. Er giebt ihm jetzt den Auftrag, den Degen an Tasso zurückzubringen und den Beleidigten zu versöhnen. Tasso aber, aus seinen aufgeregten Gefühlen zu einem gewaltsamen Entschluß getrieben, fordert als Beweis der Aufrichtigkeit Antonios, daß er ihm die Erlaubnis vom Fürsten erwirke, Ferrara verlassen zu dürfen. Und der Fürst, überzeugt, daß die krankhafte Stimmung des Dichters nicht anders geheilt werden könne, als durch Gewährung der Bitte, willigt, wenn auch widerstrebend, ein. Der Dichter hinwider, nun in die Notwendigkeit versetzt, sich von den Personen trennen zu müssen, deren Huld und Liebe ihn so hoch gehoben, verliert ganz seine innere Haltung. Von schmerzhaften Empfindungen überwältigt, in ausschweifenden Phantasieen umherirrend, trübt sich ihm der Sinn, und statt Abschied von der Prinzessin zu nehmen, denkt er durch das Geständnis der Liebe sie unauflösbar an sich zu ketten. Die Prinzessin stößt ihn von sich. Und Tasso steht, verlassen von allen, nur noch neben Antonio, an dem er sich zu halten sucht, wie ein Schiffer an dem Felsen, an dem er scheiterte.) Die Größe des Stückes liegt darin, daß mit dem geringsten Aufwand äußeren Geschehens ein umfassendes Drama innerer psychologischer Entwicklung gegeben ist. — Der Zeit nach der französischen Revolution gehören an: „Der Großkophta, Lustspiel in fünf Aufzügen" 1789 (Dramatisierung der Halsbandgeschichte aus dem Leben Marie Antoinettes, Schilderung der Versunkenheit des französischen Adels vor der Revolution); „Der Bürgergeneral, Lustspiel in einem Aufzuge" 1791 (karikierende Posse) 2c. — „Faust, eine Tragödie". Die erste Idee zum Faust stellte sich bei Goethe ein, als er während seiner Genesung im elterlichen Hause 1769 mystische und alchemistische Studien trieb. Er lernte dann das Volksbuch (§ 74) kennen. Als er 1773 auf der Frankfurter Frühjahrsmesse ein Puppenspiel von Dr. Faust sah, wurde die Idee, in der er den Stoff auffassen wollte, bald in ihm klar, die Idee: den geistig strebenden Menschen durch die Schranken der menschlichen Natur gehemmt darzustellen, ihn im Unmut darüber in das sinnliche Leben stürzen, aber nicht darin untergehen zu lassen. Während diejenigen Teile der Tragödie, welche aus den siebziger Jahren stammen (Einleitungsmonolog, Gespräch mit Wagner, Scenen mit Gretchen), diesen Grundgedanken schon enthalten, trägt der „Prolog im Himmel", der vierzig Jahre später gedichtet wurde (1806), eine andere Auffassung nicht hinzu. Inzwischen hatte Goethe 1790 die fertigen Stücke als „Fragment" herausgegeben, und 1808 erschien das Werk vollendet: „Faust, eine Tragödie". Einzelne Stücke zum zweiten Teil des Faust hatte Goethe schon vor dieser Zeit geschrieben; die eigentliche Arbeit an demselben fällt aber in das höchste Alter, 1825—31. Goethe stellt sich in zwei Vorspielen seinem Stoffe humoristisch gegenüber: 1. „Vorspiel auf dem Theater" (der Theaterdirektor kommandiert den Theaterdichter und die lustige Person: sie sollen ein Stück schaffen, das seine Bude fülle! sie sollen alles daran setzen, was auf den Brettern darstellbar ist, Sonne, Mond, Wasser, Feuer! den ganzen Kreis der Schöpfung, Himmel, Welt und Hölle! und zwar schnell! Der Theaterdichter möchte gern für die Nachwelt schreiben, nur dem, was ihm in tiefer Brust lebt, Worte leihen. Die lustige Person aber stellt sich auf Seite des Theaterdirektors, und dieser macht kurzen Prozeß: „Gebt ihr euch einmal für Poeten, So kommandiert die Poesie!"). 2. „Prolog im Himmel". (Zu den himmlischen Heerscharen, die den Herrn anbeten, findet sich Mephistopheles. Mephi-

stopheles spottet über die Menschen, besonders über Fausts Streben und Ringen. Der Herr nennt Faust „seinen Knecht“ und spricht: „Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient, So werd' ich ihn bald in die Klarheit führen. Weiß doch der Gärtner, wenn das Bäumchen grünt, Daß Blüt' und Frucht die künft'gen Jahre zieren.“ Mephistopheles: „Was wettet ihr? den sollt ihr noch verlieren, Wenn ihr mir die Erlaubnis gebt, Ihn meine Straße sacht zu führen.“ Der Herr: „So lang' er auf der Erde lebt, So lange sei dir's nicht verboten. Es irrt der Mensch, so lang' er strebt.“ Wie Goethe den Teufel auffaßt, ergiebt sich aus folgenden Worten des Herrn: „Von allen Geistern, die verneinen, Ist mir der Schalk am wenigsten zur Last. Des Menschen Thätigkeit kann allzuleicht erschlaffen, Er liebt sich bald die unbedingte Ruh'; Drum geb' ich gern ihm den Gesellen zu, Der reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen.“) 3. „Der Tragödie erster Teil“. (Faust hat Philosophie, Juristerei, Medizin und leider auch Theologie studiert. Sein Studium hat ihn zu der Erkenntnis geführt, daß er nichts dadurch gewonnen. An den Urquell des Daseins reicht er nicht. Zwar verkehrt er mit Geistern, und in dem Verlangen, von ihnen Offenbarungen zu empfangen, citiert er sie. Aber der Erdgeist, der auf seinen Ruf aus der dunklen Sphäre hervortritt, höhnt ihn: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, Nicht mir!“ Ganz in den Schmerz versenkt, das Übersinnliche nicht erfassen zu können, kommt in ihn der Entschluß, mit einem Trunke aus dem Giftbecher die Schranke des irdischen Daseins zu durchbrechen, gewaltsam in die Unendlichkeit zu dringen. Er hält den Becher am Munde, da rufen vom nahen Dome die Klänge des Ostergesanges die Träume der Kindheit in ihm wach. Und dem Gefühle des Lebens mit dem innigsten Schmerze hingegeben, steht er von dem Verbrechen ab. Dies ist der Moment, den der Teufel wählt, um ihn zu fangen. Auf einem Spaziergange umkreist er ihn; in Gestalt eines Pudels zieht er immer engere Kreise um ihn. Faust kann seine Blicke nicht von ihm lassen, wedelnd schmiegt sich der Pudel ihm zu Füßen. Endlich auf das Zimmer mitgenommen, enthüllt er sich als Mephistopheles und bietet Faust seine Dienste an. Faust, der alles vergeblich unternommen hat, wagt das letzte.

„Werd' ich zum Augenblicke sagen: Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Verweile doch! du bist so schön! Dann will ich gern zu Grunde gehn.“

Diesen Vertrag geht er mit dem Teufel ein. Mephistopheles sucht ihn in den Genuß des Lebens zu versenken, unterhält ihn mit seinen Künsten. Aber das Zauberwesen widersteht Faust. Endlich führt er ihm das Bild Gretchens vor, und die Leidenschaft der Liebe entflammt ihn. Faust vergißt alles, sein Streben und seinen Schmerz: die Liebe macht seine Sehnsucht und sein Glück. Der Augenblick ist da, zu dem Faust spricht: „Verweile doch! du bist so schön!“ Aber vom Bösen angefacht, wirkt die Liebe auch nur Böses. Gretchen wird schuld am Tode ihrer Mutter, ihres Bruders, sie wird die Mörderin ihres Kindes. Reue zerreißt ihr Herz, und verzweifelnd stirbt sie im Gefängnis. Während jedoch über ihr eine Stimme vom Himmel die Gnade Gottes verkündet: „Sie ist gerettet!“ ist Faust an Mephistopheles gebunden. „Her zu mir!“ mit diesen Worten reißt er ihn an sich.) 4. „Der Tragödie zweiter Teil“. (Faust, an der Hand Mephistopheles', durchmißt von neuem alle Räume der Welt, der Zeit und Geschichte. In dichtem Gewirre drängen sich um ihn rätselhafte Wesen: sind es Abbilder des Lebens? sind es symbolische Gestalten oder ist es ein planloses Spiel alternder Phantasie? Einheit und Übersichtlichkeit fehlen. Am Schlusse sieht Faust im Geiste die arbeitende Menschheit, wie sie Freiheit und Leben sich verdient, indem sie beides erst er-

obert. Er versenkt sich in die Wonne dieses Augenblicks: „Könnt' ich auf freiem Grund mit freiem Volke stehn", —

„Zum Augenblicke dürft' ich sagen: Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Verweile doch! du bist so schön! Genieß ich jetzt den höchsten Augenblick."

Mit diesen Worten stirbt Faust. Mephistopheles sammelt die höllischen Geister, „die Dickteufel, die Dürrteufel; die Herren vom graden und die vom krummen Horne, Vom alten Teufelsschrot und Korne". Sie sollen ihm helfen, sich der emporstrebenden Seele zu bemächtigen. Die himmlischen Heerscharen aber kommen von oben herab, eine Glorie verbreitet sich, vor der dem Teufel schaudert. „Mir brennt der Kopf, das Herz, die Leber brennt! Ein überteuflisch Element! Weit spitziger als Höllenfeuer!" Die Engel entführen „Fausts Unsterbliches". In der höheren Atmosphäre schwebend, singen sie:

„Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen;
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen:
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben teilgenommen,
Begegnet ihm die sel'ge Schar
Mit herrlichem Willkommen.")

In Bezug auf das Bestreben, den Inhalt des Faust in einem Gedanken, die „Idee" des Ganzen, zusammenzufassen, sprach sich Goethe (nach Eckermanns „Gesprächen") folgendermaßen aus: „Die Deutschen machen sich durch ihre tiefen Gedanken und Ideeen, die sie überall suchen und überall hinlegen, das Leben schwerer als billig. Da kommen sie und fragen: welche Ideeen ich in meinem Faust zu verkörpern gesucht. Als ob ich das selbst wüßte und aussprechen könnte. Vom Himmel durch die Welt zur Hölle! Das wäre zur Not etwas, aber das ist keine Idee, sondern Gang der Handlung. Und ferner, daß der Teufel die Wette verliert, und daß ein aus schweren Verirrungen immerfort zum Bessern aufstrebender Mensch zu erlösen sei, das ist zwar ein wirksamer, manches erklärender, guter Gedanke; aber es ist keine Idee, die dem Ganzen und jeder einzelnen Scene im besonderen zum Grunde läge." (Mit Goethes Faust beschäftigen sich seit den dreißiger Jahren eine große Zahl erklärender Schriften, die das Werk von verschiedenen philosophischen und ästhetischen Standpunkten beleuchten.)

Goethes Romane und andere epische Dichtungen. — „Die Leiden des jungen Werther", 1774 geschrieben und herausgegeben. Goethe nennt seine Poesieen „Bruchstücke einer großen Konfession" (Dichtung und Wahrheit). In Eckermanns Gesprächen sagt er: „Ich habe in meiner Poesie nie affektiert. Was ich nicht lebte und was mir nicht auf den Nägeln brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen." Dieser Ursprung seiner Poesie läßt sich an „Werthers Leiden" bis ins einzelne nachweisen. Der Roman enthält die Geschichte der Liebe, die ihn 1772 in Wetzlar ergriff, der Liebe zu Charlotte (Tochter des Amtmann Buff), der Verlobten des Legationssekretär Kestner. Goethe besaß die Charakterkraft, die Nähe der Geliebten zu fliehen, um die Gefühle nicht zur Übermacht anwachsen zu lassen. Sein Held im Roman dagegen geht zu Grunde; Werther erschießt sich. Das Schreckbild der Phantasie, das Goethe aus dem Kreise seiner Freunde und seiner Geliebten trieb, stellte er im Roman als Wirklichkeit dar. Die näheren Züge für diesen Ausgang entnahm er der Geschichte eines jungen Mannes, der damals gleichfalls in Wetzlar lebte: Karl Wilhelm Jerusalem (Braunschweig-lüneburgischer Gesandtschaftssekretär), der, außer dem Unglück einer hoffnungslosen Liebe, auch den Schmerz unverdienter Ehrenkränkung (Ausstoßung, als Bürgerlicher, aus einer aristokratischen Gesellschaft) erfahren hatte. Die Größe der Wirkung, die der Roman hervorrief, lag in der Naturwahrheit,

in der Innigkeit und Lebhaftigkeit der Empfindung, mit der die innerlichste Angelegenheit des menschlichen Herzens, die Liebe, behandelt wurde. „Werther" hatte eine Unzahl der verschiedenartigsten Werke zur Folge: Kritiken, Nachahmungen, Bearbeitungen, Schauspiele, Erläuterungen, Übersetzungen, Lieder, Satiren und Parodieen. Beinahe vierzig Jahre später sprach Napoleon (in Erfurt 1808) mit Goethe auch über Werther; erzählte, daß er ihn siebenmal gelesen; tadelte die Mischung der Motive in Werthers Seele: „Der gekränkte Ehrgeiz schwächt beim Leser die Vorstellung von dem übermächtigen Einflusse, den die Liebe auf Werther gehabt. Warum haben Sie das gethan?" fragte er Goethe. Goethe rechtfertigte das Verfahren als einen „Kunstgriff", dessen er sich bedient habe. Wenn ein solcher, so war es doch zugleich auch Nacherzählen des Thatsächlichen in Jerusalems Schicksal, eine Folge der realistischen Natur in Goethes Poesie. — „Wilhelm Meisters Lehrjahre, ein Roman" 1775 begonnen, 1782 und 83 fortgesetzt und vollendet, 1795 überarbeitet und herausgegeben. (Wilhelm Meister, voll Verlangen, der Kunst und dem Leben anzugehören, für beides mit zweifelhafter Fähigkeit ausgestattet, tritt in die Welt. Er gerät in den Kampf entgegengesetzter Extreme. Heitere Lebenslust tragen ihm die Mitglieder einer Schauspielertruppe, zu der er sich gesellt, entgegen, Philine, Laërtes; schwermutvolle Sehnsucht dagegen rührt ihn an Mignon, dem Kinde voll geheimnisvollen Verlangens nach der verlornen Heimat; ferner an dem Harfner, dem Greise voll Schmerzes über die Schuld, der der Mensch im Leben verfällt. Mit ihnen gemeinschaftlich gelangt er in höhere Kreise der Bildung und des harmonischen Genusses. Eine geheime Gesellschaft wacht über ihm und leitet sein Schicksal. Mächtiger gefesselt, wird er hier zum selbstbewußten Erfassen des Lebensgenusses geführt.) An der Fortsetzung zu diesen „Lehrjahren" arbeitete Goethe seit 1807 mit vielen Unterbrechungen: „Wilhelm Meisters Wanderjahre, ein Roman", 1821 herausgegeben. (Das Prinzip des Lebensgenusses tritt gegen das der Nützlichkeit zurück. Fabriken, Wirtschaften werden beaufsichtigt, Institute geleitet. Der epische Faden der Erzählung verliert sich fast ganz. Ideeen über Erziehung, bürgerliche Gesellschaft und Staatsleben, allegorische Erzählungen bilden den Inhalt.) Goethe gesteht selbst, daß es schwer sei, im Wilhelm Meister, wie er im Laufe der Jahre geworden, einen Mittelpunkt zu finden; er begnüge sich, ein reiches, mannigfaltiges Leben darin gegeben zu haben, wenn auch ohne ausgesprochene Tendenz. („Wilhelm Meister" bildet, dem Stoffe nach, den Gegensatz zu „Werther". Werther, der die Schranken der menschlichen Gesellschaft widerstrebend flieht, wogegen Wilhelm Meister im Vertrauen zur Welt sich allen Sphären anschmiegt, durch jede Erfahrung gebildet und im thätigen Leben glücklich wird.) — „Hermann und Dorothea", 1796 begonnen, 1797 vollendet und herausgegeben. Durch die idyllischen Dichtungen von Voß, namentlich durch dessen „Luise", war Goethe auf das kleinere epische Gebiet geführt. Den Stoff zu Hermann und Dorothea fand er in einem Werke, welches über die Auswanderung der Salzburgischen Protestanten (1731) berichtet: „Das liebethätige Gera gegen die Salzburgischen Protestanten, d. i. kurze und wahrhaftige Erzählung, wie dieselben in der gräflich Reuß-Plauischen Residenzstadt angekommen, aufgenommen und versorget, auch was an und von vielen derselben Gutes gesehen und gehört worden" (1732). Goethe verlegte die darin enthaltene kleine Anekdote von dem Sohne eines wohlhabenden Bürgers in Altmühl, der lange Zeit trotz des Anratens seines Vaters nicht habe heiraten wollen, der aber unter den vorüberziehenden Auswanderern ein Mädchen gefunden, das in ihm den Entschluß zur Heirat hervorgerufen habe, daß der Prediger des Ortes ihn in

seiner Absicht gegen den etwas erschreckten Vater unterstützt, daß das Mädchen darauf zuerst als Magd in das Haus gekommen, dann aber die Frau des Sohnes geworden sei: Goethe verlegt diese kleine Geschichte, um ihr einen bedeutenderen epischen Hintergrund zu geben, in die Zeit der französischen Revolution, und ließ sie in einem kleinen Städtchen unweit des rechten Rheinufers sich ereignen. Das Gedicht zerfällt in neun Gesänge, nach den Musen benannt: Kalliope, Schicksal und Anteil; Terpsichore, Hermann; Thalia, die Bürger; Euterpe, Mutter und Sohn; Polyhymnia, der Weltbürger; Klio, das Zeitalter; Erato, Dorothea; Melpomene, Hermann und Dorothea; Urania, Aussicht. Es ist durchweg in hoher Vollkommenheit gehalten. Klare Anschaulichkeit, lebenswarmes Hervorblicken des menschlichen Herzens, Abwesenheit alles Gesuchten und Gezwungenen; natürlicher Aufbau der Handlung auf dem Boden des wirklichen Lebens, des deutschen gemütvollen Lebens, wie es sich im Hause, in der Stadt, unter Bürgern, zwischen Vater, Mutter und Kindern festgestellt hat; reine, zarte Schilderung deutscher Natur, Tugend und Sitte: dies sind die großen Vorzüge des Gedichtes. Die klassischen Formen des Griechentums, der Hexameter und der homerische Ton der Erzählung, vermischten sich ohne jede Affektion mit dem einheimischen Stoff und Inhalt. — „Die Wahlverwandtschaften, ein Roman", 1808 geschrieben, 1809 herausgegeben. Die Wahlverwandtschaften sind das einzige Werk von größerem Umfange, wobei Goethe sich bewußt war, die Darstellung einer „Idee" beabsichtigt zu haben. In der Natur herrscht das Gesetz der „Wahlverwandtschaften", wonach die chemischen Stoffe sich verbinden und trennen, je nach der Zufälligkeit äußerer Berührung. In der menschlichen Empfindung liegt die Möglichkeit desselben Anziehens und Abstoßens der Charaktere, je nach der Änderung des gesellschaftlichen Lebens. Wehe aber dem Menschen, der Sittlichkeit und Pflicht nicht höher achtet, als die Stimmungen des Augenblickes. Er bereitet sich und dem ganzen Kreise seines Lebens Zerrüttung und Verderben. Diese Idee führt Goethe in Bezug auf die Ehe durch, „den Anfang und den Gipfel aller Kultur, das heiligste und unauflöslichste Band", wie sie in dem Roman genannt wird. (Eduard und Charlotte: jener, ein verwöhnter Charakter voll rücksichtslosen Gefühls, voll treibender Hitze; diese, eine besonnene Frau, voll Kraft, den Wünschen des Herzens zu entsagen, wenn sie der Pflicht widersprechen, sind ehelich verbunden und bei der Gemeinsamkeit ihrer Beschäftigung im täglichen Leben unbefangen glücklich. Da kommen neben ihnen andere Charaktere auf: Ottilie, sinnend, schweigsam, nachgiebig, gelehrig, ganz in der Art eines Kindes; und der Hauptmann, ein Mann voll Festigkeit und Präcision, voll Erfahrung und Selbstbeherrschung. Das Glück der Verbindung, in dem Eduard und Charlotte sich so lange befunden, beginnt sich zu lösen, je mehr diese beiden sich ihnen nähern. Mit hastiger Erregtheit wendet Eduard seine Sinne an Ottilie; Charlotte dagegen, mehr auf den Umgang mit dem Hauptmann angewiesen, wird sich auch der tieferen Berührungen bewußt, die sie in ihrem Gemüte mit demselben hat. Während nun aber Charlotte und der Hauptmann die Kraft der Entsagung besitzen, zerstören Eduard und Ottilie, ihren Empfindungen hingegeben, das Glück aller.) Es ist ein Merkmal der Objektivität Goethescher Anschauungsweise, daß er wiederholentlich Gegenbilder geschaffen hat, die sich zum Ganzen des Lebens ergänzen. Zwei solcher Gegenbilder waren Werther und Wilhelm Meister: jener, den das Leben ausstößt, dieser, den das Leben gewinnt. In ähnlichem Verhältnisse stehen die „Wahlverwandtschaften" und „Hermann und Dorothea": in jenen lösen sich die Bande der Sittlichkeit und mit ihnen das Glück des Lebens; in diesem baut sich das

Glück des Lebens auf dem Boden der Sittlichkeit auf. — „Reineke Fuchs, in zwölf Gesängen" 1793 geschrieben, 1794 herausgegeben. Goethe bearbeitete das niederdeutsche Gedicht (§ 54) ohne wesentliche Veränderungen in Hexametern. — Von Goethes kleineren epischen Dichtungen sind die Novellen unter dem Titel: „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter", ferner das „Märchen" Muster kunstmäßiger Form für die Erzählung. — Teils der Poesie, teils der Geschichtsschreibung angehörig, ist Goethes Selbstbiographie: „Aus meinem Leben Dichtung und Wahrheit" 1809 begonnen, 1815 abgebrochen. (Geschichte der Jugend bis zu seinem sechsundzwanzigsten Jahre.) Die Unsicherheit in der Erinnerung dieser und jener einzelnen Begebenheit bewog ihn, dem Werke den Titel „Dichtung und Wahrheit" zu geben. Er wollte nichts Unwahres erzählen, konnte aber auch nicht die Richtigkeit jeder Erinnerung, wie sie ihm vorschwebte, behaupten. Einzelne Scenen sind vollendete Kunstdarstellungen, z. B. das Idyll seiner Jugendliebe zu Friederike Brion in Sesenheim bei Straßburg. — Über die spätere Zeit seines Lebens hat Goethe aphoristische Berichte hinterlassen: „Tag- und Jahreshefte; Italienische Reise, Campagne in Frankreich, Belagerung von Mainz" 2c.

Goethes kleinere Dichtungen lyrischer und epischer Art, Lieder, Balladen 2c., zeichnen sich durch außerordentlichen Reichtum der Stoffe, Sicherheit und Wahrheit im Ausdrucke jeden Gefühles, Mannigfaltigkeit, Schönheit und Charakteristik der Formen aus. Unter den Balladen sind hervorzuheben: Mignon, das Veilchen, der Erlkönig, der Fischer, der Sänger, der König in Thule, der Schatzgräber, der Totentanz, der Zauberlehrling, die Braut von Korinth 2c. Als Legende ist die im Tone Hans Sachsscher Naivetät gehaltene Erzählung: „Als noch verkannt und sehr gering" 2c. voll Reiz. Unter den Liedern ist oft das kleinste Gedicht eine vollkommene Schöpfung: „Wanderers Nachtlied" (Der du von dem Himmel bist); und (Über allen Gipfeln), 6. September 1780 auf dem Gickelhahn bei Ilmenau gedichtet; „An den Mond" (Füllest wieder Busch und Thal); „Schäfers Klagelied" (Da droben auf jenem Berge); „Neue Liebe, neues Leben" (Herz, mein Herz, was soll das geben?) 2c. Außerdem Elegieen, Epigramme, Episteln, Satiren 2c. Die Einleitung zu seinen Gedichten bildet eine Allegorie unter dem Titel: „Zueignung":

„Der Morgen kam; es scheuchten seine Tritte
Den leisen Schlaf, der mich gelind umfing,
Daß ich, erwacht aus meiner stillen Hütte,
Den Berg hinauf mit frischer Seele ging.
Ich freute mich bei einem jeden Schritte
Der neuen Blume, die voll Tropfen hing;
Der junge Tag erhob sich mit Entzücken,
Und alles ward erquickt, mich zu erquicken."

(Dem Dichter erscheint, als die Nebel des Morgens sich zerstreuen, von den hell beleuchteten Wolken herschwebend, ein göttliches Weib. Schon oft hat sie Balsam in seine Wunden gegossen, am heißen Tage die Stirne mit himmlischem Gefieder ihm gekühlt. Nun ist der Dichter, stolz über die wiederholte Gunst, entschlossen, sich von der Welt loszusagen und ihr allein zu leben. Sie aber tadelt ihn deswegen und fordert, daß er als Mann unter den Menschen lebe. Damit er ihren Auftrag würdig erfülle, giebt sie ihm ein Geschenk: „Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit, Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit." Der Dichter fordert darauf seine Freunde auf, in allen Lagen des Lebens ihn, als Begleiter, an ihrem Schicksal teilnehmen zu lassen. Er verspricht ihnen, des Lebens Bürde zu erleichtern.) Goethe wandte sich im

Alter auch zu den Formen, die mit der Richtung der Romantiker (§ 115) allgemeiner verbreitet worden waren: namentlich zum Sonett, das er früher verschmäht hatte. Unter dem Titel: „Westöstlicher Divan“ 1819 stellte Goethe lyrische Dichtungen zusammen, in denen er sich der orientalischen Dichtungsweise näherte.

Goethe ist außerdem in vielfacher Weise wissenschaftlich beschäftigt gewesen: mit Kritiken, die er in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichte; mit theoretischen Abhandlungen über deutsche Baukunst, über Malerei ꝛc.; mit biographischen Bearbeitungen (Benvenuto Cellini, Winckelmann ꝛc.), und besonders mit naturwissenschaftlichen Arbeiten (Versuch, die Metamorphose der Pflanze zu erklären, 1790; Beiträge zur Optik 1791; Farbenlehre 1810 ꝛc.).

## § 114. Friedrich Schiller, geb. 1759, gest. 1805.

Schillers schriftstellerische Thätigkeit zerfällt in drei Perioden: 1. die Zeit der leidenschaftlichen Jugendkraft, aus der die Dramen stammen: die Räuber 1781, Fiesko 1783, Kabale und Liebe 1784; 2. die Periode der wissenschaftlichen Studien 1785—1795, aus der an größeren poetischen Werken nur Don Carlos 1787 stammt, außerdem Übersetzungen (2. u. 4. Buch der Äneïde, Iphigenie in Aulis von Euripides), ferner Geschichtswerke (Abfall der vereinigten Niederlande, Dreißigjähriger Krieg ꝛc.) und philosophisch-ästhetische Abhandlungen (über naive und sentimentale Dichtung, über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen ꝛc.); 3. die Periode der klassischen Vollendung, in welcher die Dramen entstanden: Wallenstein (Wallensteins Lager, die Piccolomini und Wallensteins Tod) 1799, Maria Stuart 1800, Jungfrau von Orleans 1801, Braut von Messina 1803, Wilhelm Tell 1804. Unter Schillers kleineren Dichtungen bezeichnen Gedichte wie die Balladen aus den Jahren 1797 und 1798 (Kampf mit dem Drachen, Taucher, Kraniche des Ibicus ꝛc.), oder das „Lied von der Glocke“ 1799 den Charakter seiner Poesie am reinsten und vollkommensten.

Schillers Leben. 1. Jugendzeit. Johann Christoph Friedrich Schiller, geb. 10. Nov. 1759 zu Marbach, einem würtembergischen Städtchen. Sein Vater war damals Lieutenant in würtembergischen Diensten (ein strebsamer, ehrgeiziger Charakter; ursprünglich dem Badergewerbe angehörig; als Feldscher beim bayrischen Militär eingetreten, woselbst er gelegentlich auch den Dienst eines Unteroffiziers versah; beim Ausbruche des siebenjährigen Krieges würtembergische Dienste nehmend, Fähnrich und Adjutant; später Hauptmann, Major und Kommandant des Lustschlosses Solitüde). Seine Mutter, Elisabeth Kodweiß, war die Tochter des Gastwirtes „Zum goldenen Löwen“ in Marbach. Den ersten Unterricht empfing Schiller vom Prediger Moser in Lorch, einem kleinen Grenzorte, wo sein Vater 1763—66 als Werbeoffizier stand; alsdann auf der lateinischen Schule zu Ludwigsburg; 1773—80 auf der Karlsschule (einer militärischen Bildungsanstalt, die 1771 von Herzog Karl Eugen von Würtemberg auf der Solitüde gegründet, 1775 von dort nach Stuttgart verlegt, erweitert und zur Akademie erhoben wurde). Der Eintritt Schillers in die Karlsschule geschah auf Befehl des Herzogs, der die Erziehungs-

anstalt besonders für die Söhne seiner Offiziere bestimmt hatte. Der Knabe, der bei dieser Gelegenheit seinen Wunsch, Theologie zu studieren, aufgeben mußte, entschied sich zuerst für das juristische Studium, 1775, als auch ein Lehrstuhl der Medizin errichtet wurde, für diese letztere Wissenschaft. Die militärische Disciplin, die in der Anstalt herrschte, empfand Schiller sehr bald als Druck; und ein Gefühl des Zwanges, der Gefangenschaft, dem er in Jugendpoesieen leidenschaftlichen Ausdruck gab, kam in ihm auf. Achtzehn Jahre alt, begann er die „Räuber". Er konnte nur verstohlen daran arbeiten, und erst 1781 wurde das Trauerspiel vollendet, nachdem er im Jahre vorher, nach beendetem Kursus in der Akademie, Chirurgus bei einem würtembergischen Grenadier-Regiment (General Augé) geworden war. Die Räuber gelangten durch Freiherrn von Dalberg, Intendant der Nationalbühne zu Mannheim, zur Aufführung (zum erstenmal 13. Januar 1782), verwickelten ihn aber bald in Mißverhältnisse mit dem Herzoge. Auf Veranlassung einer Stelle, wo Graubünden als Heimat der Spitzbuben bezeichnet wird (später wurde Graubünden in Italien verwandelt), wurde er beim Herzoge angeklagt; der Herzog befahl, daß Schiller ihm alles Poetische vor der Veröffentlichung vorlege. Bald darauf infolge eines Besuches, den Schiller ohne Urlaub in Mannheim, um einer Aufführung der Räuber beizuwohnen (Mai 1782), abstattete, wurde er mit zwei Wochen Arrest bestraft; zugleich wurde ihm verboten, mit dem „Auslande" in Verbindung zu treten (Mannheim war damals Hauptstadt der Kurpfalz am Rhein), „Komödien" oder sonst Poetisches zu schreiben: er sollte der Wissenschaft und dem Amte leben. Da Schiller an einem zweiten Trauerspiele, „Fiesko", arbeitete, dasselbe fast vollendet hatte, richtete er an den Herzog das Gesuch um Zurücknahme des Befehles. Abschläglich beschieden, floh er (17. September 1782) nach Mannheim, von seinem aufopfernden Freunde Andreas Streicher begleitet. Die Poesie raubte ihm, wie er später oft schmerzlich empfand, frühzeitig Familie und Vaterland. Schiller hatte seine Hoffnung auf Freiherrn von Dalberg gesetzt: einerseits, daß er eine gütliche Ausgleichung des Zerwürfnisses mit dem Herzoge bewirke, andrerseits, daß er „Fiesko" in Mannheim zur Darstellung bringe. Beide Hoffnungen schlugen fehl. Da nahm er in der Not die Zufluchtsstätte an, die ihm Frau von Wolzogen, die Mutter zweier Freunde, die er auf der Karlsschule kennen gelernt, angeboten hatte: in völliger Zurückgezogenheit lebte er vom November 1782 bis Juli 1783 in Bauerbach bei Meiningen und schrieb hier „Kabale und Liebe". Nach der Einsendung dieses Stückes an die Mannheimer Bühne knüpfte Freiherr von Dalberg die Verbindung mit Schiller wieder an; lud ihn ein, nach Mannheim zu kommen; und beide schlossen Kontrakt: Fiesko, Kabale und Liebe, auch das neue Stück, das Schiller schreiben werde, Don Carlos, sollten auf die Bühne gebracht werden. Da der Kontrakt in Bezug auf die schon vollendeten Stücke wenig vorteilhaft für Schiller war, geriet dieser sehr bald in Not; und als er Don Carlos so schnell nicht vollendete, steigerte sich seine mißliche Lage in Mannheim immer mehr. Bei Gelegenheit eines Besuches, den der Herzog Karl August von Sachsen-Weimar in Darmstadt abstattete, las Schiller den ersten Akt des Don Carlos bei Hofe vor, und infolge dessen erhielt er den Titel eines Sachsen-Weimarischen „Rats". Aber eine Verbesserung seiner Lage war damit nicht verbunden. — 2. Zeit der wissenschaftlichen Studien 1785—1795. Schiller verlegte (April 1785) seinen Aufenthalt nach Leipzig. Die Veranlassung dazu war von der freundlichsten Art. Junge Männer, voll Begeisterung für sein Genie, Körner und Huber, denen sich zwei Damen anschlossen (Körners Braut und deren Schwester), hatten ohne ihn per-

sönlich zu kennen, ihm von Leipzig aus Huldigungen in Geschenken und in einem Briefe dargebracht. Der Brief war von Huber abgefaßt; die Geschenke bestanden in einer Brieftasche, welche die eine der Damen gearbeitet, in den Porträts der Absender, welche die andere gezeichnet, und in einer Komposition zu einem Liede aus den Räubern von Körner. Welche Wohlthat dem Dichter erwiesen wurde, ergiebt sich aus einem Briefe an Frau von Wolzogen: „Ein solches Geschenk ist mir größere Belohnung als der laute Zusammenruf der Welt, die einzige süße Entschädigung für tausend trübe Minuten. Und wenn ich das nun weiter verfolge, und mir denke, daß in der Welt vielleicht mehr solche Zirkel sind, die mich unbekannt lieben und sich freuen, mich zu kennen, daß vielleicht in hundert und mehr Jahren, wenn auch mein Staub schon lange verweht ist, man mein Andenken segnet und mir noch im Grabe Thränen und Bewunderung zollt, dann freue ich mich meines Dichterberufes und versöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängnisse." Körners Freundschaft wurde für Schiller außerordentlich wohlthätig. Körner war der erste seiner Freunde, der sich nicht bewundernd ihm unterordnete, sondern mit Besonnenheit Kritik an seinen Werken übte. In dieser Zeit der Not war es auch allein schon wichtig, daß Körner mit heiterem Edelsinne ihm über die Sorge des Augenblickes hinweghalf, seinen Überfluß mit ihm teilte, ihm ein Leben bereitete, das Schiller der freien Arbeit widmen konnte: zuerst in Leipzig (Wohnung im Dorfe Gohlis); dann seit September 1785 in Dresden (Körners Weinberg in Loschwitz an der Elbe). Schiller konnte nun nachholen, was er bei glücklicheren Lebensumständen in den Knaben- und Jünglingsjahren sich hätte aneignen müssen. Unter den Wissenschaften, welche Schiller nun trieb, war das erste: das Studium der Geschichte (aus dem Quellenstudium, auf welches er durch die Arbeit am Don Carlos geführt wurde, entstand schon 1787 die Geschichte des Abfalles der vereinigten Niederlande); dann das Studium der griechischen und römischen Klassiker (Homer, Virgil, Sophokles, Euripides); zuletzt (seit 1792) das Studium der Philosophie, namentlich der Philosophie Kants. Nachdem Don Carlos vollendet war (1787), ging Schiller, um dem Mittelpunkt des litterarischen Lebens näher zu sein, zuerst nach Weimar, dann nach Jena, verpflichtete sich dort zur Mitwirkung an Wielands „deutschem Merkur", hier zu Recensionen für die „allgemeine Litteraturzeitung"; zuletzt wurde er in Rudolstadt durch die Bekanntschaft mit der Familie der Frau von Lengefeld (mit deren Tochter Charlotte er sich 1790 vermählte) gefesselt und lebte den Sommer des Jahres 1788 im Dorfe Volkstädt bei Rudolstadt. Sein Geschichtswerk „Abfall der vereinigten Niederlande" bewirkte ihm um dieselbe Zeit (durch Goethe vermittelt) die Berufung zu einer Professur in Jena, die er im Mai 1789 antrat. Nur drei Semester war Schiller im Amte thätig. Mitten im vierten, Anfang 1791, erkrankte er heftig. Die Krankheit wurde gehoben, wiederholte sich aber mit gesteigerter Kraft; die Lunge war stark entzündet. Als er allmählich genas, waren seine Kräfte ganz geschwächt; und, des Arbeitens unfähig, war er großer Not wiederum nahe, als abermals hochherzige Freunde seines Genies, der damalige Erbprinz Christian Friedrich von Holstein-Augustenburg und der dänische Minister Graf Schimmelmann, in einem freiwilligen Geschenk (Jahrgehalt von tausend Thalern auf drei Jahre) ihm ihre Huldigungen darbrachten. Die Zeit der Genesung war es, in der Schiller sich vorzugsweise mit Kants Philosophie beschäftigte. Seit 1794 bereitete der Entschluß, die „Horen" zu gründen, und die damit zusammenhängende Annäherung an Goethe die allmähliche Rückkehr zur Poesie. — 3. Rückkehr zur Poesie 1795—1805. Die Horen waren eine Monats-

schrift, für wissenschaftliche, besonders philosophische Abhandlungen bestimmt. (Schiller veröffentlichte darin „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen"; die Abhandlung „über naive und sentimentalische Dichtung" ꝛc.) Doch schon 1785 schrieb Schiller, durch die Teilnahme an Goethes damaliger Arbeit (Wilhelm Meister) angeregt, in einem Briefe an Goethe: „Der Dichter ist der einzige wahre Mensch, und der beste Philosoph ist nur eine Karikatur gegen ihn." Bald darauf begann Schiller wieder, sich der Poesie zuzuwenden. Und als er 1796 auch von der Idee, Wallenstein dramatisch zu bearbeiten, erfaßt war, wurde ihm die Herausgabe der Horen so lästig, daß er sie (nach dem dritten Jahrgange, 1797) aufgab. Unterdessen hatte er schon 1795 sich mit der Herausgabe eines „Musenalmanachs" befaßt und war zu diesem Zwecke mit Dichtern in Verbindung getreten. Schiller besorgte fünf Jahrgänge desselben, bis er, nach der Vollendung des Wallenstein (1799), auch dies als eine störende Nebenbeschäftigung von sich wies und alle Kräfte auf das Dramatische wandte. (Über die Xenien in dem Musenalmanach S. 210. Außerdem waren darin die Balladen „Kampf mit dem Drachen" ꝛc., „das Lied von der Glocke" ꝛc. erschienen.) Außerordentlich ist, was Schiller, bei der zunehmenden Kränklichkeit, in den letzten Jahren seines Lebens vollendete: 1800 Maria Stuart, 1801 Jungfrau von Orleans, 1803 Braut von Messina, 1804 Tell. Dazwischen bearbeitete er 1800 Shakespeares Macbeth für die Bühne, schrieb im Winter 1801—2 Turandot nach Gozzi, übersetzte 1803 Picards Lustspiele: der Parasit und der Neffe als Onkel, 1805 Racines Phädra ꝛc. 1799 hatte Schiller, um dem Theater und Goethe näher zu sein, seinen Wohnsitz nach Weimar verlegt. Auf Veranlassung des Herzogs von Sachsen-Weimar war er 1802 vom Kaiser geadelt. Über der Arbeit an einem neuen Trauerspiel „Demetrius" erkrankte er und † 9. Mai 1805. Ihn überlebte seine Witwe († in Bonn 1824), ferner zwei Söhne (Karl und Ernst) und zwei Töchter (Karoline und Emilie).

In Bezug auf die Personen, welche auf Schillers Leben näheren Einfluß geübt, folgende Notizen. — **Karl Eugen**, Herzog von **Würtemberg**, geb. 1728, folgte seinem Vater schon 1737; wurde sechzehn Jahre alt vom Kaiser Karl VII. für volljährig erklärt. Ein Fürst von bedeutenden Geistesanlagen, in der Jugend aber den heftigsten Leidenschaften rückhaltlos folgend. Seit 1770 gab er sich mehr mit Besonnenheit der Sorge für das Wohl des Landes hin. Namentlich waren die Gründung, allmähliche Erweiterung und Erhebung der Karlsschule sein persönliches Verdienst. Seit 1776 lebte er in morganatischer Ehe mit Franziska, Reichsgräfin von Hohenheim (geb. Fräulein von Bernardin, zuerst vermählt mit Freiherrn von Leutrum). Gegen Schiller hatte der Herzog von Anfang an Zuneigung empfunden, er hatte sein Talent bemerkt und anerkannt. Daß er ihm, infolge der Ereignisse, die sich an die „Räuber" knüpften, in seiner poetischen Laufbahn hinderlich wurde, geschah nach des Herzogs Absicht zu Schillers Bestem. Nachdem Schiller geflohen war, gab der Herzog ihm einen neuen Beweis seiner Nachsicht, indem er keine Schritte that, seiner wieder habhaft zu werden. Die erledigte Stelle wurde ohne Aufsehen besetzt. Der Herzog † 1793. — Wolfgang Heribert **Freiherr von Dalberg** (geb. 1750 zu Herrnsheim; Intendant des Nationaltheaters zu Mannheim; später badenscher Minister und Oberhofmeister zu Karlsruhe, † 1806) hat als Leiter des Theaters durch Unterstützung bedeutender Bühnentalente (Eckhoff, Schröder, Iffland) Verdienste erworben. Er hat auch selbst Dramatisches gedichtet: Kora, Drama mit Gesang 1780; der Mönch von Karmel 1787 ꝛc. Daß Freiherr von Dalberg sich Schillers, bei Gelegenheit seiner

Flucht von Stuttgart, nicht annahm, war für ihn fast notwendig in seiner Stellung zum würtembergischen Hofe bedingt. Er befand sich in dem Augenblicke, da Schiller floh, in Stuttgart am Hofe des Herzogs, als Teilnehmer an glänzenden Festlichkeiten, die veranstaltet wurden. Freiherr von Dalberg besaß weder für den Genius in Schiller den Scharfblick, noch für den in den Anfängen seiner Entwicklung begriffenen Jüngling das persönliche Wohlwollen, das dazu erforderlich gewesen wäre, um mit Gefahr der Ungunst des Herzogs sich für ihn zu verwenden. Erst als er sich über die Gesinnung des Herzogs gegen Schiller beruhigt hatte, knüpfte er die Verbindung mit dem Dichter, weil sie der von ihm geleiteten Bühne vorteilhaft erschien, wieder an. — Andreas Streicher (geb. 1761 zu Stuttgart; widmete sich der Musik; bei der Mannheimer Kapelle angestellt; lebte später in Wien als Klavierlehrer und Pianofortefabrikant, † 1833). Von dem Augenblicke, da er Schiller 1780 zum erstenmal sah, fühlte er sich mit jugendlicher Innigkeit zu ihm hingezogen. Als er ihn näher kennen lernte, erwachte der ganze Zauber der Freundschaft in ihm. Schiller hätte schwerlich ohne seinen aufopfernden Beistand die kummervollen Stunden der Not und Verlassenheit überwunden, die nach der Flucht aus Würtemberg seiner warteten. Streicher opferte ihm alles, Geld, Zeit, ja seine Pläne für die Zukunft und sein Studium. Er fühlte seine ganze Befriedigung darin, dem Freunde, so viel er konnte, zu dienen. Streicher hat die Erinnerungen aus den Jahren seines Zusammenlebens mit Schiller als die teuersten seines Lebens gepflegt und mit einer Art Scheu wie ein Heiligtum der Freundschaft geheim gehalten. Erst nach seinem Tode haben seine Hinterbliebenen die Blätter herausgegeben: „Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782—85". — Frau von Wolzogen (geb. 1744, † 1788) war früh verwitwet und lebte in beschränkten Glücksumständen. Sie besaß auf dem Familiengute Bauerbach bei Meiningen nur ein kleines Haus, während die Herrschaftswohnung dem älteren Bruder zugefallen war. Mit dem würtembergischen Hofe unterhielt sie um der Erziehung und künftigen Stellung ihrer vier Söhne willen eine möglichst enge Verbindung. Um so mehr ist es ein Beweis ihrer Teilnahme für Schiller, daß sie diesem Zuflucht und Unterstützung gewährte. Schiller lebte in Bauerbach incognito als Dr. Ritter. Durch ihren Sohn Wilhelm († 1809 als Geheimer Rat in Weimar) wurde Schiller 1787 in Rudolstadt in das Haus der Frau von Lengefeld eingeführt. Beide Freunde, Wilhelm von Wolzogen und Schiller, vermählten sich mit den Töchtern der Frau von Lengefeld: Wilhelm von Wolzogen mit der älteren, Karoline († 1847 in Jena), die auch als Schriftstellerin aufgetreten ist: „Agnes von Lilien", ein Roman, zuerst in den Horen 1796; „Schillers Leben, aus den Erinnerungen der Familie" 1830 ꝛc. — Christian Gottfried Körner (geb. 1756 in Leipzig; Privatdocent daselbst; 1785 als Konsistorialrat nach Dresden berufen, 1790 Appellationsrat; trat 1815 in preußische Dienste, † 1831 als Geheimer Regierungsrat im geistlichen Ministerium). Der Briefwechsel zwischen Körner und Schiller erschien 1847 in vier Bänden. Körner besorgte 1812—15 die erste Gesamtausgabe von Schillers Werken. — Ludwig Ferdinand Huber (geb. 1764 zu Paris; widmete sich der diplomatischen Carrière, † 1804 als bayrischer Schulrat auf einer Reise in Leipzig); übersetzte aus dem Französischen, schrieb Dramatisches: „Das heimliche Gericht, Trauerspiel" 1788 in Schillers „Thalia" ꝛc.

Schillers dramatische Dichtungen. Als erste dramatische Arbeit, im dreizehnten Lebensjahre gedichtet, wird das Trauerspiel „die Christen" genannt. Auf Anregung des Klopstockschen Messias scheint Schiller darauf ein episches

Gedicht „Moses" versucht zu haben, 1774, das gleichfalls nicht aufbewahrt ist. Die Bekanntschaft mit Gerstenbergs, Leisewitz', Klingers, Goethes dramamatischen Werken, auch mit Shakespeare, führte ihn zu verschiedenen Versuchen im Drama: „Student von Nassau"; ferner „Cosmos von Medici". Aus letzterem sind einzelne Stellen wörtlich in die Räuber übergegangen, die 1777 begonnen wurden. Die erste (auf Schillers Kosten besorgte) Ausgabe erschien ohne seinen Namen: „Die Räuber, ein Schauspiel" 1781. (Auf dem Titelblatte dieser Auflage befindet sich eine Vignette, welche den Räuber Moor darstellt, wie er beim Anblicke seines aus dem Turme hervorgeholten Vaters Rache schwört. Die Schlußvignette zeigt Brutus und Cäsar zu dem Liede Akt 4, Scene 5.) Das Stück spielt teils in Franken, wo das Schloß des Grafen Moor steht, teils an der Grenze von Sachsen, wo die Räuberbande sich bildet, dann in den böhmischen Wäldern und in den Gegenden der Donau, wo sie haust. Von der „Zeit" heißt es: „ungefähr zwei Jahre", ohne daß das Jahrhundert angegeben würde, in welches sie fallen. Den Stoff zu den Räubern empfing Schiller in dürftigen Umrissen aus einer in Haugs „schwäbischem Magazin" 1775 mitgeteilten Anekdote. Der Impuls für seine Bearbeitung aber lag in der Stimmung, die seine Jugend beherrschte: in dem Zorne und Schmerze über die in der Welt herrschende Ordnung. „Wir wollen ein Buch machen," sagte er zu seinem Jugendfreunde Scharfenstein, „das durch den Schinder absolut verbrannt werden muß". Das Hohe und Herrliche geht am Gemeinen zu Grunde; gemein, schwach und lasterhaft ist die ganze Welt; sie hat absolute Übermacht über das Gute und Edle. Diesen Gedanken stellt er in der Geschichte Karl Moors dar. (Maximilian, der regierende Graf von Moor, hat zwei Söhne, Karl und Franz. Karl, der ältere, befindet sich auf der Universität; Franz daheim auf dem Schlosse. Jener ist eine feurig aufstrebende Natur. Da das tintenklecksende Säculum ihm die Möglichkeit rühmlicher Auszeichnung nicht bietet, so verführt ihn der Übermut der Jugend zu manchen Übereilungen. Offen gesteht er seinem Vater alles und erwartet Vergebung. Nach dem Schlosse will er alsdann sogleich zurück, wo Amalie seiner harrt, und wo er das Glück im Frieden der Heimat bauen wird. Die schöne Hoffnung wird durch seinen Bruder zunichte. Franz ist der jüngere; neidisch auf das Schoßkind Karl; grollend mit dem Schöpfer, der ihn häßlich geschaffen und zum Diener seines Bruders bestimmt hat. Er faßt den Plan, diesen zu verderben und sich zum Herrn des Hauses zu machen. Zu diesem Zweck belügt er seinen Vater und seinen Bruder. Beides gelingt: der alte Moor glaubt, daß sein Sohn wegen gemeiner Verbrechen steckbrieflich verfolgt werde; Karl glaubt, daß sein Vater ihn verflucht habe. „Reue und keine Gnade!" ruft Karl aus, „Vaterliebe ist zur Megäre geworden! So fange Feuer, männliche Gelassenheit! verwilde zum Tiger, sanftmütiges Lamm! und jede Faser recke sich auf zum Grimm und Verderben!" Als unter seinen Kameraden einer das Wort „Räuber und Mörder" spricht, fällt's wie der Star von seinen Augen. An die Menschheit, die Vaterliebe hat er appelliert, und ein Hyänengezücht sieht er vor sich. „Ich habe keinen Vater mehr, ich habe keine Liebe mehr, und Blut und Tod sollen mich vergessen machen, daß mir jemals etwas teuer war." Er rollt das Gesetz der Welt unter seine Füße; mit Morden und Brennen will er *sein* Gesetz der Menschheit aufdrängen. Das ist die Verknüpfung, deren Konsequenzen das Stück zieht. Franz kann unterdessen auf der Bahn der ruchlosen That nicht still stehen: er begeht Haarsträubenderes, mordet seinen Vater, begräbt ihn lebendig. Karl dagegen vermag es nicht über sich, die menschliche Natur in sich zu ersticken: das Herz

mahnt ihn an Liebe und Treue, mahnt ihn an das, was er wider Willen verscherzt hat. Da giebt es keine Lösung und keinen Wiederaufbau. „O über mich Narren, der ich wähnte, die Welt durch Greuel zu verschönern und die Gesetze durch Gesetzlosigkeit aufrecht zu halten!" — „die mißhandelte Ordnung bedarf eines Opfers!" Und er erinnert sich eines, „armen Schelmen, der im Tagelohn arbeitet und elf lebendige Kinder hat. Man hat tausend Louisdor geboten, wer den großen Räuber lebendig liefert. Dem Manne kann geholfen werden". Karl übergiebt sich dem Gericht, alles um ihn her ist vernichtet, das ruchlos entzündete Feuer ist ausgebrannt.) Das Stück wirkte mit wunderbarer Kraft, erregend und begeisternd. Andere Dichtungen jener Zeit (Leisewitz, Lenz, Klinger) hatten das Ungeheure, Excentrische, das gewaltsame Rütteln an den ewigen Ordnungen und Geheimnissen der Welt, auch schon dargestellt. Es war im Grunde die Faustische Qual des Lebens, die fast jeder Dichter jener Zeit einmal in seiner Weise bearbeitete. Aber keiner hatte das Ungeheure so mit dem Herzschlag des Lebens und der Fülle des Geistes durchdringen, so sehr in plastischer Anschaulichkeit und technischer Vollendung geben, endlich auch so glücklich in idealer Ferne und Höhe halten können. Schiller hatte volles Bewußtsein über den Charakter seines Werkes. Interessant ist die humoristische Wendung in der Selbstrecension der Räuber: „Der Verfasser der Räuber soll Arzt bei einem würtembergischen Grenadierbataillon sein. So gewiß ich sein Werk verstehe, so muß er starke Dosen in Emeticis ebenso lieben wie in Aestheticis, und ich möchte ihm lieber zehn Pferde als meine Frau zur Kur geben." (Würtembergisches Repertorium der Litteratur 1782.) In der „Rheinischen Thalia", der Zeitschrift, die er 1784 ankündigte, geht er tiefer auf die Entstehungsart der Räuber ein: „Unbekannt mit Menschen und Menschengeschick, mußte mein Pinsel notwendig die mittlere Linie zwischen Engel und Teufel verfehlen, mußte er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück in der Welt nicht vorhanden war, dem ich nur darum Unsterblichkeit wünschen möchte, um das Beispiel einer Geburt zu verewigen, die der naturwidrigen Vermischung der Subordination und des Genius entsprang. Wenn von allen den unzähligen Klagschriften gegen die Räuber nur eine einzige mich trifft, so ist es diese, daß ich zwei Jahre vorher mir anmaßte, Menschen zu schildern, ehe mir nur einer begegnete." — „Die Verschwörung des **Fiesko zu Genua**, republikanisches Trauerspiel" 1783. (Die Republik Genua ist auf der Höhe ihrer Macht. Andreas Doria, der Doge hat in ruhmvollen Kriegen Frankreich getrotzt. Über diesen Ereignissen ist das Haus der Doria zu einem alle anderen patricischen Geschlechter überragenden Einfluß gelangt. Als nun Andreas, selbst ein altersschwacher Greis geworden, die Anschläge seines Neffen Gianettino nicht mehr bändigen kann, als dieser die Rechte der Familien, die Gesetze der Republik verspottet, als er unter des deutschen Kaisers Schutz die Herzogswürde in Genua zu gewinnen trachtet, bildet sich eine Verschwörung, als deren Haupt Fiesko, Graf von Lavagna, durch die Kraft seines Geistes bald unabweislich wird. Mit Klugheit hat er die Verschwörung eingeleitet, die Dorias über seinen Charakter getäuscht; alles nimmt einen erwünschten Fortgang. Da weckt die Macht, die er erlangt, in seiner Seele den Ehrgeiz; er will selbst Herzog werden. Vergeblich warnt ihn seine Gemahlin Leonore, vergeblich beschwört ihn Verrina, der strengste Republikaner unter den Mitverschworenen, Fiesko eilt in sein Unglück. Seine Gemahlin kommt in der Nacht des Aufruhrs um, er selbst wird von Verrina ertränkt.) Schiller berührt in der „Vorrede" des Fiesko die Abweichungen, die er sich von dem geschichtlichen Stoff erlaubt hat. Der Geschichte zufolge

ging Fiesko (1. Jan. 1547) „durch einen unglücklichen Zufall am Ziele seiner Wünsche zu Grunde". (Als er zu Anfang des Tumults sich in den Hafen auf die Galeeren begeben wollte, schlug das Boot um, er fiel ins Wasser, sein Hilferuf wurde nicht vernommen und er ertrank.) Da jedoch die Natur des Dramas „den Finger des Ungefährs oder der unmittelbaren Vorsehung nicht duldet", so ließ Schiller den Helden infolge seines Ehrgeizes durch die republikanische Festigkeit Verrinas zu Grunde gehen. Den Verlauf der Handlung zu beleben, dienen drei Frauencharaktere: Gräfin Julia, Dorias Schwester, mit welcher der Dichter seinen Helden ein Liebesabenteuer eingehen läßt, um die Dorias über den Ernst seiner Gedanken zu täuschen; Leonore, die Gemahlin Fieskos, der gute Engel ihm zur Seite, den er, vom Ehrgeiz geblendet, endlich von sich stößt; und Bertha, Verrinas Tochter, das Opfer der Gewaltsamkeiten Dorias, die den Entschluß der Verschwörung zur Reife bringt. Eine eigentümliche Erfindung der Schillerschen Phantasie ist Muley Hassan, der Mohr von Tunis, wie Schiller ihn charakterisiert, „eine originelle Mischung von Spitzbüberei und Laune". Auf dem Theater erfuhr Fiesko nicht überall die enthusiastische Aufnahme, wie die Räuber. (Die populär gewordene Allitteration „Donner und Doria" rührt aus Akt 1, Scene 5 her.) — „K a b a l e u n d L i e b e, ein bürgerliches Trauerspiel in 5 Aufzügen" 1784. — Den Plan zu dem Stücke (das zuerst „Louise Millerin" heißen sollte) entwarf Schiller während des vierzehntägigen Arrestes, den er in Stuttgart 1782 aushalten mußte. Der Idee nach ist es eine Repetition der „Räuber": Behandlung des Gedankens, daß das Edle und Hohe in dieser ganz verdorbenen Welt zu Grunde gerichtet wird. Ort und Zeit der Handlung werden nicht durch Namen und Zahlen, sondern durch charakteristische Ereignisse und Zustände bezeichnet. Wir befinden uns in der Residenz eines Fürsten, der seine Landeskinder zum Kampf nach Amerika verkauft, um einen Schmuck für seine Geliebte zu bezahlen. Als die Trommel zum Aufbruch geschlagen wird, verfolgen hier heulende Waisen ihren Vater, dort spießt eine wütende Mutter ihr säugendes Kind auf die Bajonette, weil ihm der Vater geraubt ist; Säbelhiebe müssen Braut und Bräutigam trennen; nichts bleibt denen, die widerstandslos in Tod und Verderben geschickt werden, als die Drohung, „am jüngsten Gericht sind wir wieder da!" Der Landesherr ist während dieses Schauspiels auf der Bärenhatz. Vom Bürgerstand wird ferner nicht anders als von der „Bürgercanaille" gesprochen; die Verbindung eines Edelmannes mit einer Bürgerlichen gilt durchaus als entehrend; Gerichte, vor denen ein unschuldig Angegriffener sein Recht suchen kann, giebt es nicht; Gunst und Mißgunst der Gewalthaber entscheiden alles. (Unter diesen Verhältnissen leben Walter, der Sohn des allmächtigen Präsidenten, und Louise, die Tochter des Stadtmusikanten Miller. Beide lieben sich. Der Präsident von Walter hat seinen Sohn für Lady Milfort, die verlassene Geliebte des Fürsten bestimmt. Da Ferdinand sich weigert, dem Befehle seines Vaters nachzukommen, beschließt dieser, auf den Rat seines Haussekretärs Wurm, das Einverständnis der Liebenden durch eine Intrigue zu stören. Louisens Vater wird auf Befehl des Präsidenten gefangen genommen. Wurm findet sich bei Louise ein, um ihr mitzuteilen, daß sie ihren Vater befreien könne, wenn sie einen Brief, der ihr diktiert wird, nachschreiben wolle. Der Brief ist ein Liebesbrief an den Hofmarschall von Kalb, und wird sogleich in die Hände Ferdinands gespielt. Ferdinand achtet sein Leben nichts, da ihm, nach diesem Briefe, der Glaube an seine Geliebte geraubt wird. Er tötet sie und sich.) Das Stück hat überall, wo es zur Aufführung kam, eine unwiderstehlich fortreißende Gewalt geübt: zum erstenmal in Mannheim 9. März 1784. —

„Don Carlos, Infant von Spanien" 1787. Die vier Jahre der Arbeit an Don Carlos wurden für Schiller der Wendepunkt seines künstlerischen Lebens: der Wendepunkt von der aufbrausenden Kraft und dem rücksichtslosen Vernichtungseifer, der ihn bisher charakterisiert hatte, zu einer reinen Schwärmerei für das Ideale und zu einem selbstbewußten Streben nach poetischer Formvollendung, die ihn fortan charakterisieren. Don Carlos ist ein Durchgangswerk, an dem sich Spuren zweier Pläne, die Schiller nacheinander hatte, erkennen lassen. Zuerst interessierte ihn der Charakter des Don Carlos, eines feurigen, rein und groß empfindenden Jünglings, der zugleich der Erbe einiger Kronen ist; ferner der Königin, die durch den Zwang ihrer Empfindungen bei allen Vorteilen ihres Schicksals nicht glücklich wird; dann des eifersüchtigen Vaters und Gemahls, des grausamen und heuchlerischen Inquisitors und des barbarischen Herzogs von Alba. Schiller meinte, „dies seien Charaktere, die ihm nicht mißlingen sollten". Vom Marquis Posa war damals noch keine Rede. Hernach „fiel Don Carlos in der Gunst, und Marquis Posa, der jugendliche, empfindungsvolle Schwärmer für politische und religiöse Freiheit, nahm dessen Platz ein". Die Umwandlung bestand also darin, daß Schiller zuerst ein Familiengemälde aus dem Hause Philipps II. zeichnen wollte, hernach den Rahmen desselben zu einem kosmopolitischen Tendenzdrama benutzte. Die Folgen, die von diesem Umstand herrührten, gereichten dem Werke nicht zum Vorteil: 1. Die Charakterzeichnung paßte nicht immer so, wie sie der einen Absicht entsprach, auch zur andern. (Wie konnte z. B. Marquis Posa auf Don Carlos die Hoffnung bauen, daß er einen Kampf gegen Don Philipp werde leiten können, da er ihn das ganze Stück hindurch einer besonnenen That unfähig sah?) 2. Die Anlage des Stückes fiel, da es zwei verschiedenen Absichten folgte, verworren aus, und die Ausführung ging in rhetorischer Breite weit über das dem Drama zustehende Maß hinaus. Schiller hatte 1785 aus den drei ersten Akten einzelne Scenen in der „Thalia" veröffentlicht. Hernach konnte er diese fertigen Teile mit dem später Beabsichtigten nicht ganz ausgleichen, konnte auch schließlich in „Briefen über Don Carlos" (1788 in Wielands „deutschem Merkur") die Angriffe nicht völlig entkräften, die sofort gegen Entwurf und Ausführung des Stücks erhoben wurden. Auf dem Theater hat Don Carlos (selbst bei geschickten Abkürzungen) nirgend glänzende Erfolge gehabt. Mehr wurde es ein Buch der Lektüre, an dem sich besonders die Jugend erfreute, die in Marquis Posa, in dessen Freundschaft zu Don Carlos, ferner in der Tugend der Elisabeth Ideale ihrer Schwärmerei bewunderte. Was die Form betrifft, so hat Schiller hier zum erstenmal (auf Lessings Vorgang im „Nathan") den fünffüßigen Jambus benutzt. (Don Carlos liebt seine Mutter, die früher für ihn bestimmte Braut, Elisabeth von Valois, die sein Vater sich angeeignet hat. Der Friede des Hauses ist darüber nach allen Seiten zerstört. Don Philipp betrachtet seine Gemahlin wie seinen Sohn mit Argwohn und Eifersucht; Elisabeth empfindet ihre Lage als Erniedrigung und Zwang, ihrem Herzen muß sie Schweigen gebieten, ihr Leben ist ein Opfer der unwillkommenen Pflicht; Don Carlos aber verzehrt sich in Unmut über das verlorene Glück und in Groll gegen seinen Vater, der es ihm geraubt hat. Zwischen diesen Personen der königlichen Familie stehen Domingo, des Königs Beichtvater, Herzog Alba und andere: feile Diener der Macht des Königs, Aufpasser und Verleumder der Königin und des Infanten. Dies ist die Lage des Hauses, als Marquis Posa nach mehrjähriger Abwesenheit aus Brüssel zurückkehrt, mit Carlos den Bund der Jugendfreundschaft erneuert, und das Joch zu lösen unternimmt, unter dem hier am Hofe die Herzen und, was ihm teurer ist, unter

dem in den Niederlanden die Völker schmachten. Er verschafft dem Don Carlos eine Audienz bei der Königin; dann aber versucht er, zum Wohl der Niederlande, ihm eine Heldenlaufbahn anzuweisen; treibt ihn zu dem Entschluß, den König bittend um den Oberbefehl der Armee anzugehen, die nach Flandern bestimmt ist. Der König weist ihn natürlich zurück; „dies Amt will einen Mann und keinen Jüngling, Und Schrecken bändigt die Empörung nur.“ Da verfällt Don Carlos, von neuem zur Unthätigkeit verurteilt, den Intriguen des Hofes. Eine Dame der Königin, Prinzessin Eboli, die ihn liebt, aber von ihm verschmäht wird, verbindet sich mit Domingo und Alba, um Carlos und die Königin bei Don Philipp zu verraten. Der König, der den Verrätern nicht trauen mag, ihnen aber auch nicht widersprechen kann, giebt sich ganz dem Schmerz seiner vereinsamten unglücklichen Lage hin. „Jetzt gieb mir einen Menschen, gute Vorsicht! du hast mir viel gegeben. Schenke mir jetzt einen Menschen!“ In dieser Stimmung liest er in einem Gedenkbuch den Namen des Marquis Posa: „zwiefach angestrichen, ein Beweis, daß ich zu großen Zwecken ihn bestimmte.“ Als Posa auf des Königs Befehl vor ihn tritt, verlangt der König, er solle sich eine Gnade erbitten; Posa verschmäht die Gnade, er ist zufrieden, die Gesetze zu genießen. Der König will den Marquis in seine Dienste nehmen; dieser aber, anfangs verlegen, da er nicht vorbereitet ist, in Worte eines „Unterthans“ zu kleiden, was er als „Bürger dieser Welt“ gedacht hat, spricht seine Gedanken nach einigem Besinnen offen aus: „Ich kann nicht Fürstendiener sein, ich will den Käufer nicht betrügen.“ Posa fühlt sich als freien Bürger dieser Welt, sieht das lastende Joch, das die Fürsten auf die Völker legen, und kann sich einem Könige deshalb nicht anheimgeben: Philipp müßte denn die Völker befreien; er müßte, was von Millionen Königen keiner gethan, seine Macht an seine Unterthanen opfern. „Sonderbarer Schwärmer!“ sagt der König auf diese Zumutung. Aber die Schwärmerei, ferner der Mut und das Herz, womit Posa ihr das Wort redet, reizen den König: er faßt Vertrauen zu Posa und giebt ihm Macht bei Hofe: Vollmacht, die Königin geheim zu sprechen, und unangemeldet vor ihn selbst zu treten. Der König täuscht sich in der Hoffnung, durch Posa über seine Gemahlin und über seinen Sohn wahrheitsgemäß unterrichtet zu werden. Posa, der zuerst den „Käufer nicht betrügen“ wollte, nimmt jetzt diesen Auftrag an, um sofort, hinter dem Rücken des Königs, gegen ihn zu agieren. Er spinnt eine Intrigue zu Gunsten der Niederlande. Um in dem Vertrauen des Königs fester zu sein, warnt er diesen zuerst vor Carlos: er könne heimliche Entfernung im Sinne haben; dann bereitet er selbst dem Infanten die Möglichkeit, unbemerkt aus Spanien zu entkommen. Posa bedarf hierzu eines Moments der Verwirrung, in welchem der König von der Aufmerksamkeit auf Don Carlos abgelenkt werden soll. Das Mittel, das Posa hierzu wählte, ist voll Heroismus; er läßt einen Brief in die Hand des Königs gelangen, durch den er selbst der Verräterei gegen den König überführt wird. Natürlich ist sein Tod die unmittelbare Folge dieses Briefes. Den Niederlanden aber hilft er durch sein Märtyrertum nichts. Denn Carlos wird von dem Könige bei der Königin, von der er Abschied nehmen will, überrascht. Mit dem Könige zugleich tritt der Großinquisitor ein, der längst des Königs leichtfertiges Vertrauen zu Posa mit Mißfallen verfolgt hat. Er empfängt von ihm den Infanten zur Bestrafung.) — „Wallenstein, dramatisches Gedicht in drei Teilen“. Seit 1796 arbeitete Schiller an Wallenstein. Die Zerlegung in drei Teile erfolgte erst, als der Stoff während der Bearbeitung zu sehr ins Breite ging. 1. „Wallensteins Lager“ (1797 vollendet): ein Einleitungsstück mit doppelter Tendenz, einer-

seits ein Bild des Lagerlebens, und hiermit den Hintergrund der dramatischen Handlung zu zeichnen, andererseits diese selbst vorzubereiten oder mindestens anzudeuten. Die Personen des Stückes treten als volksmäßige Abbilder der Hauptcharaktere des Dramas auf: besonders der Wachtmeister als Abbild für Wallenstein; der Dragoner (der Irländer, der des Glückes Stern folgt) für Buttler; der erste Kürassier (aus dem Pappenheimischen Regiment) für Max Piccolomini; der Trompeter (mit fester Hingebung an Wallenstein) für Terzky; der Kroat (der dumme, übertölpelte) für Isolani; der Arkebusier (der Kaisertreue) für Tiefenbach ꝛc. Neben den Soldaten treten Repräsentanten der anderen Stände auf: der Bauer, der falsche Würfel hat, um den Soldaten das wieder zu nehmen, was sie ihm geraubt haben; der Bürger, der den Rekruten, seinen Schutzbefohlenen, zum bürgerlichen Gewerbe nicht zurückzuführen vermag; und der Kapuziner, der scheltend in das Lager kommt: „Heisa Juchheia! Dudeldumdei! Das geht ja hoch her. Bin auch dabei! Ist das eine Armee von Christen? Sind wir Türken? Sind wir Antibaptisten? ꝛc.“ Solange der Kapuziner nur die Soldaten schilt, nehmen sie es gelassen hin. Als er aber seine Worte auf Wallenstein münzt: „So ein hochmütiger Nebukadnezar, So ein Sündenvater und müßiger Ketzer! Läßt sich nennen den W a l l e n s t e i n: Ja freilich ist er uns a l l e n ein Stein des Anstoßes und Ärgernisses. Und solang der Kaiser diesen Friedeland läßt walten, so wird nicht Fried' im Land!“ da fahren sie auf ihn her, so daß er den Rückzug nehmen muß, wobei er von den Kroaten gedeckt wird. Im Lager verlautet schon, daß der Kaiser Wallensteins Heer trennen und seine Macht schwächen wolle. Da beschließen sie ein Pro memoria zu schreiben, dem Feldherrn zu erklären, daß sie zusammenbleiben wollen, da keine Gewalt noch List sie von ihrem Vater trennen solle. Mit dem Liede: „Wohl auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!“ besonders mit den Schlußworten: „Und setzet ihr nicht das Leben ein, Nie wird euch das Leben gewonnen sein“, verliert sich das Vorspiel in die allgemeine Stimmung, die in den folgenden Stücken herrscht. 2. „D i e P i c c o l o m i n i, Schauspiel in fünf Aufzügen“ (1798 vollendet). Wallenstein ist voll Ehrgeiz; er will eine Krone in Deutschland (Böhmen) gewinnen. „Den Schöpfer kühner Heere, des Lagers Abgott und der Länder Geißel, die Stütze und den Schrecken seines Kaisers,“ treibt es ungesättigt immer weiter. Nur augenblicklich findet sein Ehrgeiz noch eine Schranke: einerseits kann er sich nicht verhehlen, daß das, was er vor hat, Verrat am Kaiser sei. Zwar wird das Bedenken etwas geschwächt, denn er weiß, daß auch der Kaiser damit umgehe, Unrecht an ihm zu thun, seine Macht widerrechtlich zu beschränken. Dennoch ist ihm das Mittel verhaßt, dessen er zu seinem Zwecke bedarf, Verbindung mit den Schweden, Abtretung deutschen Gebietes. Andererseits aber lebt in ihm der Glaube an die Sterne, und noch haben die Sterne ihm den Augenblick des Handelns nicht angezeigt. Während Wallenstein aus diesen Gründen schwankt und nicht zum Entschluß kommen kann, unternehmen Feldmarschall Illo, sein Vertrauter, und Graf Terzky, sein Schwager, für ihn zu handeln. Sie wollen die Generale, die Kommandeure der Regimenter, zum Gehorsam gegen Wallenstein eidlich verpflichten, auch für den Fall, daß Wallenstein sich vom Kaiser lossagt. Die Absicht kann nur auf betrügerische Weise erreicht werden: auf einem untergeschobenen Blatte erschleichen sie die Unterschrift der Generale. Während sich aber in der Folge die so gegebene Unterschrift doch nicht als bindend erweist, enthüllt der Versuch des Betruges gerade die Absicht, die Wallenstein hat, namentlich vor Oktavio Piccolomini. Dieser, in der Würde der nächste nach Wallenstein, einerseits vom Feldherrn durch un=

beschränktes, abergläubisches Vertrauen (Wallensteins Tod, Akt 2, Sc. 3: „Es giebt im Menschenleben Augenblicke“ rc.), zu gleicher Zeit aber vom kaiserlichen Hof durch den Auftrag ausgezeichnet, Wallenstein zu überwachen und zu stürzen, entschließt sich zum Verrat an seinem Freunde. Statt der Warnung, die er dem Freunde hätte erteilen können, täuscht er ihn durch die Miene der mitentschlossenen Freundschaft. Sie begehen beide dasselbe Verbrechen, Wallenstein den Verrat an seinem Kaiser, Piccolomini den an seinem Freunde. Zwischen ihnen, den Hauptpersonen der Tragödie, steht Max Piccolomini in dem schwierigsten Kampf seines Herzens: er soll entscheiden zwischen seinem Vater, dessen Verstecktheit er unwürdig findet, und zwischen Wallenstein, in dem er so lange das Vorbild der Feldherrngröße bewundert hat, in dem er seit kurzem den Vater seiner Geliebten Thekla sieht, von dem er nicht glauben kann, daß er die Treue gegen seinen Kaiser brechen wolle. Mit der Darlegung dieser Verhältnisse schließt das Stück: eigentlich bloß die Exposition für das folgende. 3. „Wallensteins Tod, Trauerspiel in 5 Aufzügen“ (1799 vollendet). Der Würfel fällt, die Verbindung mit den Schweden wird geschlossen, der Abfall vom Kaiser ist entschieden. Darüber erfüllt sich Wallensteins Geschick. Denn Max Piccolomini zeigt sich in dem Kampf der Liebe und Ehre stark und edel, das Leben, das ihm die höchsten Güter, Vertrauen zu Wallenstein und Theklas Liebe, versagt, im Heldentode, im Kampf mit dem Feinde des Kaisers dranzusetzen. Mit ihm geht das Glück des Hauses Wallensteins zu Grunde. Thekla vertrauert ihr Leben auf dem Grabe ihres Geliebten. Durch Oktavio Piccolomini aber geht er selbst unter. Durch einen geheimen kaiserlichen Befehl zum Befehlshaber der Armee ernannt, beginnt er hinter dem Rücken Wallensteins die Generale, besonders Buttler, solange der treueste Anhänger Wallensteins, von diesem abwendig zu machen, ja ihn zur persönlichen Rache zu reizen. (Wallenstein war ihm früher bei Erlangung der Grafenwürde hinderlich gewesen.) Es kann unterdessen nicht ausbleiben, daß auch unter den Regimentern verlautet, daß sie, mit den Schweden vereinigt, gegen den Kaiser geführt werden sollen. Und in großen Massen wendet sich die Treue der Völker zum Kaiser zurück. Mit geringer Macht zieht Wallenstein aus dem Lager zu Pilsen in die Festung Eger. Neben Illo und Terzky begleitet ihn auch Buttler, der hier Gelegenheit findet, seine Rache zu kühlen. Zuerst fallen Illo und Terzky, dann ergeht das Schicksal über Wallenstein. Das Verbrechen, zu dem Wallenstein aus Herrschsucht geführt worden, der Verrat, wird durch dasselbe Verbrechen, durch Verrat, den Oktavio und Buttler an ihm verüben, bestraft. (Gegen die große Dichtung ist besonders der Vorwurf erhoben worden, daß der tragische Konflikt, das Zerwürfnis zwischen Kaiser und Feldherrn, beim Beginn des Dramas bereits geschlossen ist. Eine Fortentwicklung von Handlung zu Handlung ist nicht mehr möglich. Die Thatkraft, die Wallenstein nun noch zeigt, geht nur auf Täuschungen und Intriguen im Kleinen und Untergeordneten. Sie verliert sich in Vergeblichkeiten. Die einzige Änderung der Lage, die durch ihn veranlaßt wird, ist am Schluß des Ganzen die Verlegung seiner Macht nach Eger, durch die er sich den Schweden in die Arme wirft. Als Folge dieser Art des Haupthelden ist denn eingetreten, daß andere Charaktere, namentlich Max Piccolomini, bedeutungsvoller hervortreten als für die Einheit des Motivs und die Gedrängtheit des Fortschritts wünschenswert ist.) — „Maria Stuart, Trauerspiel in 5 Aufzügen“ 1800. Schiller erhob den Charakter der Maria Stuart, Königin von Schottland (geb. 1542, enthauptet 1587), ganz in die Sphäre seiner idealen Anschauungsweise. Die Verbrechen, welche Maria in ihrer Jugend auf sich geladen (sie war am

Tode ihres Gemahls, Königs Darnley, schuld; dem Mörder desselben, Graf Bothwell, hatte sie sich vermählt): dies und anderes ist ihr ein Anlaß aufrichtiger Reue geworden, unter der ihr Herz sich läutert. Freudig und demütig erträgt sie die harten Leiden der Gefangenschaft, in der sie von Elisabeth gehalten wird. Hilfe suchend (vor der Partei der protestantischen Großen in Schottland, die sie zu Gunsten ihres Sohnes, des nachmaligen Königs von England, Jakob I., hatten abdanken lassen), war Maria nach England gekommen; Elisabeth aber hatte das Glück, ihre Feindin, die Prätendentin des englischen Thrones, die Stütze der katholischen Partei, in ihrer Gewalt zu haben, nicht verscherzen wollen, hatte sie in strengem Gewahrsam gehalten und auf die Anklage, daß Maria nach dem englischen Thron gestrebt, einen Prozeß gegen sie führen lassen. Der Prozeß ist von einem Gerichtshof englischer Lords zu Ungunsten Marias entschieden. Dennoch wagt Elisabeth nicht, das Todesurteil vollziehen zu lassen. Sie kann sich von dem Vorwurf nicht freisprechen, daß nicht alles im Rechten ist. Maria hätte, von einem Gerichtshof souveräner Fürsten gerichtet, den Zeugen, die wider sie gesprochen (den Schreibern Kurl und Nau), gegenübergestellt werden müssen. Beides war nicht geschehen. Soll nun Elisabeth dem Rechte zum Trotz die Hinrichtung befehlen? soll sie der Klugheit zum Trotz die Nebenbuhlerin freigeben? Ihr Schwanken wird durch zwei Parteien genährt. Burleigh, der Großschatzmeister, drängt sie zur Unterschrift des Todesurteils; Talbot, Graf Shrewsbury, zur Freigebung der gefangenen Königin. Da ändert sich die Lage, einerseits durch Mortimer, andererseits durch Leicester. Mortimer, ein Schotte von Geburt, auf der Reise nach Italien zum Katholicismus bekehrt, ist ein Jüngling von feuriger Phantasie, von der Kirche zum Befreier Marias geweiht, durch die Glut der Leidenschaft für ihre Schönheit zu jedem Wagestück entschlossen. Graf Leicester ist ein haltloser, unwürdiger Charakter, früher Verehrer der Königin von Schottland und ihr gegenüber noch immer den Schein der Zuneigung bewahrend, in der That aber mehr um die Gunst der Elisabeth buhlend. Leicester wünscht die Königinnen zu versöhnen, und bringt zu diesem Zweck eine Zusammenkunft zwischen ihnen zustande. Mortimer dagegen wünscht Maria zu befreien. Beide Pläne kreuzen sich und mißlingen. Die Zusammenkunft regt beide Königinnen zur heftigsten Erbitterung auf; ein gleich darauf versuchter Mordanfall gegen Elisabeth deckt die Gefahr auf, in der Englands Thron sich befindet. In der Aufregung über diese Ereignisse entschließt sich Elisabeth, das Todesurteil zu unterschreiben. Burleigh entreißt die Unterschrift dem Schreiber Davison und läßt das Todesurteil schnell vollstrecken. Maria, durch engelreine Hingebung in das Schicksal verklärt, leidet den unverschuldeten Tod einer Heiligen. — Die Sprache in dem Trauerspiel ist meistens von wunderbarer Zartheit und Weichheit. Besonders hervorzuheben ist der Dialog zwischen Maria und der Amme Kennedy im Park zu Fotheringhay (Akt 3, Scene 1). Voll Energie ist der Dialog zwischen Maria und Elisabeth (Akt 3, Scene 4): Maria fällt bittend vor Elisabeths Knieen nieder; Elisabeth verhöhnt die Unglückliche; da erwacht ihr Stolz, und ganz gedemütigt verläßt Elisabeth den Platz. — „Die Jungfrau von Orleans, romantische Tragödie“ 1801. Jeanne d'Arc (geb. 1410 im lothringischen Dorfe Domremy, 1431 zu Rouen verbrannt) ist in fast allen Sprachen und in den verschiedensten Gattungen Gegenstand der Dichtung geworden. Wie die Akten des Prozesses, durch den die Jungfrau zum Feuertode verurteilt wurde, bald der Revision unterworfen, und wie infolge derselben die Jungfrau für unschuldig erklärt wurde (1455): so wollte Schiller die poetischen Akten revidieren und zum Abschluß bringen. Schiller

nannte das Stück „romantische" Tragödie, weil es sich der romantischen Vorstellungsweise des Mittelalters anschloß. (Die Jungfrau hat Erscheinungen der Mutter Gottes. Sie folgt dem Befehle derselben, empfängt übernatürliche Kraft und übersinnliches Wissen; ihr Leben ist ein Zeugnis höherer Berufung.) Mit großem Geschick hielt Schiller aber zugleich den Charakter „klassischer" Durchführung aufrecht, indem er der Handlung innere Begründung giebt. (Er stellt die Befehle der Jungfrau: „In rauhes Erz soll sie die Glieder schnüren, Nicht Männerliebe darf ihr Herz berühren;" und ferner: „Mit dem Schwerte soll sie alles Lebende töten, das der Schlachten Gott ihr entgegenschickt;" diese beiden Befehle stellt Schiller als Gewalt am menschlichen Herzen dar. Nichts von Liebe, nichts von Erbarmen in der zarten jungfräulichen Seele!) Planvoll entwickelt sich die Tragik, die in diesem Widerspruch liegt. Zuerst kündigt sie sich ahnungsvoll an: in dem Schmerz des alten Thibaut d'Arc über die Verirrung in dem Herzen seiner Tochter; auch in der innigen Trauer, mit der Johanna von ihrer Heimat Abschied nimmt. Dann scheint die Ahnung unter dem berauschenden Glanz der Ereignisse, die eintreten, sich zu verlieren. Siegreich treibt Johanna die Feinde vor sich her, führt den König im Triumphzuge näher nach Reims, wo sie ihn krönen soll. Keine Anfechtung bereitet es ihr, als man in sie dringt, nach Weiberart den Mann zu wählen, zwischen denen, die um sie werben (Dunois, La Hire), zu entscheiden. Auch bleibt sie stark, als Montgomery, der mitleidwerte Jüngling aus Wales, sie um Erbarmen fleht; sie verschließt ihr Ohr dem Bittenden, nicht aus Herzenslust, nicht sich zur Freude, sondern weil sie ihrer Berufung sich bewußt ist. Und herzhaft steht sie Rede dem trüglichen Bild der Hölle, dem schwarzen Ritter, der ihre Sinne zu berücken, sie in der Siegesbahn zu hemmen sucht: „Ich führ' es aus und löse mein Gelübde." Dennoch ist die Berufung ein Widerspruch gegen die Natur. Und als der edelste der englischen Heerführer, Lionel, sie zum Kampfe aufsucht, er, um deswillen die Mutter Gottes sie zum Rüstzeug erwählt hat: da erlahmt ihre Kraft; sie kann wider Willen den Todesstreich nicht führen. Lionel ist ihrer würdig. Die menschliche Regung und der göttliche Beruf stehen einander gleich kräftig gegenüber, und Johanna, in ihrem Wesen gebrochen, nimmt den Schmerz darüber als Bewußtsein der Schuld in sich auf. Den Anschuldigungen ihres Vaters, daß sie vom Teufel ihre Kraft besitze, kann sie im Gefühle ihrer Schuld nicht widersprechen; der Schein der Heiligkeit fällt von ihr, als Zauberin wird sie Landes verwiesen. Während sie darauf, von den Engländern aufgegriffen, in Ketten gehalten wird, weicht das Kriegsglück von den Ihrigen, die Engländer sind wieder Meister des Schlachtfeldes. Johanna vernimmt durch den Wärter von der Warte herab den Triumph der Feinde, die Gefangenschaft des Königs: da kommt ihr im Gebet die Kraft zurück, die Fesseln sind leicht zerrissen, niemand wagt es, sie zurückzuhalten, ihre Erscheinung auf dem Schlachtfelde giebt den Ihrigen den Sieg zurück. Sie aber empfängt die Todeswunde. Noch einmal aufblickend, begrüßt sie es wie eine Gnade des Himmels, wieder unter ihrem Volke, nicht verachtet und verstoßen zu sein. „Kurz ist der Schmerz, und ewig ist die Freude", mit diesen Worten entwindet sich ihre Seele dem Irdischen. — „Die Braut von Messina, oder die feindlichen Brüder, Trauerspiel mit Chören" 1803. Der Hinneigung zum Romantischen, die Schiller in der Jungfrau von Orleans gezeigt hatte, folgte unmittelbar die entschiedenste Umkehr zum Klassischen. Als Schiller über die Wahl des Stoffes (die alte Fabel des Bruderzwistes: vergl. Julius von Tarent, Zwillinge, Räuber) und über die Art der Bearbeitung (an der Braut von Messina ist alles Schillers eigene Erfindung)

mit sich einig geworden war, erfreute ihn besonders die Einfachheit der dramatischen Arbeit: daß das ganze Stück unter fünf Personen und in zwanzig Scenen sich abspiele. Wie eine äschyleische Tragödie erschien ihm das Werk. (Der Fürst von Messina hatte in einem Traumgesicht zwei Lorbeerbäume und zwischen ihnen eine Lilie erblickt, die, plötzlich zur Flamme umgewandelt, alles um sich her verschlang. Geschreckt durch die Deutung eines sternkundigen Arabers, ihm werde eine Tochter geboren werden, die seine beiden Söhne und mit ihnen seinen ganzen Stamm vernichten werde, hatte er den Befehl gegeben, die bald darauf geborene Tochter zu töten. Zu gleicher Zeit hatte auch die Fürstin, seine Gemahlin, in einem Traume ein anderes Bild: zu den Füßen eines schönen Kindes, das im Grase spielte, einen Löwen und einen Adler fromm gepaart sich niederlegen sehen. Ein Mönch, ein gottgeliebter Mann, hatte ihr die Deutung gegeben, daß die Tochter, von der sie genesen werde, beide Söhne in Liebe vereinigen werde. Diesem Orakel vertrauend, hatte die Fürstin insgeheim den Befehl zur Erhaltung ihrer Tochter gegeben. Sie wurde in einem Kloster aufgezogen. Seitdem waren Jahre vergangen, der Fürst war gestorben. Die feindliche Stimmung, die von klein auf zwischen den beiden Söhnen, Manuel und Cesar, aufgewachsen, bisher durch des Vaters Gegenwart gewaltsam niedergehalten war, drohte jetzt in ungehemmtem Ausbruch das Land mit Bruderkrieg zu vernichten. Endlich (hiermit beginnt das Stück) gelingt es der Mutter durch Bitten, beide Söhne zu einer friedlichen Zusammenkunft in der Stadt zu bewegen. Und unverhofft wird dieser Tag ein Freudentag, denn Don Manuel und Don Cesar versöhnen sich nicht bloß, die Mutter hält auch das Geheimnis nicht länger zurück, daß ihnen noch eine Schwester lebe; und beide Brüder ihrerseits teilen mit, daß sie die Geliebte ihres Herzens gefunden und im Laufe des Tages ihrer Mutter noch die neue Tochter zuführen wollen. Hinter der Freude, die so unerwartet aufgeht, lauert das finstere Schicksal, denn die Erwählte beider Brüder ist die eigene Schwester. Manuel hatte sie auf einer Jagd, eine Hindin bis in den Klostergarten verfolgend, erblickt und in wiederholten Zusammenkünften ihr Liebe geschworen: Cesar hatte sie nur einmal am Tage des Leichenbegängnisses seines Vaters und seitdem heute zum erstenmal wiedergesehen. Sein Herz war aber des leidenschaftlichen Verlangens so voll, daß er an der Erwiderung seiner Liebe nicht zweifelte. Gräßlich ist die Enthüllung des Geheimnisses. Cesar findet seinen Bruder in der Umarmung mit Beatrice. Eifersucht reißt ihn fort; er ersticht seinen Bruder. Zu spät wird ihm bewußt, was er gethan. Das Verbrechen des Brudermordes raubt ihm die Kraft, länger zu leben, und während das Haus des Fürsten verödet ist, hat das Schicksal sich erfüllt. Beatrice ist das schöne Kind, zu dessen Füßen Löwe und Adler sich niederlegen; ebenso die Lilie, von der die vernichtende Flamme auf beide Lorbeerbäume ausgeht.) Die Ähnlichkeit mit dem äschyleischen, und überhaupt mit dem Drama der Griechen, liegt in zwei Punkten: in der Einführung des „Schicksals“ und in der Benutzung des „Chors“. In beiden Hinsichten hat Schiller sich zu gleicher Zeit wesentliche Abweichungen von dem Drama der Alten gestattet. 1. in Bezug auf das Schicksal. Während das Schicksal bei den Griechen die Macht ist, die immer, Glück wie Unglück sendend, nach ihrer Willkür verfährt: hat Schiller die Tragik des Ausganges durch ein Verbrechen, das verübt wird, durch den Mord des Bruders, sittlich begründet. Während ferner bei den Griechen die Macht des Schicksals durch einen Orakelspruch oder einen erscheinenden Gott (also immer durch etwas den Personen des Dramas Fremdes und Äußerliches) repräsentiert wird, hat Schiller das Schicksal von zwei Träumen

ausgehen lassen, für die jede der Personen nach der Art ihres Charakters die Deutung sucht: der Fürst nach seinem Vertrauen zum sternkundigen Araber, die Fürstin nach ihrem Vertrauen zum christlichen Seher. Schiller verlegt zu diesem Zweck die Handlung nach Messina, wo Christentum und Mohammedanismus sich wirklich begegnet und vielfach vermischt haben. (Die Begründung der dramatischen Fabel liegt also innerhalb des Stückes, die Auffassung des Schicksals konnte tiefer ausfallen, als es bei den Griechen möglich war; dem Werke konnte das Gepräge des Christentums mitgeteilt werden, mit den Schlußworten des Chors:

„Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Übel größtes aber ist die Schuld.")

2. in Bezug auf den Chor. Bei den Griechen hat der Chor die Bestimmung, über die Handlung, die sich auf der Bühne vorträgt, die Betrachtungen der Nichtbeteiligten, die Stimme des Volkes, der herrschenden Sitte und der allgemeinen Vernunft hören zu lassen. Der griechische Chor trägt auf diese Weise den Charakter ruhiger Lyrik und Didaktik: ein abgesondertes Element inneren Lebens neben der Handlung des Dramas. Schiller ist von diesem Charakter abgewichen, indem er auf dreifache Weise den Chor in die Handlung des Stückes einflicht: einerseits, indem er auch die Leidenschaft, Blindheit und Beschränktheit der Masse im Chor sich aussprechen läßt, ferner indem er zwei Parteien des Chors gegenüberstellt, die eine als Gefolge Manuels, die andere als Gefolge Cesars; endlich, indem er die Reflexionen jeder Partei des Chors nicht zu einem lyrischen, abgeschlossenen Ganzen bildet, sondern in dialogischem Wechsel unter mehrere Personen verteilt. Die Braut von Messina erregte bei ihrer ersten Aufführung in Weimar (Januar 1803) außerordentlichen Beifall, mehr als irgend ein anderes Stück. Goethe namentlich hatte seine volle Freude an dem Werke. Nur über den Chor waren die Meinungen geteilt. Um ihnen zu begegnen, schrieb Schiller (Mai 1803) die Abhandlung „Über den Gebrauch des Chors in der Tragödie", die er als Vorrede dem Werke voransetzte. Er rechtfertigte die Anwendung des Chors im allgemeinen durch den Gedanken, daß die Natur eines Kunstwerkes „ideeller" Art sei, und erläutert die im Obigen beschriebene Einrichtung des Chors. — „Wilhelm Tell, Schauspiel" 1804, behandelt den 1308 geführten Kampf der Schweizer Waldstädte (Schwyz, Uri und Unterwalden) gegen Herzog Albrecht von Östreich, der zugleich deutscher Kaiser war (Albrecht I.). Schiller bearbeitete den Stoff ausschließlich nach Tschudis Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft, meist unter wörtlicher Benutzung der dort angeführten Reden. Die kritische Wissenschaft hat seitdem nachgewiesen, daß in dem Streit zwischen der Schweiz und dem Hause Habsburg das Unrecht nicht auf Seiten Östreichs gelegen, daß namentlich eine Bedrückung durch Landvögte nicht stattgefunden habe, ferner daß Tell nicht eine geschichtliche Person, selbst sein Name im 14. Jahrhundert noch nicht Personenname gewesen sei („Tell" war Spitzname für einen einfältigen Menschen: „dahlen, dallen", d. h. läppisch reden). Dagegen ist ferner erwiesen, daß der Schuß des Apfels ein alter Sagenstoff, über Dänemark, Norwegen, Island, über Holstein, England, die Rheingegenden verbreitet gewesen ist, so daß sich die Frage nach der Heimat der Tellfabel schwer beantworten läßt. Ja, die Ähnlichkeit des Schützenhelden Tell mit dem Schützengott, welcher der germanischen Mythologie mit der indischen gemeinsam ist (Odin, mit dem stets treffenden Spieß Gungnir, ähnlich dem indischen Indra), dieser Umstand zeigt die Anlehnung der Sage an den Naturmythus und führt ihre Entstehung in das dunkelste Altertum zurück. Schiller hat zu Tschudis Erzählung nur das

Liebesverhältnis zwischen Rudenz und Bertha erfunden. Alles andere ist treue Benutzung des Geschichtschreibers. (Die Schweizer verbinden sich unter Werner Stauffacher, Walther Fürst und Arnold von Melchthal zur Vertreibung der Landvögte, welche als Vertreter Östreichs eingesetzt sind: Östreichs, welches der Schweiz die Reichsunmittelbarkeit nehmen und das Land vom Hause Östreich abhängig machen will. Im Vordergrund der dramatischen Handlung steht Tell: ein Mann voll Energie des Willens, voll Wärme und Vaterlandsliebe, der sich aber an der Verbindung seiner Mitbürger nicht beteiligen mag: „Laßt mich aus eurem Rat! Ich kann nicht lange prüfen oder wählen. Bedürft ihr meiner zur bestimmten That, Dann ruft den Tell! es soll an mir nicht fehlen.“ Für das Drama ist daraus der Übelstand hervorgegangen, daß sich die Folge der Begebenheiten in zwei Reihen teilt, die parallel laufend bis zum Schluß in keine Gegenseitigkeit treten: auf der einen Seite die Vorbereitungen, die zur Befreiung des Vaterlandes getroffen werden; auf der anderen Seite die Verwicklungen, in welche Tell durch den Widerspruch gegen des Landvogts Geßler Verordnungen gerät. Man verliert während der Verhandlungen der Verschworenen Tell aus dem Auge und empfindet andererseits die Teilnahmlosigkeit der Verschworenen an Tells Schicksal als unwahrscheinliche Schwäche. Auch in anderer Hinsicht hat Schiller die innere Einheit, die das Drama fordert, nicht aufrecht erhalten. Wiederholentlich treten Umstände von außen herein, Zufälligkeiten, welche die wichtigsten Entscheidungen herbeiführen: einmal der Sturm auf dem Vierwaldstädter See, durch den Tell befreit wird; hernach der Mord des Kaisers durch seinen Neffen Johann Parricida, wodurch die Lage der Schweiz plötzlich geändert ist. Das Schauspiel hat sich, trotz dieser Verstöße gegen die Theorie, zu einem Lieblingsstück der Deutschen erhoben. Anziehend durch Gemüt und Geist, unübertrefflich in der Detailschilderung ist jede Scene. Eine reizende Idylle bietet die zu Anfang des Stücks am Vierwaldstädter See zwischen Fischerknabe, Hirt und Alpenjäger; eine andere die Morgenscene, der Frühtrunk, im Hause des Freiherrn von Attinghausen. Herrliche Bilder häuslichen Lebens empfängt man in dem Gespräch Stauffachers und Gertruds, im Hause Tells; voll Würde ist die Scene auf dem Rütli; voll Energie die Vorgänge in Altdorf mit dem Hut, mit dem Apfel, dem Pfeil zc. Alles einzelne ist vollkommen, mit sichtbarer Liebe und feinem Geschmack ausgeführt.

Schillers lyrische und kleinere epische Dichtungen. — Aus der Zeit vor 1785, der Periode der stürmenden Jugendkraft, sind hervorzuheben: die Größe der Welt, Elegie auf den Tod eines Jünglings, die Schlacht. Aus den Jahren überwiegend wissenschaftlicher Beschäftigung 1785—95 stammen die Gedichte: An die Freude, die unüberwindliche Flotte, Resignation, die Götter Griechenlands zc.; außerdem Übersetzungen: 2. und 4. Buch der Äneïde nicht im Versmaß des Originals, Hexameter, sondern in Ottaverimen); Iphigenie in Aulis von Euripides zc. Aus dieser Zeit stammt ferner der unvollendete Roman „der Geisterseher“, den Schiller 1788 und 89 schrieb, um die von ihm redigierte Zeitschrift „Thalia“ zu füllen. Aus den letzten zehn Jahren seines Lebens stammen Gedichte im reinsten Wohllaut der Sprache, in edelster Gedankenhaltung und schwunghafter Phantasie. Aus dem Jahre 1795: die Macht des Gesanges, der Spaziergang, Pegasus im Joche zc.; 1796: das Mädchen aus der Fremde, Würde des Menschen, ferner in Xenien (S. 210); 1797: die Balladen: Ring des Polykrates, Handschuh, Taucher, Kraniche des Ibykus, Gang nach dem Eisenhammer zc.; 1798: Kampf mit dem Drachen, Bürgschaft zc.; 1799: das Lied von der Glocke zc.

Schillers wissenschaftliche Arbeiten. — Während der poetischen Arbeit am Don Carlos schrieb Schiller die „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande" (1788 in Wielands deutschem Merkur); später die „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges" (1791 und 92 im „historischen Kalender für Damen" erschienen). Unter den kleineren Geschichtswerken sind hervorzuheben: „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte? eine akademische Antrittsrede 1789; die Gesetzgebung des Lykurgus und Solon; über Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter" ꝛc. Schiller konnte und wollte auf den Ruhm eines gelehrten Geschichtsforschers nicht Anspruch machen. Durch umfassenderes Quellenstudium unterstützt, haben andere neben ihm Gründlicheres geleistet. Dennoch wurden seine Werke für die Geschichtschreibung Epoche machend: einerseits durch die lebendige und geschmackvolle Darstellung, andererseits durch die Durchdringung des geschichtlichen Stoffes mit Ideeen. In beiden Hinsichten wurde Schiller späteren Geschichtschreibern Vorbild. — Von Schillers philosophisch-ästhetischen Abhandlungen sind die bedeutendsten: „Briefe über Don Carlos 1788; über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen 1792; über Anmut und Würde 1793; über die ästhetische Erziehung des Menschen 1795; über naive und sentimentalische Dichtung 1795 und 96" ꝛc. — Nach Schillers Tode veranstaltete Goethe zum Gedächtnis des Dichters eine Feier, bei welcher Schillers „Glocke" zu theatralischer Aufführung kam (10. August 1805). In dem von Goethe gedichteten „Epilog zur Glocke" heißt es unter anderem:

„— Es schritt sein Geist gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen;
Und hinter ihm im wesenlosen Scheine,
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine."

## § 115. Die romantische Schule.

Als Goethe und Schiller auf der Höhe ihrer Zeit in einem alles beherrschenden Mittelpunkt standen, ging von jüngeren Talenten eine Richtung der Poesie aus, deren hauptsächlichste Merkmale waren: 1. man beschränkte sich nicht auf die bisher anerkannten Vorbilder (Griechen), sondern fügte ihnen die Poesieen romanischer und germanischer Völker des Mittelalters (später auch die der orientalischen Völker) hinzu; 2. man verlor darüber den reinen Schönheitssinn, den gesunden Geschmack; 3. man wandte sich einer überwiegenden Empfindungsrichtung zu, namentlich der Vorliebe für Mystik und Katholizismus, für das Wunder- und Zauberhafte in der Poesie. Die Ankündigung dieser Richtung geschah von den Brüdern Schlegel in der Zeitschrift „Athenäum" 1798—1800. Bedeutendste Teilnehmer waren Tieck und Hardenberg (Novalis).

Die Richtung wurde von ihren Begründern zuerst die neue, dann (im Gegensatz zu der von Goethe und Schiller erstrebten „Klassicität") die romantische Schule genannt. Im allgemeinen waren es weniger Dichter, d. h. aus der Kraft der Empfindung und Phantasie schaffende Talente, als vielmehr Denker und Forscher, von denen die Richtung ausging und zwar Denker in Unreife und Unklarheit und Forscher ohne Gründlichkeit. Friedrich Schlegel schreibt im „Athenäum": „die romantische Poesie ist eine progressive Universalpoesie. Ihre Bestimmung ist nicht bloß, alle getrennten Gattungen der Poesie wieder zu vereinigen, und die Poesie mit der Philosophie und Rhetorik in

Berührung zu setzen. Sie will und soll auch Poesie und Prosa, Genialität und Kritik, Kunstpoesie und Naturpoesie bald mischen, bald verschmelzen, die Poesie lebendig und gesellig, das Leben und die Gesellschaft poetisch machen, den Witz poetisieren und die Formen der Kunst mit gediegenem Bildungsstoff jeder Art anfüllen und sättigen und durch die Schwingung des Humors beseelen. Sie umfaßt alles, was nur poetisch ist, vom größten, wieder mehrere Systeme in sich enthaltenden Systeme der Kunst, bis zu dem Seufzer, dem Kuß, den das dichtende Gedicht aushaucht in kunstlosem Gesang." „Die romantische Poesie ist noch im Werden; ja, das ist ihr eigentliches Wesen, daß sie ewig nur werden, nie vollendet sein kann. Sie kann durch eine Theorie erschöpft werden, und nur eine divinatorische Kritik kann es wagen, ihr Ideal charakterisieren zu wollen. Sie allein ist unendlich, wie sie allein frei ist und das als ihr erstes Gesetz anerkennt, daß die Willkür des Dichters kein Gesetz über sich leide. Die romantische Dichtart ist die einzige, die mehr als Art und gleichsam die Dichtkunst selbst ist; denn in einem gewissen Sinne ist oder soll alle Poesie romantisch sein." „Aus dem romantischen Gesichtspunkt haben auch die Abarten der Poesie, selbst die excentrischen und monströsen, ihren Wert als Materialien und Vorübungen der Universalität, nur wenn etwas darin ist, wenn sie nur originell sind." Ähnlich so Aug. Wilh. Schlegel: „Während die klassische Poesie den harmonischen Genuß ausdrückt, hat es die romantische Poesie mit dem Kontrast zu thun. In jener herrscht Sonderung des Ungleichartigen, in dieser Vermischung desselben." Tieck rechtfertigt seine Dichtungsart in der „Genoveva" folgendermaßen: „ich glaubte, man könne noch auf andere Art wie die Alten die Erzählung und Lyrik in den Dialog einführen, und wohl auf seltsame Weise Fels und Wald, die einsame Natur, die Gefühle der Andacht, die Wunder der Legende, im Gegensatz mit der bewegten Leidenschaft, und das Unglaubliche in Verbindung mit der nächsten und überzeugendsten Gegenwart vortragen." Und im „Oktavian": „es schien mir gut, fast alle Versmaße, die ich kannte, ertönen zu lassen, um den ganzen Umkreis des Lebens und die mannigfachsten Gesinnungen anzudeuten."

Mehr Zusammenhang, als mit der Poesie ihrer Zeit, haben die Romantiker mit der Philosophie, die damals durch Fichte und Schelling besonderen Aufschwung empfing. Joh. Gottl. Fichte (geb. 1762 zu Rammenau bei Kamenz in der Oberlausitz, Sohn eines Webers, durch den Edelsinn des Freiherrn von Miltitz erzogen, 1793 Professor der Philosophie in Jena, später in Berlin; feuriger Patriot: „Reden an die deutsche Nation" 1808 in Berlin gehalten; 1811 bei Gründung der Universität Professor in Berlin, † 1814). Sein philosophisches Hauptwerk: Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre 1794. Friedr. Wilh. Jos. Schelling (geb. 1775 zu Leonberg in Würtemberg, Sohn eines Predigers, studierte in Leipzig und Jena; 1798 Professor der Philosophie in Jena, Würzburg, München; Mitglied, später Präsident der Akademie daselbst; geadelt; seit 1841 auf den Ruf Friedrich Wilhelms IV. in Berlin, † 1854 im Bade Ragatz im Kanton St. Gallen). Hauptwerke: Ideeen zu einer Philosophie der Natur 1797, Erster Entwurf eines Systems der Natur-Philosophie 1799. Den Mittelpunkt ihrer Gedankensysteme macht die Auffassung des Verhältnisses zwischen Gott und Welt aus. Das Absolute (Gott, der Geist), von Fichte das „Ich" genannt, offenbart sich in der Welt (im endlichen Sein); die wirkliche Welt und der absolute Geist sind jedes durch und für das andere; jenes (die endliche Welt) ist der Schein des Seienden, dieses (das Absolute) das wahre Sein des Scheinenden. Dieser Gedanke wurde das Spielwerk der Romantiker. Der Phantasie des Dichters

anheimgegeben, entstand daraus das Greifen nach Symbolen, das Umgehen mit Gegensätzen und Widersprüchen, das Brüten über Geheimnissen, schließlich das Sinnfinden im Unsinn.

Schiller und Goethe zur romantischen Poesie. Schiller schreibt: „Mir macht diese naseweise, entscheidende, schneidende und einseitige Manier physisch wehe." Er spricht von dem „ohnmächtigen Streben dieser Herren, das ihm verdrießlich ist". Über Fr. Schlegels Lucinde heißt es: „Auch hier ist das ewig Formlose und Fragmentarische und eine höchst seltsame Paarung des Nebulistischen mit dem Charakteristischen. Da er (Fr. Schlegel) fühlt, wie schlecht er im Poetischen fortkommt, so hat er sich ein Ideal seiner selbst aus der Liebe und dem Witz zusammengesetzt. Er bildet sich ein, eine heiße, unendliche Liebesfähigkeit mit einem entsetzlichen Witz zu vereinigen, und nachdem er sich so konstituiert hat, erlaubt er sich alles, und die Frechheit erklärt er selbst für seine Göttin. Das Werk ist übrigens nicht ganz durchzulesen, weil einem das hohle Geschwätz gar zu übel macht." Goethe teilte diese Empfindungen anfänglich, war aber von Natur weder so entschieden, noch so beharrlich in der Abneigung gegen fremde poetische Richtungen. Er hatte das Bedürfnis, alles sich zum Verständnis zu bringen. Allmählich verstanden, wurde ihm das Fremde auch schätzbar. Schon 1808 schreibt er: „Ich lasse mich nicht irre machen, daß unsere modernen religiösen Mittelältler mancherlei Ungenießbares fördern. Es kommt durch ihre Liebhaberei und Bemühung manches Unschätzbare ans Tageslicht." Nach kurzer Zeit befindet er sich in Wilhelm Meisters Wanderjahren, im zweiten Teil des Faust ganz auf den Wegen der Romantiker, Formen mischend, allegorisierend, der Mystik zugewandt: im west-östlichen Divan verschwimmt er in orientalischer Empfindungsglut.

Die Verdienste der Romantik lagen hauptsächlich in Übersetzungen und in Anregungen zu wissenschaftlichen Arbeiten. Die Italiener Dante, Petrarca, Ariost, Tasso 2c., die Spanier Cervantes, Calderon 2c., der Portugiese Camoëns, vor allen die Dramen Shakespeares wurden mehr und mehr der deutschen Litteratur eingefügt. Bis zu den Orientalen und Indern ging das Suchen nach neuen Schätzen. Infolge dieser universalistischen Richtung erwuchs eine neue Wissenschaftsweise auf weiterem Boden. Die „vergleichende Sprachwissenschaft", alle Gebiete der „modernen Philologie" haben hier ihren Ausgangspunkt genommen. Der hauptsächlichste Gewinn fiel dabei für das Deutsche ab. Das Studium der deutschen Sprache und Poesie, der gesamten deutschen Litteratur und aller deutschen Altertümer hat einen Umfang und eine Kraft gewonnen, die für das Verständnis des germanischen Wesens völlig neue Gesichtspunkte errungen haben (Jakob und Wilhelm Grimm § 118).

## § 116. A. W. und Fr. Schlegel, Tieck, von Hardenberg.

1. A. W. Schlegels Bedeutung liegt in Übersetzungen: Dramen Shakespeares aus dem Englischen 1797 2c.; Calderons aus dem Spanischen 1803 2c.; ferner in wissenschaftlichen Werken: Vorlesungen über dramatische Kunst und Litteratur 1805 2c. Von seinen Dichtungen haben kleinere besonders der glatten Form wegen Wert. 2. Friedr. Schlegels Hauptwerke: Über die Sprache und Weisheit der Inder 1808; Vorlesungen über die Geschichte der alten und neuen Litteratur 1815 2c. Von seinen Dichtungen sind nur kleinere anerkennenswert (Gedichte 1809). 3. Tieck schrieb in der Jugend hauptsächlich kritisch witzelnde Dramen: der gestiefelte

Kater, Prinz Zerbino, die verkehrte Welt; den Kunstroman Franz Sternbalds Wanderungen; dramatisierte dann Volksbücher des Mittelalters: Genoveva, Oktavian, Fortunat ꝛc.; erzählte Märchen und Sagen (1812 unter dem Titel „Phantasus" gesammelt); schrieb seit 1820 Novellen und war in Übersetzungen und Erneuerungen altdeutscher Werke thätig. 4. Hardenberg (Novalis dichtete Hymnen, Lieder, besonders geistliche; der Roman Heinrich von Ofterdingen ist unvollendet).

Aug. Wilh. Schlegel (geb. 1767 zu Hannover, Sohn Joh. Ad. Schlegels, § 95; studierte in Göttingen; Professor in Jena; trat 1804 in Verbindung mit Frau von Staël, begleitete sie, ein kundiger und geistreicher Führer in der deutschen Litteratur, zugleich Erzieher ihrer Kinder, auf Reisen durch Frankreich, Italien und Deutschland; ging mit ihr 1809 nach Schweden; wurde 1813 Sekretär bei Bernadotte, damals Kronprinzen von Schweden; daselbst geadelt. Später lebte er in der Schweiz auf dem Landgute der Frau von Staël, Koppet; studierte 1817 in Paris indische Litteratur; 1818 Professor der Kunstgeschichte und Litteratur in Bonn, † 1845) zeigte eine spielende Leichtigkeit in der Behandlung des Reimes und Rhythmus. In Göttingen auf der Universität wetteiferte er mit Bürger in allen Formen, Hexameter, Pentameter, Sonett, Terzine, Kanzone, Glosse ꝛc.: ein universelles Talent, das sich überraschend auf der Oberfläche ausbreitete. Seine Übersetzungswerke sichern ihm bleibenden Wert. Seine Abhandlungswerke enthalten viel Sonderbares. Die „Vorlesungen über dramatische Kunst und Litteratur" (Vorlesungen zu halten war eine Sitte, welche beide Schlegel, der jüngere noch fleißiger, übten. Sie reisten umher und kündigten sich in größeren Städten dem „gebildeten Publikum" damit an. A. W. Schlegel hielt jene Vorlesungen in Wien, wo er 1808 mit Frau von Staël lebte) enthalten zum Teil geistvolle Charakteristiken der Dramen aller Völker. Interessant sind seine Urteile über deutsche Dichter: über Lessing, der ihm als zu prosaische Natur wenig gilt; über Goethe, von dem er die Spielerei „Triumph der Empfindsamkeit" besonders hochstellt; über Schiller, an dessen Werken (Tell ausgenommen) er meist grobe Verstöße nachweist, den er schließlich aber doch lobt, weil „er ein tugendhafter Dichter war, der dem Wahren und Schönen mit reinem Gemüt huldigte". A. W. Schlegels eigene größere Dichtungen sind unreif, z. B. das Schauspiel Jon 1803 (Jon, Stammvater der Jonier, ist Apollos und Kreusas Sohn, aber seiner Abstammung unkundig. Er ist unter der Hut der Pythia im delphischen Tempel erzogen. Als er sein sechzehntes Lebensjahr erreicht, erkennt ihn Apollo als Sohn an). A. W. Schlegel war von einer mehr als lächerlichen Eitelkeit. Ein Sonett, in dem er von dem großen Geiste spricht, der aller Zeiten Werke verstanden, Muster und Meister in allen Formen geworden, mit Shakespeare und Dante gerungen, schließt:

„Wie ihn der Mund der Zukunft nennen werde,
Ist unbekannt; doch dies Geschlecht erkannte
Ihn bei dem Namen August Wilhelm Schlegel."

Schlegels Freundin, Anna Louise Germaine von Staël-Holstein, war die Tochter des französischen Ministers Necker, geb. 1766 in Paris, 1786 mit dem schwedischen Gesandten Baron von Staël-Holstein († 1798) vermählt; eine der geistreichsten Schriftstellerinnen Frankreichs. Während des Konsulats Napoleons bot Frau von Staël der Opposition gegen Napoleon in ihrem Hause einen Sammelplatz. 1803 aus Paris verbannt, hielt sie sich auf Reisen

in Frankreich, Deutschland, Italien auf. In Jena und Weimar lebte sie im Umgange mit Goethe, Schiller, Wieland. Als Napoleon 1809 die Maßregeln gegen sie schärfte, sie auf ihr Landgut Koppet am Genfer See verwies, floh sie nach Schweden und ging dann nach London. Nach Napoleons Sturz meistens in Paris, wo sie 1817 starb. Poetische Werke: Delphine 1803, Corinne ou l'Italie 1807. Besonderen Wert für unsere Litteratur hat: de l'Allemagne (1809 vollendet).

Friedrich Schlegel (geb. 1772 in Hannover; für den Kaufmannsstand bestimmt. Nachdem die Neigung zum Studium in ihm durchgebrochen, studierte er in Göttingen und Leipzig; früh durch Sprachkenntnis, Einsicht in die griechische und römische Litteratur ausgezeichnet; 1794 Privatdocent in Jena; dann seinen Aufenthalt häufig wechselnd, meistens vor einem gebildeten Publikum Vorlesungen haltend, in Berlin, Dresden, 1802—4 in Paris, wo er sich dem Studium des Indischen hingab, dann in Köln. Seit 1808, nachdem er katholisch geworden war, trat er in östreichische Dienste, wurde Hofsekretär der Staatskanzlei, geadelt, später Legationsrat beim Bundestage, † 1829 in Dresden, wo er sich aufhielt, um Vorlesungen zu halten) trat frühzeitig herausfordernd mit Dichtwerken auf. Am meisten Aufsehen erregte und die stärksten Anfechtungen erfuhr sein Roman Lucinde 1799. In dem Einleitungsabschnitte eignet sich Schlegel, „von jeder Ordnung weit entfernt, das Recht einer reizenden Verwirrung zu; ein schönes Chaos von erhabenen Harmonieen und interessanten Genüssen soll nachgebildet und ergänzt werden". Dem Roman mangelt jede Form, die Personen sind nicht charakterisiert, die Situationen verwischt, alle Gedanken sind abgebrochen, jedes Bild wird Abstraktion, Empfindung in der Reflexion darüber vernichtet, alles verläuft und verliert sich ins Unbestimmte. Schleiermacher, der damals ihm näher stand, trat für ihn mit einem erklärenden Werke ein: „Vertraute Briefe über Lucinde" 1799. Aber im Urteil der Zeit wurde nichts damit geändert. „Roland, Heldengedicht in Romanzen nach Turpins Chronik", ist in vierfüßigen Trochäen, in einer knittelversartigen Sprache und mit geschmacklos gehäuften schwebenden Assonanzen geschrieben. „Alarcos, Trauerspiel" 1802 (Graf Alarcos hat vor Jahren der Infantin Solisa Liebe geschworen. Die Stimmung hatte in seinem Herzen keine Dauer. Donna Laura, die Tochter eines edeln Hauses, das der Strenge seiner Grundsätze wegen bei Hofe übel angesehen war, ist seine Gemahlin geworden. Nachdem die Ehe ein Jahr lang bestanden hat, gesteht die Infantin ihrem Vater die Liebe zu Alarcos, diesen des Treubruches beschuldigend. Der König befiehlt, daß Alarcos seine Gemahlin töte, sich mit Solisa vermähle und Erbe des Thrones werde. Alarcos vollführt den Befehl. Donna Laura ruft sterbend die Schuldigen —

„In dreien Tagen soll'n zu Recht sie stehen,
Sie sind geladen hin vor Gottes Throne;
Nun laßt sie denken, wie sie da bestehen,
In dreien Tagen meldet euch zum Lohne."

Solisa und der König sterben auf wunderbare Weise, Alarcos tötet sich selbst). Im Dialog treten antike und romanische Formen, jambische Trimeter, spanische Trochäen, Rhythmus, Reim und Assonanz eng aneinander. Das Publikum sprach sein Urteil über das Stück bei dessen Aufführung in Weimar (1802) mit schallendem Gelächter aus. — In Paris begann bald darauf unter dem Studium des Indischen Schlegels religiöse Wandlung. In dem Werke: „Über die Sprache und Weisheit der Inder" schreibt er 1808: „Wenn eine zu einseitige Beschäftigung mit den Griechen den Geist zu sehr von der Quelle aller

höheren Weisheit entfernt hat, so dürfte diese ganz neue Anschauung des orientalischen Altertums, je tiefer wir darin eindringen, zu der Erkenntnis des Göttlichen zurückführen, die aller Kunst und allem Wissen erst Licht und Leben giebt." Die indische Poesie wurde ihm die Brücke zum Katholicismus. In Östreich Dienste nehmend, hielt er noch hier und dort Vorlesungen, versank aber allmählich in Sinnengenuß. 1829 endete er an den Folgen eines Mittagsmahles in Dresden, wo er sich aufhielt, um Vorlesungen „über die Philosophie der Sprache und des Wortes" zu halten.

Fr. Schlegels Jugendfreund, Friedrich Schleiermacher (geb. 1768 zu Breslau, studierte in Halle Theologie; Prediger in Landsberg an der Warthe, in Berlin, Potsdam, Stolpe; 1805 Universitätsprediger und Professor der Theologie in Halle; seit 1809 wieder in Berlin, zuerst als Prediger, später auch als Professor an der Universität, † 1834). Während seines ersten Aufenthaltes in Berlin trat er Fr. Schlegel besonders nahe. Aus demselben Jahre, da er die „Vertrauten Briefe über Lucinde" schrieb (1799), stammt auch das Werk: „Reden über die Religion". Schleiermacher trägt die Religion aus der Oberflächlichkeit des damaligen Rationalismus in die Tiefe des Gemüts. Religion ist nicht etwas Äußeres, nicht ein Gesetz fürs Denken und Handeln, sondern individuell (in dem „Ich") im Gemüt. Wer den Sinn für das Unendliche, für Gott, für die absolute Harmonie hat, wer die Kraft, diese Harmonie in sich auszubilden, zur Virtuosität bringt, der ist ein Priester. Ähnlichen Geistes sind: „Monologe, eine Neujahrsgabe für Gebildete" 1800. Als Schleiermacher später, von den Romantikern getrennt, seine Ideeen über Glaube und Religion in dem Werke: „Christliche Glaubenslehre nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche" 1822 zum System brachte, stellte sich ihm zur Charakterisierung des wahren religiösen Lebens das Wort „schlechthinniges Abhängigkeitsgefühl" ein: vielleicht der tiefste und ernsteste Gedanke, der, auf das religiöse Leben gewandt, vom Boden der Romantik erstanden ist. Die Mystik religiöser Empfindung prägt sich mit aller weichen Unbestimmtheit in dem Worte aus. — Schleiermacher wurde auf vielen Gebieten der Wissenschaft (Philologie, Ästhetik ꝛc.) Begründer neuer Bahnen. Seine „Predigten" sind ehrwürdige Zeugnisse tiefen Denkens über Religion.

Johann Ludwig Tieck (geb. 1773 zu Berlin, Sohn eines Seilermeisters; studierte in Halle besonders romanische Sprachen; führte das Leben eines Schriftstellers in der freiesten Weise, verkehrte unter öfters wechselndem Aufenthalt in den litterarischen Kreisen der Städte Berlin, Jena, Dresden, außerdem viel im Hause des Grafen von Finkenstein zu Ziebingen bei Frankfurt an der Oder; reiste 1805, mit Studien altdeutscher Handschriften beschäftigt, nach Italien; 1817 über Shakespeare Studien vollendend, nach England; 1820 sächsischer Hofrat und Mitglied der Schauspieldirektion in Dresden; kam 1841 auf den Ruf Friedrich Wilhelms IV. nach Berlin, † 1853). Schon als Gymnasiast auf dem Friedrichs-Werder in Berlin war Tieck ins Kritikmachen und Romanschreiben eingeweiht. Behendigkeit in der Arbeit, glückliche Beherrschung des Einfalls, Geschick, durch phantastische Einkleidung, durch Kontrast und Übertreibung, Witz und Ironie interessant zu sein, bildete den Charakter seiner Tagesschriftstellerei: die Prosa glatt, die Poesie in Ähnlichkeit mit Improvisationen. Er blieb seinen Stoffen gegenüber immer leicht und heiter, kam schnell mit den Planen ins Reine und warf das Ganze in wenig glücklichen Momenten hin. Noch 1812 schreibt Tieck in einem Briefe an Solger: „Wenige fühlen in meinen Schriften das Unabsichtliche, Arglose, Leichtsinnige, ja Alberne genug hervor." Entschiedenheit in der Empfindung, Begeisterung nennt

er „Heuchelei und Mode". Er kennt in seinem Herzen nur eine „Lust am Neuen, Seltsamen, Tiefsinnigen, Mystischen und an allem Wunderlichen". Er charakterisiert seine Werke als aus einem „Witze" hervorgegangen, „der in sich selber spielt und sich beruhigt, daß es möglich, ja notwendig sei, alles für ein scherzhaftes Spiel anzusehen, und daß der rechte Spaß eben sei, an gar keinen Ernst zu glauben". Unter seinen Jugendwerken mag erwähnt werden: „Der gestiefelte Kater, Kindermärchen in drei Akten mit Zwischenspielen, Prologen und Epilogen" 1797 (alles ist symbolisch: der König bedeutet das alte Regime vor der Revolution; der Popanz die kurze Herrschaft des Volkes; Gottlieb, der Kronprinz, die moderne aufgeklärte Regierungsweise; der Kater den Fortschritt ꝛc. Den Personen des Stückes wird in der Sprache des höchsten Unsinns auf einer zweiten Bühne ein zweites Stück vorgetragen. Die pikanten Bemerkungen, welche das Publikum auf der Bühne über dieses Stück macht, enthalten kritische Beziehungen auf die Litteratur der Zeit). „Die verkehrte Welt, ein historisches Schauspiel" 1798 (alles ist auf den Kopf gestellt. Im Anfang tritt der Epilog auf und fragt das Publikum: „Wie hat Ihnen das Stück gefallen?" Am Schluß beginnt der Prolog mit den Worten: „Sie werden hier ein Stück sehen" ꝛc. Eine einförmige Verwirrung wird dadurch hervorgebracht, daß alles, was vorkommt, bald als das gilt, was es wirklich ist, bald als das, was es bloß darstellen soll. Die Verwirrung zu erhöhen, haben die Schauspieler Rollen in verschiedenen Stücken; auf der Bühne wird eine zweite, auf dieser eine dritte und eine vierte aufgeschlagen. Autor, Schauspieler, Maschinist, Publikum auf der Bühne, alle sprechen wirr durcheinander). „Prinz Zerbino oder die Reise nach dem guten Geschmacke" 1798 (Fortsetzung des „gestiefelten Kater". Der alte König ist schwach geworden, hat abgedankt, spielt mit Bleisoldaten. Der Kater, der Genius des Fortschrittes, ist Minister geworden. Des jetzt regierenden Königs Gottlieb Sohn, Prinz Zerbino, unternimmt eine Reise, um den guten Geschmack zu finden. Überall trifft er Abwechselungen derselben Modenarrheiten, bis er endlich in den Zaubergarten der Poesie gelangt. Unterdessen ist sein Hund, Stallmeister, ihm entsprungen und Unterrichtsminister geworden. Dieser rottet alle Poesie aus, hält den zurückkehrenden Prinzen eingesperrt, bis dieser dem Romantischen abschwört und den aufgeklärten Männern als ein hoffnungsvoller, junger Mensch erscheint). In dem Roman, den Tieck um dieselbe Zeit schrieb, entledigte er sich des Eindruckes, den Goethes „Wilhelm Meister" auf ihn gemacht hatte: „Franz Sternbalds Wanderungen, eine altdeutsche Geschichte", 1798. — Bald nachher wandte sich Tieck mit Vorliebe auf die Stoffe der mittelalterlichen Volksbücher. Hier beginnt das Religiöse mit in seine Auffassung des Romantischen zu treten. Schon in dem Drama „Leben und Tod der heiligen Genoveva" 1799. (Der „heilige Bonifacius", als Prolog, führt sich selbst mit den Worten ein: „Ich bin der wackere Bonifacius", und ruft Deutschland in den Schoß der Kirche zurück. Was aber in dem Stücke Beziehung auf Glaube und Kirche hat, ist wie eine Vertändelung des Ernsten und Erhabenen. Die Engel, die zu Genoveva in die Höhle kommen und den „Tod" vertreiben, der ihr genaht war, singen:

„Wir heil'gen Engelein  
Von Gott gesendet sein  
Mit frischem Lebensschein.  
Du sollst genesen sein.

Und kommt dein Stündelein,  
Daß du zu uns gehst ein,  
Gedenken alle dein,  
Daß es sei sanft und fein" ꝛc.)

Mehr noch in „Kaiser Oktavian, Lustspiel in zwei Teilen", 1804. Ein Vorspiel geht dem Lustspiel voran: „der Aufzug der Romanze". (Die

Scene ist der Wald. Ein Chor Krieger zieht singend, den Trompeten folgend, vorüber; ein Ritter an ihrer Spitze sucht den flüchtigen Feind. Als die Scene leer ist, treten Schäfer und Schäferinnen auf, tanzend und singend von Mai und Frühling, mit Flöten und Schalmeien, und ziehen gleichfalls vorüber. Darauf erscheint der Dichter, den es sehnsuchtsvoll in den Wald zu den Bächen und Blumen zieht, er sieht den Wald im hellen, grünen Feuer und Geister im Gezweige, und (wie er sagt) in seinem Gemüte regt sich Poesie. Er spricht von sich als von einer dritten Person und macht mit folgenden Versen ein artiges Echo-Kunststück:

„Es greift der Dichter nach der goldnen Leier,
Die Wonne, die sein Herz bewegt, zu singen.
Hör, Echo, du im Thale drunten — unten —
Baumzweige über meinem Haupte droben — oben! —
Die alte Zeit kömmt mir in meine Sinnen — innen! —
Gefühle wundersel'ger Stunden — stunden
Im Herzen auf, und mich bezwangen — Wangen —
Und süße Lippen, Busen, Locken — locken
Der Sehnsucht reizende Gefühle — fühle!"

Mit dem Zauberwort „fühle!" steht ein liebender vor ihm, der sich der schönen Stunden erinnert, da hier an diesem Bache und diesem Gebüsche seine Schäferin sich ihm verband; bald erscheint auch eine Pilgerin, die, das untreue Weib Fortuna hassend, einer Klause entgegenwallt. Der Dichter nimmt aber nicht Notiz von ihnen, sondern, zu den Wolken blickend, ergeht er sich in Phantasieen über deren wechselnde Gestalten. Darüber kommen die vorigen Personen zurück: der Ritter, der erzählt, daß die Feinde geflohen; die Schäferin, die erzählt, daß das Fest vorüber. Und zu ihnen gesellen sich Reisende, der eine, der, um auszuruhen, sein Bündel niederlegt; der andere, der die Wunder der Ferne sehen will. Sie reden jeder für sich, sieben Personen, die nebeneinander stehen, keiner spricht zum anderen. Es tritt auch ein Küster auf, der soviel umsonst hat hin und her reisen müssen, „Alles aus dem dummen Grunde, Weil unsre Uhr nicht richtig geht". Aus dieser Bemerkung entsteht ein Zwiegespräch. Der erste Reisende: „Das ist gewiß, nichts in der ganzen Welt Geht über eine rechte honette Uhr. Warum? man weiß dann stets in jeder Stunde, Wie viel die Glocke eigentlich geschlagen; Man ißt dann nicht zu spät und nicht zu früh" rc. In solcher Art reden sie Mehreres und gehen dann ab, bis auf den Dichter, den Ritter, den Liebenden und die Pilgerin. Zu diesen kommt, auf einem Pferde reitend, „die Romanze". Vom Dichter gefragt, nennt sie ihren Namen „Romanze" und erzählt ihre Abstammung: der Glaube ihr Vater, die Liebe ihre Mutter. Vom Dichter aufgefordert, steigt sie vom Pferde, um im Grase zu spielen. Sie erwartet ihr Gefolge, Tapferkeit und Scherz, und ihre Eltern, Glaube und Liebe. Allmählich finden sich diese ein. Dichter, Ritter, Liebende und Pilgerin fühlen sich zu ihnen hingezogen. Sie sprechen viel in Allegorieen mit einander, bis die Romanze befehlend ruft:

„Mondbeglänzte Zaubernacht, Wundervolle Märchenwelt,
Die den Sinn gefangen hält, Steig auf in der alten Pracht!"

Da erschallt Musik, Krieger und Schäfer kommen von beiden Seiten herein, füllen den Hintergrund, die übrigen gruppieren sich paarweise. Liebe, Tapferkeit, Scherz und Glaube citieren nacheinander vier Strophen einer Glosse zu jenem vierzeiligen Ruf an die „Mondbeglänzte Zaubernacht", und der ganze

Chor stimmt in die Wiederholung des Glossenthemas). In dem darauf folgenden zweiteiligen Lustspiel (jeder Teil sechs Akte) behandelt Tieck alle Gestalten des Volksbuches symbolisch. (Der Kaiser stellt das Böse und die Reue dar; die unschuldig leidende Kaiserin den Glauben; ihre Söhne, Franz und Leo, das weltliche und geistliche Rittertum. Der Stoff ist bis ins Ungeheure angehäuft. Es treten Kaiser und Könige mit ihren Gefolgen; Völker mit ihren Sitten im bürgerlichen Leben, in Kleidung, Spiel und Tanz auf: außer Oktavian, dem Kaiser von Rom, der König von Frankreich, der von England, Spanien, Jerusalem, Persien, der Sultan von Babylon, der König der Riesen. Neben den symbolischen Personen treten personificierte Symbole auf: „die Romanze", die immer erscheint, wenn etwas episch vorgetragen werden soll, was sich dramatisch nicht vorführen ließ, z. B. der Raub der beiden Kaiserkinder durch den Löwen und den Affen; ferner „der Schlaf", der als Knabe vom Wipfel des Baumes niedersteigt, um die Kaiserin in ihrer Verlassenheit zu trösten rc.) Das letzte von Tiecks dramatisierten Volksmärchen ist „Fortunat" 1815. — Im Jahre 1812 verband Tieck unter dem Titel Phantasus verschiedene, zum Teil schon früher geschriebene und einzeln herausgegebene Erzählungen, Sagen und Märchenstoffe (der getreue Eckhart und Tannhäuser, schöne Magelone, Haimonskinder, der Runenberg, die Elfen rc.). Er leitete das Werk durch ein Gedicht unter dem Titel „Phantasus" ein, worin er zur Charakterisierung der Romantik von den religiösen Motiven ab sich zur Verherrlichung der Natur nach heidnischer Vorstellungsweise wandte. (Zum Dichter, der krank in der Stube sitzt, kommt ein Knäblin mit Händlein, weiß wie Baumesblüt, und schilt ihn, daß er nicht weile, wo der Frühling mit Pracht umgeht. Auf des Kranken Frage, wer er sei, giebt sich der Knabe als „Phantasus" zu erkennen, und froh erinnert sich der Kranke des Kindes, das ihm einst täglich Blumen gebracht, holdseliglich ihn angelacht. Von ihm beredet und geführt, geht er hinaus in den Frühling, kommt aber in ein ganz fremdes Zauber- und Wunderland. In einer Felsengrotte sieht er, wie ein Mägdlein in lichtem Kleid sich an ein Mannsgebild in schwarzem Gewand anschließt. Der Mann ist der „Schreck", das Mägdlein ist die „liebe Albernheit"; jener beschreibt Schauergestalten, diese ängstigt sich dabei, kann aber doch nicht von ihm lassen. Bald darauf zieht ein anderes Wunderbild den Fremdling an; ein gaukelnder Kleiner, der nach Kinderart spielt, wunderbar heranwächst, großmächtig wie ein Berg wird, so ungeheuer, „ungelachsen" (das Wort ist Reim auf „gewachsen"), daß man bang und furchtsam vor ihm wurde. Das ist „der Scherz", gab Phantasus zur Erklärung, „der groß und klein dasselbe scheint; Oft ist er zart und lieb unschuldig; Doch wird er wild und ungeduldig, So kühlt er seinen Mut, den frechen, Und all's muß biegen oder brechen." Endlich unter Nachtigallengesang im Purpurkleide kommt aus dem grünen Waldesraum ein weibliches Gebilde. „Wer ist," fragt der Dichter, „die dort regiert, so zart und edel gliedmasiert, die Klare, Holde minniglich? Nenn' ihren Namen, Knabe, sprich!" Und nachdem Phantasus sie als die „Liebe" zu erkennen gegeben, ertönt von Berg und Thal, aus Bächen und Bäumen der hohen Göttin Lob und Dank. Aber schnell verschwindet der Zauber. Wald, Fels, Grotte sind fort; der Dichter sieht ein „einziges großes Haupt, Statt Haar und Bart, mit Wald umlaubt". „Was ist das Große dort?" fragt der Dichter. „Das ist der Vater, unser Alter, Heißt Pan, von allem der Erhalter.") — Seit den zwanziger Jahren des Jahrhunderts wandte sich Tieck von der Romantik im Sinne der früheren Zeit ab. Er schrieb Kritiken über die auf dem Dresdner Theater gegebenen Schauspiele

(„Dramaturgische Blätter", 1852 gesammelt); außerdem Novellen: die Gemälde; der Weihnachtsabend; das Zauberschloß; der junge Tischlermeister; ferner historische Novellen: der Aufruhr in den Sevennen; Dichterleben, worin Shakespeares Geschichte behandelt wird; der Tod des Dichters (Camoëns); Tiecks letztes Werk: Vittoria Accorombona 1840. — Übersetzungen: „Leben und Thaten des scharfsinnigen Edlen Don Quixote von La Mancha" 1799 bis 1801; „Shakespeares dramatische Werke, übersetzt von A. W. Schlegel, ergänzt und erläutert von L. Tieck." (Die von Schlegel nicht herrührenden Übersetzungen sind von Tiecks Tochter, Dorothea, oder vom Grafen Wolf von Baudissin besorgt. Tieck revidierte deren Arbeiten.) — Nicht minder verdienstvoll ist, daß Tieck ältere deutsche Werke, teils in wortgetreuem Abdruck, teils überarbeitet, herausgab; Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter, neu bearbeitet 1803; Frauendienst oder Geschichte und Liebe des Ritters und Sängers Ulrich von Lichtenstein 1812; die Insel Felsenburg oder wunderliche Fata einiger Seefahrer 1827 ꝛc.

Friedrich von Hardenberg (nannte sich nach dem Geschlechtsnamen einer Seitenlinie der Hardenbergischen Familie mit dem Dichternamen Novalis; geb. 1772 auf dem Familiengute Wiederstedt in der Grafschaft Mansfeld; auf der Universität Jena, wo er die Rechte studierte, mit Schlegel und Fichte in Verbindung; Assessor beim Salinendepartement in Weißenfels, studierte dann die Bergwissenschaft in Freiberg, † 1801 in Weißenfels). Hardenbergs Seele schwankte mit leidenschaftlicher Heftigkeit zwischen den Stimmungen träumerischer Seligkeit und Schwermut. Zweiundzwanzig Jahre alt, verlobte er sich mit der dreizehnjährigen Sophie von Kühn. Als 1797 seine Geliebte, wenig Wochen darauf einer seiner Brüder (Erasmus, mit dem er ununterbrochen in innigem und geistvollem Verkehre gelebt hatte), starb, versenkte er sich abwechselnd in die Irrgänge verzweifelnden Kummers, abwechselnd erhob er sich in die ätherischen Sphären der Seligkeit. „Wer das Leben anders als eine sich selbst vernichtende Illusion ansieht," schreibt er, „ist noch selbst im Leben befangen. Leben ist Krankheit des Geistes. Die Seele ist unter allen Giften das stärkste. Liebe ist durchaus Krankheit." Dann wieder schreibt er einem anderen Bruder zur Beruhigung: „Sei getrost, unser Bruder hat überwunden; die Blüten des lieben Kranzes lösen sich einzeln hier auf, um ihn dort schöner und ewig zusammenzusetzen." Es war ihm in Zeiten natürlich, die unsichtbare Welt wie die sichtbare zu betrachten, Leben und Tod in eins zu verbinden, alles Bestimmte und Unterscheidbare zu verlieren. Als er, ein Jahr nach dem Tode seiner Braut, sich mit einer anderen Dame verlobte, konnte er in der Liebe zu ihr doch keine Rettung vor den Überreizungen seines Wesens finden. Zu zart und schwächlich angelegt, zog ihm der Schreck, als einer seiner jüngeren Brüder in der Saale ertrank, einen Blutsturz zu, infolge dessen er allmählich hinsiechte. — Seine Poesieen tragen das Gepräge dieses irrenden Wesens. Religion und Poesie waren ihm Seelengeheimnisse, deren Schleier er nicht zu heben vermochte. Ihn charakterisieren Gedanken wie folgende: „Die christliche Religion ist die eigentliche Religion der Wollust. Die Sünde ist der größte Reiz für die Liebe der Gottheit; je sündiger sich der Mensch fühlt, desto christlicher ist er. Unbedingte Vereinigung mit der Gottheit ist der Zweck der Sünde und Liebe." Dicht daneben schreibt er: „Die christliche Religion ist dadurch merkwürdig, daß sie so entschieden den bloßen guten Willen im Menschen und seine eigentliche Natur, ohne alle Ausbildung, in Anspruch nimmt. Sie ist die höchste That der Popularität." Dann heißt es freilich wieder: „Noch ist keine Religion.

Man muß eine Bildungsschule echter Religion erst stiften." — Auch seinen Gedanken über Poesie fehlt die Reife. Für das, was klar und im Charakter ausgeprägt ist, für Shakespeare z. B., hatte er kein Verständnis. Besonders starke Anklänge fand die Mystik der Sehnsucht und des Traumes in seiner Seele. Sein Roman „Heinrich von Ofterdingen", in dem alle Gestalten der Welt als Glieder eines mystisch-symbolischen Gedichtes verschwimmen, sollte nach der Aussage seines Freundes Tieck „eine Apotheose der Poesie sein. Im ersten Teil sollte Heinrich von Ofterdingen zum Dichter reif, im zweiten als Dichter erklärt werden." Auch in seiner unvollendeten Gestalt wurde der Roman von den Romantikern als Muster tiefer Poesie gepriesen. — In lyrischen Gedichten trifft Novalis zuweilen den Ton inniger Seelenfülle: im Bergmannslied: „Der ist der Herr der Erde, Der ihre Tiefe mißt"; Weinlied: „Auf grünen Bergen wird geboren Der Gott, der uns den Himmel bringt"; auch in geistlichen Liedern: „Wenn alle untreu werden, So bleib' ich dir doch treu", oder: „Wenn ich ihn nur habe, Wenn er mein nur ist" 2c. In anderen dagegen giebt er sich den unglücklichsten Anschauungen hin, z. B. in dem Hymnus: „Wenige wissen das Geheimnis der Liebe, fühlen Unersättlichkeit Und ewigen Durst." Seelisches und Leibliches verschwimmt in unschöner Weise. Das Geheimnis der Liebe, das des Abendmahls, eröffnet dem Dichter folgende Aussicht:

„Einst ist alles Leib,
Ein Leib,
Im himmlischen Blute
Schwimmt das selige Paar.

O! daß das Weltmeer
Schon errötete,
Und in duftiges Fleisch
Aufquölle der Fels!" 2c.

## § 117. Übersicht der Romantiker. 1800—1815.

Unter den jüngeren Dichtern, die sich der romantischen Richtung zuwandten, machten sich 1. Cl. Brentano und A. v. Arnim durch Wiederbelebung alter Schätze der deutschen Lyrik verdient; 2. Zacharias Werner und H. v. Kleist ergingen sich besonders in dramatischen Dichtungen; 3. Fouqué und E. Schulze in Romanen und Epen.

## § 118. Clemens Brentano, Achim von Arnim.

Cl. Brentano und A. v. Arnim gaben gemeinschaftlich altdeutsche Volkslieder heraus: „Des Knaben Wunderhorn" 1806—1808. Brentano schrieb Märchen (Gockel, Hinkel und Gackeleia 2c.) und bearbeitete deutsche Erzählungen (Wickrams Goldfaden 2c.). A. von Arnim schrieb Romane (Gräfin Dolores, Kronenwächter 2c.), Novellen (der Wintergarten) 2c.

„Des Knaben Wunderhorn, alte deutsche Lieder", 3 Bände, 1806 bis 1808. Das Verdienst dieses Werkes bestand darin, daß es, nach Herders vereinzelten Anfängen, zum erstenmale einen umfassenden Blick auf den großen Reichtum des deutschen Volksliedes öffnete. Das Princip, nach dem beide Dichter verfuhren, ist demjenigen entgegengesetzt, das bald darauf von anderen befolgt wurde. Es kam ihnen nicht auf geschichtliche Treue und Echtheit der Form im einzelnen, sondern darauf an, daß sie das Überlieferte allgemein genießbar gäben. In diesem Sinne schrieb schon Goethe seine Recension 1806: „Das hie und da seltsam Restaurierte, aus fremdartigen Teilen Verbundene, ja das Untergeschobene ist mit Dank anzunehmen. Wer weiß nicht, was ein Lied auszustehen hat, wenn es durch den Mund des Volkes, und nicht etwa

nur des ungebildeten, eine Weile durchgeht? Warum sollte der, der es in letzter Instanz aufzeichnet, mit anderen zusammenstellt, nicht auch ein gewisses Recht daran haben? Besitzen wir doch aus früherer Zeit kein poetisches und kein heiliges Buch, als insofern es dem Auf- und Abschreiber solches zu überliefern gelang und beliebte!“ (Vergl. § 62.)

Clemens Brentano (geb. 1778 zu Frankfurt am Main; katholisch; seine Mutter Maximiliane, Tochter der Sophie La Roche § 103; lernte auf der Universität Jena die Brüder Schlegel und Tieck, in Heidelberg Arnim kennen; führte unter häufig wechselndem Aufenthalte ein unstetes Leben; versenkte sich, seine frühere Richtung abschwörend, in die beschauliche Ascese des Klosterlebens, † 1842 in Aschaffenburg). Brentano war eine Natur von unheimlich gemischtem Wesen, anziehend durch reiche Originalität der Phantasie und des Witzes, aber unglücklich durch den Kampf, in den ihn Sinnlichkeit und Glaube versetzte. An eine Freundin schrieb er: „O, mein Kind, wir hatten nichts genährt als die Phantasie, und sie hat uns teils wieder aufgefressen.“ In den Jahren beschaulichen Klosterlebens dichtete er:

„Poesie, die Schminkerin,
Nahm mir Glauben, Hoffen, Lieben,
Daß ich wehrlos worden bin,
Nackt zur Hölle hingetrieben.
Nur ein Schild blieb unbewußt
Mir noch aus der Unschuld Tagen,
Heil'ge Kunst, auf Stirn und Brust
Ein katholisch Kreuz zu schlagen.“

Im Kloster Dülmen, wo die Nonne Katharina Emmerich litt, an deren Körper sich unter schweren Schmerzen die Wundenmale des Erlösers zeigten, warf er sich in Andacht vor dem Lager der Leidenden nieder; in Verzückung erblickte er die Wunden der göttlichen Liebe und empfing Stärkung im Glauben. Brentano schrieb hier noch fromme Gedichte und wirkte nach dem Tode der Katharina Emmerich (1824) an verschiedenen Orten, München, Regensburg, zur Verbreitung des katholischen Glaubens. — In seiner Jugend schrieb Brentano unter dem Dichternamen „Maria“. Unreif, Zeugnisse seltsamer Verirrung und Verworrenheit sind die Tieck nachgebildeten „Satiren und poetischen Spiele“ 1800; der in Schlegelscher Unsittlichkeit gehaltene Roman „Godwi oder das steinerne Bild der Mutter, ein verwilderter Roman“ 1801 &c. Brentano vernichtete im Alter mehrere seiner Werke, so daß sie sehr selten geworden sind. Die Beschäftigung mit dem altdeutschen Volksliede wurde für ihn eine regelnde Kraft. Am vorzüglichsten gelangen ihm Werke, in denen er den Ton altdeutscher Naivetät zu treffen suchte: „Der Goldfaden, eine schöne Geschichte“, 1809; „Geschichte vom braven Kasperl und der schönen Annerl“ 1817; „Gockel, Hinkel und Gackeleia, Märchen“, 1838 &c.

Ludwig Achim von Arnim (geb. 1781 zu Berlin, studierte in Göttingen Naturwissenschaft, gab sich der Poesie hin, sammelte auf Reisen und Wanderungen Volkslieder, die er mit Brentano herausgab; vermählte sich 1811 mit Bettina, Brentanos Schwester; lebte teils in Berlin, teils auf seinem Gute Wiepersdorf in der Mark, † daselbst 1831). Ein edler Charakter, durch Milde anziehend, durch Ruhe Vertrauen erweckend, voll Aufopferung für das Vaterland. Ein Ausdruck seiner Seele ist das „Gebet“ in den „Kronenwächtern“:

„Gieb Liebe mir und einen frohen Mund,
Daß ich dich, Herr, der Erde thue kund;
Gesundheit gieb bei sorgenfreiem Gut,
Ein frommes Herz und einen festen Mut;
Gieb Kinder mir, die aller Liebe wert,
Verscheuch' die Feinde von dem trauten Herd;
Gieb Flügel dann und einen Hügel Sand,

Den Hügel Sand im lieben Vaterland,
Die Flügel schenk' dem abschiedschweren Geist,
Daß er sich leicht der schönen Welt entreißt." —

Seine Romane und Schauspiele sind verwahrlost in Form und Gehalt. Einiges Aufsehen erregte: „Armut, Reichtum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores, eine wahre Geschichte zur lehrreichen Unterhaltung armer Fräulein", 1810. (Gräfin Dolores ist ein Naturkind, die Tochter verarmter Eltern. In dem Wunsche, reich vermählt zu werden, fesselt sie den Grafen Karl an sich, wiewohl sie mit dessen Ernst und Frömmigkeit nicht die mindeste Verwandtschaft empfindet. Mit ihm vermählt, wird sie ihm bald untreu; dann durch das Bewußtsein der Schuld zur Buße bestimmt. Gänzlich umgewandelt, gewinnt sie die Liebe ihres Gemahls wieder und lebt mit ihm glücklich, als Mutter von zwölf Kindern.) Dieser Faden der Handlung wird durch allerlei Episoden ins Breite gezogen. Einige derselben sind tendenziös. An einer Episode von dem „häßlichen Baron", der die Gräfin Dolores beleidigt, und statt der Genugthuung, die er dem Gemahl derselben im Duell geben soll, sich zur Abbitte bequemt, soll der Ursprung der Revolution aus der Ruchlosigkeit erklärt werden. Andere Episoden: von einem frivolen Prediger, von untergeschobenen Kindern ꝛc. Ein Dichter, Waller, kommt des Weges daher, führt ein Pferd am Zaume, auf dem seine Frau, in Betten eingepackt, sitzt. Nebenher reiten zwei Kinder auf Ziegen. Die Familie wird im Hause des Grafen Karl aufgenommen. Die Dichtungen Wallers werden in einen Kirchturmknopf eingemauert, dann durch seinen clairvoyanten Sohn ihm wieder vorgelesen und diktiert. Am Schlusse des Romans kehrt der Vater der Dolores, den wir am Anfang der Erzählung aus Europa sich entfernen gesehen, reich nach Europa zurück. Da ereignet sich ihm bei der Einkehr in das Schloß der Spuk, daß er seine Gemahlin, seine Kinder, lauter Personen, die entweder schon gestorben sind, oder die der Leser weit entfernt weiß, sieht, sich mit ihnen unterhält und verkehrt. Allmählich merkt er, daß er Gespenster sieht. Im Schlosse wird es dunkel, und von draußen fängt es an, an allen Ecken zu brennen. Der alte Graf flieht, reist nach Italien und kommt nun wirklich zu Dolores in dem Augenblicke, da diese stirbt. Goethe sagt von dieser Richtung: „Manchmal machen sie mir's doch zu toll. So muß ich z. B. mich wirklich zurückhalten, um nicht gegen Arnim, der mir seine Dolores zuschickte, und den ich recht lieb habe, grob zu werden. Wenn ich einen verlorenen Sohn hätte, so wollte ich lieber, er hätte sich bis zum Schweinekoben verirrt, als daß er sich in den Narrenwust dieser letzten Tage verfinge, denn ich fürchte sehr, aus dieser Hölle ist keine Erlösung." — „Die Kronenwächter" 1817. (Berthold, zu Maximilians I. Zeit lebend, ist ein Nachkomme der Hohenstaufen, deren Krone von einem geheimen Bunde bewacht wird. Er wächst in der Einsamkeit, in den Trümmern eines Hohenstaufenschlosses auf; erfährt zwar von seiner kaiserlichen Abstammung, gelangt aber nicht zu einer dem entsprechenden Laufbahn. Er muß sich begnügen, Bürgermeister in Waiblingen zu werden. Als er alt geworden, macht ihn der Wunderthäter Faust wieder jung, indem er ihn mit dem Knaben Anton das Blut tauschen läßt. Berthold lebt nun ein zweites Leben, in welchem er im Gefühl mit diesem Anton verwächst. Als er sich in die schöne Anna verliebt, knüpft sich zu gleicher Zeit ein magisches Band zwischen Anton und Anna, da es doch eigentlich Antons Blut ist, das sein Herz verjüngt hat. Anton und Berthold sterben zu gleicher Zeit, und Anna trauert um beide.) — Unter dem Titel „Wintergarten" 1809 gab Arnim Novellen, meistens Bearbeitungen altdeutscher Dichtungen: „Insel Felsenburg, Soldaten-

leben nach Philander von Sittewald; die drei Erznarren" nach Ch. Weise 2c. Titel von Schauspielen: „Halle und Jerusalem" 1811 (Benutzung des Stoffes in „Cardenio und Celinde" von Gryphius); „die Gleichen" 1819 2c.

Bettina Brentano (geb. 1785 zu Frankfurt a. M.; mit Goethes Mutter in heiterem Umgange; in Weimar 1807—10 mit Goethe in vertrautem Verkehre; 1811 mit Achim von Arnim vermählt; trat nach dem Tode ihres Gemahls als Schriftstellerin auf, † 1859 zu Berlin). „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" 1835 ist ein Roman aus Bettinas Phantasie, nicht Geschichte. Spätere Werke: Clemens Brentanos Frühlingskranz, aus Jugendbriefen ihm geflochten 1844; die Günderode, Briefwechsel 1840; dies Buch gehört dem König 1843.

Aus der Zeit der Romantik, namentlich aus dem Brentano-Arnimschen Kreise, gingen die Bestrebungen der Gebrüder Grimm hervor: Jakob Ludwig (geb. 1785 zu Hanau) und Wilhelm Karl (daselbst 1786 geboren. Beide studierten in Marburg die Rechte, Jakob bis 1805, Wilhelm bis 1807. Während Jakob Grimm 1805 mit Savigny, seinem Lehrer, nach Paris ging, 1808 Bibliothekar beim Könige von Westfalen in Wilhelmshöhe, später vom hessischen Hofe zu diplomatischen Missionen verwandt wurde, hielt sich sein jüngerer Bruder Kränklichkeit wegen in Halle und Berlin auf, in letzter Stadt mit Arnim verkehrend. Seit 1814 lebten beide Brüder ununterbrochen im engsten Verbande, zuerst an der Bibliothek in Kassel angestellt. 1830 begleitete Wilhelm seinen Bruder nach Göttingen, wohin dieser als Professor berufen war, wurde daselbst Unterbibliothekar, später auch Professor an der Universität. 1837 wurden beide Landes verwiesen, weil sie mit fünf anderen Professoren der Universität gegen die Aufhebung des Staatsgrundgesetzes protestiert hatten. Beide hielten sich darauf privatisierend in Kassel auf, bis sie 1841 von Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin gerufen wurden, Wilhelm † 1859; Jakob 1863). Das innige Verhältnis, das unter ihnen in der Wissenschaft, wie im Leben bestand, ist in der Geschichte unvergleichlich. Jakob Grimm schreibt: „Von Jugend auf lebten wir in brüderlicher Gütergemeinschaft; Geld, Bücher und angelegte Kollektaneen gehörten uns zusammen; es war natürlich, auch viele unserer Arbeiten zu verbinden." Die bedeutendsten Leistungen beider Brüder gehören der Wissenschaft an. In gründlichen, geistvollen Werken (namentlich von Jakob Grimm „deutsche Grammatik" 1819—37; „deutsche Rechtsaltertümer" 1828; „deutsche Mythologie" 1835; „Geschichte der deutschen Sprache" 1848; seit 1854 in dem von beiden Brüdern herausgegebenen „deutschen Wörterbuch") wurde eine bisher nie geahnte Fülle neuer Anschauungen, Beziehungen und Verständnisse eröffnet. Die von ihnen angeregten Untersuchungen über Sprache, Sitte und Poesie der Deutschen sind der kräftige Ausgang einer neuen wissenschaftlichen Methode geworden. Vom höchsten Wert für die Poesie sind die von beiden Brüdern herausgegebenen Kinder- und Hausmärchen 1812—13 und die deutschen Sagen 1816—18. Die Volkspoesie der Vorzeit erklingt hier in der reinsten, von jedem willkürlichen Zusatze freien Gestalt.

## § 119. Zacharias Werner, Heinrich v. Kleist.

Z. Werner und H. v. Kleist haben sich vorzugsweise dem Drama zugewandt. Von Z. Werner sind die bedeutendsten: „Die Söhne des Thals 1803; das Kreuz an der Ostsee 1806; Martin Luther oder die Weihe der Kraft 1807; der 24. Februar" (1809 gedichtet). Nachdem

**Werner 1821 Katholik geworden, bekannte er seinen Übertritt auch poetisch (die Weihe der Unkraft 1813). Von H. v. Kleist sind die bedeutendsten Dramen: „Die Familie Schroffenstein 1801; der zerbrochene Krug 1802; Penthesilea 1808; Käthchen von Heilbronn 1809; Hermannsschlacht 1810; Prinz Friedrich von Homburg 1811". Kleist schrieb außerdem Gedichte und Novellen; unter letzteren: Kohlhaas 1808 2c.**

Friedrich Ludwig Zacharias Werner (geb. 1768 zu Königsberg; studierte die Rechte, lebte bis gegen 1805 in Preußen und Polen, am längsten in Warschau als Kriegs- und Domänensekretär; kam 1805 nach Berlin als Geheimer Sekretär, wo er sich in Verbindung mit Fichte, Schlegel, Iffland hielt; nahm 1807 seine Entlassung; lebte herumschweifend in Deutschland, der Schweiz, auch in Koppet bei Frau von Staël und in Frankreich. Die Mystik, die von Jugend auf in ihm gelegen, führte ihn 1811 dem Katholicismus zu. Er studierte Theologie, ging ins Priesterseminar nach Aschaffenburg, wurde zum Priester geweiht, predigte in Wien und an anderen Orten mit Beifall, in Ungarn, Steyermark, Venedig. Zum Ehrendomherrn in Kaminiec ernannt, in den Orden der Redemptoristen aufgenommen, predigte er mit zusammenbrechendem Körper bis kurz vor seinem Tode, † 1823). Zach. Werners Vater war frühzeitig gestorben und die Erziehung des Knaben dessen Mutter anheimgefallen. Diese, der Neigung zur Poesie und religiösen Beschaulichkeit hingegeben, weckte beides auch in ihrem Sohne. In späterem Alter wurde sie wahnsinnig mit der fixen Idee, daß sie die Jungfrau Maria und ihr Sohn der Weltheiland sei. In ihrem Sohne kämpften unter fieberhaften Spannungen Religiosität und Leichtsinn; ein Schwanken zwischen Extremen wurde sein Charakter. Leichtsinnig vermählte er sich in zehn Jahren dreimal. Er schreibt in Bezug auf die dritte Scheidung an einen Freund 1806: „Ich bin wohl kein böser Mensch, aber ein Schwächling in vieler Hinsicht (denn Gott stärkt mich auch in manchen), ängstlich, launenhaft, geizig, unreinlich. Du weißt's ja! Immer in meinen Phantasieen, in Geschäften; hier nun vollends in Komödien, in Gesellschaften, hatte sie mit mir keine Freude. Sie ist unschuldig! Auch ich bin es vielleicht; denn kann ich dafür, daß ich so bin?" Während seines Aufenthaltes in Berlin lebte er im engsten Seelenverbande mit Christian Mayr, dem früheren Geheimsekretär des Ministers Wöllner, der, um das Gesicht aus der Apokalypse Kap. 10 zu verwirklichen, ein Bibelexemplar zum Teil verschlang und mit Pistolen von der Kanzel schoß, der beim Abendmahle wirkliches Fleisch und Blut austeilen wollte, der des Morgens in der katholischen Kirche, auf dem Angesichte liegend, die Messe hörte, darauf in der protestantischen Kirche predigte, dann in der Mennonitengemeinde betete, den Abend in der Synagoge oder in der Freimaurerloge zubrachte. Schon lange vor seinem Übertritt hatte Zach. Werner für den Katholicismus geschwärmt, schon als er sein erstes Drama schrieb: „Die Söhne des Thals, ein dramatisches Gedicht in zwei Teilen", 1803. Zach. Werner hoffte, dem Katholicismus mittels der Symbole der Maurerei zum Siege zu verhelfen. An Chamisso schrieb er 1806: „Ich versuchte es in des Thals Söhnen, die Leute zum Heiligen mit Schellen zusammenzuklingeln, und diesen Klingklang hat man gelobt. Sollte es Gottes Wille sein, so werde ich künftig vielleicht einmal die Schellen ablegen, und das wird man dann ebenso albernerweise tadeln. Indessen muß man auch das Alberne zu guten Zwecken benutzen, und also klingle ich, so lang die Leute noch darauf hören." Die „Söhne des Thals" stellen in zwei Dramen, jedes in sechs langen Aufzügen, den Untergang des

Tempelordens dar. Aus Palästina vertrieben, haben die Templer auf Cypern ihr Ordenshaus. Entartet, mehr aber die Habsucht König Philipps von Frankreich durch seine Reichtümer, durch seine Macht die Eifersucht des Papstes reizend, wird der Orden vor Gericht gefordert, Jakob von Molay, der Großmeister, zum Tode verurteilt und der Orden aufgelöst. Dies geschichtliche Faktum durchdringt Werner mit Gebilden seiner Phantasie. Er erfindet eine geheime Gesellschaft, „das Thal", deren Abgeordnete in dem Stücke wie höhere Wesen umgehen. Sie sind allwissend und allweise, haben die Fäden der Macht in ihren Händen, sind liebevoll schonend und pflegend; wenn es aber die Principien des Thales fordern, strafend und verderbend. Um der Menschheit den Kern zu retten, den der entartete Orden in sich schließt, müssen sie diesen selbst, die vergängliche Schale, zerbrechen. Dies ist die Idee des Stückes. Erster Teil: „Die Templer auf Cypern". (Robert d'Heredon ist ein schottischer Ritter. Thatkraft, Jugend, Gefühl für Ehre charakterisieren ihn. Gerade dies bringt ihn zum Verstoß gegen die Disciplin des Ordens. Eines Ungehorsams bezüchtigt, muß er den Ordensgesetzen gemäß ausgestoßen werden. Jakob von Molay, der Ordensmeister, ein Muster sanfter Tugend und edler Empfindung, der väterliche Freund Roberts, tröstet ihn darüber. Den Untergang des Ordens voraussehend, giebt er ihm den höheren Auftrag, die Geheimnisse des Wissens zu bewahren, um einst die Völker damit zu beglücken. In der That hat das „Thal" schon längst nicht bloß den Untergang des Ordens beschlossen, sondern auch Robert zur Rettung der Heiligen ausersehen. Um diesen für seine Bestimmung zu bilden, sind zwei Abgesandte des „Thals" nach Cypern gekommen; sie leben in einer Klausnerhütte am Meeresufer: Eudo, der vollendete Bruder des Thals, der Geist eines vor hundert Jahren gestorbenen Herzogs von Aquitanien; und Astralis, ein vierzehnjähriges Mädchen, vordem Anachoretin in der thebaischen Wüste, jetzt Pflegetochter des „Thales". Diese letztere wird von Eudo erzogen, um mit der Macht der Schönheit Robert in Liebe für sein Zukunftswerk zu weihen. Die Idee des Dichters prägt sich z. B. in folgender Scene aus. Nachdem Eudo von der Zukunft des Ordens also gesprochen:

„Das blut'ge Kreuz muß Todesnacht umhüllen,
Daß strahlend einst zu neuem Sein erwacht,
Was noch gebrütet wird im Thal, dem stillen!"

ruft er in die Hütte hinein: „Astralis"! Diese tritt hervor und Eudo fordert das Brot. Astralis reicht ihm ein Weizenbrot, er bricht es entzwei und spricht: „Nimm deine Hälfte und liebe, ganz in deinem Nächsten, Gott!" Nun heißt es wörtlich: „Astralis genießt die Hälfte mit Freudigkeit. Als Eudo die andere Hälfte an den Mund bringt, wird solche fließend und reinigt, indem sie tropfenweise zum Teil auf das Gewand herabläuft, einige Flecken an demselben. Nachdem er das übrige genossen, legt er sich hin und schlummert, so lange als die Ökonomie des Stückes es irgend erlaubt. Während daß er schläft, macht Astralis sich ganz munter allerlei zu thun, pflanzt Blumenkeime, und als diese aufgegangen, mischt sie sich in deren Gespräch mit den sie lockenden Meereswogen, begießt die Blumen, pflückt sie, bekränzt mit ihnen das im Hüttchen befindliche Isis- oder Marienbild. Dann erwacht Eudo wieder. Er fragt: „Hast du geopfert?" „Nein, gestaltet nur!" „Hast du gebetet?" „Ja, geglüht für Robert!" „Ein schön Gebet! Er naht zum letztenmale in Freude dir" ꝛc.) Zweiter Teil: „Die Kreuzesbrüder". (Der Meister und die Ritter des Ordens sind nach Paris gekommen, der Prozeß gegen den Orden wird geführt und das Vernichtungsurteil ausgesprochen. Keine Macht ist imstande, das ungerecht gesprochene Urteil zu hemmen, denn das „Thal" will

es so. Das „Thal“ ist mit seinen ehrwürdigsten Vertretern hier versammelt. Adam von Valincourt, der zweite Älteste des Thals, bildet Robert zum Jünger der höchsten Lehre. In der Thalshöhle, in einem Felsen unter dem Karmeliterkloster zu Paris, schauervoll mit allerlei Bildern des Heiligen ausgestattet: kolossale Sphinx, Lotusblume, Rosenstock, Kelch und Kruzifix, geheimnisvolle Flammen; hier geht um Mitternacht die Einweihung vor. Unsichtbare Stimmen singen: „Alles ist zum Sein erkoren, Alles wird durch Tod geboren, Und kein Saatkorn geht verloren!“ rc.; darauf beginnt die Unterweisung Adams an Robert. Den Glauben „an etwas Heiliges“ erklärt er als den „edelsten Krystall der Schöpfung“: aber „in welchen Formen er anschließt, das ist einerlei; und besser der Formen abenteuerlichste dulden, als den Krystall gestaltend zu zerbröckeln. Und alles dieses führt dich auf den Grund, warum wir jedes Volkes Glauben ehren; warum wir Klosterbrüder hier, am Ganges Braminen sind; warum wir durch Messias und Prometheus, durch Horus, Wischnu, Eros, Thor und Christus, dem staubbedeckten Geiste Flügel leihn, um uns zu seinem Urquell aufzuschwingen. Sich selbst vergessen und entäußern, Tod des Selbst, Verwesung des Ich, Zerlegung des Stoffes, Auflösung, die uns Allgegenwart giebt, Werden und Verwesenlassen aller Formen“, das sind die Geheimnisse der Heiligkeit. Robert d'Heredon, benommen von diesen Ideeen, ruft entzückt aus:

„Vielleicht — ich hab' es!
Die krüpplichte Unsterblichkeit — nicht wahr? —
Die unser eignes jämmerliches Ich
So dünn und kläglich — so mit allem Unrat
Nur fortspinnt ins Unendliche — nicht wahr?
Auch sie muß sterben? — unser schales Selbst —
Wir können es, wir müssen es verlieren,
Um einst in aller Kraft zu schwelgen.“

Als ihm dieser Pantheismus klar geworden, ruft Adam den anderen Brüdern zu: „Er hat entsagt! er hat es selbst gefunden! O, Preis dem Licht!“ Adam brennt dem Jüngling mit einem glühenden Kruzifix das Zeichen des Kreuzes auf die Brust; die Bildsäule der Sphinx richtet sich auf und spricht:

„Versöhner!
Sie erstarren!
Du entfühnst sie:
Daß sie leben,
Daß sie glühen,
Daß sie sinken
Ins Weltmeer
Der Mutter!“

Vor Jakob von Molay aber, als er das Opfer seines Lebens bringen soll, erscheint noch ein höherer Abgesandter des „Thals“, der Alte von Karmel, ein hundertjähriger Greis. Er weiht den Ordensmeister zum Tode: „Im Namen des Lichtes, und des Wortes, und der Kraft, Gesegn' ich dich in der vollkommenen Zahl, Und schenke dir den Frieden unsers Meisters. Du bist entsühnt. Zeuch ein zu deiner Freude! Zum Stellvertreter des Thales weih' ich dich beim ew'gen Licht, Du bittest Gott für uns, und knieend bring' ich des Thales Huldigung, Verklärter, dir, daß du sie bringst dem Meister von dem H ü g e l!“ Auf seinen Ruf: „Hallelujah dem Licht!“ lodert der Scheiterhaufen in Flammen auf; und Molay stürzt sich entzückungsvoll in die Flammen.) — „D a s K r e u z a n d e r O s t s e e, Trauerspiel“, 1804. Wie „die Söhne des Thals“, sollte auch „das Kreuz an der Ostsee“ als größeres Ganze aus mehreren dramatisch selbständigen Teilen gebildet werden. Nur der erste Teil ist gedichtet: „D i e B r a u t n a c h t“ (Tod des Liebespaares, des Preußen Warmio und der polnischen Prinzessin Malgona, im Kampfe mit den

heidnischen Preußen). — „Martin Luther oder die Weihe der Kraft“ 1806. (Dem Stoffe, den Werner in diesem Drama bearbeitete, war er nach der Mystik seines Sinnes nicht gewachsen. Die natürliche Energie der Charaktere Luthers und der Katharina von Bora blieb ihm verschlossen. Werner denkt sich Katharina als eine Nonne, die, wiewohl dem Klostergelübde gläubig hingegeben, dennoch im stillen unbefriedigt ist, und zwar durch eine poetisch-mystische Sehnsucht. Sie hat den Drang, „des Heilands hohes Bild in sich verkörpert zu gestalten, ihn sich selbst zu schaffen.“ Von dieser Sehnsucht aufgeregt, erblickt sie Luther in dem Augenblicke, da er die Bannbulle verbrennt. Da erschrickt sie bis ins Innerste, denn das Bild des Heilandes, das sie in ihrer Phantasie trägt, erscheint ihr in Luther wieder. Sie ruft: „Mein Urbild!“ und stürzt hinweg. Seitdem ist sie magisch an ihn gefesselt. Im Traume erscheint ihr die Mutter Gottes: sie hat, statt des Jesusknaben auf dem Arme, eine Lampe in der Hand; aus dem Flimmer der Lampe steigt das Bild des heidnischen Gottes Apollo auf, das sie halb an Jesus, halb an Luther erinnert. Katharina verfolgt seitdem Luther mit ihren Gedanken, betet zu ihm, begleitet ihn heimlich in Pilgertracht nach Worms, erquickt ihn auf der Rückkehr mit Speise und Trank, fragt ihn über Liebe und Ehe aus, gesteht ihm, daß ihr das Herz breche, wenn sie von ihm gehen müsse. Das alles thut sie, während Luther sie noch kaum eines Blickes gewürdigt hat. Ganz für sein reformatorisches Werk durchdrungen, hat er den offenen Blick für die Dinge in dieser Welt verloren. Er ist träumerisch versunken, stiert ins Unendliche, bläst auf der Flöte, unerweckbar für seine Umgebung, wenn alles um ihn herum in Aufregung ist; wenn er spricht, geschieht es zuweilen dreist und in derben Worten (mit dem Sprichwort: „Wurst wider Wurst“ rechtfertigt er, Melanchthon gegenüber, die Verbrennung der päpstlichen Bulle), meistens aber spricht er in Ausdrücken der Mystik, von dem „Gott in ihm“ &c., die Luther geschichtlich völlig fremd sind. Die Verbindung mit Katharina wird auch für ihn durch Traumeserscheinungen eingeleitet. Im fünften Akt sieht man über dem schlafenden Luther zwei Engel schweben, von denen der eine ihm „die Gesellin erscheinen läßt, die von Ewigkeit zu der Seinen erkoren ist“. Die Erscheinung wirkt aber nicht auf Luther, er erkennt in Katharina diese „Gesellin“ nicht wieder. Erst als Katharina ihm dreimal seufzend gesagt, daß ihr „das Herz bricht“, wenn sie von ihm gehen müsse, erwecken der Kurfürst Friedrich von Sachsen und der Erzbischof von Mainz in ihm die Überzeugung, daß er einer „Weihe seiner Kraft“ bedürfe, die er nun von Katharinens Liebe zu erwarten anfängt. Ein ähnliches Traumleben erscheint, neben diesen Hauptpersonen, in ihren Begleitern, Therese und Theobald, die in den zartesten Symbolen von der „Hyazinthe, die den Busen mit Sehnsucht schwillt“, und von dem „Karfunkelstein, der mit Frieden den Busen füllt“, übergehen und hinsterben.) Das Stück wurde 1806 in Berlin, glänzend ausgestattet, aufgeführt. — Spätere Dramen: Attila, König der Hunnen, romantische Tragödie, 1808; Wanda, Königin der Sarmaten, romantische Tragödie mit Gesang, 1810; Kunigunde, die Heilige, römisch-deutsche Kaiserin, romantisches Schauspiel, 1815; die Mutter der Makkabäer, Tragödie, 1820. Ferner: „Der vierundzwanzigste Februar, Tragödie in einem Akte“ (1809 gedichtet, 1815 herausgegeben). Am 24. Februar eines früheren Jahres (1804) hatte Werner zwei Todesfälle erfahren, die ihm nahe gingen: den seiner Mutter und eines seiner vertrauten Jugendfreunde (Mnioch in Warschau). Daher schreibt sich die Wahl jenes Datums. Die Tragödie wurde Begründerin der später vielfach bearbeiteten „Schicksalstragödien“ § 134. (Eine Schweizer-

familie ist infolge alten Zwiespaltes in vielfache Schuld verwickelt. Kunz Kuruth, ein Schweizer Landmann, hatte gegen den Willen seines Vaters geheiratet. Als dieser über die Frau einmal schmälte, warf Kunz in der Leidenschaft das Messer nach seinem Vater. Das Messer traf nicht. Aber die Wut über den mißratenen Sohn ergriff den alten Mann tödlich, und einen Fluch sprechend: „des Mörders Mörder seid!" starb er. Der Fluch erfüllte sich. Denn der Sohn des Verfluchten, im Knabenalter, tötete, im Spiele kindisch mit dem Messer umgehend, seine jüngere Schwester, irrte dann gleichfalls mit dem Fluche seines Vaters beladen umher, nahm Dienste in Frankreich, ging nach Amerika, kam reich zurück und wurde unerkannt von seinem eigenen Vater ermordet, der, unterdessen an den Bettelstab gebracht, sich jetzt durch des unbekannten Fremden Geld retten wollte. Alle diese im Buch des Schicksals vorgesehenen Mordthaten ereignen sich am 24. Februar. Das einaktige Trauerspiel spielt eine Stunde lang von 11 bis 12 in der Nacht des letzten 24. Februar, wo der letzte Mord, der des Sohnes, verübt, die vorangehenden, der Vater- und Schwestermord, aus der Erinnerung vorgeführt werden.) Als Werner die Tragödie 1815 erscheinen ließ, fügte er einen Prolog hinzu, worin er das Ganze symbolisch deutete; der Fluch der Sünde laste als Schicksal auf der ganzen Welt; dies Gefühl zu wecken und die Mahnung zu geben, daß man aus Jesu Wundenmalen Lebenskraft schöpfe, sei der Zweck seines dramatischen Gedichtes. — „Die Weihe der Unkraft" ist ein lyrisch-allegorisches Gedicht, in welchem Werner (mit Bezug auf sein Drama „Martin Luther oder die Weihe der Kraft") die Verirrung des früheren Lebens bekannte. In die Ausgabe seiner Werke (1841 von seinem Freunde Hitzig besorgt) ist auch eine bedeutende Zahl seiner Predigten aufgenommen.

Heinrich von Kleist (geb. 10. Oktober 1776 zu Frankfurt a. O. [nach dem Zeugnis des Garnisonkirchenbuches zu Frankfurt: 18. Oktober 1777], Sohn eines preußischen Offiziers; für den Militärstand erzogen, trat 1795 in das Regiment Garde zu Fuß in Potsdam; nahm 1799 den Abschied, um sich den Studien zu widmen: zuerst auf der Universität seiner Vaterstadt, 1800 in Berlin. Schmerzlich bereute er, die Jahre der vorbereitenden Bildung zum Studium versäumt zu haben. Als er sich mit stürmendem Eifer auf das Studium der Philosophie Kants legte, erfaßte ihn der Grundgedanke dieses Systems (der Gedanke, daß der Geist zum Erfassen der Wahrheit, des Wirklichen, nicht fähig sei) mit dämonischer Gewalt. „Ich hatte als Knabe mir den Gedanken angeeignet," schreibt er, „daß Vervollkommnung der Zweck der Schöpfung wäre. Bildung schien mir das einzige Ziel, das des Bestrebens, Wahrheit der einzige Reichtum, der des Besitzes würdig ist." Nun Kleist das Streben nach Wahrheit aufgeben mußte, rief er schmerzlich aus: „Mein einziges, mein höchstes Ziel ist gesunken, und ich habe keines mehr. Seit diese Überzeugung vor meine Seele trat, habe ich kein Buch wieder angerührt. Ich bin unthätig in meinem Zimmer umhergegangen, ich habe mich vor das offene Fenster gesetzt, ich bin hinausgelaufen ins Freie, eine innere Unruhe trieb mich zuletzt in Tabagieen und Kaffeehäuser, ich habe Schauspiele und Konzerte besucht, um mich zu zerstreuen; ich habe sogar, um mich zu betäuben, eine Thorheit begangen; und dennoch war der einzige Gedanke, den meine Seele in diesem äußeren Tumult mit glühender Angst bearbeitete: dein einziges, dein höchstes Ziel ist gesunken!" Ratlos irrte er umher von einem Entschluß zum andern. Zuerst wollte er reisen, um sich zu zerstreuen. Als er 1801 bis nach Paris gekommen war, ekelte ihn das überall gleichgestaltige Leben an. Er griff zum andern Extrem, wollte zur notdürftigsten Einfachheit des Daseins

zurückkehren, einen Bauernhof kaufen und an der Arbeit des Körpers sich kräftigen. In diesem Gedanken ging er nach der Schweiz. Schnell aber verlor sich auch die Idee, als er in Bern, mit Zschokke verkehrend, zur Poesie angeregt wurde. Seitdem, seit seinem 25. Jahre, kannte er die innerste Richtung seines Geistes, die zur Poesie. Aber mit seinen poetischen Ideeen lebte er wie im Umgang mit Gespenstern. Wieland, der ihn 1802 nach seiner Rückkehr aus der Schweiz kennen lernte, erzählt von seiner „Eigenheit, die zuweilen an Verrücktheit zu grenzen schien“, daß er häufig etwas zwischen den Zähnen mit sich selbst murmelte, in Gesellschaft, wie wenn er allein wäre. „Er mußte mir endlich gestehen, daß er in solchen Augenblicken mit seinem Drama zu schaffen habe.“ Goethe spricht noch mitleidvoller von ihm: „Mir erregte Kleist bei dem reinsten Vorsatz einer aufrichtigen Teilnahme nur Schauder und Abscheu, wie ein von Natur schön intentionierter Körper, der von einer unheilbaren Krankheit ergriffen wäre.“ Alles erfaßte Kleist aufs leidenschaftlichste, und Ruhe wurde ihm nicht mehr zu teil. „In mir ist nichts beständig, als die Unbeständigkeit,“ sagt er. Kurze Zeit war er in Dresden, dann wieder auf Reisen, in der Schweiz, in Mailand, Paris. Die Leiden seiner Seele erhöhte bald auch die Not, die über ihn einbrach; sein kleines Vermögen war aufgezehrt. 1804 erfuhr man, daß er, von einer lebensgefährlichen Krankheit genesen, in Koblenz bei einem Tischler eingewohnt sei. Seine Freunde hatten ihn schon tot geglaubt; man vermutete später, er habe dort das Tischlerhandwerk lernen wollen. Im Winter desselben Jahres bewarb er sich um ein Amt und wurde Diätar in einer untergeordneten Stellung in Königsberg. Das Unglück aber, das 1806 über Preußen einbrach, störte von neuem die scheinbare Ruhe seines Innern. Ganz in dem Gefühl, daß „Zerstreuung und nicht mehr Bewußtsein der Zustand sei, der ihm wohlthue“, gab er seine Stellung auf, um bloß der Poesie zu leben. Da wurde er 1807 auf der Reise nach Berlin von den Franzosen, die ihn für einen Schillschen Offizier nahmen, gefangen gesetzt und erst 1808 wieder frei gelassen. Nun begannen die bittersten Erfahrungen. Mit Riesenkräften, die er an die Poesie setzte, wirkte er in seiner Zeit doch nichts. Tieck und andere ergriffen zwar das Wort für sein Talent. Aber während er im großen Publikum gar keine Würdigung erntete, widerstrebte ihm namentlich auch Goethe. Über das Trauerspiel „Penthesilea“ schrieb Goethe 1808 an Kleist: „Mit der Penthesilea kann ich mich noch nicht befreunden. Sie ist aus einem so wunderbaren Geschlecht und bewegt sich in einer so fremden Region, daß ich mir Zeit nehmen muß, mich in beide zu finden.“ Goethe ließ in demselben Jahre „den zerbrochenen Krug“ auf der Weimarer Bühne vor das Publikum treten; Kleist aber gab ihm schuld, daß durch die Art, wie er das Lustspiel behandelt habe (in mehrere Akte zerteilt), die Wirkung verkümmert sei. Mit den Stücken, die Kleist seitdem schrieb, „Käthchen, Hermannsschlacht, Prinz von Homburg“, drang er in seiner Zeit gleichfalls nicht durch. Da, als er von dem Elend seines Vaterlandes, wie von dem Elend seines eigenen Lebens aufs tiefste bedrängt war, beschleunigte sich die Katastrophe seines Endes. Er hatte Henriette Vogel kennen gelernt, eine geistig begabte Frau, deren Hypochondrie von der Idee genährt wurde, daß sie an einer unheilbaren Krankheit leide. In einer Anwandlung dunkler Stimmungen forderte sie Kleist das Versprechen ab, ihr jeden Freundschaftsdienst zu leisten, den sie von ihm begehren würde. Nach einiger Zeit daran gemahnt, antwortete Kleist: er sei dazu jederzeit bereit. „Wohlan! so töten Sie mich! Meine Leiden haben mich dahin geführt, daß ich das Leben nicht mehr zu ertragen vermag. Es ist freilich nicht wahrscheinlich, daß Sie dies

thun, da es keine Männer mehr auf Erden giebt; allein —". „Ich werde es thun," fiel ihr Kleist ins Wort, „ich bin ein Mann, der sein Wort hält." Am 20. Nov. 1811 fuhren beide von Berlin nach Potsdam; von da begaben sie sich tags darauf an das Ufer des Wansees in der Nähe des Kruges „zum Stimming". Hier erschoß Kleist Henriette Vogel, darauf sich selbst. In einem Brief, den er kurz vor seinem Tode nach Berlin geschrieben, heißt es: „Wie zwei fröhliche Luftschiffer erheben unsere Seelen sich über die Welt." Beide wurden ihrer Bestimmung gemäß begraben, wo man ihre Leichen fand.) — Charakter seiner Poesie. Kleists Dichtungen zeigen alle Merkmale echter Poesie: plastische Anschaulichkeit, wirkliches Leben, hohe Leidenschaft, Enthüllung der Seelengeheimnisse bis in die äußersten Gegensätze der Empfindung, von der Verklärung im Zauber der Liebe bis zum Wahnsinn der Rache und Wut. Darüber weht ein Odem reiner Weihe, die Ahnung einer höheren Friedenswelt, vor der die Leidenschaften wie Schatten dahinstieben. Mit den Romantikern, mit denen er im Leben wenig, in den Studien gar keine Gemeinschaft hatte, teilt er die Vorliebe für märchenhafte Einkleidung und das Heraustreten aus der Natur. Daneben aber zeugen Sprache, Versbau und Komposition von klassischer Herrschaft und Sicherheit. Sein Ausdruck hat den kernigen Charakter antiker Gedrungenheit. — „Die Familie Schroffenstein, Trauerspiel in 5 Akten", 1801 gedichtet. (Die beiden zur Familie Schroffenstein gehörigen Häuser Rossitz und Warwand haben einen Erbvertrag geschlossen, kraft dessen nach dem Aussterben des einen die Besitzungen desselben an das andere fallen sollen. Als in beiden Häusern das Unglück eintritt, daß jüngere Glieder sterben, giebt sich Graf Rupert aus dem Hause Rossitz auf sehr trügerische Anzeichen dem Verdachte hin, daß der Todesfall in seiner Familie um des Erbvertrages willen gewaltsam von dem Hause Warwand herbeigeführt sei, und schwört Rache. Graf Sylvester aus dem Hause Warwand, der seinem Vetter Rupert ein ähnliches Verbrechen nicht zutrauen mag, wird dennoch durch dessen Feindseligkeiten zur Gegenwehr genötigt. Im Kampfe gehen beide Häuser unter. Das lyrische Interesse der Tragödie knüpft sich an die Liebe zwischen Ottokar, Ruperts Sohn, und Agnes, Sylvesters Tochter.) — „Der zerbrochene Krug, Lustspiel", verdankt dem Aufenthalt in Bern 1802 seinen Ursprung. In Zschokkes Zimmer befand sich ein Kupferstich mit der Unterschrift „la cruche cassée". Als eines Tages die Aufmerksamkeit Zschokkes, Kleists und eines Dritten, Ludwig Wieland (Sohn des Dichters), auf dieses Bild fiel, beschlossen alle, jeder in seiner Weise den Gegenstand poetisch zu bearbeiten. Zschokke schrieb eine Novelle, Wieland eine Satire und Kleist das Lustspiel. Der Gegenstand desselben ist eine Gerichtsscene, in welcher der Richter durch seine Anstrengungen für den Beweis der Schuld eines anderen, sich in sein eigenes Verderben hineinexaminiert: er hatte bei einem notgedrungenen Sprung aus dem Fenster den Krug zerbrochen. Kleists Lustspiel empfing den Preis vor den Arbeiten Zschokkes und Wielands. — „Tod Guiscards, des Normannen": nur in einem sehr kleinen Bruchstück aufbewahrt. Die Tragödie wurde, man weiß nicht wie nahe der Vollendung, von Kleist vernichtet, als er, mit einem Freunde in Paris lebend, infolge eines Streites über Sein und Nichtsein, in äußerster Aufregung, der Verzweiflung nahe geführt wurde. Wieland in Weimar, der mehr davon gehört zu haben scheint, schreibt 1804: „Ich gestehe, daß ich erstaunt war, und ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich versichere: wenn die Geister des Äschylos, Sophokles und Shakespeare sich vereinigten, eine Tragödie zu schaffen, sie würde das sein, was Kleists „Tod Guiscards, des Normannen", sofern das Ganze

demjenigen entspräche, was er mich damals hören ließ. Von diesem Augenblick war es bei mir entschieden, Kleist sei dazu geboren, die große Lücke in unserer dramatischen Litteratur auszufüllen, die selbst von Schiller und Goethe noch nicht ausgefüllt ist." — „Penthesilea, Trauerspiel" 1808. (Penthesilea, die Königin der Amazonen, ist nach der Sitte des Frauenstaates vom Gotte Mars mit anderen Jungfrauen erkoren, sich den Gemahl zu erkämpfen. Vom Gotte zu den vor Troja lagernden Griechen gewiesen, empfängt sie von ihrer sterbenden Mutter, der Königin Otrere, die Voraussage: „Du wirst den Peleiden dir bekränzen." Diesem Worte folgend, sucht sie den Kampf mit Achilles und hofft auf den Sieg über ihn. So furchtbar die Macht der Amazonen den Griechen wird, Achilles bleibt im Kampfe mit Penthesilea doch Sieger, und diese sinkt, von Achilles getroffen, bewußtlos nieder. Von ihrer Ohnmacht erwachend, denkt ihre Umgebung, sie vor dem Wahnsinn, der sie zu ergreifen droht, zu bewahren, indem man ihr mit der Unwahrheit schmeichelt, sie sei über Achill Siegerin gewesen, Achill selbst von dem Verlangen ergriffen, Penthesilea zu seiner Königin zu machen, willigt in die Täuschung. Aber schrecklich muß diese von dem Traume, in dem sie sich ganz der berauschenden Freude hingiebt, den herrlichsten der Griechen erkämpft zu haben, erwachen, als die Täuschung durch die unterdessen eingetretenen Wendungen des Kampfes zwischen den anderen Griechen und Amazonen unmöglich wird. Da Achill sie als Gefangene nach Pythia führen will, belebt sie ihre Wut tigerartig. Mit Bogen und Pfeil, mit Hunden und Elefanten geht sie von neuem in den Kampf gegen ihn. Und Achill, der sich dessen nicht versieht, ihr waffenlos entgegengeht, wird aus der Ferne von einem Pfeil am Halse durchbohrt. Über den sterbend Röchelnden stürzt Penthesilea mit ihren Doggen, mit den Zähnen in seine Brust sich beißend. Die Amazone hat gesiegt. Als sie darauf von ihrer Wut zum Bewußtsein dessen kommt, was sie gethan, ist ihr Stolz gebrochen: „Ich sage vom Gesetz der Fraun mich los und folge diesem Jüngling hier." Ihre Begleiterinnen erschrecken vor dem Rätselsinn des Wortes, entwinden ihr Dolch und Pfeile, daß sie sich den Tod nicht geben könne. Dessen bedarf's für Penthesilea auch nicht. „Denn" — mit ihrem eigenen Gefühl, dem sie aus des Herzens Tiefe Worte leiht, tötet sie sich:

„Denn jetzt steig' ich in meinen Busen nieder,
Gleich einem Schacht, und grabe kalt, wie Erz,
Mir ein vernichtendes Gefühl hervor.
Dies Erz, dies läutr' ich in der Glut des Jammers
Hart mir zu Stahl; tränk es mit Gift sodann,
Heißätzendem, der Reue, durch und durch;
Trag es der Hoffnung ew'gem Amboß zu,
Und schärf' und spitz' es mir zu einem Dolch;
Und diesem Dolch jetzt reich ich meine Brust: —
So! So! So! So! Und wieder! — Nun ist's gut."

Sie sinkt tot nieder.) — „Das Käthchen von Heilbronn oder die Feuerprobe, ein großes historisches Ritterschauspiel", 1810. (Käthchen, die vermeinte Tochter eines Waffenschmieds in Heilbronn, in dessen Hause sie erzogen ist, in der That aber die Tochter des Kaisers, fühlt sich magnetisch an den Grafen Wetter vom Strahl gefesselt. Das Geheimnis ihrer Abstammung existiert nur als Bewußtsein ihres somnambulen Zustandes. Durch eine ihr selbst unbewußte Mitteilung während desselben erfährt der Graf vom Strahl ihre wahre Abstammung unter Umständen, die ihn nicht daran zweifeln lassen. Da entschließt sich auch der Kaiser, dem davon Kunde gegeben wird, Käthchen

als seine Tochter öffentlich anzuerkennen; und diese wird die Gemahlin des Grafen.) Die leidende und endlich siegende Unschuld kann schwerlich in einer schöneren Gestalt als in der Käthchens dargestellt werden. Ein schwellender Duft reiner Empfindung steigt aus der Dichtung empor. Was Tieck wollte, mit den Spielereien seines Witzes aber nie erreichte, Märchen dramatisieren, das hat Kleist in diesem Werke aufs sinnigste geleistet. — „Die Hermannsschlacht, Schauspiel“ 1810, behandelt den Sieg der Deutschen über Varus im Jahre 9 n. Chr. Franzosenhaß fesselte Kleist an diesen Stoff. Varus und die Römer waren ihm poetische Namen für Napoleon und die Franzosen. (Vergl. § 124.) Kleist durchdringt den völlig undramatischen Stoff (undramatisch durch den Mangel an individualisierten Charakteren, an spannenden Entwicklungen; undramatisch, weil eigentlich nur das Faktum schlauer Überlistung und rettungslosen Unterganges durch eine Naturgewalt vorliegt), dennoch mit vollem persönlichen Leben, mit verwickelter Bewegung der Thatsachen. — „Prinz Friedrich von Homburg, Schauspiel“ 1811. Die Dichtung beruht auf der Notiz, daß der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg nach der Schlacht bei Fehrbellin geäußert haben soll, man könne nach der Strenge der Gesetze den Prinzen von Homburg vor ein Kriegsgericht stellen; doch sei es ferne von ihm, diese Strenge gegen einen Mann, der so tapfer zum Siege mitgewirkt, in Anwendung zu bringen. Kleist bildet aus diesem hingeworfenen Gedanken eine dramatische Handlung. Den Gedanken, den der Kurfürst dort in sich sogleich entscheidet, läßt Kleist als Streitfrage auftreten und durch die Charaktere des Stückes sich abspiegeln. Soll der Prinz, weil er gegen die Ordre angegriffen hat, verurteilt? oder, weil er Mut und Einsicht bewiesen, und der Erfolg beides anerkannt hat, als Sieger gepriesen werden? Kleist faßt das Problem, soweit es den Prinzen selbst betrifft, in der Weise der Romantiker, d. h. er entzieht es der menschlichen Berechenbarkeit. Der Prinz ist dann und wann durch eine krankhafte Anlage der Seele zu träumerischer Selbstlosigkeit entrückt. Er weiß zuerst gar nicht, daß er ein Versehen begangen. Dann, als er darüber aufgeklärt ist, ist er der strengste Richter seines Vergehens. Der Kurfürst hinwieder betrachtet die Frage als nicht in seiner Gewalt; sie soll nach dem Recht entschieden werden. Dem Rechte entgegen steht wieder das Herz. Vortreffliche Worte spricht der alte Kottwitz in diesem Sinne:

„Gesetzt, um dieses unberufnen Sieges
Brächst du dem Prinzen jetzt den Stab, und ich,
Ich träfe morgen gleichfalls unberufen,
Den Sieg, wo irgend zwischen Wald und Felsen
Mit den Schwadronen, wie ein Schäfer, an:
Bei Gott, ein Schelm doch müßt' ich sein, wenn ich
Des Prinzen That nicht munter wiederholte.
Und sprächst du, das Gesetzbuch in der Hand:
Kottwitz, du hast den Kopf verwirkt! so sagt' ich:
Das wußt' ich, Herr, da nimm ihn hin, hier ist er!“

Graf Hohenzollern endlich weist darauf hin, daß der Kurfürst an dem Versehen des Prinzen selbst einen Teil von Schuld trage. Und die Idee, daß die Verwicklungen des Lebens, in welche die Menschen ohne Unterschied verflochten sind, keinem ein moralisches Recht zur richterlichen Erhebung geben, liegt, wie ein versöhnendes Licht des Himmels, über dem Werk ausgebreitet. Durch das Stück geht ein Zug inniger Treue und Würde, gemütvoller Tiefe norddeutschen Lebens. Selten ist ein Fürst so groß und so wahr, so ohne falsches Beiwerk hingestellt worden, wie hier der brandenburgische Kurfürst.

Nie ist das Verhältnis eines Militär-Oberhauptes zu seinen Untergebenen mit so lebendiger Empfindung durchdrungen, wie hier. Nach dieser Seite hin gebührt dem Stück der Ruhm eines Meisterwerkes, das unter den schwierigsten Verhältnissen, unter der Behandlung eines härtesten Stoffes, der Disciplin eines Militärstaates, unternommen ist. Die Traumscenen zu Anfang und zu Ende gehören wegen des zauberhaften Duftes, der in ihnen weht, zu dem Liebenswürdigsten, was die Romantik hervorgebracht hat. Kleist hatte seine letzte Hoffnung auf dies Stück gesetzt: sie scheiterte; es wurde damals nicht zur Aufführung gelassen. — Kleists novellenartige Erzählungen zeichnen sich durch folgerechten Gang der Handlung in äußerster Strenge aus: Michael Kohlhaas 1808; das Erdbeben von Chili 1810 ꝛc.

## § 120. Baron de la Motte Fouqué, Ernst Schulze.

1. Von Fouqué ist zu merken: das dramatische Gedicht, der Held des Nordens (in drei Teilen: Sigurd der Schlangentöter, Sigurds Rache, Aslauga) 1810; das Märchen Undine 1813, der Roman der Zauberring 1813, das Epos Corona 1814 ꝛc.; 2. von Ernst Schulze: die Epen Cäcilie 1813, und die bezauberte Rose (nach dem Tode des Dichters herausgegeben 1818).

Friedrich Baron de la Motte Fouqué (aus einer französischen Emigrantenfamilie, Enkel des preußischen Generals im Dienste Friedrich des Großen; geb. 1777 zu Brandenburg; stand 1794 im Rheinfeldzuge beim preußischen Militär, lebte seit 1802 meistens auf dem Gute seiner Gemahlin, Nennhausen bei Rathenow, unablässig mit poetischen Arbeiten beschäftigt. 1812 kurze Zeit Lieutenant bei den freiwilligen Jägern; wegen Kränklichkeit zurücktretend. Nach dem Tode seiner Gemahlin 1831 lebte er in Halle, wo er vor einem gebildeten Publikum Vorlesungen über Poesie und Geschichte hielt. 1842 durch Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin gerufen; † 1843). Fouqués Richtung auf die mittelalterliche Phantastik des Rittertums war nicht angenommene Bildung, nicht Folge philosophischer und ästhetischer Studien, sondern unmittelbare Empfindung und wirkliches Leben. Einer alten normännischen Familie voll ritterlicher Erinnerungen angehörig, hatte er während der Kindheit im einsamen Landleben eine Traum- und Phantasiewelt genährt. Als er zum Bewußtsein der Kraft erwachte, war das Vaterland, das seine Vorfahren um der Religion willen gewählt hatten, zu schmachvoller Schwäche erniedrigt. Da verschmolzen in ihm Religion und Rittertum. Varnhagen von Ense schreibt 1807: „Fouqué sah auf eine zum Teil schmerzvolle Vergangenheit so ergeben zurück, als hätte er nichts mehr zu hoffen; und hoffte so frisch und fröhlich von jedem neuen Tag das beste, als hätte er noch gar nichts erlebt.“ Diese Doppelstimmung und die Naivetät, durch die sie allein möglich war, ist der charakteristische Zug seines Lebens und seiner Poesie. Wie St. Georg, mit dem Kreuz und dem Schwert angethan, mochte er wohl im Gewühl der Kämpfe den Drachen der Revolution und der Gewaltherrschaft zertreten; aber teils die Ungunst der Verhältnisse, teils die Unfähigkeit, den Anstrengungen des Krieges zu trotzen, nötigten ihn wieder in die Welt seiner Phantasieen zurück. So dichtete er sein Leben lang; und sein Leben, wie das Dichten, war das Märchen des Rittertums. Hoflustbarkeiten, Schlachtstücke, Liebes- und Dichterspiele, Nornen und Seekönige, Ungeheuer und Zauber kehrten in seinen Werken immer wieder. In seiner Jugend war dies eine neue

überraschende Erscheinung; man empfing Eindruck und zollte Beifall. Nicht bloß die Romantiker, auch die Grafen Stolberg, Jean Paul, erkannten in ihm den Dichter an. Jean Paul nannte seinen Roman „Albin“ 1808 „ein Manifest voller, frischer, jugendlich-poetischer Lebenslust“; sein Drama „Sigurd“ „ein Siegeszeichen, das der Dichter in dem Walde der nordischen Mythologie aufgehangen habe“. Bald aber trat ein Umschwung ein. Fouqué war zu eintönig, um sich auf dieser Höhe zu halten. Da brach sich, seit 1815, als die Kriegsbegeisterung gegen Napoleon mit dem Siege über ihn vorübergegangen war, das Urteil im Publikum durch, daß Fouqué Empfindungen, die mit dem allgemeinen Gefühl des Volkes Übereinstimmung hätten, eigentlich nie ausspräche, sondern nur Empfindungen des Ritterstandes aus der Zeit der Tourniere und des Minnedienstes. Die Kindlichkeit, die bisher Lebenswärme gezeigt hatte, erschien nun gekünstelt; sein Umgehen mit „Ehre, Rittertum und Frömmigkeit“ wie Spielerei. Im Alter zu kümmerlichen Verhältnissen herabgedrückt, hielt ihn König Friedrich Wilhelm IV. aufrecht, in dessen Jugenderinnerungen Fouqués Dichtungen einen hohen Rang einnahmen. — Seine Jugendarbeiten gab Fouqué unter dem Namen „Pellegrin“ heraus. Die Trilogie „der Held des Nordens“ 1810 behandelt die Sigurd- und Brunhildsage der Edda. 1. „Sigurd, der Schlangentöter, Heldenspiel in 6 Abenteuern“. Sigurd tötet Faffner, der in Drachengestalt sein Gold bewacht, dringt in die Flammenburg, die Brynhildis einschließt und erobert die Gewaltige zur Gemahlin. Brynhildis kennt das Verhängnis Sigurds: daß ihm kurzes Leben und doppelte Vermählung bestimmt sei. Sigurd aber ohne Furcht vor der Gefahr, seiner Gemahlin untreu zu werden, reitet mit dem Liebesschwur gegen sie hinweg auf Abenteuer. Da verfällt er der Zauberei der Königin Grimhildis, die ihn Vergessenheit des Geschehenen trinken läßt. Er vermählt sich mit Grimhildis' Tochter, Gudruna; ja, er hilft deren Bruder Gunnar seine eigene Gemahlin gewinnen. Bald aber verraucht der Zauber, und mit Grauen kehrt sein Bewußtsein zurück: „Weh mir, ich wache! Verpfändet meine Lieb', mein Wort gebrochen; Nun hält mich Treue hier, reißt dort mich hin. Jetzt spür' ich es, mit argem Zaubertrank ward ich bethört!“ Brynhildis reizt Gunnar zum Morde Sigurds, verbrennt sich aber dann mit der Leiche des Erschlagenen auf dem Scheiterhaufen. 2. „Sigurds Rache, Heldenspiel in 6 Abenteuern“. Gudruna, lange Zeit um den Tod Sigurds, ihres Gemahls, trauernd, jetzt aber durch einen Trank der Vergessenheit, den Grimhildis ihr reicht, darüber getäuscht, wird Atles Gemahlin, eines boshaften, heimtückischen Fürsten. Nach dem Golde Faffners lüstern, das jetzt Gudrunas Brüder (Gunnar und Högne) besitzen, ladet er diese zu sich ein und ermordet sie. Gudruna, um Rache zu nehmen, mordet seine und ihre Kinder, giebt sie ihm zu essen und tötet ihn selbst, während er schläft. Bei Atles Totenfest läßt sie darauf die Burg anzünden, in der seine Krieger versammelt sind und stürzt sich vom Felsen ins Meer. 3. „Aslauga, Heldenspiel in 3 Abenteuern“. Aslauga, die Tochter Brynhildis' und Sigurds, bei Bauersleuten aufgewachsen, reizt durch ihre Schönheit den König Ragnar Lodbrock, der mit seinen Mannen an der Küste landet. Nachdem sie seine Gemahlin geworden, erfüllt es sein Volk mit Unwillen, daß eine Bettlerin auf dem Throne sitzt; und Lodbrock, den Einflüsterungen nachgebend, zur Untreue entschlossen, wirbt um Ingibiorg, Prinzessin von Schweden. Durch zwei Wundervögel, die Lodbrock begleiteten, wird Aslauga davon in Kenntnis gesetzt. Sie sitzen auf offener See auf dem Rande eines Fischernachens und besprechen in allitterierenden Versen ihre Erinnerungen:

„Erster Vogel: Weißt du noch, Weißkopf, Was sie sprachen?
Zweiter: Wort für Wort noch, Wendehals, Weiß ich.
Erster: Das vom Freien? Das vom Feste?
Zweiter: Von der Altvordern Fürstengräbern?
Erster: Weiß es, Weißkopf; Woll'n nun fliegen.
Zweiter: Woll'n wahrsagen, Weiser Herrin."

Aslauga enthüllt ihrem Gemahl das Geheimnis ihrer Herkunft, und das Volk huldigt ihr, während der Skaldenchor singt: „Heil, Aslauga, hellfunkelnd Auge! Hirtin nicht mehr, nun hohe Wirtin In Nordlands klingenden Königspforten!" — „Undine, eine Erzählung" 1813. Undine, ein Naturgeist aus der Familie der Wellenbeherrscher, ist ein heiteres, neckendes Mädchen. Seelenlos sind die Wesen dieser Art geboren. Sobald sie aber Liebe von einem Menschen empfangen, werden sie beseelt und bleiben es so lange, wie ihnen die Liebe bewahrt wird. Undine vermählt sich mit Ritter Huldbrand von Ringstetten. So lieb ihm Undine ist, so trennt ihn doch allmählich die Verschiedenheit ihrer Natur: der menschlichen und der des Wassergeistes. Nachdem Undine infolge einer Erzürnung ihres Gemahls zu den Wellen zurückgekehrt ist und Huldbrand sich mit Bertalda vermählt hat, erscheint Undine als strafender Geist aus der Tiefe ihres Elements und tötet in einer zauberischen Umarmung ihren treulosen Gemahl. Auf seinem Grabe verrinnt ihre Gestalt zu einer lebendigen Quelle. — „Der Zauberring, ein Ritterroman" 1813. Ritter Otto von Trautwangen ist beim Beginn der Erzählung ein Knabe, der mit seiner Cousine Bertha von Lichtenried auf den Wiesenauen spielt. Als er eine ritterliche Dame Gabriele von Portamour leiden sieht, da ihr ein edler Ritter Folko von Montfaucon den Zauberring streitig macht, durch den sie zu einer der vornehmsten Frauen Frankreichs werden könne, erwacht sein ritterlicher Thatendurst. Er beschließt, Folko den Ring abzuringen. Die That des Minnedienstes gelingt. Aber der Tag seines Sieges wendet sein Geschick. Unter den Gästen des Festes erscheint auch die Gespielin seiner Kindheit, Bertha. In der Verwirrung, die über ihn kommt, trinkt er von dem Zaubertrank des neben ihm sitzenden heidnischen Seekönigs: die Wut eines Besessenen tobt aus ihm, und alle wenden sich von ihm ab; nur Bertha bleibt ihm treu; seine Verlassenheit tröstend, seine Wunden heilend. Ausgestoßen von den Christen, begiebt er sich unter die normannischen Heiden, weiht sein Herz durch den Kampf für das Christentum und wird schließlich durch die Vermählung mit Bertha glücklich, während der Streit um den Ring zwischen Gabriele und Folko durch Vermählung zwischen ihnen ausgeglichen wird. Das Wesentliche an den vielen Abenteuern, die in diesen Rahmen gebracht werden, ist Symbolik. Der Streit um den Ring kommt von einem Manne her, welcher der Vater fast aller Personen ist, die in diesem Roman hervortreten. Unter dem Namen „Huguenin" ist er Folkos Vater; unter dem „Hugh" der Vater Ottos von Trautwangen; der Emir Nureddin nennt ihn als seinen Vater „Hygin", der Italiener Tebaldo „Uguccione", der normannische Heide Lothur „Hugur". Fouqué wollte in ihm den deutschen Adel symbolisieren, der durch seine Beziehungen zu allen Völkern der Mittelpunkt des ganzen Völkerlebens geworden ist. In der Vorrede zum „Zauberring", worin Fouqué zuvörderst gesteht, daß er selbst noch nicht wisse, wie sein Held durch alle Irrsale zum Ziele hindurchschiffen werde, ladet er den Leser dennoch ein, ihm zu folgen: „Es wäre denn, daß du den Namen des lieben Gottes, den ich eben angerufen habe, nicht gut leiden könntest. Sonst, meine ich, sollst du mit dem, was ich dir geben will, und was mir

als seine Tochter öffentlich anzuerkennen; und diese wird die Gemahlin des Grafen.) Die leidende und endlich siegende Unschuld kann schwerlich in einer schöneren Gestalt als in der Käthchens dargestellt werden. Ein schwellender Duft reiner Empfindung steigt aus der Dichtung empor. Was Tieck wollte, mit den Spielereien seines Witzes aber nie erreichte, Märchen dramatisieren, das hat Kleist in diesem Werke aufs sinnigste geleistet. — „Die Hermannsschlacht, Schauspiel“ 1810, behandelt den Sieg der Deutschen über Varus im Jahre 9 n. Chr. Franzosenhaß fesselte Kleist an diesen Stoff. Varus und die Römer waren ihm poetische Namen für Napoleon und die Franzosen. (Vergl. § 124.) Kleist durchdringt den völlig undramatischen Stoff (undramatisch durch den Mangel an individualisierten Charakteren, an spannenden Entwicklungen; undramatisch, weil eigentlich nur das Faktum schlauer Überlistung und rettungslosen Unterganges durch eine Naturgewalt vorliegt), dennoch mit vollem persönlichen Leben, mit verwickelter Bewegung der Thatsachen. — „Prinz Friedrich von Homburg, Schauspiel“ 1811. Die Dichtung beruht auf der Notiz, daß der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg nach der Schlacht bei Fehrbellin geäußert haben soll, man könne nach der Strenge der Gesetze den Prinzen von Homburg vor ein Kriegsgericht stellen; doch sei es ferne von ihm, diese Strenge gegen einen Mann, der so tapfer zum Siege mitgewirkt, in Anwendung zu bringen. Kleist bildet aus diesem hingeworfenen Gedanken eine dramatische Handlung. Den Gedanken, den der Kurfürst dort in sich sogleich entscheidet, läßt Kleist als Streitfrage auftreten und durch die Charaktere des Stückes sich abspiegeln. Soll der Prinz, weil er gegen die Ordre angegriffen hat, verurteilt? oder, weil er Mut und Einsicht bewiesen, und der Erfolg beides anerkannt hat, als Sieger gepriesen werden? Kleist faßt das Problem, soweit es den Prinzen selbst betrifft, in der Weise der Romantiker, d. h. er entzieht es der menschlichen Berechenbarkeit. Der Prinz ist dann und wann durch eine krankhafte Anlage der Seele zu träumerischer Selbstlosigkeit entrückt. Er weiß zuerst gar nicht, daß er ein Versehen begangen. Dann, als er darüber aufgeklärt ist, ist er der strengste Richter seines Vergehens. Der Kurfürst hinwieder betrachtet die Frage als nicht in seiner Gewalt; sie soll nach dem Recht entschieden werden. Dem Rechte entgegen steht wieder das Herz. Vortreffliche Worte spricht der alte Kottwitz in diesem Sinne:

„Gesetzt, um dieses unberufnen Sieges
Brächst du dem Prinzen jetzt den Stab, und ich,
Ich träfe morgen gleichfalls unberufen,
Den Sieg, wo irgend zwischen Wald und Felsen
Mit den Schwadronen, wie ein Schäfer, an:
Bei Gott, ein Schelm doch müßt' ich sein, wenn ich
Des Prinzen That nicht munter wiederholte.
Und sprächst du, das Gesetzbuch in der Hand:
Kottwitz, du hast den Kopf verwirkt! so sagt' ich:
Das wußt' ich, Herr, da nimm ihn hin, hier ist er!“

Graf Hohenzollern endlich weist darauf hin, daß der Kurfürst an dem Versehen des Prinzen selbst einen Teil von Schuld trage. Und die Idee, daß die Verwicklungen des Lebens, in welche die Menschen ohne Unterschied verflochten sind, keinem ein moralisches Recht zur richterlichen Erhebung geben, liegt, wie ein versöhnendes Licht des Himmels, über dem Werk ausgebreitet. Durch das Stück geht ein Zug inniger Treue und Würde, gemütvoller Tiefe norddeutschen Lebens. Selten ist ein Fürst so groß und so wahr, so ohne falsches Beiwerk hingestellt worden, wie hier der brandenburgische Kurfürst.

Nie ist das Verhältnis eines Militär-Oberhauptes zu seinen Untergebenen mit so lebendiger Empfindung durchdrungen, wie hier. Nach dieser Seite hin gebührt dem Stück der Ruhm eines Meisterwerkes, das unter den schwierigsten Verhältnissen, unter der Behandlung eines härtesten Stoffes, der Disciplin eines Militärstaates, unternommen ist. Die Traumscenen zu Anfang und zu Ende gehören wegen des zauberhaften Duftes, der in ihnen weht, zu dem Liebenswürdigsten, was die Romantik hervorgebracht hat. Kleist hatte seine letzte Hoffnung auf dies Stück gesetzt: sie scheiterte; es wurde damals nicht zur Aufführung gelassen. — Kleists novellenartige Erzählungen zeichnen sich durch folgerechten Gang der Handlung in äußerster Strenge aus: Michael Kohlhaas 1808; das Erdbeben von Chili 1810 2c.

## § 120. Baron de la Motte Fouqué, Ernst Schulze.

1. Von Fouqué ist zu merken: das dramatische Gedicht, der Held des Nordens (in drei Teilen: Sigurd der Schlangentöter, Sigurds Rache, Aslauga) 1810; das Märchen Undine 1813, der Roman der Zauberring 1813, das Epos Corona 1814 2c.; 2. von Ernst Schulze: die Epen Cäcilie 1813, und die bezauberte Rose (nach dem Tode des Dichters herausgegeben 1818).

Friedrich Baron de la Motte Fouqué (aus einer französischen Emigrantenfamilie, Enkel des preußischen Generals im Dienste Friedrich des Großen; geb. 1777 zu Brandenburg; stand 1794 im Rheinfeldzuge beim preußischen Militär, lebte seit 1802 meistens auf dem Gute seiner Gemahlin, Nennhausen bei Rathenow, unablässig mit poetischen Arbeiten beschäftigt. 1812 kurze Zeit Lieutenant bei den freiwilligen Jägern; wegen Kränklichkeit zurücktretend. Nach dem Tode seiner Gemahlin 1831 lebte er in Halle, wo er vor einem gebildeten Publikum Vorlesungen über Poesie und Geschichte hielt. 1842 durch Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin gerufen; † 1843). Fouqués Richtung auf die mittelalterliche Phantastik des Rittertums war nicht angenommene Bildung, nicht Folge philosophischer und ästhetischer Studien, sondern unmittelbare Empfindung und wirkliches Leben. Einer alten normännischen Familie voll ritterlicher Erinnerungen angehörig, hatte er während der Kindheit im einsamen Landleben eine Traum- und Phantasiewelt genährt. Als er zum Bewußtsein der Kraft erwachte, war das Vaterland, das seine Vorfahren um der Religion willen gewählt hatten, zu schmachvoller Schwäche erniedrigt. Da verschmolzen in ihm Religion und Rittertum. Varnhagen von Ense schreibt 1807: „Fouqué sah auf eine zum Teil schmerzvolle Vergangenheit so ergeben zurück, als hätte er nichts mehr zu hoffen; und hoffte so frisch und fröhlich von jedem neuen Tag das beste, als hätte er noch gar nichts erlebt." Diese Doppelstimmung und die Naivetät, durch die sie allein möglich war, ist der charakteristische Zug seines Lebens und seiner Poesie. Wie St. Georg, mit dem Kreuz und dem Schwert angethan, mochte er wohl im Gewühl der Kämpfe den Drachen der Revolution und der Gewaltherrschaft zertreten; aber teils die Ungunst der Verhältnisse, teils die Unfähigkeit, den Anstrengungen des Krieges zu trotzen, nötigten ihn wieder in die Welt seiner Phantasieen zurück. So dichtete er sein Leben lang; und sein Leben, wie das Dichten, war das Märchen des Rittertums. Hoflustbarkeiten, Schlachtstücke, Liebes- und Dichterspiele, Nornen und Seekönige, Ungeheuer und Zauber kehrten in seinen Werken immer wieder. In seiner Jugend war dies eine neue

überraschende Erscheinung; man empfing Eindruck und zollte Beifall. Nicht bloß die Romantiker, auch die Grafen Stolberg, Jean Paul, erkannten in ihm den Dichter an. Jean Paul nannte seinen Roman „Albin" 1808 „ein Manifest voller, frischer, jugendlich-poetischer Lebenslust"; sein Drama „Sigurd" „ein Siegeszeichen, das der Dichter in dem Walde der nordischen Mythologie aufgehangen habe". Bald aber trat ein Umschwung ein. Fouqué war zu eintönig, um sich auf dieser Höhe zu halten. Da brach sich, seit 1815, als die Kriegsbegeisterung gegen Napoleon mit dem Siege über ihn vorübergegangen war, das Urteil im Publikum durch, daß Fouqués Empfindungen, die mit dem allgemeinen Gefühl des Volkes Übereinstimmung hätten, eigentlich nie ausspräche, sondern nur Empfindungen des Ritterstandes aus der Zeit der Tourniere und des Minnedienstes. Die Kindlichkeit, die bisher Lebenswärme gezeigt hatte, erschien nun gekünstelt; sein Umgehen mit „Ehre, Rittertum und Frömmigkeit" wie Spielerei. Im Alter zu kümmerlichen Verhältnissen herabgedrückt, hielt ihn König Friedrich Wilhelm IV. aufrecht, in dessen Jugenderinnerungen Fouqués Dichtungen einen hohen Rang einnahmen. — Seine Jugendarbeiten gab Fouqué unter dem Namen „Pellegrin" heraus. Die Trilogie „der Held des Nordens" 1810 behandelt die Sigurd- und Brunhildsage der Edda. 1. „Sigurd, der Schlangentöter, Heldenspiel in 6 Abenteuern". Sigurd tötet Faffner, der in Drachengestalt sein Gold bewacht, dringt in die Flammenburg, die Brynhildis einschließt und erobert die Gewaltige zur Gemahlin. Brynhildis kennt das Verhängnis Sigurds: daß ihm kurzes Leben und doppelte Vermählung bestimmt sei. Sigurd aber ohne Furcht vor der Gefahr, seiner Gemahlin untreu zu werden, reitet mit dem Liebesschwur gegen sie hinweg auf Abenteuer. Da verfällt er der Zauberei der Königin Grimhildis, die ihn Vergessenheit des Geschehenen trinken läßt. Er vermählt sich mit Grimhildis' Tochter, Gudruna; ja, er hilft deren Bruder Gunnar seine eigene Gemahlin gewinnen. Bald aber verraucht der Zauber, und mit Grauen kehrt sein Bewußtsein zurück: „Weh mir, ich wache! Verpfändet meine Lieb', mein Wort gebrochen; Nun hält mich Treue hier, reißt dort mich hin. Jetzt spür' ich es, mit argem Zaubertrank ward ich bethört!" Brynhildis reizt Gunnar zum Morde Sigurds, verbrennt sich aber dann mit der Leiche des Erschlagenen auf dem Scheiterhaufen. 2. „Sigurds Rache, Heldenspiel in 6 Abenteuern". Gudruna, lange Zeit um den Tod Sigurds, ihres Gemahls, trauernd, jetzt aber durch einen Trank der Vergessenheit, den Grimhildis ihr reicht, darüber getäuscht, wird Atles Gemahlin, eines boshaften, heimtückischen Fürsten. Nach dem Golde Faffners lüstern, das jetzt Gudrunas Brüder (Gunnar und Högne) besitzen, ladet er diese zu sich ein und ermordet sie. Gudruna, um Rache zu nehmen, mordet seine und ihre Kinder, giebt sie ihm zu essen und tötet ihn selbst, während er schläft. Bei Atles Totenfest läßt sie darauf die Burg anzünden, in der seine Krieger versammelt sind und stürzt sich vom Felsen ins Meer. 3. „Aslauga, Heldenspiel in 3 Abenteuern". Aslauga, die Tochter Brynhildis' und Sigurds, bei Bauersleuten aufgewachsen, reizt durch ihre Schönheit den König Ragnar Lodbrock, der mit seinen Mannen an der Küste landet. Nachdem sie seine Gemahlin geworden, erfüllt es sein Volk mit Unwillen, daß eine Bettlerin auf dem Throne sitzt; und Lodbrock, den Einflüsterungen nachgebend, zur Untreue entschlossen, wirbt um Ingibiorg, Prinzessin von Schweden. Durch zwei Wundervögel, die Lodbrock begleiteten, wird Aslauga davon in Kenntnis gesetzt. Sie sitzen auf offener See auf dem Rande eines Fischernachens und besprechen in allitterierenden Versen ihre Erinnerungen:

„Erster Vogel: Weißt du noch, Weißkopf, Was sie sprachen?
Zweiter: Wort für Wort noch, Wendehals, Weiß ich.
Erster: Das vom Freien? Das vom Feste?
Zweiter: Von der Altvordern Fürstengräbern?
Erster: Weiß es, Weißkopf; Woll'n nun fliegen.
Zweiter: Woll'n wahrsagen, Weiser Herrin."

Aslauga enthüllt ihrem Gemahl das Geheimnis ihrer Herkunft, und das Volk huldigt ihr, während der Skaldenchor singt: „Heil, Aslauga, hellfunkelnd Auge! Hirtin nicht mehr, nun hohe Wirtin In Nordlands klingenden Königspforten!" — „Undine, eine Erzählung" 1813. Undine, ein Naturgeist aus der Familie der Wellenbeherrscher, ist ein heiteres, neckendes Mädchen. Seelenlos sind die Wesen dieser Art geboren. Sobald sie aber Liebe von einem Menschen empfangen, werden sie beseelt und bleiben es so lange, wie ihnen die Liebe bewahrt wird. Undine vermählt sich mit Ritter Huldbrand von Ringstetten. So lieb ihm Undine ist, so trennt ihn doch allmählich die Verschiedenheit ihrer Natur: der menschlichen und der des Wassergeistes. Nachdem Undine infolge einer Erzürnung ihres Gemahls zu den Wellen zurückgekehrt ist und Huldbrand sich mit Bertalda vermählt hat, erscheint Undine als strafender Geist aus der Tiefe ihres Elements und tötet in einer zauberischen Umarmung ihren treulosen Gemahl. Auf seinem Grabe verrinnt ihre Gestalt zu einer lebendigen Quelle. — „Der Zauberring, ein Ritterroman" 1813. Ritter Otto von Trautwangen ist beim Beginn der Erzählung ein Knabe, der mit seiner Cousine Bertha von Lichtenried auf den Wiesenauen spielt. Als er eine ritterliche Dame Gabriele von Portamour leiden sieht, da ihr ein edler Ritter Folko von Montfaucon den Zauberring streitig macht, durch den sie zu einer der vornehmsten Frauen Frankreichs werden könne, erwacht sein ritterlicher Thatendurst. Er beschließt, Folko den Ring abzuringen. Die That des Minnedienstes gelingt. Aber der Tag seines Sieges wendet sein Geschick. Unter den Gästen des Festes erscheint auch die Gespielin seiner Kindheit, Bertha. In der Verwirrung, die über ihn kommt, trinkt er von dem Zaubertrank des neben ihm sitzenden heidnischen Seekönigs: die Wut eines Besessenen tobt aus ihm, und alle wenden sich von ihm ab; nur Bertha bleibt ihm treu; seine Verlassenheit tröstend, seine Wunden heilend. Ausgestoßen von den Christen, begiebt er sich unter die normannischen Heiden, weiht sein Herz durch den Kampf für das Christentum und wird schließlich durch die Vermählung mit Bertha glücklich, während der Streit um den Ring zwischen Gabriele und Folko durch Vermählung zwischen ihnen ausgeglichen wird. Das Wesentliche an den vielen Abenteuern, die in diesen Rahmen gebracht werden, ist Symbolik. Der Streit um den Ring kommt von einem Manne her, welcher der Vater fast aller Personen ist, die in diesem Roman hervortreten. Unter dem Namen „Huguenin" ist er Folkos Vater; unter dem „Hugh" der Vater Ottos von Trautwangen; der Emir Nureddin nennt ihn als seinen Vater „Hygin", der Italiener Tebaldo „Uguccione", der normannische Heide Lothur „Hugur". Fouqué wollte in ihm den deutschen Adel symbolisieren, der durch seine Beziehungen zu allen Völkern der Mittelpunkt des ganzen Völkerlebens geworden ist. In der Vorrede zum „Zauberring", worin Fouqué zuvörderst gesteht, daß er selbst noch nicht wisse, wie sein Held durch alle Irrsale zum Ziele hindurchschiffen werde, ladet er den Leser dennoch ein, ihm zu folgen: „Es wäre denn, daß du den Namen des lieben Gottes, den ich eben angerufen habe, nicht gut leiden könntest. Sonst, meine ich, sollst du mit dem, was ich dir geben will, und was mir

zukommt und noch zukommen wird, wohl zufrieden sein. Nur wisse, daß das, was dir am besten gefällt, nicht mein eigen ist, sondern eine süße Gabe von oben herab." — „Corona, ein Rittergedicht in 3 Büchern" 1814. (Corona, Sinnbild für die Bezauberung der Welt durch die Revolution und Napoleon, ist abwechselnd Göttin, Zauberin, Ahnfrau, Gespenst, blühendes Weib. Sie hat den Fluch über die Freiherren von Realta gesprochen: „Nie wird, wie mutig seine Banner schweben, Ein Freiherr von Realta Sieg erstreben!" Romuald, ein später Nachkomme des Hauses, versucht den Fluch zu brechen: zuerst, indem er sich mit dem Magier Thamos verbindet, zu dem der Assassinenfürst ihn führt; dann indem er, seinen eigenen Kräften vertrauend, auf dem Hekla mit Corona ringt. Beides vergeblich. Im Alter kehrt er zu christlicher Demut um und siegt. Fouqué beginnt und schließt jeden Gesang mit Geständnissen aus seiner Brust und Erzählungen aus den zwei, drei Wochen seines Lebens, die er zur Vollendung des Gesanges gebraucht hat. Wir erfahren hier, daß er 1813 mit in den Krieg gegangen, bald darauf krank geworden, auf sein Gut zurückgekehrt, den Johanniterorden bekommen, daß ihm ein Freund gestorben, daß er das Pfingstfest gefeiert rc.)

Neben Fouqué sind zu erwähnen: seine Gemahlin, Karoline, geb. v. Briest (geb. 1773, † 1831), Verfasserin von Romanen: Roderich 1807, die Frau des Falkensteins 1810 rc. — Ferner Amalie von Helwig, geb. von Imhof (geb. 1776, † 1834 zu Berlin). Beide Damen gaben 1812 bis 1813 ein „Taschenbuch der Sagen und Legenden" heraus. Von Amalie von Imhof: „die Schwestern auf Lesbos, in 6 Gesängen" (in Schillers Musenalmanach 1800 erschienen; in Hexametern). Ein rührendes Leben zweier Schwestern wird geschildert. Die ältere, Simaitha, könnte nach der Sitte der Insel die jüngere, Likoris, sich als Sklavin aneignen. Aber sie hält sie in Freiheit neben sich und entschließt sich zum Opfer für sie, indem sie ihr den eigenen Verlobten abtritt und selbst die Binde der Vestalin nimmt. — Adam Öhlenschläger (geb. 1779 zu Friedrichsberg bei Kopenhagen; Professor der Ästhetik an der Universität Kopenhagen, † 1850) dramatisierte altnordische Stoffe: „Baldurs Tod, Hakon Jarl, Palnotoke" rc.; ferner Märchen: „Aladdin oder die Wunderlampe" rc., schrieb die Tragödie „Corregio" 1816. (Behandlung der Sage von Corregios Lebensende in Elend und Dürftigkeit infolge der Mißgunst seines Nachbarn, des Gastwirts Battista, und der Roheit eines Edelmanns in Parma. Die Bezahlung für ein Gemälde, 70 Skudi, wird ihm in Kupfermünze gegeben. Er bricht unter der Last zusammen. Seine Frau, sein Sohn und der Eremit Silvestro stehen an seiner Leiche.) Öhlenschläger erneuerte die „Insel Felsenburg" unter dem Titel „die Inseln im Südmeer" 1826.

Ernst Schulze (geb. 1789 in Celle; studierte in Göttingen Theologie, nahm 1814 als freiwilliger Jäger an dem Feldzug im Norden teil; kränklich, † 1817 in Celle). Seine Dichtungen sind wie ein sanft nachklingendes Echo der Romantik. Als seine Braut (Cäcilie Tychsen) starb, hielt er seinen Schmerz, in Töne der Poesie aufgelöst, sich immer gegenwärtig. An ihrem Totenbette (1813) faßte er den Entschluß zum Epos „Cäcilie":

„Da blickt' ich auf zu dir, und sieh, ein zarter Glanz
Umwob den keuschen Mund, den Schnee der bleichen Wangen,
Rings schwebt' ein sel'ger Geist, wie leichter Weste Tanz,
Und süßer Schlaf hielt friedlich dich umfangen.
Die Stirn umduftete der Myrte blühnder Kranz,
Des Lebens frische Zier schien um den Tod zu prangen,

Und Thränen fand mein Blick; des Glaubens lichte Spur
Verfolgt' ich fromm und that den großen Schwur:
„Nicht ungenannt sollst du von hinnen scheiden,
Dein Staub soll nicht im Sturm der Zeit verwehn.
Der Enkel soll an deinem Bild sich weiden,
Verherrlicht sich in dir die Jungfrau sehn" ꝛc.

„Ich will ein Werk dichten," schreibt E. Schulze, „worin Cäciliens Charakter bis in die kleinsten Feinheiten dargestellt werden soll." Er fand Cäciliens Gemüt deutsch, wie kein anderes; deshalb sollte sein Gedicht auch durchweg „deutschen oder vielmehr nordischen Geist hauchen". Unter allen Zauberjungfrauen, Meerfeen, Nixen, Berggeistern sollte „Cäcilie die christliche Sehnsucht nach dem Ewigen", er selbst, der Dichter, „in demütiger Entfernung die irdische Liebe" darstellen. Das Gedicht behandelt die Eroberung der Hauptstadt Dänemarks, Lethra, durch die christlichen Deutschen unter Otto I. Cäcilie geht als Wundererscheinung dem deutschen Heere voran. Nach dem Sturz der Götter soll sie dem lieblichen Sänger vermählt werden, der Himmel öffnet sich, Engel entführen ihre Seele und der Sänger bleibt bei der Leiche, um sie im Liede zu besingen. — „Die bezauberte Rose, romantische Erzählung in 3 Gesängen" 1818 (Alpin, Sohn des Königs Leontes und der Fee Janthe, wird durch die Königin der Feen seiner Mutter entrissen. Er wächst zum Jüngling heran und lebt als Sänger in der Nähe des Aufenthalts der Prinzessin Klotilde, Tochter des Königs Astolph. Klotilde wird vom Inderfürsten, vom Mohrenkönig und von Sabas Herrn umworben. Die Feenkönigin entzieht sie diesen Bewerbungen, indem sie sie in eine Rose verzaubert. Derjenige soll die Prinzessin gewinnen, der durch Darbringung des Schönsten, das auf Erden ist, ihre Verzauberung löst. Nicht Gold, noch Perle, noch Weihrauch vermögen das Wunder zu bewirken: wohl aber Alpins Gesang). (Ernst Schulze hatte das Epos zu einer von F. A. Brockhaus ausgeschriebenen Konkurrenz eingesandt. Kurz vor seinem Tode erfreute ihn die Nachricht, daß er den Preis gewonnen.) — „Psyche, ein griechisches Märchen" (1819) erinnert mit seiner Ironie, mit Stoff und Behandlung an Wieland.

Der Richtung verwandt ist: Joh. Ladisl. Pyrker v. Felsö-Eör (geb. 1772 zu Langh in Ungarn; Erzbischof zu Erlau und Primas von Dalmatien; † 1847 in Wien). Sein Epos „Tunisias" 1819 behandelt den Zug Karls V. nach Tunis. Ferner Rudolph von Habsburg, Heldengedicht 1824. ꝛc.

## § 121. Gegensatz zur Romantik (Übersicht).

Der Gegensatz gegen die Romantik machte sich bemerkbar: 1. indem man einfachere Formen des klassischen Geschmackes ausbildete: im Lyrischen besonders Hölderlin, im Dramatischen Collin; im Roman Wagner ꝛc.; 2. indem man unter Benutzung der Volksdialekte Wahrheit in der Poesie bewahrte: Usteri, Hebel ꝛc.; 3. indem man, von der Begeisterung der Freiheitskämpfe 1813—15 ergriffen, dem Volksleben nahe blieb: Arndt, Schenkendorf, Körner ꝛc.

## § 122. Hölderlin, von Collin, Wagner.

1. Von Hölderlin: lyrische Gedichte und der Roman „Hyperion oder der Eremit in Griechenland"; 2. von Collin: Dramen „Regulus,

Koriolan, Horatier und Kuriatur" ɩc.; 3. von **Wagner**: Romane „Wilibalds Ansichten des Lebens, die reisenden Maler" ɩc.

**Friedrich Hölderlin** (geb. 1770 zu Lauffen in Würtemberg; für das Studium der Theologie bestimmt; bezog 14 Jahre alt das Seminar Denkendorf, dann Maulbronn; studierte in Tübingen. Das klösterliche Leben in den Seminarien „scheuchte seinen Geist in sich zurück", wie er später klagte. Unglückliche Lebensschicksale zerrütteten seinen Geist. 1793 wurde er Schiller bekannt; ein unklares Ringen nach etwas Außerordentlichem trieb ihn zur Bewunderung und in die Nähe dieses Mannes nach Jena. Bald aber wurde ihm das Glück des Umganges und die Befriedigung im Studium der klassischen Poesie der Griechen gestört. Genötigt, für seinen Lebensunterhalt zu sorgen, nahm er eine Erzieherstelle in Frankfurt am Main im Hause eines Banquiers an 1796. Hier wartete seiner neues Unglück. Die Frau des Hauses wurde seine Leidenschaft. Um sich vor seinen Empfindungen zu retten, gab er 1798 die Stelle auf, bemühte sich unter Arbeit und Zerstreuung seiner Herr zu werden. Zehrender Tiefsinn beschlich ihn. Das Phantom eines Ideals, das er aus dem Studium des Griechentums geschöpft hatte, und der bitter getäuschte Herzenszug zu „Diotima", die unterdessen gestorben war, versenkte ihn tiefer in sich. Irrsinnig kam er, nach unglücklichen Wanderungen, zuletzt in Frankreich, wo er kurze Zeit in Bordeaux eine Hauslehrerstelle versehen hatte, in die Heimat zurück 1802. Sein Irrsinn zeigte sich als unheilbar. In dem Hause eines Tischlers in Tübingen lebte er in stillem Wahnsinn 37 Jahre lang, † 1843). Edler Gehalt und reiner Wohllaut leben in seinen Gedichten. Vorherrschend erklingt in ihnen der Schmerz der Sehnsucht und Resignation. „Die Götter schenken heiliges Leid uns auch. Ein Sohn der Erde bin ich, zu lieben gemacht, zu leiden." In dem Liede „der blinde Sänger" singt er prophetisch von der Nacht des Geistes, der er entgegenirrte:

„Sonst lauscht' ich um die Dämmrung gern, sonst harrt'
Ich gerne dein am Hügel, und nie umsonst!
Nie täuschten mich, du holdes! deine
Boten, die Lüfte, denn immer kamst du,
Kamst allbeseligend den gewohnten Pfad
Herein in deiner Schöne! Wo bist du, Licht?
Das Herz ist wieder wach, doch bannt und
Hemmt die unendliche Nacht mich immer."

Hölderlins Roman „**Hyperion** oder der Eremit in Griechenland" 1797—99 ist in Briefform geschrieben (Hyperion, auf der Insel Tina gebürtig, gelobt im Anblick der Schöpfungen des alten Hellas, sich deren würdig zu zeigen. Zur Zeit eines Aufstandes der Griechen gegen die Türken lernt er in Smyrna Alabanda kennen, trennt sich infolge eines Mißverständnisses von ihm und lebt im Glück der Liebe Diotimas auf Salamis. Bald nachdem er der Aufforderung Alabandas, sich an die Spitze der Patrioten zur Abwerfung des türkischen Joches zu stellen, gefolgt ist, lernt er seine Landsleute als eine wilde Rotte kennen. Auf der russischen Flotte findet er Zuflucht, verliert aber Diotima, die am gebrochenen Herzen stirbt. Auf Reisen sucht er vergeblich Zerstreuung und findet endlich, nach Griechenland zurückgekehrt, Beruhigung im Genuß der Natur). Die Erzählung im Roman ist sehr unklar. Rhapsodien, in denen mit hochtönenden Worten des Dichters Ansichten und Empfindungen über Leben und Kunst ausgesprochen werden, bilden hauptsächlich den Inhalt. „Laßt von der Wiege an den Menschen ungestört! treibt aus der eng ver-

einten Knospe seines Wesens, treibt aus dem Hüttchen seiner Kindheit ihn nicht heraus! laßt den Menschen spät erst wissen, daß es Menschen, daß es irgend etwas außer ihm giebt; denn nur so wird er Mensch. Der Mensch ist aber ein Gott, sobald er Mensch ist. Und ist er ein Gott, so ist er schön. Das erste Kind der menschlichen, der göttlichen Schönheit ist die Kunst; der Schönheit zweite Tochter ist die Religion" ꝛc. In den ersten Jahren, da Hölderlin dem Irrsinn verfallen war, ging er mit den Griechen noch so um, daß er anerkennenswerte Übersetzungen liefern konnte (Sophokles, Ödipus und Antigone 1804).

Neben Hölderlin sind zu erwähnen: Joh. Gottfr. Seume (geb. 1763 zu Poserna bei Weißenfels; Sohn eines Bauern; verdankte dem Edelsinn des Grafen von Hohenthal-Knauthaim Erziehung und Unterricht: ein Charakter voll innerer Kraft, den Hemmnissen eines seltsam widerwärtigen Schicksals zu trotzen, in dieser Hinsicht ein stärkendes Gegenbild zu Hölderlin. Studierte in Leipzig Theologie. Um die Gärungen seines Geistes, welche christliche und antike Bildung in ihm hervorgerufen hatten, zu beschwichtigen und eine andere Laufbahn zu suchen, ging er nach Paris. Auf der Reise wurde er von hessischen Werbern ergriffen und an die Engländer verkauft. Er mußte als gemeiner Soldat gegen die Amerikaner kämpfen. Nach Deutschland zurückgekehrt, entkam er den Hessen, fiel aber sogleich preußischen Werbern in die Hände. Die Jahre der Jugend waren vorüber, als er, dieser Lage überhoben, sich wieder litterarisch beschäftigen konnte 1792. Das Jahr darauf wurde er Hofmeister bei dem russischen General Igelström, der ihm später eine Lieutenants-Stelle verschaffte. Er kämpfte gegen die insurgierenden Polen, wurde gefangen und zog sich später nach Leipzig zurück, dort meistens als Korrektor in seines Freundes Göschen Buchhandlung beschäftigt. Seine Gesundheit zu stärken, unternahm er zweimal Fußreisen im größten Maßstabe: im Jahre 1802 durch Böhmen, Östreich, Italien nach Syrakus; im Jahre 1805 durch Rußland und Schweden, † in Teplitz 1810). Nur ein kernhaft männlicher Charakter konnte Schicksale der Art überwinden, ohne in Gemüt und Geist gebrochen zu werden. Seume ist gemütvoll, bieder, zuweilen treuherzig, scherzend. In kleineren Erzählungen „der Wilde; Lebenslauf Jeremias Bunkels, des alten Thorschreibers", erinnert er an die Gellertsche Zeit. Seine Reisen hat er in Briefen beschrieben: „Mein Spaziergang nach Syrakus; Mein Sommer im Jahre 1805". Seine Lebensbeschreibung „Mein Leben" (von Clodius abgeschlossen) ist 1813 erschienen. — Aug. Friedr. Ernst Langbein (geb. 1757 zu Radeberg bei Dresden; Advokat in Sachsen, zuletzt Censor der belletristischen Werke in Berlin, † 1835), ein heiterer Erzähler. „Die Abenteuer des Pfarrers Schmolke und des Schulmeisters Bakel; Magister Zimpels Post- und Brautfahrt; Thomas Kellerwurm" ꝛc. — Georg Philipp Schmidt (geb. 1766 zu Lübeck, nach seinem Geburtsort „Schmidt von Lübeck" genannt; Bank-Direktor in Altona, † 1849), ein Dichter voll liebenswürdiger Natur und Beweglichkeit. Lieder, wie: des Zitherbuben Morgenlied (Fröhlich und wohlgemut Wandert das junge Blut), Fremdlings Abendlied (Ich komme vom Gebirge her, Die Dämmrung liegt auf Wald und Meer); Unruh bis in den Tod (Des Menschen Gedanken Durchschweifen die Welt, Wie den Launen des Kranken Kein Lager gefällt); am achtzigsten Geburtstag den 1. Januar 1845 (Wo sind sie, die den muntern Knaben am Trave-Ufer spielen sahen?) ꝛc. haben in allen Kreisen des Volkes Beifall gefunden. — Aug. Mahlmann (geb. 1771 zu Leipzig; journalistisch beschäftigt meist in Leipzig, † 1826). Lieder und Erzählungen: der Vater Martin (Der alte Vater Martin war Mit

Ehren sechs und achtzig Jahr), das Reich der Freude (Mein Lebenslauf ist Lieb' und Lust Und lauter Liedersang) ꝛc. Litteraturgeschichtlich interessant ist die Parodie auf Kotzebues „Hussiten vor Naumburg": das „Schau-, Trauer- und Thränenspiel Herodes vor Bethlehem oder der triumphierende Viertelsmeister", worin Herodes die bethlehemitischen Kinder mit Nüssen und Kuchen beschenkt.

Heinrich von Collin (geb. 1772 in Wien, studierte die Rechte in Wien, trat in die Hofkanzlei; Hofrat; † 1811). Collin schöpfte seine ästhetische Bildung aus den Alten und aus Lessings Dramaturgie. Seine Tragödien zeigen eine wohlthuende Reinheit und Klarheit. Ein anderer Vorzug seiner Dichtungen ist, daß er immer menschlich allgemeine, hohe und edle Aufgaben stellt. Im „Regulus", mit dem er 1802 besondere Ehren in Wien gewann, giebt er ein geschickt und zum Teil groß angelegtes Bild des Römertums, des zur Weltherrschaft emporklimmenden Volkes. Die Art, wie Regulus den Gedanken in sich befestigt, dem Staate zum Opfer zu sterben, hat ebenso psychologische Tiefe, wie poetische Schönheit und sprechende Anschaulichkeit. Die ruhige Festigkeit, mit der er in den Tod geht; die edle Haltung des Konsul Metellus, der, das Opfer für notwendig erachtend, es doch dem freien Willen des Regulus überläßt; daneben die jugendliche Unsicherheit des Sohnes und Volkstribuns, in dem die Liebe zum Vater und die zum Vaterlande streiten; ferner die Angst des Weibes, Attilia; endlich alle diese Römergestalten gegenüber der stumpfen Barbarei des karthagischen Gesandten: alles verbindet sich zu einem lebhaften dramatischen Ganzen. — Collin war nicht reich an poetischen Erfindungen; Eintönigkeit geht durch seine Dramen: Koriolan; Horatier und Kuriatier. Bei seinem frühzeitigen Tode wurden in Wien freiwillige Beiträge zu einem Denkmal für ihn gesammelt. Sie gingen so reichlich ein, daß, nach Abzug der Kosten für das in der Karlskirche errichtete Denkmal, aus dem Überschuß ein Stipendium für Rechtsbeflissene gegründet werden konnte.

Ernst Wagner (geb. 1767 in Roßdorf bei Meiningen; durch Jean Pauls Empfehlung 1804 Kabinetts-Sekretär beim Herzog von Meiningen, † 1812). Goethes „Wilhelm Meister" war für die Romanschriftsteller der damaligen Zeit das angestaunte Muster. Bei Wagner tritt das Geständnis der Nachfolge ehrlich auf. „So oft sich ein Virtuose hören läßt, finden sich immer einige, die gleich dasselbe Instrument zu lernen anfangen"; mit diesem Goetheschen Satz beginnt Wagner die Vorrede zu „Wilibalds Ansichten des Lebens" 1804. Wagner läßt durch seine Nachahmung Goethes hinreichend eigene Kraft des Gemüthes und der Charakterzeichnung durchblicken. Seine Principien laufen denen der Romantiker gerade entgegen. „Im Roman muß das ganze Leben mit seinen innersten, tief verborgensten Verhältnissen ausgebreitet liegen. Er soll mitten in unserem eigenen Leben ein anderes liebliches fabelhaftes Leben auferbauen, welches uns der Idee zuführt, ohne unsere Wirklichkeit zu vertilgen. Er zeigt uns das Land der Ideeen, mit unseresgleichen bevölkert. (Die Charaktere des Romans: Wilibald, geist- und talentvoll, Sohn eines Banquiers und Finanzrats; Marianne, die Braut von Wilibalds Bruder, empfindsam; die Gemahlin des Ministers lebensfroh; endlich die scheue, feste Mathilde, das Landmädchen. Wilibald rettet sich aus den verlockenden Verhältnissen der Residenz, indem er auf das Land geht, wo ihm ein sittlich erhöhtes Leben zu teil wird.) Spätere Romane: „die reisenden Maler" 1806; „Reisen aus der Heimat in die Fremde" 1808 ꝛc.

Als Romanschriftsteller sind ferner zu erwähnen: Ernst Karl Christ. Graf von Benzel-Sternau (geb. 1767 zu Mainz; kurfürstlich mainzischer Regierungsrat in Erfurt, später in Baden Ministerialdirektor; lebte seit 1816 auf

seinen Gütern, † 1849 in Mariahalden am Züricher See). „Das goldene Kalb, eine Biographie," 1802: Roman mit der Tendenz, daß die Ideale der Jugend von der Wirklichkeit gebrochen werden, daß Liebe und Treue dem Menschen nichts als Täuschungen bereiten. Später: „Lebensgeister aus dem Klarfeldschen Archiv" 1804; „der steinerne Gast" 1808 u. a. „Proteus oder das Reich der Bilder" 1806 (Sammlung von Fabeln und Allegorieen). — Heinr. Zschokke (geb. 1771 zu Magdeburg. Schon im ersten Lebensjahre verlor er seine Mutter; im achten seinen Vater. Das Gefühl der Verlassenheit weckte Kraft in ihm. Früh legte er einen Beweis davon ab, als er, noch nicht siebzehn Jahre alt, von seinen Angehörigen für zu jung befunden, um zur Universität gelassen zu werden, sich eigenmächtig entfernte, die Schule verließ, Hauslehrer in Schwerin wurde, sich dann in Prenzlau, Landsberg an der Warthe und anderwärts bei einer herumziehenden Schauspielertruppe als Theaterdichter aufhielt. Erst nach zwei Jahren, als es zur Versöhnung mit den Seinigen gekommen war, bezog er die Universität Frankfurt zum Studium der Theologie und Philosophie. Da er, der rationalen Auffassung des Christentums angehörig, unter dem Ministerium Wöllner in Preußen eine Anstellung nicht erwarten durfte, beschloß er, nach der Schweiz zu gehen. Er fand hier ein zweites Vaterland, dem er, unter den schwierigen Verhältnissen der damaligen Zeit im Schulwesen, in der Verwaltung und Politik, seine Kräfte widmete. Durch viele bürgerliche Ehren ausgezeichnet, starb er 1848 in Aarau). Zschokke geht neben den größeren Erscheinungen der Litteratur fast 50 Jahre lang als ein heiterer, unterhaltender Romanschriftsteller einher. Erstes Werk: der Räuberroman Abällino 1793, den er zwei Jahre darauf auch zum Drama umarbeitete. (Abällino, der Räuberhauptmann, täuscht seine Bande, denn er ist nicht, wofür sie ihn nehmen; er ist der neapolitanische Graf Olizza, der sich verkleidet unter die Räuber mischt, ihr Zutrauen gewinnt, und als sie in seine Gewalt geraten sind, sie dem Gericht überliefert. Durch diese That der Klugheit und des Mutes gewinnt er die Hand der Tochter des Dogen von Venedig, der schönen Rosamunde). „Alamontade oder der Galeerensklave" 1811 (Alamontade wird, seiner Gesinnung und seines Glaubens wegen, in dem Cevennenkriege gefangen, zu den Galeeren verurteilt. Dreißig Jahre lang duldet er in philosophischer Gelassenheit, ein innerlich ausgesöhnter Charakter, bis er stirbt). „Das Goldmacherdorf" 1817 (Oswald, ein junger Schullehrer, bringt Wohlstand und Bildung in eine Dorfgemeinde: eine ideale Schilderung ländlicher Verhältnisse.) Als in den zwanziger Jahren auf Walter Scotts Einfluß der historische Roman in Deutschland aufkam, schrieb Zschokke auch in dieser Gattung, namentlich die unter dem Titel: „Bilder aus der Schweiz" 1824—25 zusammengefaßten: „der Freihof in Aarau; der Flüchtling im Jura" ꝛc.; ferner Novellen. Zschokke war auch der Verfasser der 1809—16 erschienenen „Stunden der Andacht", die, lange Zeit ein sehr verbreitetes Buch, in wohlgefälligem Stil eine einfache, verständige Moral lehren. — Christ. Aug. Vulpius (geb. 1763 in Weimar; zuletzt durch Goethes, seines Schwagers, Vermittlung Theatersekretär und Bibliothekar in Weimar, † 1827) übersetzte anfangs französische und italienische Ritterbücher, schrieb dann: „Romantische Geschichte der Vorzeit" 1791—98, „Anektoden aus der Vorzeit" 1797; ferner den berühmt gewordenen, fast in alle neuere Sprachen übersetzten Roman Rinaldo Rinaldini 1799, den Typus von mehr als hundert anderen Räuberromanen. (Wüste Phantasie, massenhaft angehäufte Erzählungen von abenteuerlichen Räuber-, Helden- und Liebesgeschichten.)

## § 123. Hebel, Usteri.

1. Von Hebel sind: „allemannische Gedichte“ 1803; volkstümliche Erzählungen unter dem Titel: „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes“ 1808—11 ꝛc. 2. Von Usteri: Lieder und Idyllen in Schweizer Mundart (de Vikari, de Herr Heiri ꝛc.).

Johann Peter Hebel (geb. 1760 in Basel; Sohn eines armen Webers. Nach dem frühen Tode seines Vaters fand Hebel mit seiner Mutter auf der Hausener Eisenhütte kümmerlichen Unterhalt. Ein früherer Waffengefährte seines Vaters, der Unteroffizier Iselin, nahm sich des Knaben an, ließ ihn in Basel die Stadtschule besuchen. Später wurde Kirchenrat Preußen in Karlsruhe sein Wohlthäter. Hebel studierte in Erlangen Theologie, wurde Professor am Gymnasium zu Karlsruhe, später Kirchenrat und evangelischer Prälat; als solcher Mitglied der ersten Kammer in Baden, † 1826 auf einer Reise in Schwetzingen). Seine „allemannischen Gedichte“ sind voll zarter Naturempfindung. Alles gestaltet sich zum Leben. Das „Liedlein vom Kirschbaum“:

„Der Liebgott het zum Frühling gseit:
Gang, deck im Würmli an sie Tisch!“

Da treiben die Bäume Blätter, Blüten, Früchte; „die Würmli, die Immli, die Spätzli“ nähren sich Frühling, Sommer und Herbst davon. Der Ton wird mit Witz und Anmut durchgeführt. Endlich heißt es: „Der Liebgott het zum Spötlig gseit: Ruum ab, sie hen jez alli g'ha!“ und zum Winter: „Deck weidli zu, was übrig isch! Drauf het der Winter Flocke g'streut.“ — In dem Gedicht „die Wiese“ wird dieser Fluß „die Wiese, Feldbergs liebligi Tochter“ als ein Mädchen dargestellt, das „Im verschwiegene Schoß der Felse heimli gebohre, An der Wulke g'säugt, mit Duft und himmlischem Rege“. Zuerst „schläft's im verborgene Stübli, heimli, wohlbewahrt“. Wenn es erwacht, blickt es „mit heiteri Äugli am Himmel“, hört, „wies Läubli ruuscht, wie d' Vögeli pfife“, lacht und springt dann hinweg, geht auch „zu de schöne Buchen und hört e heilige Meß a“. Bei der Annäherung des Rheins, „Gotthardts großem Bueb“, klopft ihr das Herz. Freudig fällt sie ihm an den Busen und geht mit ihm zusammen. — Goethe hat das Verdienst, zuerst mit Nachdruck auf den Schatz dieser Lieder hingewiesen zu haben. Nicht minder rühmenswert ist Hebel in prosaischen Erzählungen, die (in vier Jahrgängen eines Kalenders: „der rheinische Hausfreund“ 1800—11, angesammelt) 1811 unter dem Titel: „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes“ herausgegeben wurden. Was Hebel hierin erzählt, ist voll echter Volkstümlichkeit. Aus dem Herzen und Gemüt entstanden, ist es mit heiterem Frohsinn reiner Laune abgefaßt, z. B. die Erzählung von der „guten Mutter“, die ihren Sohn unter den Soldaten sucht und als General wiederfindet; von der „Schmachschrift“, die dem Amtsschreiber von Brassenheim zuerst an die Hausthüre, dann auf den Rücken seines Bedienten geklebt wird ꝛc.

Johann Martin Usteri (geb. 1763 in Zürich, Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns; lebte frei seinen Lieblingsneigungen der Malerei und Poesie; machte Reisen durch Deutschland, Holland, Frankreich; widmete sich später in seiner Vaterstadt den öffentlichen Geschäften, wurde Ratsherr, † 1827 in Rapperschwyl). Usteris Idyllen, in Hexametern, führen vorherrschend in die Kreise des bürgerlichen Lebens der Schweizerstädte. Er stellt sich interessante Aufgaben und führt sie mit psychologischem Takt durch. In dem „ländlichen

Gedicht: de Vikari" wird der Seelenkampf der neunzehnjährigen Pfarrerstochter, die den Vikari liebt, aber dem Wohl ihres Vaters die Liebe zum Opfer zu bringen entschlossen ist, geschildert; in der „städtischen Idylle: de Herr Heiri" der Gegensatz vornehmer Erziehung und patriarchalischer Freundlichkeit. — Usteri hat außerdem Balladen, Erzählungen und Lieder gedichtet, mehreres auch in hochdeutscher Sprache; unter letzteren das allgemein bekannte Gesellschaftslied: „Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht" (zuerst im Göttinger Musenalmanach 1796).

Neben Hebel und Usteri ist ferner zu erwähnen: Johann Wilhelm Jakob Bornemann (geb. 1767 in Gardelegen; Generaldirektor der Lotterie in Berlin, † 1851). „Plattdeutsche Gedichte" 1811. Von ihm ferner: Natur- und Jagdgemälde 1827; Humoristische Jagdgedichte, 1855 ꝛc.

## § 124. Arndt, von Schenkendorf, Körner.

An der vaterländischen Poesie während der Freiheitskriege 1813—15 beteiligten sich Dichter aus allen Richtungen. Vorherrschend haben sich Arndt, von Schenkendorf und Körner dahin gewandt.

Außer diesen: die beiden Grafen Stolberg, „Vaterländische Gedichte" 1810; Fouqué, „Gedichte vor und während dem Kriege" 1813 und „Jägerlieder" 1818; darin das „Kriegslied für die freiwilligen Jäger" (Frisch auf, zum fröhlichen Jagen, Es ist nun an der Zeit ꝛc.); H. von Kleist, z. B. „das Kriegslied der Deutschen":

„Zottelbär und Panthertier
Hat der Pfeil bezwungen,
Nur für Geld, im Drahtspalier
Zeigt man noch die Jungen.
Auf den Wolf, so viel ich weiß,
Ist ein Preis gesetzet;
Wo er immer hungerheiß
Geht, wird er gehetzet.
Reineke, der Fuchs, der sitzt
Lichtscheu in der Erden,
Und verzehrt, was er stibitzt,
Ohne fett zu werden.

Aar und Geier nisten nur
Auf der Felsen Rücken,
Wo kein Sterblicher die Spur
In den Sand mag drücken.
Schlangen sieht man gar nicht mehr,
Ottern und dergleichen,
Und der Drachen Greuelheer,
Mit geschwollnen Bäuchen.
Nur der Franzmann zeigt sich noch
In dem deutschen Reiche;
Brüder, nehmt die Büchse doch,
Daß er gleichfalls weiche!"

Von Seume rührt schon aus dem Jahre 1810 das Gedicht „An das deutsche Volk" her: (Warum traf mich nicht aus einer Wolke Gottes Feuer, eh' in meinem Volke Ich die Greuel der Verwüstung sah). Über Uhlands und Rückerts patriotische Dichtungen: § 127 und 129.

Ernst Moritz Arndt (geb. 1769 in Schoritz auf der Insel Rügen, studierte in Greifswald und Jena Theologie und Philosophie; auf Reisen in Schweden, Deutschland, in der Schweiz, in Italien und Frankreich; hielt an der Universität Greifswald Vorlesungen über Geschichte und wurde Professor daselbst. Als Verfasser einer begeisterten Schrift gegen Napoleon: „der Geist der Zeit" 1806 mußte er nach der Schlacht von Jena flüchten. Seit 1812 konspirierte er gegen Napoleon, in Schlesien mit Blücher, Scharnhorst und Gneisenau, in Rußland mit dem Minister von Stein, dessen Sekretär er wurde. Durch Flugschriften und patriotische Lieder hielt er die Stimmung des Volkes wach. Nach Beendigung des Krieges lebte er in den Rheinlanden, wurde 1817 bei Errichtung der Universität Bonn Professor der neueren Geschichte; 1819 wegen demagogischer Umtriebe zur Untersuchung gezogen und, obwohl

unschuldig befunden, dennoch vom Amte suspendiert. Friedrich Wilhelm IV. berief ihn 1840 wieder zur Universität, † zu Bonn im Alter von 91 Jahren 1860). Eine Sammlung „Gedichte“ 1804 enthält Oden, Dithyramben, Episteln im Geschmack Klopstocks und Schillers. Aus derselben Zeit stammt eine andere Dichtung im Märchengeschmack der Romantiker, die Tragödie in 5 Aufzügen: „Der Storch und seine Familie“. Zum Dichter voll Glut und Empfindung, voll Macht des Wortes erhob ihn erst die patriotische Begeisterung der Jahre 1813—15. Von ihm: Des Deutschen Vaterland (Was ist des Deutschen Vaterland? Ist's Preußenland? Ist's Schwabenland?); das Bundeslied (Sind wir vereint zur guten Stunde, Wir starker, deutscher Männerchor); das Vaterlandslied (Der Gott, der Eisen wachsen ließ, Der wollte keine Knechte); das Lied vom Feldmarschall (Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!); das Lied vom Schill (Es zog aus Berlin ein tapferer Held, Er führte sechshundert Reiter ins Feld) 2c. Arndt gab die Lieder in kleineren Sammlungen heraus: „Lieder für Deutsche“ 1813; „Kriegslieder der Deutschen“ 1814; „Deutsche Wehrlieder“ 1814 2c. Von ansprechenden Melodieen getragen, wurden viele bald Gemeingut des Volkes. — Derselben Zeit gehören die Schriften Arndts an: „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann, worin gelehrt wird, wie ein christlicher Wehrmann sein und mit Gott in den Streit gehen soll“ 1813; „Was bedeutet Landsturm und Landwehr?“ 1814 2c. Nach dem Frieden 1818: „Märchen und Jugenderinnerungen“. — Über sein eigenes Leben veröffentlichte Arndt: „Erinnerungen aus dem äußeren Leben“ 1840; „Notgedrungener Bericht aus seinem Leben“ 1847; „Wanderungen und Wandlungen mit dem Freiherrn von Stein“ 1858.

Max von Schenkendorf (geb. 1783 zu Tilsit; studierte Kameralia in Königsberg; verlor infolge eines Duells die rechte Hand; lebte 1812 in Karlsruhe, wo er mit Jung-Stilling verkehrte; begab sich 1813 in das russisch-preußische Hauptquartier nach Schlesien und nahm, das Schwert in der Linken führend, am Kriege gegen Napoleon teil; 1815 Regierungsrat in Koblenz, † daselbst 1817). Seine „christlichen Gedichte“ 1814, und seine „Vaterlandslieder“ 1815, tragen das Gepräge sinniger Frömmigkeit und edler Kraft. Von ihm ist z. B. des Soldaten Morgenlied (Erhebt euch von der Erde, Ihr Schläfer aus der Ruh!), das Landsturmlied (Die Feuer sind entglommen Auf Bergen nah und fern!), auf Scharnhorsts Tod (In dem wilden Kriegestanze Brach die schönste Heldenlanze, Preußen, euer General!), Freiheit (Freiheit, die ich meine, Die mein Herz erfüllt), der Bauernstand (O Bauernstand, o Bauernstand, Du liebster mir von allen, Zum Erbteil ist ein freies Land Dir herrlich zugefallen) 2c.

Theodor Körner (geb. 1791 in Dresden, Sohn des Appellationsrats Körner, des Freundes Schillers; studierte auf der Bergakademie Freiberg, dann Geschichte und Philosophie in Leipzig; wurde 1812 Hoftheaterdichter in Wien; trat 1813 in das Lützowsche Freicorps, fiel in dem Gefecht bei Gadebusch im Mecklenburgischen, 26. August 1813, wurde unter einer Eiche bei dem Dorfe Wöbbelin, in der Nähe von Ludwigslust, begraben). Der Sohn des aus dem Leben Schillers allgemein und ehrenvoll bekannt gewordenen Appellationsrats Körner wurde gleich bei seinem ersten Auftreten als Dichter mit Freuden begrüßt. Als sein Leben, der Poesie und dem Patriotismus geweiht, so schnell vorüberging, erhöhte der Schmerz der Wehmut den Ruhm seines Namens um bedeutendes. Was Körner Poetisches geleistet hat, muß danach beurteilt werden, daß es die frühesten Leistungen eines jugendlich aufkeimenden Talentes sind. Die dramatischen Werke, die ihm in einem Alter von wenig

über zwanzig Jahren die Stellung eines Hoftheaterdichters in Wien verschafften, zeigen Nachahmung Schillers, sind aber poetisch unbedeutend, sowohl die Tragödien: Zriny 1812 (Untergang des Grafen Niclas Zriny, des heldenmütigen Verteidigers von Sigeth in Ungarn, und seiner Familie gegen die Übermacht des Sultans Soliman); Rosamunde 1812 (Vergiftung der Geliebten König Heinrichs II. von England durch dessen Gemahlin) ꝛc., wie ferner besonders seine Lust- und Singspiele: „der Nachtwächter, die Gouvernante" ꝛc. Auch unter seinen lyrischen Gedichten (von Körners Vater unter dem Titel: „Leyer und Schwert" 1814 herausgegeben) ist viel Unreifes, pathetisch Schwülstiges. Das Vorzüglichste findet sich unter den Gedichten, die auf dem Boden der Vaterlandsbegeisterung erwachsen sind, z. B. Lützows wilde verwegene Jagd (Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?), „Durch" (Wie dort im Nebelglanze voll finstrer Majestät Die schwarze Wolkenschanze am Firmamente steht!), der Aufruf (Frisch auf, mein Volk! die Flammenzeichen rauchen), Männer und Buben (Das Volk steht auf, der Sturm bricht los), Gebet in der Schlacht:

„Vater, ich rufe dich!
Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze,
Sprühend umzucken mich rasselnde Blitze.
Lenker der Schlachten, ich rufe dich!
Vater, du führe mich!" ꝛc.

Kurz vor Beginn des Treffens bei Gadebusch dichtete Körner das „Schlachtlied":

„Du Schwert an meiner Linken,
Was soll dein heitres Blinken?
Schaust mich so freundlich an,
Hab' meine Freude dran.
Hurra!" ꝛc.

Erwähnung verdient ferner: Friedrich August Stägemann (geb. 1763 zu Vierraden in der Uckermark; unter Minister Hardenberg mit diplomatischen Geschäften betraut, 1816 geadelt, Geheimer Staatsrat in Berlin, † 1840). „Kriegsgesänge aus den Jahren 1806—13; Erinnerungen an die preußischen Kriegsthaten 1813—15; historische Erinnerungen in lyrischen Gedichten" 1828.

---

## Vierter Abschnitt.

## Neuere Zeit 1815—1840.

### § 125. Charakter der Poesie in den Jahren 1815—1840.

In den Jahren um 1815 trat in der Poesie folgende Wendung ein: 1. Man wagte sich nicht an die höheren Gattungen, besonders nicht an das Drama; was darin geschaffen wurde, war von untergeordnetem Wert oder ein Mißgriff in der Anlage und Idee. 2. Man pflegte mit Vorliebe die kleineren Gattungen der Poesie, das lyrische Gedicht, die balladen- und romanzenartige Erzählung, Novelle ꝛc. 3. Hierin schuf man außerordentlich Schönes: einerseits, indem man sich reiner Kunstgesetze in Bezug auf die Form befleißigte; andererseits, indem einer der liebenswürdigsten Charakterzüge der Deutschen zur Geltung kam: das Gemüt, die sinnige Vertiefung ins Innere, das Klein- und Stillleben der Seele.

Die Umwandlung erfolgte nach dem allgemeinen Lebensgesetz, daß nach einer Zeit ungewöhnlicher Anstrengungen eine fühlbare Ermattung sich einstellt. Gegen den Eifer, mit dem man seit langer Zeit, besonders seit 1770 unter Lessings Vorgang, den Zielen poetischer Vollendung nachgestrebt hatte; gegen den Eifer, mit dem dann die Gegensätze der klassischen und romantischen Auffassung verfochten worden; gegen die Masse der poetischen Schöpfungen, die während dieser Jahre unter den höchsten und kühnsten Gesichtspunkten von den Dichtern ausgegangen waren; gegen die leidenschaftliche Sicherheit, mit der man sich für das Ideal eines Princips begeistert gefühlt, im Kampfe dafür geläutert und geopfert hatte: gegen alles dies gehalten, begann jetzt eine Zeit, welche im ganzen als „Epigonen-Zeitalter" erscheint, d. i. als eine Zeit, in der ein schwächeres, nachfolgendes Geschlecht vergeblich zu der Höhe der eben vorangegangenen Zeit hinaufstrebte; eine Periode, in der man sich beschied, geringer als die vorangegangene zu sein; infolge davon eine Periode ohne beherrschenden Mittelpunkt, ohne Einheit der Bestrebungen, klein durch Vereinzelung; im einzelnen und kleinen aber liebenswürdig.

## § 126. Übersicht.

1. In den lyrischen und den kleineren epischen Gattungen (Ballade, Romanze) schlossen sich an Uhland und an Rückert zwei Richtungen: jene vorherrschend auf gemütvollen Seelenstoff bedacht (Kerner, Schwab, Mörike); diese mehr auf Ausbildung der Kunstform (Platen, Chamisso). Neben diesen traten andere in mehr und minder Selbständigkeit auf (W. Müller, Kopisch, Reinick rc.). 2. In der Novellen- und Romanpoesie teilten sich zwei Richtungen: die eine, den Ideeen der romantischen Schule hingegeben (Hoffmann, Eichendorff, Immermann); die andere, der Bearbeitung historischer Stoffe (W. Alexis, Steffens, Sealsfield rc.). 3. Dieselbe Unterscheidung trat in der dramatischen Poesie ein: eine Richtung unter den Einflüssen der Romantik (Müller, Grillparzer, Zedlitz); und eine andere auf das historische Drama (M. Beer, Üchtritz, Grabbe rc.).

## § 127. Ludwig Uhland, geb. 1787, gest. 1862.

Uhlands Bedeutung liegt in seinen „Gedichten" 1815 (Lieder und Balladen). Außerdem sind von ihm Dramen: Ernst, Herzog von Schwaben, Trauerspiel, 1818; Ludwig der Bayer, Schauspiel, 1819; ferner wissenschaftliche Werke über Gegenstände der deutschen Litteratur.

Johann Ludwig Uhland (geb. 26. April 1787 in Tübingen; studierte die Rechte in Tübingen, wurde Advokat in Stuttgart, übernahm 1830 eine Professur der deutschen Sprache und Litteratur an der Universität Tübingen, legte das Amt nieder, als ihm 1833 der Urlaub behufs Eintritt in die würtembergische Ständeversammlung versagt wurde; zog sich nach kurzer Beteiligung am öffentlichen Leben 1848, besonders mit Studien der vaterländischen Litteratur beschäftigt, ins Privatleben zurück, † in Tübingen 13. Nov. 1862). Uhlands schöpferische Lebenszeit und die Zeit seiner Geltung als Lieblingsdichter des Volkes fallen ganz auseinander. Die meisten seiner Gedichte entstanden in den Jahren 1806—15; und über 1820 hinaus hat er nur wenig Poetisches noch geliefert. Im Volke bekannt und beliebt wurde er dagegen erst seit 1830. Die ersten Auflagen seiner „Gedichte" erfolgten seit

1815 langsam in Zwischenräumen von fünf bis sechs Jahren; seit 1830 aber Jahr aus Jahr ein, und zuweilen mehrere in einem Jahre. Die Romantiker, mit denen er in Verbindung stand, mit denen er namentlich die Vorliebe für das ritterliche Mittelalter und die romantischen Stoffe teilte, respektierten ihn wenig. Anklang an die Romantik zeigte z. B.: „das traurige Turnei" (sieben Ritter kämpfen um das Kind des Königs, und werden mit der Königstochter zu Grabe getragen), „die verlorene Kirche" (der Dichter, tief im Walde einem heiligen Geläute folgend, hat die Vision eines in zauberhafter Klarheit erbauten Himmelsdomes:

Was ich für Herrlichkeit geschaut
Mit still anbetendem Erstaunen,
Was ich gehört für sel'gen Laut,
Als Orgel mehr und als Posaunen;
Das steht nicht in der Worte Macht,
Doch wer danach sich treulich sehnet,
Der nehme des Geläutes acht,
Das in dem Walde dumpf ertönet!)

„König Karls Meerfahrt" (während eines Sturmes auf der Fahrt zum gelobten Lande, da alle Genossen ratlos werden:

Der König Karl am Steuer saß,
Der hat kein Wort gesprochen,
Er lenkt das Schiff mit festem Maß,
Bis sich der Sturm gebrochen.)

Ungleich höher steht Uhland in Dichtungen, in denen er die klaren, gemeinsamen Empfindungen des Volkes zu hoher Reinheit geläutert, ausspricht, in denen er ein Gemüt zeigt, das, mit starkem sittlichen Gehalte innig verwachsen, sich in edle Formen der Kunst ergießt. Dieses kleinere Genre der tiefen Gemütlichkeit hat selten ein Dichter mit mehr Feinheit und Anmut ausgebeutet. Eine Perle im Schmuck religiöser Innigkeit ist des „Schäfers Sonntagslied":

„Das ist der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur,
Noch eine Morgenglocke nur:
Nun stille nah und fern.

Anbetend knie' ich hier.
O süßes Graun, geheimes Wehn!
Als knieten viele ungesehn
Und beteten mit mir!

Der Himmel nah und fern,
Er ist so klar und feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen sich,
Das ist der Tag des Herrn!"

„des Knaben Berglied" — welch Ausdruck freier Jugendkraft!

„Ich bin vom Berg der Hirtenknab',
Seh' auf die Schlösser all herab.
Die Sonne strahlt am ersten hier,
Am längsten weilet sie bei mir."

Dort fängt der Knabe den Strom noch mit den Armen auf, der brausend dann hinwegeilt; dort überschallt sein Lied die Stürme, die von Nord und Süd her heulen; dort steht er im Blauen, in seines Vaters Haus, den Blitz und Donner unter sich, von dort steigt er hinab, wenn die Sturmglocke erschallt, schwingt sein Schwert und singt sein Lied: „Ich bin der Knab' vom Berge!" Treue Anspruchslosigkeit und herzliche Gottergebenheit liegen in dem Lied vom „guten Kameraden". Mild und getrost spricht der Dichter das ernsteste Wort des Lebens, die Mahnung an den Tod, in dem Liede: „die Kapelle":

„Droben bringt man sie zu Grabe,
Die sich freuten in dem Thal;
Hirtenknabe! Hirtenknabe!
Dir auch singt man dort einmal." —

Herrlich ersteht die Hoffnung, wenn in dem Gedicht „Frühlingsglaube" aus dem Akkord, zu dem alles in der Natur zusammenstimmt, der Zuruf ertönt: „Nun armes Herze, sei nicht bang! Nun muß sich alles, alles wenden." Im kleineren epischen Gedicht (Ballade, Romanze) hat Uhland ebenso großes Geschick bewiesen. Klare Objektivität zeigen Bearbeitungen von historischen und Sagenstoffen: „Graf Eberhard, der Rauschebart; der Schenk von Limburg; des Goldschmieds Töchterlein; das Glück von Edenhall; des Sängers Fluch" 2c.

Tief und innig ist Uhland in volksliedartiger Behandlung epischer Stoffe: „das Schloß am Meer; der Abschied“ ꝛc. Aus der Zeit des Kampfes gegen Napoleon rühren Lieder her wie „Vorwärts, Siegesbotschaft“. — Mit seinen dramatischen Arbeiten bleibt Uhland hinter den gerechten Anforderungen zurück. „Ernst, Herzog von Schwaben, Trauerspiel“ 1818. (Herzog Ernst liegt mit seinem Stiefvater, Kaiser Konrad II., wegen Burgund im Kampf. Nachdem er überwunden und Jahre lang gefangen gehalten, soll er auf seiner Mutter Gisela Bitten begnadigt werden; die Bedingung aber, die der Kaiser daran knüpft, seinen treuen Freund Werner von Kiburg in Schwaben nicht aufzunehmen, will Ernst nicht zugestehen; und so wird statt der Vergebung die Acht über ihn ausgesprochen. Während nun Herzog Ernst von allen verlassen ist, findet er in Werner von Kiburg seinen Gefährten. Er gewinnt einigen Anhang in Schwaben, der Kaiser zieht gegen ihn zu Felde, schlägt ihn und Ernst kommt im Kampfe um.) Die Handlung schleicht in Uhlands weicher Sprache, unter breiter Darstellung historischer Zustände langsam zu Ende. In den Worten, mit denen Gisela, über ihres Sohnes Leiche, sich schließlich an ihren Gemahl wendet, ist zu viel sich selbst tröstende Sicherheit, als daß wir das Mutterherz noch zu hören glauben:

„O Kaiser, staunen wird die Folgezeit,
Wenn sie vernimmt vom Aufschwung deiner Macht,
Von deines Herrscherarmes Festigkeit.
Doch rühren wird es spät noch manches Herz,
Wenn man die Kunde singet oder sagt,
Vom Herzog Ernst und Wernern, seinem Freund,
Von ihrer Treue, die der Tod bewährt. —
— Nein! leben soll mein treuer Ernst,
Fortleben wird er in dem Mund des Volkes,
Er lebt in jedem fühlenden Gemüt,
Er lebet dort, wo reines Leben ist!“ ꝛc. —

„Ludwig der Bayer, Schauspiel“ 1819. (Ludwig, Herzog von Bayern, und Friedrich der Schöne, Herzog von Östreich, sind Gegenkönige. Ludwig möchte zurücktreten; aber die Fürsten, die ihn gewählt, gestatten es nicht. Friedrich möchte auch zurücktreten, aber sein Bruder Leopold würde alsdann sogleich an seiner Statt gewählt werden, und die Lage bliebe dieselbe. Also soll der Kampf entscheiden. In der Schlacht siegt Ludwig der Bayer über Friedrich von Östreich, der sein Gefangener wird. Da, als seines Gegners treuer Charakter sich in der Gefangenschaft groß bewährt, kommt der Wunsch über Ludwig, mit Friedrich gemeinschaftlich den Thron einzunehmen, und beide versöhnen sich.) — Uhlands Verdienste um die Geschichte der Litteratur sind besonders in folgenden Werken niedergelegt: „Walther von der Vogelweide, ein altdeutscher Dichter 1822; der Mythus des Thor, nach nordischen Quellen 1836; alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder“ 1844 ꝛc.

## § 128. Schwäbische Schule.

Der Weise Uhlands, im lyrischen und kleineren epischen Gedichte verwandt, zeigten sich Kerner, Schwab, Mörike: Dichter, die, aus Schwaben gebürtig, mit anderen gleichzeitigen unter dem Namen der „schwäbischen Schule“ zusammengefaßt werden.

Justus Kerner (geb. 1786 zu Ludwigsburg; nach dem Tode seines Vaters, eines würtembergischen Regierungsrats, einem Tischler zur Erziehung,

später bei einem Kaufmann in die Lehre gegeben; durch Karl Phil. Conz [geb. 1762, † 1828], Professor in Tübingen, Dichter eines Trauerspiels „Konrad von Schwaben“ 1782, welchem Kerner seine Abneigung gegen den Kaufmannsstand entdeckte, aufs Studium gewiesen; studierte Medizin in Tübingen 1804—1809; Oberamtsarzt in Weinsberg, wo sein gastliches Haus am Fuße der Burg Weibertreu weit und breit bekannt wurde, † 1862). Kerner ist durch seine Forschungen über die Geisterwelt und deren Beziehungen zum Menschen berühmt geworden. Hauptwerke: „Geschichte zweier Somnambulen“ 1824, und „die Seherin von Prevorst“ 1829 (eine arme Frau aus dem Würtembergischen, deren Visionen im somnambulen Zustande Kerner niederschrieb). Der Anfang seines Verkehrs mit der Geisterwelt liegt in der Zeit seines Knabenalters, da er, in eine schwere Krankheit gefallen, von einem Magnetiseur behandelt wurde. Damals zum erstenmal fühlte er voraussagende Träume zu haben, von denen er selbst berichtet, daß sie sein Leben vielfach verbittert haben. Später beschäftigte er sich forschend mit den krankhaften Zuständen der Seele, des Hellsehens; und alle Arten des Geisterwesens, Gespenster und Spuk, wurden ihm familiärer Umgang. — Auf sein poetisches Talent war von Einfluß, daß er in Tübingen auf der Universität sich eng an Uhland anschloß, ferner, daß er das Studium des Volksliedes trieb. Titel erster Veröffentlichungen: (Deutscher Dichterwald 1813; Gedichte 1826.) Darin: „Dauer des Herzens“ (Ein Saumtier trägt still Und sanft die Centnerlast ꝛc.); „der reichste Fürst“ (Preisend mit viel schönen Reden ꝛc.); „der Geiger von Gmünd“ (ein armer Geiger wird durch einen goldenen Schuh, den er von der Mutter Gottes geschenkt bekommen, an den Galgen gebracht, durch den anderen goldenen Schuh, den sie ihm darauf noch schenkt, zum Liebling des ganzen Volkes) ꝛc. — In lyrischen Gedichten giebt Kerner sich überwiegend schmerzlichen Stimmungen hin. In dem Gedicht „Sehnsucht“ redet er die Natur als seine Mutter an und wünscht sich in den Schoß der Erde zurück:

„Bis ich mit Blum' und Quell'
Dir darf im Herzen bleiben,
Mutter! o führ' mich schnell
Hin, wo kein Menschentreiben!“

Wenige sind so freudig klar, wie das „Wanderlied“:

„Wohlauf! noch getrunken
Den funkelnden Wein!
Ade nun, ihr Lieben!
Geschieden muß sein.
Ade nun, ihr Berge,
Du väterlich Haus!
Es treibt in die Ferne
Mich mächtig hinaus“ ꝛc.

In seinen Balladen herrscht ein großes Gemisch wirklichen und Gespensterlebens. „Die Mühle steht still“ (einem Reiter fliegt das Gespenst einer gemordeten Frau nach und ruft ihn auf, Gerechtigkeit an ihrem Mörder ergehen zu lassen); „Handwerksburschenlied“ (von Brentano und Arnim für ein altes Volkslied genommen und in des „Knaben Wunderhorn“ abgedruckt):

„Mir träumt', ich flög' gar bange
Weit in die Welt hinaus,
Zu Straßburg durch alle Gassen
Bis vor Feinsliebchens Haus.
Feinsliebchen ist betrübt,
Als ich so flieg', und weint:
Wer dich so fliegen lehrt,
Das ist der böse Feind.
Feinsliebchen, was hilft hier lügen,
Da du doch alles weißt:
Wer mich so fliegen lehrt,
Das ist der böse Geist.
Feinsliebchen weint und schreiet,
Daß ich vom Schrei erwacht,
Da lieg' ich, ach, in Augsburg
Gefangen auf der Wacht.
Und morgen muß ich hangen,
Feinslieb mich nicht mehr ruft;
Wohl morgen als ein Vogel
Schwank' ich in freier Luft.“

In hohem Alter gab Justinus Kerner noch andere Sammlungen von Liedern heraus: der letzte Blütenstrauß 1852; Winterblüten 1859.

Gustav Schwab (geb. 1792 in Stuttgart; studierte in Tübingen Theologie, wurde 1817 Professor der alten Litteratur am Gymnasium zu Stuttgart, zog sich 1837 als Pfarrer in Gomaringen bei Stuttgart in die Stille des ländlichen Lebens zurück; wurde später Oberstudienrat und Mitglied des evangelischen Konsistoriums in Stuttgart, † 1850) zeigt in seinen Gedichten eine bequeme, gemütliche Art, eine freundliche Natur, aber ohne tieferen Gehalt. Eine handwerksmäßige Bearbeitung der Sagenstoffe, nach denen man in allen Ländern, Gebirgen, Flußgebieten, in jedem Dorf und jeder Stadt mit kleinlicher Wertschätzung auch des Geringsten suchte, begann mit Schwab. „Romanzen aus dem Jugendleben des Herzogs Christoph von Würtemberg 1819; die Legende von den heiligen drei Königen 1821; die Neckarseite der schwäbischen Alp 1823; der Bodensee 1827" 2c. Schwab nennt sich „Uhlands ältesten Schüler"; aber das Talent seines Meisters, alles, was er giebt, mit lebendiger Empfindung, mit einer Ahnung, einem Schmerz oder einer Seligkeit, zu durchdringen, fehlt ihm. Aus der Jugendzeit seines Studentenlebens ist das „Lied eines abziehenden Burschen" am meisten bekannt geworden: (Bemooster Bursche zieh' ich aus, Behüt' dich Gott, Philisters Haus! Zur alten Heimat geh' ich ein, Muß selber nun Philister sein 2c.) Unter den kleineren epischen Bearbeitungen von Sagenstoffen: „der Reiter am Bodensee". (Ein Reiter will vor Abend an den Bodensee; es ist Winter, die Schneefläche breitet sich vor ihm aus, er reitet hastig vorwärts. Nach langem, einsamem Ritt kommt er spät abends an ein Haus; fragt, wie weit es noch zum Bodensee? Als ihm gesagt wird, daß der See hinter ihm und er hinübergeritten sei, sinkt er vor Schreck tot vom Rosse.) „Johannes Kant". (Joh. Kant, der Doktor der Theologie, macht eine Wanderung von Krakau nach Schlesien, seiner Heimat, gerät unter Räuber und wird ausgeplündert. Eine Unwahrheit, die er gesprochen, da er einiges Geld verleugnet, treibt ihn wieder zu der Bande zurück. Den Räubern aber wird's wunderlich im Kopfe; sie geben dem ehrlichen Manne alles wieder zurück.) — Ein anderer Ruhm muß Schwab reichlich zuerkannt werden: daß er gegen aufkommende Talente wohlwollend gesinnt, besonders als er die Redaktion der einflußreichen Zeitschrift „das Morgenblatt" leitete, 1827—37, späterhin bedeutenden Dichtern, wie Platen, Lenau, Freiligrath, den Eintritt ins Publikum erleichterte. — Ferner hat sich Schwab durch Prosabearbeitungen verschiedener Art verdient gemacht: deutsche Volksbücher 1836; die schönsten Sagen des klassischen Altertums 1838. Von ihm ferner: Schillers Leben 1840.

Eduard Mörike (geb. 1804 zu Ludwigsburg; Pfarrer zu Cleversulzbach bei Weinsberg; Professor der deutschen Litteratur in Stuttgart; in Ruhestand zu Nürtingen am Neckar, † 1874). Seine lyrischen Gedichte, 1838, enthalten manches Sinnige. Als Beispiel der Art, wie Mörike Stimmungen zeichnet, „die schöne Buche" (im elegischen Versmaß):

„Ganz verborgen im Wald kenn' ich ein Plätzchen, da stehet
Eine Buche, man sieht schöner im Bilde sie nicht."

Einzeln, von keinem Nachbarbaume berührt, steht sie da. Ringsherum Rasen, der durch zartes Gebüsch, dann durch hochstämmige Bäume umschlossen wird. Welch Entzücken, als ich zum erstenmal dorthin kam! An den Stamm der Buche gelehnt, betrachtete ich den Lichtrand, den die Sonne um den dunklen Schatten zog.

„Aber ich stand und rührte mich nicht; dämonischer Stille,
Unergründlicher Ruh' lauschte mein innerer Sinn;
Eingeschlossen mit dir in diesem feurigen Zauber-
Gürtel, o Einsamkeit, fühlt' und dacht' ich nur dich." —

Als Beispiel für die Bearbeitung eines Sagenstoffes: „Zwei Liebchen":

„Ein Schifflein auf der Donau schwamm,
Drin saßen Braut und Bräutigam,
Er hüben und sie drüben."

Frau Done giebt der Braut, als diese mit der Hand ins Wasser greift, zuerst ein Schwert, dann einen Helm zum Geschenk für ihren Geliebten. Frau Done giebt dem Bräutigam, als er desgleichen thut, zuerst ein Perlenband, dann einen goldenen Kamm zum Geschenk für seine Geliebte. Als die Braut zum drittenmal ins Wasser greift, faßt Frau Done sie an und reißt sie hinab. Der Bräutigam will sie halten; Frau Done aber ergreift auch ihn.

„Das Schifflein leer hinunterwallt,
Die Sonne sinkt hinter die Berge bald.
Und als der Mond am Himmel stand,
Die Liebchen schwammen tot ans Land,
Er hüben und sie drüben." —

Von Mörike ist ferner der Roman „Maler Nolten" 1832. (Die Liebe des Malers Nolten und der ländlich unschuldigen Agnes wird geknüpft, gestört, künstlich erhalten, wirklich wieder geknüpft und endlich doch zerstört. Alles dies führt der Dichter in einer häufig und planlos abspringenden Erzählung vor. Die erste Störung kommt in das harmlose Glück durch ein Zigeunerweib, das Agnes gegen ihren Bräutigam mißtrauisch macht. Während Maler Nolten die Art, wie Agnes ihr Mißtrauen äußert, benutzt, um sich von seiner Braut loszusagen, — ihn hat unterdessen die kunstliebende Gräfin Konstanze gefesselt, — findet sein Freund, der Schauspieler Larkens, dadurch Gelegenheit, mit dem Herzen, man weiß nicht, ob ein Spiel zu treiben oder einen Erziehungsplan vorzunehmen. Er ahmt Noltens Handschrift nach, setzt sich mit Agnes in Briefwechsel, der Art, daß sie mit Nolten zu korrespondieren glaubt. Endlich bekommt Nolten die Briefe zu sehen und lernt aus ihnen seine verlassene Braut schätzen. Er kehrt zu ihr zurück und beide geben sich dem Glück der Verbindung hin. Als aber Agnes jenen Betrug erfährt, wird sie wahnsinnig.) — In Hoffmanns Weise ist ein Märchen „der Schatz" (1835 im „Jahrbuch schwäbischer Dichter", von Mörike und Zimmermann herausgegeben).

Unter den Dichtern der schwäbischen Schule sind ferner zu erwähnen: Albert Knapp (geb. 1798 zu Tübingen; Pfarrer in Stuttgart, † 1864). „Christliche Gedichte" 1829, in einfachem, herzlichen Tone; „Hohenstaufen, ein Cyklus von Liedern und Gedichten", 1839 &c. — Gustav Pfizer (geb. 1807 in Stuttgart; studierte Theologie und Philologie; journalistisch beschäftigt; Professor am Gymnasium zu Stuttgart). Drei Sammlungen Gedichte 1831, 1835 und 1840. Außerdem ist Pfizer als Übersetzer Byrons 1835 aufgetreten, als Historiker („Martin Luthers Leben" 1836), als Kritiker („Uhland und Rückert" 1837; „Heines Schriften und Tendenz" 1838) &c. — Wilhelm Waiblinger (geb. 1804 in Heilbronn, lebte in Italien, † 1830 in Rom). In seinen Gedichten (gesammelt von H. von Canitz 1839 und 40) findet sich viel poetisch tief Empfundenes: „Der Kirchhof" (Die Ruh' ist wohl das beste Von allem Glück der Welt; Was bleibt vom Lebensfeste, Was bleibt dir unvergällt?) &c. Er beschreibt in Gedichten und auch in Novellen meistens

das Leben der Italiener. Von ihm ferner ein philosophischer Roman: „Phaëton“ 1825. —

Als Forscher und Bearbeiter lokaler Sagenstoffe sind neben den schwäbischen Dichtern ferner zu erwähnen: Egon Ebert (geb. 1801 in Prag; fürstlich fürstenbergischer Archivdirektor, später Domänenverwalter, seit 1857 in Prag; † 1882) behandelt besonders die Sagen Böhmens: „Gedichte“ in drei Bänden. Auch größere Dichtungen: „Wlasta, böhmisch-nationales Heldengedicht“, 1829 2c. — Ludwig Bechstein (geb. 1801 in Meiningen; Bibliothekar beim Herzog von Meiningen, † 1862), zuerst durch eine Sammlung von Sonetten bekannt geworden („Sonettenkränze“ 1828); behandelt mit Vorliebe die Sagen seiner Heimat, Thüringens, ferner Frankens und Östreichs, wandte sich außerdem auf größere Stoffe, bearbeitete das Volksbuch von den „vier Haimonskindern“, ferner die Sage vom „Faust“ 1833, in der Nibelungenstrophe; schrieb auch historische Romane: „Die Weissagung der Libussa“ 1829, und historische Epen: „Luther“ 1834 2c. — Karl Simrock (geb. 1802 in Bonn; studierte Jura in Bonn und Berlin; Referendarius in Berlin; 1830 vom preußischen Staatsdienst ausgeschlossen; schriftstellerisch beschäftigt in Bonn; 1850 Professor der deutschen Sprache und Litteratur daselbst, † 1876). Ein Lied, das die dreifarbige, in Frankreich aufgepflanzte Fahne besingt, verschloß ihm die juristische Laufbahn: „Große Dinge hat die Zeit geboren, Groß und wunderthätig ist die Zeit: In drei Tagen ward ein Thron verloren, In drei Tagen ward ein Volk befreit“ 2c. Seit 1821 trat Simrock mit Übersetzungen der Poesieen des Mittelalters auf: Nibelungen 1827; Arme Heinrich 1830; Gedichte Walthers von der Vogelweide 1833; Wolfram von Eschenbach 1842 2c. Später übersetzte er auch die ältere und einen Teil der jüngeren Edda.. Seit 1839 gab er die prosaischen „deutschen Volksbücher“ heraus; ferner bearbeitete er in eigenen Dichtungen die Sagen des Volkes: „Rheinsagen aus dem Munde des Volkes und deutscher Dichter“ 1838. Seine eigenen „Gedichte“ erschienen 1844 gesammelt. Im Jahre 1870 entstand das humoristisch-kräftige Lied: „Wir saßen so lang' in gemütlicher Ruh' Und reimten nur Liebe auf Triebe; dem verlogenen Feinde nun setzen wir zu Und reimen ihm Hiebe auf Diebe“ 2c.

## § 129. Friedrich Rückert, geb. 1789, gest. 1866.

Rückert trat 1814 mit Dichtungen unter dem Titel: „Deutsche Gedichte von Freimund Reimar“ auf; darin das Bedeutendste: „Die geharnischten Sonette“ (patriotische Gesänge). Spätere Sammlungen lyrischer Gedichte sind: „Kranz der Zeit“ 1817; „Liebesfrühling“ 1821 2c. Seitdem gab Rückert vielfach Übersetzungen und Nachahmungen heraus (Östliche Rosen 1822; die Verwandlungen des Abu Seid von Serug oder die Makamen des Hariri 1826; Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenlande 1836—38 2c.). Mit seinen größeren Arbeiten im Epischen und Dramatischen hat Rückert kein Publikum gefunden.

Friedrich Rückert (geb. 16. Mai 1789 in Schweinfurt; auf der Universität in Tübingen wandte er sich vom Studium der Rechte, seinem Fachstudium, bald ausschließlich dem der Sprachen und Litteraturen zu. 1811 Privatdocent in Jena. Nach einer Reise nach Italien 1817 vertiefte er sich ins Studium des Orientalischen, wurde 1826 Professor der orientalischen Sprachen in Erlangen, nahm 1841 dieselbe Stellung in Berlin an; lebte aber meistens auf seinem Landgute Neuseß bei Koburg, † 31. Januar 1866 in

Koburg). Bei keinem Dichter berühren sich die Gegensätze, einerseits des Vollendeten und Untadelhaften, andererseits des ganz Unbedeutenden und Mißglückten, so nahe wie bei Rückert. Er ist abwechselnd beides: der größte und der schwächste Dichter; und oft beides zu gleicher Zeit. Der Grund dieser Doppelseitigkeit liegt in der überwiegenden Rücksicht, die er der äußeren Form zuwendet. Rückert vertritt die Poesie des geschraubten Wortes, der bis ins kleinste pointierten Sprache. Man staunt bei jedem kurzen Gedicht über die Menge der technischen Feinheiten und Absichten in Rhythmus und Reim, in Klang und Fall, bei der Wahl der Bilder und Gegenbilder, der Buchstaben und Worte. Die Gewandtheit, die er in dieser Hinsicht erreichte, ist so außerordentlich, daß ihm das Gefühl innewohnte, alles dichterisch behandeln zu können. Goethe sagt: „Was ich nicht gelebt, habe ich auch nicht gedichtet;" Rückert: „Was ich nicht gedichtet, habe ich auch nicht gelebt." Goethe giebt sich, wenn er dichtet, einem unabweisbaren Drange seines Innern hin; Rückert dagegen dichtet beständig, indem er nur lebt. Er sagt dies unter anderem in dem Liede: „Das Leben ein Gesang":

„Daß mein Leben ein Gesang,
Sag' ich's nur! geworden;
Jeder Sturm und jeder Drang
Dient ihm zu Accorden.
Was mir nicht gesungen ist,
Ist mir nicht gelebet;
Was noch nicht bezwungen ist,
Sei noch angestrebet!
Von der Welt, die mich umringt,
Wüßt' ich unbezwingbar
Wen'ges nur; die Seele klingt
Und die Welt ist singbar."

Darin, daß Rückert sich diesem Grundirrtume hingiebt, daß in der Welt alles singbar sei, liegt die Ursache seiner Schwäche und Mißgriffe. Ein rastloser Behandlungsgeist, eine poetische Herrschsucht regt sich in ihm; die Kunst wird zum Handwerke erniedrigt. Das Alltägliche, trocken Verstandesgemäße erscheint ihm ebenso poesiegerecht, wie das Erhabene, wie der geweihte Augenblick, der als Gunst des Himmels dann und wann durch die Wolken des Lebens bricht. Wo sich zu seiner technischen Fähigkeit eine innere bedeutende Lebens- und Gefühlsaufregung mitschaffend gesellt, erhebt sich Rückert zu einem der ersten Dichter. So in dem „Liebesliede":

„Du, meine Seele, du, mein Herz,
Du, meine Wonn', o du, mein Schmerz,
Du, meine Welt, in der ich lebe,
Mein Himmel du, darein ich schwebe,
O du mein Grab, in das hinab
Ich ewig meinen Kummer gab!
Du bist die Ruh', du bist der Frieden,
Du bist der Himmel, mir beschieden.
Daß du mich liebst, macht mich mir wert,
Dein Blick hat mich vor mir verklärt,
Du hebst mich liebend über mich,
Mein guter Geist, mein bess'res Ich!"

„Das Abendlied" (Ich stand auf Berges Halde, Als Sonn' hinunterging; Ich sah, wie überm Walde Des Abends Goldnetz hin) schließt mit rührender Wehmut:

„Wer sein ein Hüttchen nennet,
Ruht nun sich darin aus;
Und wen die Fremde trennet,
Den trägt ein Traum nach Haus.
Mich fasset ein Verlangen,
Daß ich zu dieser Frist
Hinauf nicht kann gelangen,
Wo meine Heimat ist."

Ernst und Würde prägt sich in der Elegie „die Gräber zu Ottensen" aus. Schelmischer Reiz der Märchenphantasie in dem Liede „Vom Bäumlein, das andere Blätter gewollt". Immer anpassend, bald würdig und groß, bald lieblich-heiter behandelt Rückert Sagenstoffe: „Chidher" (Chidher, der ewig junge, sprach: Ich fuhr an einer Stadt vorbei); „die Riesen und die Zwerge" (Es ging die Riesentochter, zu haben einen Spaß, Herab vom hohen Schlosse, wo Vater Riese saß); „das Rätsel der Elfen" (die Elfen sitzen im Felsenschacht, Vertreiben mit Reden die lange Nacht); „der betrogene Teufel" (Die Araber hatten ein Feld bestellt, Da kam der Teufel herbei in Eil'). Neue und schwierige Formen behandelte er ebenso mit Vorliebe wie mit Geschick. Die Alliteration holte er aus der fernen Vorzeit herauf:

„Roland, der Riese, am Rathaus zu Bremen
Steht er im Standbild, standhaft und wacht" ꝛc.

Dem Sonett widmete er eine fleißige Bearbeitung, z. B. unter den „geharnischten Sonetten" lautet das an den Adel:

„Ihr Ritter, die ihr haust in euren Forsten,
Ist euch der Helmbusch von dem Haupt gefallen?
Versteht ihr nicht, den Panzer mehr zu schnallen?
Ist ganz die Rüstung eures Muts zerborsten?

Was sitzet ihr daheim in euren Horsten,
Ihr alten Adler, habt ihr keine Krallen?
Hört ihr nicht dorther die Verwüstung schallen?
Seht ihr das Untier nicht mit seinen Borsten?

Schwingt eure Keulen! denn es ist ein Keuler:
Er wühlt, er droht; voll Gier nach schnödem Futter,
Stürzt er den Stamm, nicht bloß des Stammes Blätter.

Es ist ein Wolf, ein nimmersatter Heuler,
Er frißt das Lamm, er frißt des Lammes Mutter;
Helft, Ritter; wenn ihr Ritter seid, seid Retter!"

Das persische Ghasel führte er nach Deutschland, z. B.: „der Schmuck der Mutter":

„Mensch, es ist der Schöpfung Pracht
Nicht für dich allein gemacht;
Einen Teil hat sich zur Lust
Die Natur hervorgebracht.
Darum singt die Nachtigall,
Wo du schlummerst in der Nacht.
Und die schönste Blume blüht,
Eh' des Tages Aug' erwacht.
Und der schönste Schmetterling
Fliegt, wo niemand sein hat acht.
Perle ruht im Meeresschoß
Und der Edelstein im Schacht.
Kind! da reichlich Aug' und Ohr
Dir mit Fülle ist bedacht,
Gönn' der Mutter etwas auch,
Das sie zum Geschmeid sich macht."

Das italienische Ritornell führte er in Deutschland ein, z. B.:

„Glänzende Lilie!
Die Blumen halten Gottesdienst im Garten,
Du bist der Priester unter der Familie!"

Hätte Rückert aus der Masse seiner Schöpfungen das innerlich Poetische von dem bloß äußerlich Poetisierten ausgeschieden: er würde einen Perlenschmuck in den Schatz der deutschen Poesie gelegt haben. Aber er hat den weitverbreiteten Meeresgrund, aus dem er die Perlen hob, mit nach oben gebracht. — Das weite Terrain für seine lyrische Poesie fand er: einerseits indem er Spielereien mit dem Kleinen und Unbedeutenden pflegte, andererseits indem er sich in die

Monotonie ewig gleicher Beschaulichkeit und Erbaulichkeit, verständiger Reflexion über die alltäglichsten Dinge verlor. Als Beispiel für jene Spielerei „die Göttin im Putzzimmer“:

„Welche chaotische
Haushälterei!
Welches erotische
Tausenderlei!

Alle die Nischchen,
Alle die Zellchen,
Alle die Tischchen,
All die Gestellchen!

Fächelchen, Schreinchen
Alle voll Quästchen;
Perlchen und Steinchen
All in den Kästchen!

Blinkende Ringelchen,
Schimmernde Kettchen,
Goldene Dingerchen,
Silberne Blättchen!“

So geht es fort in elf Strophen; mit „Nadel und Nädelchen, Faden und Fädelchen, Sächelchen, Fächelchen, Miederchen, Gliederchen“. Die Zumutung ist zu groß, wenn wir glauben sollen, daß so die „Muse“ oder die „Liebe“, zumal dem Dichter, erscheint. Denn das Lied schließt folgendermaßen:

„Schöpfrin, Entfalterin
Himmlischer Zier,
Stehst du, Gestalterin,
Muse, vor mir?

Oder du, Liebe,
Einigerin,
Irdischer Triebe
Reinigerin?

Denn nur ihr beide
Ordnet zum eins
Buntes Geschmeide
Menschlichen Seins.

Denn nur ihr beide
Wandelt das Nichts,
Chaos, zum Kleide
Himmlischen Lichts!“

Beispiele für die Monotonie seiner beschaulichen Dichtungen finden sich in allen Bänden seiner Gedichte, besonders der didaktischen. — Als Übersetzer und Nachbildner des Fremden hat Rückert das Außerordentlichste geleistet. Die Idee, durch die er sich für Arbeiten dieser Art begeistert fühlte, ist dieselbe wie bei Herder:

„Die Poesie in allen ihren Zungen
Ist dem Geweihten eine Sprache nur,
Die Sprache, die im Paradies erklungen,
Eh' sie verwildert auf der wilden Flur.
Doch wo sie nun auch sei hervorgedrungen,
Von ihrem Ursprung trägt sie noch die Spur;
Und ob sie dumpf im Wüstenglutwind stöhne,
Es sind auch hier des Paradieses Töne.“

Besonderen Beifall haben freie Nachbildungen aus dem Arabischen unter dem Titel „die Verwandlungen des Abu Seid von Serug oder die Makamen des Hariri“ 1826 gefunden; poetisch vorgetragene Erzählungen, in welchen allerlei Rätsel- und Stilaufgaben verflochten werden, die der Dichter aus Serug, in verschiedenen Verwandlungen auftretend, löst. Der fünfte Abschnitt („Makame“) fängt an: „Ich besuchte in Meraghet die Staatskanzlei; — zwar war ich in Staatsgeschäften ganz Lay, — doch fand ich dort immer eine Konsession — von Leuten von allerlei Konfession — und Profession, — die sich besprachen über allerhand, — was ich verstand und nicht verstand. — Heute nun ergoß sich der Rede Brunst — über die Redekunst; — und einmütig, einmündig stammelten — alle die hier versammelten — Ritter des Federkieles — und Meister des Zungenspieles, — zum Lobe der Zeit, der vergangenen — und zur Schmach der neu angefangenen: — daß der alten Meister scharfem Witze — kein neuer dürfe bieten die Spitze, — und keiner jetzt in Ost und

West, sei so zügel- und bügelfest, — dem sein Roß nie bäume, — und der den Sattel nie räume. — Wer breche noch neue Bahnen — und steche nach neuen Fahnen? — Wer könne sich mit eignen Federn schmücken — und brauche nicht fremde auszupflücken?" rc. Auf diese Beschuldigung der neuen Zeit ergreift ein Greis das Wort, der bisher schweigend zugehört hatte: „Ich weiß noch jetzt den Mann: was er macht, das lacht; was er schmückt, das glückt; was er beginnt, das gewinnt; wo er haucht, das raucht; wo er spricht, das bricht; was er schafft, das rafft; was er dichtet, das vernichtet; der, wo er rühmet, blümet, und wo er tadelt, entadelt; der, wo er lang ist, wie eines Stromes Gang ist, und wo er kurz, wie ein Wassersturz." Auf die Frage, wer dieser „so schwer gerüstete, her gebrüstete" sei, giebt er sich selbst als den Redekünstler zu erkennen. Da wird ihm, seine Kunst zu prüfen, eine Aufgabe gestellt, die bisher niemand hat lösen können: ein wohlgestelltes, an Sinn und Spruch reiches Bittgesuch aufzusetzen, in dem der Buchstabe R nicht vorkommt. Nach kurzem Besinnen ruft er: „Rüttle am Tintenfasse, und die Feder fasse, daß sie bringe das schwarze Nasse auf das trockne Blasse! und schreib also: „„Milde ist eine Tugend; ewig jung sei deine Jugend! Geiz ist ein Schandflecken; deines Neidenden Auge müsse Nacht decken! Edle Hand giebt Spenden; unedle läßt abziehen mit hohlen Händen. Den Gebenden schmückt, was den Empfangenden beglückt; und das Gold, das Dank aufwägt, ist wohl an- und ausgelegt. Zufließt's von innen dem Quelle, wenn von außen abfließt die Welle; und Ausfluß des Sonnenlichts: giebt uns, und benimmt dem Himmel nichts. Wessen Gemüt ist aus edlen Stoffen, hält sein Haus dem Gaste offen; seinen Schutz dem Flehenden und seinen Schatz den Gehenden. Solange dein Gast weilt, heiß ihn nicht eilen; noch weilen, wenn du ihn siehst eilen. Und laß ihn ziehn mit Tasch' und Stabe, nicht ohne Lab' und nicht ohne Gabe. So sei von Lust dein Palast bewohnt, mit des Glückes Besuch belohnt, von des Unglücks Fuß gemieden, vom anklopfenden Leid geschieden"" rc. in unermüdlich reimender Sprache. Als diese Probe der Kunst zu des Landpflegers Ohren kommt, will derselbe den Unbekannten in seinen Sold nehmen. Der Dichter aber lächelt und singt:

„Eine Stell' in dem Stalle ist besser Als Bestallung zur Ehrenstelle;
So unsicher ist dieser Boden, Wie beweglichen Sandes Welle,
Knecht sein beim Herrn ist beschwerlich, Und gefährlicher, sein Geselle.
Wankelmütig ist stets ein Herr, Schnell Ergriffenes läßt er schnelle;
Bäume pflanzt er und schält den Stamm, Baut ein Haus, zerbricht die Schwelle.
Besser, daß du durch Wüsten fahrest, Oder flüchtest in eine Zelle,
Als zu träumen von Hoheit, daß Nackt dich wecke des Morgens Helle."

Unter Rückerts anderen Übertragungen: „Nal und Damajanti, eine indische Geschichte" 1828; „Schi-King, chinesisches Liederbuch, gesammelt von Confucius", 1833. „Amarilkais, der Dichter und König; sein Leben dargestellt in seinen Liedern, aus dem Arabischen" 1843 rc. — Am wenigsten Anerkennung hat Rückert durch seine größeren Werke im Epischen und Dramatischen finden können. Episch: Rostem und Suhrab, Heldengeschichte in zwölf Büchern, 1838, in Alexandrinern (Rostem und Suhrab sind Vater und Sohn, Helden, die, ohne sich zu kennen, in Kampf miteinander geraten); Leben Jesu, Evangelienharmonie in gebundener Rede 1839 rc. Dramatisch: Saul und David 1843; Herodes der Große in zwei Stücken 1844. Erstes Stück: Herodes und Mariamme. (Der Idumäer Herodes vermählt sich mit der Makkabäertochter Mariamme, erobert Jerusalem, setzt Aristobul, den Bruder Ma-

riammes, zum Hohenpriester ein, ertränkt ihn, ermordet auf einen leichten Argwohn seine Gemahlin; Könige aus dem Morgenlande kommen und fragen nach dem neugeborenen König der Juden, Hirten beten das Kind in der Wiege an.) Zweites Stück: Herodes und seine Söhne. (Herodes ruft seine und der Mariamme Söhne aus Rom, tötet sie auf seines älteren Sohnes Antipater Leumund, und stirbt, indem er Todesurteile giebt; ein Engel meldet dem Joseph in Ägypten, daß er mit dem Kinde nach Judäa zurückkehren könne, wo Simeon und Hanna des Verheißenen harren.) Man erfährt in den Dramen das meiste aus Berichten gleichgültiger Personen. Es wird mit solcher Gelassenheit erzählt und so ausdruckslos hingestellt, hin und wieder mit Wortspielen geschmückt, daß man erstaunt, bis zu welcher Blässe ein Geschichtsbild erbleichen kann. „Kaiser Heinrich IV." 1844. Erster Teil: „des Kaisers Krönung" (Zerwürfnis Heinrichs IV. mit Papst Gregor VII., seine Buße zu Canossa, sein Sieg über ihn und Krönung durch Papst Clemens III.), zweiter: „des Kaisers Begräbnis" (Kämpfe mit seinem Sohn, Tod und Begräbnis). „Christofero Colombo, Geschichtsdrama in drei Teilen", 1845 ꝛc.

## § 130. Adalbert von Chamisso, Graf von Platen.

Neben Rückert zeichnen sich durch feine Ausbildung der Kunstform besonders aus: Adalbert von Chamisso (Peter Schlemihl; Lieder, Balladen, Romanzen) und Graf von Platen (lyrische Dichtungen: Lieder, Oden, Ghasele, Sonette; satirische Lustspiele: die verhängnisvolle Gabel, der romantische Ödipus; das Epos: die Abbassiden ꝛc.).

Adalbert von Chamisso (mit seinem eigentlichen Namen: Louis Charles Adelaide de Chamisso; einer alten französischen Familie angehörig, geb. 1781 auf dem Stammschloß Boncourt in der Champagne; kam neun Jahre alt, zur Zeit der Auswanderungen des französischen Adels zuerst nach den Niederlanden, dann nach Deutschland, 1797 nach Berlin, wo er Page der Königin wurde; 1798—1808 Offizier in der preußischen Armee; seitdem im Umgang mit Fouqué, Varnhagen von Ense u. a., zum Teil poetischen, mehr aber wissenschaftlichen, besonders naturwissenschaftlichen Studien hingegeben; machte 1815—18 am Bord des Rurik die Romanzowsche Entdeckungsreise durch die Südsee und um die Welt mit; wurde nach seiner Rückkehr Kustos des botanischen Gartens in Berlin, † 1838). Seiner Jugend gehören Gedichte im Geschmacke der Romantik an, die er in die späteren Sammlungen seiner Werke nicht aufnahm. Die erste bedeutendere Dichtung, welche Chamisso der Aufbewahrung wert hielt, war das Märchen „Peter Schlemihls wundersame Geschichte". Fouqué veröffentlichte es 1814, und der gemütlich-humoristische Ton verschaffte ihm Freunde. (Ein armer Mensch läßt für große Glücksgüter dem Teufel seinen Schatten ab. Kaum ist es geschehen, da erwächst ihm großer Schade daraus. Überall, wo man ihn erblickt, verwundert man sich, verhöhnt und meidet ihn; all sein Glück wird vernichtet. Während der Teufel zu schadenfroh ist, ihm den Schatten zurückzugeben, trösten ihn endlich ein paar Meilenstiefel, mit denen er den Menschen entflieht. Er lebt abgeschieden, bloß im Genuß der Natur.) Man hat gefragt, was Chamisso unter dem „Schatten" verstanden habe; und der Dichter giebt selbst die Antwort: nichts als eben den Schatten, d. i., wenn man allegorisieren wolle, allenfalls: das Wesenlose, Nichtige. Damit ist freilich nicht alles erklärt. Was ist das für ein Mensch, der das Wesenlose, das Nichtige abgegeben hat? Welche Stimmung ist es, in der man sich bewußt ist, etwas Derartiges gethan

zu haben? etwa die Peter Schlemihls? Was soll es ferner heißen: man giebt das Wesenlose dem „Teufel"? — Chamisso wandte sich später ganz von der Romantik ab. Wahrheit, die vielgestaltige, überall charaktervolle Welt, hatte sich ihm im Leben, in Studien und auf Reisen eingeprägt; und ein Grundsatz, jener Zwecklosigkeit des Dichtens gerade widersprechend, war ihm der höchste geworden: „es soll in der Poesie alles herauskommen!" Edle Gemessenheit wurde der Charakter seiner Poesieen. Innig, tieffühlend ist er in den vielgesungenen Liedern aus „Frauen Liebe und Leben":

„Ich kann's nicht fassen, nicht glauben,
Es hat ein Traum mich berückt;
Wie hätt' er doch unter allen
Mich Arme erhöht und beglückt?

Mir war's, er habe gesprochen:
Ich bin auf ewig dein. —
Mir war's — ich träume noch immer,
Es kann ja nimmer so sein.

O, laß im Traume mich sterben
Gewieget an seiner Brust,
Den seligsten Tod mich schlürfen
In Thränen unendlicher Lust."

Eine hohe Versöhnung des schmerzlichen Gefühles, Vaterland und Heimat verloren zu haben, enthält das Gedicht „Schloß Boncourt": er segnet den Landmann, der den Boden pflügt, wo einst die väterlichen Hallen prangten. „Ich aber will auf mich raffen, Mein Saitenspiel zur Hand, Die Weiten der Erden durchschweifen, Und singen von Land zu Land". Herzlich spricht Chamisso die Freude an der Pflichterfüllung in dem Gedicht „die alte Waschfrau" aus, die zu ihrem Sterbehemde alles selbst besorgt, vom Flachs an bis zur Naht, und es dann sonntäglich als ihr bestes Kleinod anlegt:

„Und ich, an meinem Abend, wollte
Ich hätte, diesem Weibe gleich,
Erfüllt, was ich erfüllen sollte
In meinen Grenzen und Bereich;
Ich wollt', ich hätte so gewußt,
Am Kelch des Lebens mich zu laben,
Und könnt' am Ende gleiche Lust
An meinem Sterbehemde haben!"

In epischen Gedichten tritt Chamisso mit strenger Objektivität auf, immer charakteristisch zeichnend, gleichviel ob auf den Inseln der Südsee, in den Urwäldern Amerikas, den Wüsten Asiens, den Eissteppen Rußlands, den Räuberhöhlen Korsikas oder den Burgen Schwabens. Z. B. „Salas y Gomez" (in Terzinen):

„Salas y Gomez raget aus den Fluten
Des stillen Meers, ein Felsen kahl und bloß,
Verbrannt von scheitelrechter Sonne Gluten.
Ein Steingestell ohn' alles Gras und Moos,
Das sich das Volk der Vögel auserkor
Zur Ruhstatt im bewegten Meeresschoß.
So stieg vor unsern Blicken sie empor,
Als auf dem Rurik: Land im Westen! Land!"
Der Ruf vom Mastkorb drang zu unserm Ohr.
Als nun die Klippe nah' vor Augen stand" ꝛc.

(Auf einer Meerfahrt ist ein Jüngling dorthin verschlagen; er fristet, von den Eiern der Vögel genährt, länger als fünfzig Jahre sein Leben einsam auf dem Felsen); „Matteo Falkone" (über einen Knaben, der die Ehre des Hauses beschimpft hat, hält der Vater Gericht). Ferner „Abdallah" (in der Nibelungenstrophe):

„Abdallah liegt behaglich am Quell' der Wüste und ruht;
Es weiden um ihn die Kamele, die achtzig, sein ganzes Gut.
Er hatte mit Kaufmannswaren Bassora glücklich erreicht,
Bagdad zurück zu gewinnen, wird ledig die Reise ihm leicht" ꝛc.

(Die Schätze, deren er unerwartet durch einen herzukommenden zauberkundigen Derwisch teilhaft wird, machen ihn habgierig, so daß er, der Besinnung vergessend, sich selbst sein Unglück bereitet); ferner in fünffüßigen Trochäen: „Der arme Heinrich" (§ 34) 2c. — Heitere Schalkhaftigkeit, die sich bis zur leichten Posse steigert, findet sich in den Liedern vom „Zopf, der immer hinten hängt"; von der „Schneidercourage"; Bitterkeit und Satire in Dichtungen wie „der Invalid im Irrenhaus, der Bettler und sein Hund". In Gedichten letzterer Art läßt sich der Einfluß der damals von Frankreich hervorgegangenen Poesie, namentlich der Lieder Bérangers, nachfühlen. Chamisso besorgte mit Franz von Gaudy eine Übersetzung der Lieder Bérangers 1838.

August Graf von Platen (geb. 1796 zu Ansbach; im Kadettencorps zu München, dann im Pageninstitut erzogen; Lieutenant im bayerischen Leibregiment König Maximilian, machte 1815 den Feldzug mit; widmete sich, während er Offizier in der Armee blieb, auf den Universitäten Würzburg und Erlangen dem Studium der alten und neuen Sprachen; seit 1826 meistens in Italien, in Rom und Neapel; wurde 1828 Mitglied der Akademie der Wissenschaften in München, † 1835 in Syrakus). Platen hatte zu wenig Lebenserfahrungen, bewegte sich vorherrschend in litterarischen Sympathieen und Antipathieen, teils im Streben nach Dichterruhm, teils im Verdrusse über schlechte Poeten seiner Zeit. Dies verführte ihn, zuviel von der Poesie zu dichten. Er schrieb für die Dichter, nicht für das Volk. In Gedichten allgemeineren Inhaltes dagegen zeigt er alle Erfordernisse echter Poesie, die Kraft tiefen Gemütes und großes Geschick für die Schöpfung vollendeter Kunstformen. In vielen seiner lyrischen und kleineren epischen Dichtungen (zuerst gesammelt 1828 „Gedichte") läßt sich der Einfluß Goethes und des Volksliedes erkennen. Würdevolle Einfachheit, edle Klarheit, teilen den Gedichten großen Reiz mit: „Der Pilgrim von St. Just" (Nacht ist's und Stürme sausen für und für); „Das Grab im Busento" (Nächtlich am Busento lispeln). „Romanze":

„Wie rafft' ich mich auf in der Nacht, in der Nacht,
Und fühlte mich fürder gezogen,
Die Gassen verließ ich, vom Wächter bewacht,
Durchwandelte sacht,
In der Nacht, in der Nacht
Das Thor mit dem gotischen Bogen."

Der Dichter sieht den Mühlbach, keine Welle wallt zurücke, die Sterne, sie funkeln durch täuschend entlegene Ferne; er blickt hinauf, er blickt hinunter: „O wehe, wie hast du die Tage verbracht! Nun stille du sacht In der Nacht, in der Nacht Im pochenden Herzen die Reue!" — Seit den zwanziger Jahren wandte sich Platen ausschließlich fremden Formen zu: Oden, Sonetten, Ghaselen. Zeugnis seiner politischen Gesinnung geben die Oden „Kassandra; an Franz II.; an Karl X." 2c. Die Kunst der Naturschilderung tritt glänzend in der Ode „Der Vesuv im Jahre 1830" hervor. Rein und weihevoll ist die Stimmung der Ode: „In der Neujahrsnacht" 2c. Platens Sonette gehören zu den wohlklingendsten der deutschen Poesie. Ein Beispiel der Ghasele Platens:

„Es liegt an eines Menschen Schmerz, an eines Menschen Wunde nichts,
Es kehrt an das, was Kranke quält, sich ewig der Gesunde nichts!
Und wäre nicht das Leben kurz, das stets der Mensch vom Menschen erbt,
So gäb's Beklagenswerteres auf diesem weiten Runde nichts!
Einförmig stellt Natur sich her, doch tausendförmig ist ihr Tod,
Es fragt die Welt nach meinem Ziel, nach deiner letzten Stunde nichts,

Und wer sich willig nicht ergiebt dem ehrnen Lose, das ihm dräut,
Der zürnt ins Grab sich rettungslos, und fühlt in dessen Schlunde nichts.
Dies wissen alle, doch vergißt es jeder gerne jeden Tag,
So komme denn, in diesem Sinn, hinfort aus meinem Munde nichts!
Vergeßt, daß euch die Welt betrügt, und daß ihr Wunsch nur Wünsche zeugt,
Laßt eurer Liebe nichts entgehen, entschlüpfen eurer Kunde nichts!
Es hoffe jeder, daß die Zeit ihm gebe, was sie keinem gab,
Denn jeder sucht ein All zu sein, und jeder ist im Grunde nichts."

Platens dramatische Dichtungen, aus früherer Zeit: die Lustspiele „der gläserne Pantoffel" 1823 (Verbindung der Märchen vom Aschenbrödel und vom Dornröschen), „der Schatz des Rhampsinit" 1824 (Erzählung Herodots von dem Sohne des Baumeisters, der den Schatz des Rhampsinit bestiehlt und die Tochter des Königs gewinnt), entbehren des inneren Lebens. — „Die verhängnisvolle Gabel" 1826, Satire gegen die Schicksalstragödien, gegen Müllner, Houwald rc. (Das Gespenst der Frau Salome rottet die Familie des Schäfers Mopsus in Arkadien, eine Familie mit zwölf pausbacknen Kindern, mittelst einer Gabel, die als Mordinstrument verwandt wird, aus.) „Der romantische Ödipus" 1828, Satire gegen Immermann. (Der Romantiker Nimmermann, der unter den Heidschnucken in der Lüneburger Heide göttlich verehrt wird, empfängt den Besuch des Publikums. Nimmermann teilt dem Publikum sein Trauerspiel „der romantische Ödipus" mit, das er soeben in Entrüstung über die schülerhafte Tragödie des Sophokles gedichtet hat.) — Die letzte größere Dichtung Platens ist das romantische „Gedicht in neun Gesängen, die Abassiden" 1829 (Stoff aus „Tausendundeiner Nacht", die Abenteuer der Söhne des Kalifen Harun al Raschid). — So lange Platen lebte, regte sich kaum eine Stimme für ihn. Nur seine Gegner, besonders Immermann und Heine, waren laut, bekämpften und verspotteten ihn. Nach seinem Tode wurde sein Wert unparteiischer gewürdigt; und sein Grab im Garten der Villa Landolina zu Syrakus, in der Nähe des Ortes, wo vor zwei Jahrtausenden Äschylus seine Gruft gefunden, ist ein Wallfahrtsort der Deutschen, die nach Sicilien kommen. Die „Grabschrift", die Platen sich selbst gedichtet hat, ist charakteristisch für sein Selbstgefühl:

„Ich war ein Dichter, und empfand die Schläge
Der bösen Zeit, in welcher ich entsprossen;
Doch schon als Jüngling hab' ich Ruhm genossen,
Und auf die Sprache drückt' ich mein Gepräge.

Die Kunst zu lernen, war ich nie zu träge,
Drum hab' ich neue Bahnen aufgeschlossen,
In Reim und Rhythmus meinen Geist ergossen,
Die dauernd sind, wofern ich recht erwäge.

Gesänge formt' ich aus verschied'nen Stoffen,
Lustspiele sind und Märchen mir gelungen
In einem Stil, den keiner übertroffen:

Der ich der Ode zweiten Preis errungen,
Und im Sonett des Lebens Schmerz und Hoffen,
Und diesen Vers für meine Gruft gesungen." —

Franz Freiherr von Gaudy (geb. 1800 zu Frankfurt a. O.; preußischer Offizier; seit 1833 wiederholentlich in Italien; † in Berlin 1840), ein reich angelegtes Talent, das aber unter der flüchtigen Art des Arbeitens und bei der Ausbreitung über die verschiedensten Gattungen nicht zur Aus-

bildung kam. Unter dem Titel Erato 1829 schrieb er Elegieen voll zarten Ausdruckes unglücklicher Liebe. Viel Aufsehen erregten die Kaiserlieder 1835, zum Ruhme Napoleons gesungen. In Novellen strebte Gaudy dem Charakter Jean Pauls und Hoffmanns nach.

## § 131. W. Müller, Kopisch, Reinick.

Unter den Lyrikern dieser Zeit sind ferner zu erwähnen: Wilhelm Müller (Müller-, Wanderlieder, Griechenlieder); Kopisch (Gedichte, allerlei Geister); Reinick (Lieder eines Malers) u. a.

Wilhelm Müller (geb. 1794 in Dessau; studierte 1812 in Berlin Philosophie und Geschichte; nachdem er 1813 ins preußische Militär getreten, bei Lützen, Bautzen, Hanau, Kulm mitgefochten hatte, setzte er seine Studien in Berlin fort; 1817 und 18 auf Reisen in Wien und Italien; Hofrat und Bibliothekar in Dessau, † 1827). W. Müller besaß ein rasch auflebendes Gefühl und eine leicht gestaltende Phantasie. Als Knabe von vierzehn Jahren war er seines Talents sich bewußt: er ordnete einen Band Lieder, Oden, Elegieen, auch ein Trauerspiel, wie zum Druck. Als er in Berlin studierte, sammelten sich jüngere Dichter um ihn, als den „Ordner“ ihrer Gesellschaft. Gedichte, unter dem Titel „Bundesblüten“, 1816 herausgegeben, legen Zeugnis von den Kräften dieser Gesellschaft ab. Eine heitere Art des Lebens in schöner Mitte zwischen Muße und Arbeit gehalten, begünstigte sein Talent. Jede Reise, die er machte, jeder Aufenthalt in einer interessanten Gegend, schuf eine Menge liebenswürdiger Gedichte. So entstand der „Frühlingskranz aus dem Plauenschen Grunde“, „die Muscheln von der Insel Rügen“, „die Lieder aus dem Meerbusen von Salerno“ 2c. Er legte seine Empfindungen Genregestalten einzelner Stände in den Mund: Musikanten, Postillonen, Handwerksburschen. „Gedichte aus den hinterlassenen Papieren eines reisenden Waldhornisten“ 1821; „Lyrische Reisen und epigrammatische Spaziergänge“ 1827. Unter seinen „Müller-“ und den Wanderliedern“:

„Das Wandern ist des Müllers Lust,
Das Wandern!
Das muß ein schlechter Müller sein,
Dem niemals fiel das Wandern ein,
Das Wandern.“

An dem Wasser, das keine Rast bei Tag und Nacht, an den Rädern, die nie stille stehen, an den Steinen, die den muntern Reihen mittanzen, an allem, was er sieht, erblickt er die Lust am Wandern:

„Herr Meister und Frau Meisterin,
Laßt mich in Frieden weiterziehn
Und wandern!“

Ferner: „Ich hört' ein Bächlein rauschen Wohl aus dem Felsenquell“ 2c.; „Bächlein, laß dein Rauschen sein; Räder, stellt euer Brausen ein!“ 2c.; „Ihr Blümlein alle, die sie mir gab, Euch soll man legen mit mir ins Grab!“ 2c. Auch erzählende Gedichte sind von Müller: „Der Glockenguß zu Breslau“ 2c. Aufsehen erregten die unter dem Titel „Lieder der Griechen“ 1822 herausgegebenen Zeitgedichte, die er 1823 durch „neue“, 1824 durch „neueste Lieder der Griechen“ ergänzte. („Der Phanariot, die Mainottin, Alexander Ypsilanti auf Munkacs“ 2c.)

August Kopisch (geb. 1799 zu Breslau; auf den Kunstakademieen in

Prag und Wien zum Maler gebildet; lebte in unabhängigen Verhältnissen in Wien, Neapel, später in Potsdam und Berlin, wandte sich mit überwiegender Vorliebe zur Poesie, † 1853). Kopisch war ein ebenso heiterer, wie geistvoller Charakter, überall Wohlwollen und Achtung gewinnend. In Wien und Neapel wurde er populär, wie kaum ein Fremder; in Neapel haben ihn Lustspieldichter aufs Theater gebracht. Als Entdecker der blauen Grotte auf der Insel Kapri, Neapel gegenüber, ist er berühmt geworden; als treuer Freund begrüßt ihn Platen in geistvollen Oden. Unbefangenheit und Humor charakterisieren seine Gedichte; „Gedichte" 1836; „Allerlei Geister" 1848. Mehrere seiner Lieder sind volkstümlich geworden, vor allen „die Historie von Noah" (Als Noah aus dem Kasten war, da trat zu ihm der Herre dar). Reichlich abwechselnde Formen zeigt Kopisch in der Behandlung der altdeutschen Sagenwelt: in dem Liede vom „Klopfer" (dem dienstbaren, guten Geiste, den ein neugieriges Fräulein leibhaft sehen will, und dadurch gerade vom Schlosse wegtreibt); von den „Heinzelmännchen" (die eines Schneiders Weib mit ihrer Neugier verjagt); vom „gestrichenen Scheffel" (den der Teufel als Bezahlung für einen angehäuften verlangt); vom „Schneiderjungen in Krippstedt" (der dem Bürgermeister einst die Zunge wies) 2c. Im kleinsten Verse liegt einnehmende Gemütlichkeit, z. B. in dem „Kinderreime: die Roggenmuhme" —

„Laß stehn die Blume!
Geh nicht ins Korn!
Die Roggenmuhme
Zieht um da vorn!
Bald duckt sie nieder,
Bald guckt sie wieder;
Sie wird die Kinder fangen,
Die nach den Blumen langen!"

In der Behandlung der Sprache entfaltet Kopisch eine Virtuosität, mit der er Rückert sehr nahe kommt: den leichtesten Fluß in Rhythmen und Reimen, die, so seltsam sie oft sind, immer natürlich, ja singbar klingen. Kopisch lieferte außerdem treffliche Übersetzungen Dantes und italienischer Volkslieder. —

Robert Reinick (geb. 1805 in Danzig; studierte in Berlin, widmete sich zugleich der Malerei, später in Düsseldorf; lange Zeit in Rom; wählte nach seiner Rückkehr Dresden zum Aufenthaltsorte, † 1852). In Reinicks Seele kam keine Dissonanz des Lebens auf, die nicht sogleich in Heiterkeit wieder ausgeglichen wurde. Im Kreise seiner Freunde war er der Liebling, die Seele ihrer geselligen Zusammenkünfte. Lächelnd, wie kein anderer Dichter, besingt er die Treue des Herzens in dem Liede „an den Sonnenschein":

„O Sonnenschein! o Sonnenschein!
Wie scheinst du mir ins Herz hinein,
Weckst drinnen lauter Liebeslust,
Daß mir zu enge wird die Brust."

In dem Gedicht „Sonntags am Rhein" erhebt er aus froher Herzenslust —

„Das fromme, treue Vaterland,
In seiner vollen Pracht,
Mit Lust und Liedern allerhand
Vom lieben Gott bedacht."

Einfach, treu und innig ist er in epischen Erzählungen: König Ehrich (der „klein Anna liebgewann, die schönste Fischermaid") 2c. Vortrefflich ist er, wenn schelmischer Humor ihn trägt: in dem „Käferlied":

„Es waren einmal drei Käferknaben,
Die thäten mit Gebrumm, brumm, brumm,
Im Tau ihr Schnäblein tunken,
Und wurden so betrunken,
Als wär's ein Faß mit Rum„ 2c.

Oder in dem Gedicht „gefährliche Nachbarschaft":

„Ach, was ist das für ein Grausen,
Wenn ein Maler und ein Dichter
Beid' in einer Seele hausen!
Nimmer giebt es schlimm're Wichter" 2c.

Reinicks Dichtungen wurden mit Randzeichnungen ausgegeben, zu denen Künstler, wie Schrödter, Lessing, W. Schadow u. a., Vortreffliches geliefert haben: „Lieder eines Malers mit Randzeichnungen seiner Freunde" 1838. Dies und ferner, daß die sangbare Art seiner Lieder bedeutende Tonkünstler zu Kompositionen anregte, trug viel dazu bei, daß Reinick schnell ein beliebter Dichter wurde. „Gedichte" 1844; „Illustriertes ABC-Buch" 1845, „Lieder und Fabeln für die Jugend" 1849. Von ihm endlich sind „Hebels allemannische Gedichte, ins Hochdeutsche übertragen" 1851. —

Mit Reinick befreundet war: Franz Kugler (geb. 1808 in Stettin; widmete sich der Ausübung und dem Studium der verschiedensten Künste, der Musik, Poesie und der bildenden Kunst, studierte in Berlin Philosophie: Geheimer Regierungsrat, vortragender Rat im Kultusministerium zu Berlin, † 1858). Kugler gab 1830 unter dem Titel „Skizzenbuch" Gedichte mit Kompositionen und Zeichnungen heraus. Mit Reinick gemeinschaftlich verfaßte er 1833 das „Liederbuch für deutsche Künstler". (1840 Gedichte gesammelt.) Außerdem war Kugler in der dramatischen und Novellenpoesie ergiebig. Dramen: „Jakobäa", „der Doge von Venedig" 2c. In den Novellen liegt seine bedeutendste Kraft: „Werner von Tegernsee, ein Bericht aus dem Klosterleben des 12. Jahrhunderts; Novelle vom Meister Zingaro; Tizians Tochter" u. a. — Für die Wissenschaft gewann Kugler einen Namen durch sein „Handbuch der Kunstgeschichte" 1841, worin er zum erstenmal die Kunstgeschichte im ganzen und im Zusammenhange mit der Entwicklung der Weltgeschichte darstellte; ferner durch sein „Handbuch der Geschichte der Malerei seit Konstantin dem Großen" 1837.

Als Lyriker in verschiedenen Richtungen sind ferner zu erwähnen: Ludwig I., König von Bayern (geb. 1786 zu Straßburg, regierte 1825—48, dankte zu Gunsten seines Sohnes Maximilian ab, † 1868); für die Kunst begeistert, umfassend für die Unterstützung der Malerei und Bildhauerkunst strebsam. Das erste, öffentlich bekannt gewordene Gedicht des Königs war, durch einen Besuch bei Goethe veranlaßt, „an Weimar" gerichtet 1828. Im folgenden Jahre ließ Ludwig I. seine „Gedichte" gesammelt erscheinen, die seitdem wiederholentlich aufgelegt und fast in alle Sprachen, auch ins Lateinische (von Schumm 1830, von Fiedler 1831), ins Griechische (von Franz 1830) übersetzt sind. In den Jugendgedichten, die er noch als Kronprinz schrieb, kommt zuweilen ein frischer Ton der Begeisterung auf:

„Auf, ihr Deutschen, auf, und sprengt die Ketten,
Die ein Korse euch hat angelegt."

Trauerlieder, die er auf den Tod Theodor Körners dichtete, sind voll rührender Mitempfindung. Hauptgegenstand seiner Poesie wurden die Kunsteindrücke, die er in Italien und unter unausgesetzten Beschäftigungen mit der Kunst empfing. In der Form herrscht das Streben nach epigrammatischer Bestimmtheit so sehr, daß Härten der Sprache, in Wortstellungen und Satzbildungen, als Schönheit gesucht erscheinen. Eine bei Dichtern seltene Anspruchslosigkeit zeichnet ihn aus. Das Epigramm „an mich" lautet:

„Finster bliebe der Mond, empfing' er nicht Licht von der Sonne:
Was du gedichtet, es auch, glänzte die Krone nicht drauf."

— Karl August Varnhagen, genannt Varnhagen von Ense (geb. 1785 in Düsseldorf, studierte in Halle, Berlin und Tübingen Medizin, mehr aber Litteratur; kämpfte in österreichischen, dann in russischen Diensten, wurde 1814 unter dem preußischen Staatskanzler von Hardenberg diplomatisch angestellt, lebte seit 1819 unter dem Titel eines Geheimen Legationsrat in der Zurück-

gezogenheit des Privatlebens, besonders auch in vertrautem Verkehre mit Alex. v. Humboldt, † 1858). In seiner Jugend, dem Kreise Fouqués und Chamissos angehörig, strebte er vorzugsweise nach Glätte und Abrundung. Die poetische Kraft, die sich in seinen „Vermischten Gedichten“ 1816 zeigt, ist nicht bedeutend. Mehr Anerkennung hat er als Biograph gewonnen. Neben den Biographieen preußischer Generale (Derflingers, des Fürsten von Anhalt-Dessau, Blüchers, Seydlitz' 2c.) hat er besonderes Verdienst durch die Biographieen der Dichter Fleming, Canitz und Besser erworben. Nach dem Tode seiner Frau, Rahel Antonie Friederike, geb. Levin Marcus, einer geistreichen, um das Vaterland vielfach verdienten Frau, veröffentlichte er aus deren Nachlasse das Werk: „Rahel, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde“, 1833. Nach Varnhagens Tode hinwieder veröffentlichte seine Nichte, Ludmilla Assing, aus dem Nachlasse ihres Oheims „Denkwürdigkeiten; Briefwechsel Alex. v. Humboldts mit Varnhagen; Tagebücher.“ — Heinrich Stieglitz (geb. 1803 in Arolsen; Kustos bei der königlichen Bibliothek in Berlin, später meistens in München lebend und auf Reisen, † 1849 in Venedig) gab 1823 „Lieder zum Besten der Griechen“ heraus, die nicht ohne poetische Begeisterung sind; 1831 vier Bände Gedichte „Bilder des Orients“. Stieglitz ist mehr durch sein Schicksal als durch seine Leistungen in ausgebreiteten Kreisen bekannt geworden. Am 29. Dezember 1834 gab sich seine Gemahlin Charlotte in der Blüte ihrer Jugend aus Liebe und Pietät für ihn den Tod. Sie war eine Dame mit den glücklichsten Gaben des Geistes und Herzens. In ihrer Liebe zu ihrem Gemahl quälte sie der Wunsch, ihn zu größerer Thatkraft, zu höherer Anerkennung gehoben zu sehen. Ihr Geist, sonst besonnen, kaltblütig und stolz, schmückte den Gedanken mit phantastischer Schwärmerei aus, daß ihr Tod anspannende Kraft der ermüdeten Seele ihres Gemahls geben würde. (Vergl. Th. Mundt „Charlotte Stieglitz, ein Denkmal“, 1835.) — Otto Gruppe (geb. 1804 in Danzig, studierte Philosophie in Berlin; Professor an der Universität, † 1876) gab Lyrisches unter dem Namen „Gedichte“ heraus; auch Episches: Alboin 1829; Kaiser Karl 1852 2c.; Dramatisches: Otto von Wittelsbach, Trauerspiel, 1860 2c.; ferner litteraturgeschichtliche Werke.

## § 132. Hoffmann, von Eichendorff, Immermann.

Unter den Novellen- und Romanschriftstellern im Geschmacke der Romantik sind hervorzuheben: 1. Hoffmann (Phantasiestücke in Callots Manier, Elixiere des Teufels, Nachtstücke, Serapionsbrüder, Lebensansichten des Kater Murr 2c.); 2. von Eichendorff (Ahnung und Gegenwart, Aus dem Leben eines Taugenichts, das Marmorbild 2c.; außerdem Lyrisches); 3. Immermann (in der Jugend Dramen: „das Thal von Ronceval, Andreas Hofer, Friedrich II., Merlin“ 2c.; Heldengedicht: „Tulifäntchen“; später novellenartige Erzählungen: „die Epigonen, Münchhausen“; Epos: „Tristan und Isolde“).

Ernst Theodor Amadeus Hoffmann (geb. 1776 in Königsberg; trieb leidenschaftlich Malerei und Musik, studierte die Rechte in Königsberg; 1800 Regierungsassessor in Posen, einiger Karikaturen wegen auf hochgestellte Personen von dort entfernt, zuerst nach Plock, 1803 als Regierungsrat nach Warschau; hier in den Freundeskreis Hitzigs und Werners aufgenommen und in die romantische Litteratur jener Zeit eingeweiht. Er machte sich als ein seltenes Talent der Geselligkeit ihnen lieb; vielgestaltig, geistreich und kunst-

sinnig; voll possenhafter Einfälle, immer zu Ausschweifungen aufgelegt. Nach dem Einmarsch der Franzosen 1806 seiner Stelle beraubt, benutzte er seine musikalischen Fähigkeiten zum Erwerb; wurde Musikdirektor bei einer Schauspielertruppe in Bamberg; später bei einer anderen in Dresden und Leipzig. Hoffmann fühlte sich hier nach allen Seiten hin in seinem Elemente; bewirkte die Aufführung der Dramen Calderons und Werners; komponierte Goethes Singspiel „Scherz, List und Rache", „Undine", die Fouqué ihm zur Oper bearbeitete; machte Versuche und Erfindungen für die Technik der Bühne, malte Dekorationen, vervollkommnete Maschinerieen. Bald trat er daneben litterarisch auf, verband sich mit Friedrich Rochlitz, Herausgeber der „Allgemeinen musikalischen Zeitung" in Leipzig. 1816 wurde er wieder im preußischen Staatsdienste angestellt: Kammergerichtsrat in Berlin, † daselbst 1822). Hoffmann teilte die Jahre seines Berliner Lebens in förmlichem Kreislauf zwischen juristischen Geschäften, tollen Gelagen und litterarischen Arbeiten. Pflichtmäßiges Wirken, Ausschweifung und künstlerische Beschäftigung, alles in angestrengter, aufgeregter Weise war die Art seines Lebens; und alles dies spiegelt sich in seinen Poesieen ab. Auch hier ist er ausgelassen und wild; aber nie verliert er den Reiz des Sinnigen aus dem Auge. Er giebt die Alltagsgestalten der Pflicht und Prosa, des „Philistertums", den Geheimen Rat, Registrator, Kandidaten; legt aber die Illusion einer Traumwelt um sie. Er schildert die dämonische Gewalt eines zersetzenden, unheimlichen Triebes zum Bösen; aber Unschuld und Reinheit des Herzens bleiben ihm die höchsten Güter. Diese Mischung macht den Reiz der Hoffmannschen Novellen aus. Was den Dichter charakterisiert, daß er in seinen Poesieen sich selbst giebt, ist bei Hoffmann in vollem Maße der Fall. Alles, was er giebt, tritt lebendig und empfindungsvoll aus der Aufregung seines Inneren hervor: nie wird durch Reflexion, durch Absicht bei ihm etwas abgeschwächt. Er ist eine der lebensvollsten Wirkungen des romantischen Geistes: voll Zerwürfnis in sich, voll Verbindung der Gegensätze, voll kraftvoller Willkür und sinniger Laune. Hoffmann fand über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus, besonders in Frankreich, Anerkennung. — Sein erstes Werk „Phantasiestücke in Callots Manier, Blätter aus dem Tagebuche eines reisenden Enthusiasten", sind eine Zusammenstellung von Aufsätzen, mit denen er in der „musikalischen Zeitung" aufgetreten war. Sie erschienen 1814 mit einer Vorrede von Jean Paul. Der erste Abschnitt „Jaques Callot" ist das erklärende Vorwort des Ganzen. (J. Callot war ein Maler zur Zeit Ludwigs XIV., der in kecker Manier, namentlich durch Anhäufung heterogener Elemente wirkte, im Grotesken tiefere Gedanken und Beziehungen verbarg. Hoffmann will mit diesem Meister seine Art zu dichten erklären und entschuldigen.) Unter den folgenden Phantasiestücken sind hervorzuheben: „Kreisleriana". (Johannes Kreisler ist ein Mann, „bei dessen Organisation die Natur ein neues Rezept versucht hat, aber der Versuch ist mißlungen; seinem überreizten Gemüte, seiner bis zur zerstörenden Flamme aufglühenden Phantasie ist zu wenig Phlegma beigemischt; das Gleichgewicht ist zerstört, das dem Künstler nötig ist." Dieser Kreisler, früher Kapellmeister bei einem Hoftheater, kann sich mit der Welt nicht gut stellen; plötzlich verschwindet er, niemand weiß, wohin? Seine Freunde finden auf den weißen Rückseiten mehrerer Notenblätter verschiedene Aufsätze, die Hoffmann unter dem Titel „Kreisleriana" zusammengestellt. Satiren über Salonmusik, Würdigungen klassischer Kompositionen, Crescentinis, Mozarts, Bethovens, humoristische Bemerkungen über Bühnendekorationen rc.) „Der goldene Topf, Märchen aus der neuen Zeit". (Der Student An-

selmus rennt am Himmelsfahrtstage einem alten Apfelweibe den Korb um und, all sein Geld zur Entschädigung hingebend, ist er um die Festtagsfreude betrogen. Während er schmollend unter einem Holunderbaume sitzt, hört er die Blätter, die Blüten, die Strahlen; alles lispelt und spricht zu ihm, liebliche Augen einer goldgrünen Schlange sehen ihm ins Angesicht. Der Zauber verschwindet mit Sonnenuntergang. Um die Entzückung gebracht, ins armselige Leben zurückgestoßen, ist er wie wahnsinnig. Freunde, der Konrektor Paulmann, Registrator Heerbrand, beruhigen ihn und weisen ihn um des Unterhaltes willen an den Archivarius Lindhorst, der nichts weniger als der Ur-Ur-Ur-Urenkel der Feuerlilie und des Jünglings Phosphorus ist, die als die ersten Keime aus dem Geiste hervorgegangen sind, der am Anfang aller Dinge auf die Wasser schaute. In dessen Tochter Serpentine erkennt er bald jene meergrüne Schlange aus dem Holunderstrauche wieder. Er könnte durch sie glücklich werden; aber das bronzierte Apfelweib, seine Feindin, unterstützt die Wünsche der schönen Veronika, der Tochter des Konrektors Paulmann, die den Anselmus gleichfalls liebt. Endlich, nachdem die bösen Kräfte des bronzierten Apfelweibes überwunden, muß sich Veronika mit dem unterdessen zum Hofrate avancierten Registrator Heerbrand begnügen, und Anselmus lebt mit Serpentine auf dem Rittergute seines Schwiegervaters in Atlantis. Der Dichter erblickt in einer Vision das Glück des Anselmus auf diesem Rittergute. Nachdem die Vision vorübergegangen, klagt er, daß er wieder in die Wirklichkeit, in sein armseliges Dachstübchen, zurück müsse. Da klopft ihm der Archivar Lindhorst auf die Achsel: „Verehrter, klagen Sie nicht so! Waren Sie nicht soeben selbst in Atlantis und haben Sie denn nicht auch dort wenigstens einen artigen Meierhof als poetisches Besitztum Ihres inneren Sinnes? Ist denn überhaupt des Anselmus Seligkeit etwas anderes als das Leben in der Poesie, der sich der heilige Einklang aller Wesen als tiefstes Geheimnis der Natur offenbart?") „Die Abenteuer der S y l v e s t e r n a c h t". (Unvermutet in einer Gesellschaft am Sylvesterabend findet der Held seine Geliebte, Julie, wieder. Er weiß nicht, wie sie dorthin gekommen, er hat sie lange nicht gesehen; aber es ist wahr, sie ist es wirklich, beide erkennen sich. Doch nein; plötzlich muß er gewahr werden, daß sie es nicht ist; ihr Gemahl ruft nach ihr, sie ist seine Geliebte nicht mehr. Die Wandlung des Lebens peinigt ihn gespenstisch. Da gerät er, hinauseilend, in tiefer Nacht auf zwei Personen, denen eine ähnliche Wandlung ihres Wesens als Geheimnis eines Gespensterdaseins anhaftet: auf Peter Schlemihl, der seinen Schatten, und auf Erasmus Spickher, der sein Spiegelbild verloren hat. Peter Schlemihl in scheuer Furcht enteilt dem Beobachter; mit Erasmus Spickher aber kommt er in einem Gasthauszimmer zusammen und erfährt dessen Geschichte; daß Giulietta, seine Geliebte, ihm sein Spiegelbild genommen; das weile bei ihr; er selbst aber irre, vom Glück verlassen, umher. Von seinem Selbst geteilt, frage er, ob er sei oder nicht sei. Theodor Amadeus Hoffmann sieht die Zerrissenheit des Lebens in diesem Wesen vor sich. Ob es ein Himmelsbild, ein Höllengeist, der auf ihn Einfluß hat? ob es Entzücken oder Qual ist, was ihn ergreift?' er weiß es nicht.) Der Titel des letzten Phantasiestückes ist abermals: „K r e i s l e r i a n a". (Baron von Wallborn schreibt einen Brief mit folgender Adresse: „An den Freund und Gefährten in Liebe, Leid und Tod! Abzugeben in der Welt, dicht an der großen Dornenhecke, der Grenze der Vernunft." Hoffmann vermutet, daß Kreisler dieser Freund und Gefährte sei und Kreisler liest einen Brief, der folgendermaßen anfängt: „Ew. Wohlgeboren befinden sich, wie ich vernehme, seit geraumer Zeit mit mir in einem

und demselben Falle. Man hat nämlich dieselben schon lange in Verdacht der Tollheit gehabt, einer Kunstliebe wegen, die etwas allzu merklich über den Leisten hinausgeht, welchen die sogenannte verständige Welt für dergleichen Messungen aufbewahrt." Im Laufe des Briefes: „Lassen Sie mich Ihnen anzeigen, daß ich Ihnen seit kurzem nachgelaufen bin, und zwar an denselben Ort, d. h. in die weite Welt, wo wir uns denn auch zweifelsohne schon antreffen werden. Denn obgleich der Raum breit scheinen möchte, so wird er doch für unseresgleichen durch die vernünftigen Leute recht furchtbarlich enge gemacht, so daß wir durchaus irgendwo aneinander rennen müssen, wäre es auch nur, wenn sich jeder von uns vor einem verständigen Manne auf ängstlicher Flucht befindet." Kreisler beantwortet den Brief mit der Zuversicht, daß der Baron Wallborn, an den er schreibe, „kein anderer sei als derjenige, den er längst so in seinem Inneren getragen, daß es ihm oft schien: er sei ja eben der Baron selbst." Er erläutert die Seelenstimmungen zwischen dem „Du" und „Ich" durch die Harmonieen und Disharmonieen der Musik und nennt sich schließlich „Johannes Kreisler, den verrückten Musikus par excellence". In dieses Kreislers musikalisch poetischen Klub führt das Phantasiestück den Leser.) — Hoffmanns nächstes Werk „die Elixiere des Teufels, nachgelassene Papiere des Bruders Medardus, eines Kapuziners" 1815 und 16, giebt eine psychologische Geschichte der Sünde und Buße. (Der Mönch Medardus hat im Kloster die Aufsicht über die Reliquienkammer. Von seinem Vorgänger in das Amt eingeführt, wird er vor einem Kästchen gewarnt, das in einer Flasche ein Elixier des Teufels enthält. Zum heiligen Antonius in der Einöde ist einst der Teufel, dem aus den Löchern seines zerrissenen Mantels allerhand Flaschenhälse hervorgeblickt, verführerisch genaht. Zurückgewiesen, hat der Teufel dennoch ein paar Flaschen auf dem Rasen wie absichtslos stehen lassen, von denen eine als Reliquie in den Besitz des Klosters gekommen ist. Medardus bewacht das Kästchen mit heiliger Scheu, bis zufällig ein Graf und sein Hofmeister in das Kloster kommen, von dieser Reliquie erfahren, des Aberglaubens spotten und den Inhalt der Flasche kennen zu lernen verlangen. Er scheint der schönste Wein. Medardus schmeckt auch und findet nichts Schädliches darin. Im Gegenteil, alle Kräfte der Seele und des Geistes erhöhen sich in ihm, er wird eifriger im Dienst der Kirche, der Rede mächtig; das Volk in Massen läuft ihm zu, den gottbegeisterten Prediger verehrend. Aufrichtige Freunde warnen ihn zwar vor Eitelkeit und Beifallssucht, die aus seiner Rede sprechen; da er sich selbst aber bösen Sinnes nicht bewußt ist, geht er eifrig seinen Pflichten weiter nach. Sein Glaube, daß er dem Heiligen diene, ist unbeirrt. Einst im Beichtstuhl sitzend, naht ihm eine verschleierte Frau; aus ihrem Wesen spricht bezaubernde Anmut. In allen Sinnen benommen hört er ihre Beichte: sie hege verbotene Liebe zu ihm selbst, zu Medardus. Was er darauf gesprochen, weiß er nicht. Aber seine Ruhe ist verloren. Das Bild der Frau steht quälend und reizend vor seinen Sinnen. Dem Zauber sich hingebend, glaubt er, die heilige Rosalie sei ihm erschienen. Wehklagend liegt er vor ihrem Bilde. Alle, die ihn sehen, weichen mit Entsetzen von ihm. Endlich mag er das Leben im Kloster nicht mehr ertragen. Aber während er heimlich zur Flucht rüstet, hat auch der Vater Leonardus sein Leiden bemerkt; und in der Hoffnung, ihn durch eine Änderung seiner Lage von der Geisteskrankheit zu retten, sendet er ihn als Bevollmächtigten des Klosters nach Rom. Kaum ist der erste Schritt in die Welt gethan, da fühlt er sich frei und wohl. Die Sünde erfaßt ihn mit Übermacht. Er vergißt seine Mission. Von der Gelegenheit, von den Verhältnissen geleitet, von der Ehre vor

der Welt geblendet, von den Sinnen benommen, wird er ein Verbrecher jeder Art. Peinigende Stimmungen zersetzen ihn: bald fühlt er sich willenlos, ein Werkzeug höherer Macht, die mit ihm spielt; dann wieder bricht in ihm der frevelhafte Hochmut des Egoismus durch, der, was ihm gefällt, an sich reißen will. Endlich, als er über Lüge und Mord zu seinem Ziel gelangt ist, als Aurelie die Seine werden soll, führt ihm das Schicksal die Früchte seiner Verbrechen vor. Er sieht, wie der Unschuldige auf den Henkerplatz geleitet wird, den die Gerechtigkeit dieser Welt der Verbrechen für schuldig erkannt hat, die er selbst begangen. Da werden die Geister der Hölle in ihm wach und bäumen sich mit der Gewalt auf, die ihnen über den frevelnden Sünder verliehen ist. Von einer Anwandlung des Wahnsinns ergriffen, sticht er nach Aurelie mit einem Dolch, enteilt aus dem Schlosse in die dunkle Nacht. Da setzt sich ihm ein Gespenst höhnend auf den Rücken: „Hihihi! Brüderlein! immer bin ich bei dir, lasse dich nicht, kann nicht laufen wie du, mußt mich tragen, komme vom Galgen, haben mich rädern wollen, hihi!" Als er von seiner Betäubung erwacht, findet er sich im Kloster. Die Kirche empfängt ihn mit ihren Läuterungen, er rettet durch Buße seine Seele aus der Verdammnis.) — Ebenso voll Grauens, voll Angst vor dem Bösen und dem Wahnsinn, sind die Erzählungen, die Hoffmann unter dem Titel „Nachtstücke" 1817 zusammenstellte: „der Sandmann, Ignaz Denner" 2c. — „Die Serapionsbrüder" 1819. „Serapionsbrüder nennen sich Freunde, deren Bund in Verehrung eines Eremiten Serapion gestiftet ist, eines Mannes, der den zweifelhaften Charakter eines Heiligen oder Wahnsinnigen hat. Hoffmann verbindet in ihrer Unterhaltung die ausgezeichnetsten Novellen: „der Artushof" (vor den Blicken eines Malers gewinnen die menschlichen Gestalten, die er von einem Gemälde im Artushof zu Danzig kopiert, Leben); „Meister Martin, der Küfer und seine Gesellen" (aus Liebe zur schönen Tochter des Meisters Martin in Nürnberg treten ein Ritter, ein Patricier und ein Bürgersmann bei ihm in die Lehre; die ausharrende Treue des letzteren wird belohnt) 2c. — In glücklicher Laune sind 1820 die „Lebensansichten des Kater Murr, nebst fragmentarischer Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler in zufälligen Makulaturblättern" geschrieben. (Der Kater Murr ist ein kleiner grauer Kerl, der Verstand zu haben und aus der illustren Familie des gestiefelten Katers zu stammen scheint. Er philosophiert über verschiedene Dinge z. B. über den Unterschied zwischen Tier und Mensch. Er weiß zwar nicht recht, was Vernunft ist; wenn aber Vernunft nichts als die Fähigkeit ist, mit Bewußtsein zu handeln und keine dummen Streiche zu machen, dann mag er mit keinem Menschen tauschen. Nachdem er seinem Herrn, dem Meister Abraham, die Kunst des Lesens und Schreibens abgesehen, bald auch dazu gekommen ist, sich in Sonetten, Glossen, zu versuchen, schreibt er seine Biographie mit vielfach eingestreuten Ansichten über Leben und Lebensverhältnisse. Er spricht Vermutungen über seine Herkunft aus, erzählt vom Erwachen seines Bewußtseins, da er aus dem Wasser kroch, in dem er ersäuft werden sollte, von der Erziehung, die Meister Abraham ihm angedeihen lassen, von der Klugheit, die er in der Überwindung inkonventioneller Triebe bewiesen, von seiner Liebe zu einem Kätzchen, seiner Freundschaft zu einem Pudel: alles mit satirischen Beziehungen auf Geschlechtsregister, Erziehungsmethoden, Studentenleben, Poesie, Gelehrsamkeit 2c. Unterbrochen wird diese Katerbiographie durch abgerissene Notizen aus einer Biographie des Kapellmeisters Kreisler, der in dieser Zeit am Hofe des Fürsten Irenäus lebt, dort durch seine Musik alles entzückt, daneben eine unglückliche Liebesintrigue mit Julia, der Tochter einer Hofrätin, besteht. Der Kater

nämlich benutzte in dem Eifer des Schriftstellerns zu Zwischenlegeblättern in seinem Manuskript einzelne Bogen aus einem andern Werk; diese Makulaturblätter, zufälligerweise einen Abschnitt aus der Biographie Kreislers enthaltend, wurden, wie sie zwischen den Blättern der Katerbiographie lagen, vom Setzer mit abgedruckt, so daß solch ein Doppelwerk entstand, wie es der Titel angiebt.) — Märchen: „Klein Zaches, genannt Zinnober" 1819; „Prinzessin Brambilla, eine Crapriccio nach Jakob Callot" 1821 &c.

Joseph Freiherr von Eichendorff (geb. 1788 auf dem väterlichen Schlosse Lubowitz bei Ratibor; studierte in Halle und Heidelberg die Rechte; hielt sich auf Reisen in Paris und besonders in Wien auf; machte als Offizier bei den freiwilligen Jägern die Feldzüge 1813—15 mit; trat darauf in den Civildienst, wurde Regierungsrat in Danzig, in Königsberg, zuletzt ins Ministerium der geistlichen Angelegenheiten nach Berlin berufen. Nachdem er 1840 den Abschied genommen, lebte er auf seinem Gute Lubowitz, 1857). Auf der Universität Heidelberg war Eichendorff mit Arnim und Brentano, in Wien mit Fr. Schlegel, in Berlin mit Fouqué in Verbindung gekommen. Wie die Romantiker, stellt auch er vorherrschend ein unbestimmtes Gefühlsleben, ferner statt der individuellen Charaktere allgemeine Genrecharaktere dar. In gewisser Hinsicht hat er Ähnlichkeit mit Fouqué. Wie Fouqué Ritter, Könige, Zauberer schildert, alle nur unwesentlich verschieden, so führt Eichendorff wandernde Musikanten, Dichter, Landsknechte, Jäger, ziemlich einförmig vor. Wie Fouqué seine Helden bei Hoffesten, Turnieren, Sänger- und Minnespielen sich begegnen läßt, so Eichendorff die seinigen auf Maskenbällen, Reisen, in Wäldern, unter Mond- und Sonnenschein, immer auf der großen Straße des allgemeinen Lebens. Die Welt ist bei beiden offen; es giebt keine Grenzen und Charaktere in ihr, nur Richtungen und Gefühle. Eichendorffs Erstlingswerk, der Roman „Ahnung und Gegenwart" 1809—12 geschrieben, in der „gewitterschwülen Zeit der Erwartung, Sehnsucht und Schmerzen", kommt von diesen Stimmungen gar nicht los. Der Dichter legt selbst das Geständnis davon ab: „Wir leben in einer weiten, ungewissen Dämmerung; Licht und Schatten ringen noch ungeschieden in wunderbaren Massen gewaltig miteinander, die Welt liegt unten in weiter, dumpf stiller Erwartung. Kometen zeigen sich wieder, Gespenster wandeln durch unsere Nächte, fabelhafte Sirenen tauchen wie vor nahen Gewittern von neuem über den Meeresspiegel und singen; alles weist wie mit blutigen Fingern warnend auf ein großes, unvermeidliches Unglück hin. Unsere Jugend erfreut kein sorglos leichtes Spiel, keine fröhliche Ruhe wie unsere Väter; uns hat früh der Ernst des Lebens gefaßt. Im Kampf sind wir geboren, im Kampf werden wir überwunden oder triumphierend untergehen." Von diesem Bewußtsein aus gelang es ihm nicht, in dem Roman mehr zu geben, als ein planloses Gewirre von Begebenheiten und ein dunkles Empfindungsleben. Von der Kraft eines Charakters, der die Verhältnisse siegreich durchbricht, zeigt sich nichts in dem Roman. (Romana, die stolze, übermütige Gräfin, nach vergeblichem Ringen, die Willkür ihrer Leidenschaft zum Gesetz der Welt zu erheben, giebt sich im Brande ihres Schlosses den Tod; Rudolf, glaubenslos finster, sucht in der Magie, in Ägypten, im Lande der Wunder, Befriedigung; Erwin, das schöne junge Mädchen, die dem Grafen Friedrich das Leben rettet und sich ihm dienend widmet, geht unerkannt aus dem Leben; und Graf Friedrich, der ritterliche Held des Romans, behält nur für die Entsagung des Klosterlebens Kraft.) Eichendorff unterscheidet sich von den Romantikern der Vorzeit selbst in diesem Erstlingswerk durch Vorzüge wichtiger Art: durch Anschaulichkeit der Situationen

und Wahrheit der Empfindungen. Wie eifert er gelegentlich gegen das Spiel mit poetischen Formen in der Behandlung religiöser Stoffe! „Sind wir doch kaum des Vernünftelns in der Religion los und fangen schon wieder an, ihre festen Glaubenssätze, Wunder und Wahrheiten zu verpoetisieren und zu verflüchtigen. In wem die Religion zum Leben gelangt, wer von der Gnade wahrhaft durchdrungen ist, dessen Seele mag sich auch in Liedern ihrer Entzückung erfreuen. Wer aber hochmütig und schlau diese Geheimnisse und einfältigen Wahrheiten als beliebigen Dichtungsstoff zu überschauen glaubt, wer die Religion bloß mit der Phantasie in ihren einzelnen Schönheiten willkürlich zusammenrafft, der wird ebenso gern an den griechischen Olymp glauben, als an das Christentum, und eines mit dem andern verwechseln und zersetzen, bis der ganze Himmel furchtbar öde und leer wird. (Z. Werner § 119.) — Viel Anerkennung fand Eichendorff in zwei Novellen: „Aus dem Leben eines Taugenichts“ 1819. (Ein junger Bursche, der nichts als Geige spielen und Lieder singen gelernt hat, wird von seinem Vater, einem Müller, in die Welt geschickt, daß er selbst etwas erwerbe. Ein naives Künstlergemüt, aller Illusionen fähig, bewahrt er unter den Abenteuern seines Lebens die Sicherheit der Tugend. In ein gräfliches Haus als Gärtner gelangend, erblickt er ein Mädchen, dessen Schönheit ihn rührt. Er hält sie für die junge Gräfin und weint bitter, daß sie so hoch und er gar nichts sei. Unmutig geht er fort, und unter Maler geratend, kommt er nach Italien. Er behält unter allen Erfahrungen den geraden Natursinn, und zurückkehrend in jenes gräfliche Schloß, wird die Täuschung von ihm genommen. Jenes Mädchen ist nicht die junge Gräfin, sondern die Tochter des Portiers im Schlosse, deren Liebe ihn glücklich macht.) „Das Marmorbild“ 1824. (Ein junger Edelmann, Florio, kommt nach Italien. Das heitere Leben des Volkes und die Magie der Kunsterinnerungen halten ihn in unsicherer Spannung, ob er wache oder träume. Während ihm aus dem wirklichen Leben die Schönheit einer jungen Dame, Bianka, anziehend entgegentritt, beleben sich im Zauber der Vision vor seinen aufgeregten Sinnen die Tempel der Alten, die heidnischen Gottheiten der Macht und Lust, und drohen ihn irre zu führen. Bianka rettet seine Seele. Durch die Bilder der Novelle geht in zartester, leise andeutender Weise die doppelte Symbolik: sowohl des Jünglings, der, um die Reinheit seiner Seele zu retten, sich von der Macht der Sinne frei machen; wie der Kunst, die, um Höheres zu erreichen, von der Bewunderung der leiblichen Schönheit der heidnischen Gottheiten zum Gefühl der Gnade sich wenden muß, die „ein anderes Frauenbild“ im Herzen weckt: „Ein Kindlein in den Armen Die Wunderbare hält, Und himmlisches Erbarmen Durchdringt die ganze Welt.“) — In anderen Dichtungen, Novellen und Dramen ist Eichendorff, in der Weise Tiecks, satirisch. In den dramatisierten Märchen „Krieg den Philistern“ 1824, ferner in der Novelle „Viel Lärm um nichts“ 1833 werden Publikum und Dichter in allegorischen Gestalten verspottet. In dem Roman „Dichter und ihre Gesellen“ 1834 kehrt Eichendorff, unter Nachahmung von Goethes „Wilhelm Meister“ und Tiecks „Sternbald“ zu der Art seines ersten Romans „Ahnung und Gegenwart“ zurück. In historischen Dramen endlich fehlt die Kraft der geschichtlichen Individualisierung. „Ezzellino von Romano“ 1828; „der letzte Held von Marienburg“ 1830 ꝛc. — Ungleich bedeutender ist Eichendorff in lyrischen „Gedichten“. Das Lied „die Stille“ (Es weiß und rät es doch keiner, Wie mir so wohl ist, so wohl!) giebt erhebend den seligen Frieden des Liebesglückes. „Der Gärtner“:

„Wohin ich geh' und schaue,
In Feld und Wald und Thal,
Vom Berg hinab in die Aue,
Viel schöne hohe Fraue,
Grüß' ich dich tausendmal.

In meinem Garten find' ich
Viel Blumen schön und fein,
Viel Kränze daraus wind' ich,
Und tausend Gedanken bind' ich
Und Grüße mit darein.

Ihr darf ich keinen reichen,
Sie ist so hoch und schön.
Die müssen all' verbleichen,
Die Lieb' nur ohnegleichen
Bleibt fest im Herzen stehn.

Ich schein' wohl guter Dinge,
Ich schaffe auf und ab,
Und ob das Herz zerspringe,
Ich grabe fort und singe
Und grab' mir bald mein Grab."

Eichendorff bezeichnet in Werken späterer Zeit („über die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie" 1847 ꝛc.) seinen Standpunkt als den der „neueren, wahren Romantik". Er findet den Mangel der älteren Romantik darin, daß man in dem Streben nach Vereinigung des Realen und Idealen über ein unsicheres Suchen nicht hinausgekommen, in unverständlicher Sehnsucht befangen geblieben sei. Ihm, als gläubigen Christen, als Katholik, lag das Ziel jenes Suchens klar vor Augen: in der Menschwerdung Christi, in dem Frieden der Kirche. Die ältere Romantik sei bis vor die Thüren der Kirche gedrungen, dort aber wie vor dem Dunkel eines Labyrinths stehen geblieben. Eichendorff will nicht gerade, daß man kirchlich-religiöse Stoffe behandle, aber er verlangt, daß, „was der Dichter vorführt, in einer christlichen Atmosphäre sich bewege, die man unbewußt atme, und die in ihrer Reinheit die verborgene höhere Bedeutsamkeit der irdischen Dinge von selbst durchscheinen lasse." — Eichendorff hat sich auch als Übersetzer, besonders der „geistlichen Schauspiele des Calderon" 1846, bekannt gemacht.

Karl Lebrecht Immermann (geb. 1796 zu Magdeburg; studierte die Rechte in Halle, ging 1815 mit ins Feld; wurde Auditeur in Münster, 1827 Landgerichtsrat in Düsseldorf. Vorliebe für die dramatische Kunst bewog ihn, die Direktion des Theaters in Düsseldorf zu übernehmen, 1834. Mißglückte Pläne führten ihn 1836 in seine amtliche Stellung zurück; nahm 1838 den Abschied, um ungestört der Poesie zu leben, † 1840). Immermann wurde frühzeitig durch seine Erziehung zu einem Charakter voll abgeschlossenen Ernstes und Eigensinnes, ebenso frühzeitig wurde er zum Bewußtsein seiner Dichterkraft geführt. Aus dem zwölften Lebensjahre rühren Geburtstagsgedichte von ihm her, sechzehn Jahre alt hatte er ein Drama „Prometheus" vollendet. Seine poetischen Arbeiten gewähren den zweifachen Eindruck, einerseits des isolierten Eigensinns, der angestrengten Subjektivität und Willkür im Geschmack, andererseits des Schwankens und Umherirrens nach einem Princip. Frei und sicher ist Immermann nicht geworden. So lange er Dramatisches schrieb, kam er nicht über den Charakter des Mißglückten und Vergriffenen; später erreichte er mit epischen Dichtungen wenigstens den Wert des Heiteren, Leichten und Gefälligen. — Seine ersten Dramen, im Geschmack der Romantik, „das Thal von Ronceval" 1822 (Immermann erfindet zu der Sage von Rolands Tod die Liebe dieses Helden zu einer Mohrenprinzessin Zoraide, die, um seiner würdig zu werden, sich taufen läßt); „Periander und sein Haus" 1823 (Periander, der Tyrann von Korinth, bringt sich durch Greuelthaten um die Liebe seiner Kinder und stürzt sein ganzes Haus ins Verderben); „Cardenio und Celinde" 1826 (Bearbeitung des Stoffes in dem gleichnamigen Drama von A. Gryphius). Diese und andere Dramen sind mit abnormen Dingen überladen. Die Wirkung des

Abscheulichen ist bis ins Kleinliche beabsichtigt. Stücke dieser Art waren es, durch welche Platen zu seinem Spott im „romantischen Ödipus“ gereizt wurde, zum Spott gegen die „Scharfrichterei: Die größte, mehr als ekelhafte Metzelung, die je der fette Frosch Bombast im dunstigen Irrlichtersumpf poetischen Wahnsinns laichte“. — Seit 1827 wandte sich Immermann zum historischen Drama. Sein „Trauerspiel in Tirol“ 1827 (später Andreas Hofer genannt) legt den Mittelpunkt der dramatischen Handlung nicht in die Seele des Helden, Andreas Hofer, sondern in die Geistlichkeit, die ihn und das Volk zum Aufstand bewegt. In dem Trauerspiel „Kaiser Friedrich II.“ 1828 wendet er das Interesse von dem Kampf zwischen Kaiser und Papst, wofür der erste Akt in Anspruch nimmt, auf Liebesscenen: beide Söhne des Kaisers, Enzius und Manfred, lieben Roxelane, die schöne Sarazenin, von der sie leider erfahren müssen, daß sie ihre Schwester, Kaiser Friedrichs natürliche Tochter, ist. — Ganz verschroben ist: „Merlin, eine Mythe“ 1831, ein in affektiertem Goetheschen Faustſtil abgefaßtes dramatisches Gedicht. (Merlin ist der Sohn Satans und der Candida, einer reinen Jungfrau. Als väterliches Erbteil lebt in Merlin das Böse, als mütterliches das Gute. Merlin nennt sich selbst ein „Unseliges Fertigsein und Nimmerwerden, Vom weichen Öl der Schwäche nie gelindert, Von Liebe nicht befeuert, Vom Hasse nicht gehindert“. Das sind, wie Merlins Pflegevater, der fromme Placidus, sagt: „Klänge ohne Sinn“. Neben Satan und Merlin treten in locker aneinander gereihten Scenen die Sagenhelden der Tafelrunde und des heiligen Gral auf, alle ohne Natur und Charakter, in mystischem Irrereden und Allegorisieren. Die Ritter der Tafelrunde schweifen in der Einöde auf dem Wege nach dem Gral umher und verschmachten; der heilige Gral flüchtet sich nach Indien; Satan aber, der seine Absicht, durch Merlin die Welt dem Bösen zu überliefern, nicht erreicht, tötet seinen Sohn, während dieser zu Gott betet.) Immermanns eigener Aussage nach sollte das Gedicht eine Allegorie für den Gedanken enthalten, „daß zwischen Böses und Gutes geteilte Wesen (der Mensch), daß der Sohn Satans und der Jungfrau, auf dem Wege zu Gott, in den jämmerlichsten Wahnsinn fällt“. Jämmerlicher Wahnwitz auf dem Wege zu Gott kann wohl bemitleidenswert, aber nicht poetisch genannt werden. — Immermanns epische Dichtungen erwarben ihm in hohem Grade die Gunst des Volkes. „Tulifäntchen, ein Heldengedicht in drei Gesängen“ 1830: ein Märchen von feiner komischer Wirkung. Immermann begann hier die humoristische Verspottung der Kleinen, der „Epigonengestalten“ seiner Zeit, besonders des heruntergekommenen Adels. (Don Tulifant nennt von allen Schlössern, die sonst seinem Geschlechte gehörten, von allen Kornfeldern, Wiesen und Geldsäcken, nur noch einen Kartoffelkeller sein eigen. Dennoch, auf dem Gemäuer dieses Kartoffelkellers sitzend, freut der Don sich des Besitzes seiner Ahnen; er würde keinen Kummer haben, wenn ihm nicht der Erbe versagt wäre:

„Alt bin ich — bald kommt der Tag,  
Wo der fremde Lehngeretter  
Pflanzen wird auf diese Mauer  
Auch ein fremdes Wappenschild!

Denk' ich daran, dann erscheinst du,  
O Vergänglichkeit, du Siegerin  
Aller Sieger, greise Göttin,  
Riesig mir, gespensterhaft!“

Aber Don Tulifant und seine Gemahlin, Donna Tulpe, haben die Freude, daß ihnen ein Sohn beschert wird. Das Knäblein ist zwar so winzig klein, daß die Eltern erschrecken; aber die Fee Libelle, des Hauses Schutzgeist, nimmt sich des Knaben an; und Tulifäntchen kommt, nachdem er überall in der Welt verhöhnt ist, in ihr Reich. Da bedienen ihn Gnomenpägelein und liebliche Libellen. Und „ew'ge Jugend Kostet er nun in dem schönen, Traumessel'gen,

grünen, tiefen, Wunderblühnden Reich der Geister".) — „Die Epigonen, Familienmemoiren in drei Büchern" 1836, eine Novelle, in welcher ganz aufgelöste Verhältnisse einer aristokratischen Familie vorgeführt werden, deren Güter auf bürgerliche Nachkommen übergehen. (Hermann ist, ohne es zu wissen, der Sohn eines Herzogs; als Pflegekind im Hause eines Lübecker Senators erzogen. Durch seinen Oheim, einen Kommerzienrat, dem die Güter des Herzogs verpfändet sind, wird er schließlich der Erbe seiner eigenen väterlichen Besitzungen.) Immermann bewegt sich mit großem Behagen in der Schilderung entsittlichter Verhältnisse. Zur Erläuterung des Titels und der allgemeinen Tendenz dient folgende Stelle: „Wir sind, um in einem Wort das ganze Elend auszusprechen, Epigonen, und tragen an der Last, die jeder Erb- und Nachgeborenschaft anzukleben pflegt. Die große Bewegung im Reich des Geistes, welche unsere Väter von ihren Hütten aus unternahmen, hat uns eine Menge von Schätzen zugeführt, welche nun auf allen Markttischen ausliegen. Ohne sonderliche Anstrengung vermag auch die geringe Fähigkeit wenigstens die Scheidemünze jeder Kunst und Wissenschaft zu erwerben. Aber es geht mit geborgten Ideeen, wie mit geborgtem Geld: wer mit fremdem Gut leichtsinnig wirtschaftet, wird immer ärmer. Für den windigsten Schein, für die hohlsten Meinungen, für das leerste Herz findet man überall mit leichter Mühe die geistreichsten, gehaltvollsten, kräftigsten Redensarten." — „Münchhausen, eine Geschichte in Arabesken" 1838. (Der Baron Münchhausen ist ein witzelnder, faselnder Lügner: seine Geliebte das Fräulein von Schnickschnackschnurr. In die barocke Schilderung verkommener Verhältnisse flicht der Dichter ein reizendes, idyllisches Bild westfälischen Dorflebens ein. Ein Meisterstück der Poesie, das, wenn Immermann es ohne Beziehung auf jene adligen Verhältnisse hätte geben wollen, über jeden Tadel erhaben wäre. Aber Lisbeth, das unschuldige Naturkind im Hause des westfälischen Dorfschulzen, soll die Tochter des Baron Münchhausen und des Fräulein Schnickschnackschnurr sein!) — Immermanns letzes Gedicht „Tristan und Isolde" 1840, ausgezeichnet durch glanzvolle Schilderung der Heiterkeit und Lebenslust, blieb unvollendet.

Unter den Novellendichtern der Zeit 1815—30 verdient ferner Hervorhebung: Leopold Schefer (geb. 1784 zu Muskau; Generalbevollmächtigter des Fürsten Pückler-Muskau; viel auf Reisen in England, Italien und in der Türkei, † in Muskau 1862). Schefer schilderte die Anomalien des Lebens, den Konflikt der Leidenschaft und Vernunft, der Verrücktheit und des Bewußtseins, der Sünde und Unschuld, der Kaprice und Treue, irgend einer Sonderbarkeit und des gewöhnlichen Ganges der Dinge. Konvulsivische Zuckungen, krankhafte Spannungen, ungeheure Dinge, die daraus folgen, bilden den Inhalt seiner Novellen. „Die lebendige Madonna" 1825. (In Neapel ist die Sitte, daß ein Mädchen, als Mutter Gottes gekleidet, eine Krone im Haar, in schwarzem Gewand, mit langem Schleier bedeckt, durch die Straßen der Stadt geschickt wird und für die Armen um eine Gottesgabe bittet. Man wählt zu diesem Dienst junge Mädchen, die durch Schönheit ausgezeichnet sind. Schefer entwirft in dieser Novelle ein Bild von den Seelenzuständen einer Jungfrau, die, so lange sie das Gefühl der Unschuld in sich trägt, diesem Kultus der Madonna mit naiver Sicherheit dient; als ihr jenes Gefühl aber verloren gegangen, in Wahnsinn verfällt.) „Der Unsterblichkeitstrank" 1829. (Nach einer Sage in China lebt die Dynastie des Fo heimlich fort. Der Dichter denkt das Fortleben als einen Schlaf, bei dem man nicht altert. Nun schlafen verschiedene Personen des Geschlechtes verschieden lang, und dadurch kommen die Glieder der Familie in Unordnung miteinander; der Vater

ist jünger als sein Sohn und als sein Enkel ꝛc. Auf diese Weise kommt allerlei Possenhaftes zum Vorschein. Aber innere Nötigung fehlt.) „Der Bauchredner“ 1831. (Ein Bauchredner betrachtet die beiden Stimmen, die er hat, als zwei Geister, die in ihm leben; der Welt erscheint er bald als Besessener, bald als Gaukler; in der That ist er keines von beiden, mehr eine unglückliche Karikatur des Lebens.) „Die Lebensversicherung“ 1832; „der Sklavenhändler“ 1833 ꝛc. — Seit 1834 trat Schefer auch mit lyrischen Dichtungen auf: zuerst unter dem Titel „Laienbrevier“ (beschauliche Dichtungen, durch Rückerts „Weisheit des Brahmanen“ angeregt); 1843 „Vigilien“ ꝛc.

Der romantischen Richtung angehörig ist ferner Hans Christian Andersen (ein Däne, geb. 1805 in Odense auf Fühnen; lebte viel auf Reisen in Deutschland, Italien, Frankreich, † in Kopenhagen 1875). Durch die von ihm selbst besorgten deutschen Ausgaben seiner Werke stellte er sich auch unter die deutschen Dichter; und unser Vaterland, zuerst durch Tieck und Chamisso auf ihn aufmerksam gemacht 1831, hieß ihn mit aller Begeisterung nationaler Mitempfindung wie einen seiner eigenen Dichter willkommen. An Zartheit der Empfindung, Anmut und Reichtum der Phantasie sind seine Märchen unübertroffen. Außer den Märchen hat Andersen Romane geschrieben: „Nur ein Geiger“ 1837; „der Improvisator“ 1847; „Sein oder Nichtsein“ 1857 ꝛc. Unter dem Titel „das Märchen meines Lebens“ 1846, erschien Andersens Selbstbiographie.

## § 133. Steffens, Sealsfield, W. Alexis.

Historische Stoffe wurden in Novellen und Romanen bearbeitet: von Steffens (die Familien Walseth und Leith, die vier Norweger ꝛc.), Sealsfield (der Legitime und der Republikaner, der Virey und die Aristokraten ꝛc.), Willibald Alexis (Cabanis, der Roland in Berlin, der falsche Waldemar, die Hosen des Herrn von Bredow ꝛc.).

Die Pflege des historischen Romans war eine Folge der Bekanntschaft mit den Romanen Walter Scotts (geb. 1771 zu Edinburg, † 1832 zu Abbotsford, seiner Besitzung am Tweed bei Melrosen): Waverley, 1814; The bride of Lammermoor, 1819; Kenilworth, 1821 ꝛc. ꝛc.

Henrik Steffens (geb. 1773 in Stavanger in Norwegen; seit 1794 in Deutschland, 1804 Professor der Naturwissenschaften in Halle, später in Breslau, von wo er 1813 mit in den Krieg zog; Ritter des eisernen Kreuzes; 1831 Professor in Berlin, † 1845). Unter seinen natur- und staatswissenschaftlichen Werken verdienen Hervorhebung: „Karikaturen des Heiligsten; Anthropologie“. — Der Roman „die Familie Walseth und Leith“ 1827, führt in einem Cyklus von Novellen die Geschichte der beiden Familien durch ein Jahrhundert hindurch. Einheit künstlerischen Planes ist bei der großen Masse der verschiedensten Erzählungen und bei Steffens Hinneigung zur philosophischen Reflexion nicht vorhanden. Reinheit und Innigkeit der Empfindung aber, gesunder, kräftiger Natursinn erwarben dem Roman viele Freunde. — In den Novellen „die vier Norweger“ 1828 verteilt Steffens seine eigenen Erfahrungen, die er in Deutschland in Politik, Kunst und Wissenschaft gemacht, in die Lebensgeschichte von vier Freunden. Spätere Romane: „Malcolm“ 1831; „die Revolution“ 1837. Unter dem Titel: „Was ich erlebte“ schrieb Steffens seine eigene Biographie.

Charles Sealsfield (ursprünglicher Name: Karl Postl; geb. 1793 zu Poppitz bei Znaim in Mähren; widmete sich dem geistlichen Stande; floh

1822 nach Amerika, nannte sich Charles Sealsfield; Bürger der nordamerikanischen Freistaaten; kehrte 1828 nach Europa zurück, lebte in London, Paris; siedelte sich 1832 in der Schweiz an, † 1864 auf seinem Landhause am Fuße des Weißenstein in Solothurn). Der erste Roman, den Sealsfield deutsch herausgab, „der Legitime und die Republikaner" 1833, war eine Umarbeitung eines vorher englisch geschriebenen: „Tokeah or the withe rose" 1828. (Schilderung des amerikanischen Natur-, Rassen- und Volkslebens aus der Zeit des amerikanischen Krieges.) Der Virey und die Aristokraten 1834. (Geschichte Mexikos im Jahre 1812; Schilderung der zerrissenen Elemente des Landes, der verschlagenen Despotie, der zerfahrenen Aristokratie und des in Stumpfheit versunkenen Volks.) — In den „Lebensbildern aus beiden Hemisphären" 1835—37 giebt Sealsfield in lose aneinander geknüpften Erzählungen Charakteristiken der in Amerika eingewanderten Europäer, namentlich Engländer und Franzosen. — Spätere Romane: „Kajütenbuch" 1840; „Süden und Norden" 1842 ꝛc. Detailschilderung, Natur- und Charakterzeichnung herrschen vor.

Willibald Alexis (mit seinem wirklichen Namen: Wilhelm Häring, geb. 1798 zu Breslau; lebte in Berlin, zuletzt in Arnstadt, † 1871). In den Romanen: „Waladmor" 1823; „Schloß Avalon" 1827, war die Nachahmung Walter Scotts überwiegend. Seit 1832 wandte er sich auf vaterländische Stoffe. „Cabanis" 1832 (Scenen aus dem Hofleben Friedrich des Großen). „Der Roland in Berlin" 1840 (Kampf der Städte, namentlich Berlins, an dessen Spitze der Bürgermeister Johannes Rathenow steht, gegen Kurfürst Friedrich den Eisernen). „Der falsche Waldemar" 1842 (Waldemar wird als träumerischer Charakter, der unter Selbsttäuschungen sich in die Seele eines anderen hineinlebt, aufgefaßt). „Die Hosen des Herrn von Bredow" 1846 (Schilderungen des brandenburgisch-ritterlichen Lebens im 15. Jahrhundert). Der Roman: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" 1850 entwirft Bilder aus der Zeit Napoleons. Ebenso der Roman „Isegrimm" 1853. — Mit seinem Freunde Hitzig besorgte Alexis seit 1842 die Herausgabe „des neuen Pitaval" (Sammlung von Kriminalgeschichten).

Julius Eduard Hitzig (geb. 1780 zu Berlin, in Warschau Referendar bei der Regierung; dort mit Z. Werner und Th. A. Hoffmann befreundet; seit dem Einrücken der Franzosen 1806 ohne Amt; gründete einen Buchhandel in Berlin; trat 1815 wieder in preußischen Dienst: Kriminalrat beim Kammergericht, † 1849). Für die Litteraturgeschichte hat Hitzig sich durch die Lebensbeschreibungen seiner Freunde: Z. Werner 1823, und Th. A. Hoffmann 1828, verdient gemacht.

Als Verfasser von historischen Romanen können außerdem erwähnt werden: Karoline Pichler (geb. v. Greiner, 1769 geboren, † 1843 in Wien) machte schon um 1808 den Anfang mit romanartiger Behandlung historischer Stoffe. Der Roman „Agathokles" 1808 führt die Zeit der Christenverfolgungen vor; die Romane: „Friedrich der Streitbare; Ferdinand II.; Belagerung Wiens" behandeln die östreichische Geschichte. — Wilhelm Hauff (geb. 1802 in Stuttgart, lebte in seiner Vaterstadt, † 1827). Seine ersten Märchen und Novellen: „das Bild des Kaisers; Memoiren des Satans; Phantasieen im Bremer Ratskeller" zeigen Nachahmung und Manier Hoffmanns. Eine Erzählung: „der Mann im Monde" 1826, ist eine launige Verspottung Claurens, eines in jener Zeit viel gelesenen Romanschriftstellers (mit seinem wirklichen Namen Samuel Heun, geb. 1771; preußischer Hofrat in Berlin, † 1854). Zu gleicher Zeit wandte sich Hauff zum historischen Roman:

„Lichtenstein“ 1826, worin er die Geschichte Herzog Ulrichs von Würtemberg behandelte. Hauff hat auch Lieder gedichtet, die großen Beifall fanden: Reiters Morgengesang (Morgenrot, Leuchtest mir zum frühen Tod? Bald wird die Trompete blasen, Dann muß ich mein Leben lassen, Ich und mancher Kamerad!), Soldatenliebe (Steh' ich in finstrer Mitternacht So einsam auf der stillen Wacht) 2c. — Karl Spindler (geb. 1795 zu Breslau, † 1855 in Baden-Baden). „Der Bastard“ 1826 behandelt die Zeit Rudolfs II.; „die Juden“ 1827 die Zeit des Konstanzer Konzils. Aus späterer Zeit stammen „die Nonne von Gnadenzell“ 1836; „der Vogelhändler von Imbst“ 1842 2c.

Der wohlthätige Einfluß, den die künstlerische Behandlung historischer Stoffe geübt hat, liegt außerhalb der poetischen Litteratur. Die Geschichtschreibung hat um diese Zeit eine kunstgemäße Vollendung erreicht, die ihr früher gänzlich abging. Friedrich Ludwig Georg Raumer (geb. 1781 in Wörlitz bei Dessau; Professor der Geschichte in Berlin, † 1874), dessen Hauptwerk: „Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit“ 1823—25. — Leopold Ranke (geb. 1795 zu Wiehe in Thüringen; Professor der Geschichte in Berlin; geadelt; † 1886) zeigt eine vorher nicht dagewesene Verbindung gründlichster Quellenforschungen und künstlerischer Abrundung in Form und Auffassung, Gedankenfülle und lebendige Anschaulichkeit. „Fürsten und Völker von Südeuropa im 16. und 17. Jahrhundert“ 1827; „die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im 16. und 17. Jahrhundert“ 1834; „deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation“ 1839; Weltgeschichte 2c.

Romanschriftsteller des Salons: Ida, Gräfin Hahn-Hahn (geb. 1805 zu Tressow in Mecklenburg; 1850 zur katholischen Kirche übergetreten). Zuerst erschienen lyrische Dichtungen: Gedichte 1835 2c.; seit 1838 Romane: Aus der Gesellschaft; Gräfin Faustina 2c. Nach ihrem Übertritt zum Katholicismus: Von Babylon nach Jerusalem 1851; Unsrer lieben Frau 2c. — Alexander Freiherr von Sternberg (geb. 1806 zu Noistfer in Esthland, lebte seit 1830 in Deutschland, † 1868 zu Dannfelde in Mecklenburg). Die Zerrissenen 1832; Lessing 1634; Molière 1834; Diana 1842; die Royalisten 1848 2c.

## § 134. Müllner, Grillparzer, von Zedlitz.

Die Hinneigung zum Gräßlichen und Unnatürlichen, die in der sog. Schicksalstragödie (Z. Werners „vierundzwanzigster Februar“) aufgetreten war, setzte sich fort in Müllner (der neunundzwanzigste Februar, die Schuld 2c.); Grillparzer (die Ahnfrau; ferner Bearbeitung antiker Stoffe: Sappho, das goldene Vließ 2c.); von Zedlitz (Turturel, der Königin Ehre; ferner Lyrisches: Gedichte, Totenkränze 2c.).

Das Schicksal im Sinne der Romantik dieser Zeit ist nicht das Schicksal der Griechen, d. h. der Wille der Gottheit, der, bald neidisch, das Glück der Menschen zerstört, bald versöhnend es wiederherstellt, auf den sich also, wenn auch mit Furcht, noch immer hoffen läßt; auch nicht das Schicksal des Christentums, d. h. die Weisheit der ewigen Vorsehung, auf die der Mensch baut und vertraut; sondern ganz willkürlich die Zaubermacht irgend eines Fluches. Durch ein Versehen, eine Übereilung, zuweilen durch ein Verbrechen, ist einem Menschen ein Fluch überkommen; dieser wirkt auf Kind und Kindeskinder, auf unschuldige Personen der Art, daß ihm gegenüber nicht die mindeste Kraft des Kampfes oder gar des Sieges aufkommt. Die ihm verfallen sind, verstricken sich wissend und unwissend in die Übermacht und gehen bejammerns-

wert unter. Das Drama verliert die Bedingung seiner Existenz: den berechtigten Kampf verwandter Mächte. Die Schicksalstragödie wirkt in der Weise der Gespenstergeschichten. Tieck, damals Dramaturg in Dresden, sagt mit Bezug auf diese Richtung: „Sehen wir auf die neuere politische Schule, die aus der Verwirrung aller Ansichten emporgestiegen ist, so müssen selbst die Freunde derselben gestehen, daß in der heutigen Tragödie ein finsterer Geist sich durch die stolz aufgemauerten Prunkgemächer bewegt, daß der Zuschauer sich, statt gerührt, zerrissen, und statt erhoben, vernichtet fühlt.“ Tieck klagt, daß Schillers Wort „Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst“ keine Anwendung mehr findet.

Amadeus Gottfr. Ad. Müllner (geb. 1774 zu Langendorf bei Weißenfels; seine Mutter war Bürgers Schwester. Nachdem er in Leipzig die Rechte studiert, wurde er 1798 Advokat in Weißenfels. 1815 gab er seine Praxis auf, um ganz der Poesie zu leben, † 1829). „Der neunundzwanzigste Februar“ 1812. (Walter weiß nicht, daß die Frau, die er geheiratet, seine Schwester ist. Er hat nie von der Existenz einer Schwester etwas erfahren. Plötzlich geschieht es, daß die Vermählten durch den Bruder ihres Vaters, der aus fernen Landen herbeikommt, aufgeklärt werden. Sogleich entschließt sich Walter, seinen Sohn Emil, einen bereits vierzehnjährigen Knaben, zu ermorden; Emil selbst bittet um den Tod. Walter aber liefert sich den Gerichten aus. Das Schicksal knüpft und löst sich immer gerade am 29. Februar.) Müllner änderte später den Schluß, indem er noch eine neue Enthüllung eintreten ließ, nun wieder dahin, daß Walters Frau nicht wirklich seine Schwester sei! — „Die Schuld“, Tragödie 1816. (Don Valeros, Grande von Castilien, hat zwei Söhne, Carlos und Otto. Vor der Geburt des letzteren wird seiner Gemahlin von einem Zigeunerweib geweissagt, daß der Sohn, von dem sie genesen wird, seinen älteren Bruder ermorden werde. Aus Furcht vor dieser Weissagung schenkt sie ihren Sohn Otto im zartesten Alter einer weithin nach Norwegen verheirateten Freundin, der Gräfin Örindur, und Otto lebt unter dem Namen „Hugo, Graf von Örindur“, ohne seine Verwandtschaft mit seinem Bruder Carlos zu kennen. Herangewachsen, wird er bei einem Besuch in Spanien der Freund seines Bruders, bald aber auch sein Nebenbuhler; denn gegenseitige Liebe entbrennt zwischen ihm und Don Carlos' Gemahlin, Elvire. Die im Fluch angedrohte That geschieht: Hugo wird der Mörder seines Bruders, und Elvire die Gemahlin des Mörders. Alles dies ist vor Zeiten geschehen. Die Tragödie führt einen Jahrestag des Brudermordes vor, den die Überlebenden auf dem Schloß des Grafen Örindur in Norwegen zubringen. Hugo erfährt bei einem Besuch des Don Valeros, den er jetzt als seinen Vater kennen lernt, daß er der Bruder des von ihm Gemordeten sei. Er fühlt, daß seine Schuld nur mit dem Tode getilgt werden kann. Elvire, die sich mitschuldig weiß, da sie Hugo schon beim Leben ihres ersten Gemahls geliebt hat, geht ihm mit einem Dolchstoß in das Land der Sühne voran.) Die Frage: warum das Tragische geschieht? läßt Müllner nicht bloß unerledigt, sondern weist sie zurück: „Fragst du nach der Ursach', wenn

Sterne auf- und untergehen?
Was geschieht, ist hier nur klar;
Das Warum wird offenbar,
Wenn die Toten auferstehen.“

In Sprache und Auffassung zeigt Müllner eine Mischung von Kotzebues Sentimentalität und Werners Mystik. Beides gewann ihm eine Zeit lang großen Beifall. Spätere Tragödien: „König Yngurd“ 1816; „die Albaneserin“ 1820. Auch Lustspiele im französischen Geschmack sind von ihm: „die Vertrauten, der angolische Kater oder die Königin von Golconda, der Blitz“ ꝛc.

Franz Grillparzer (geb. 1790 in Wien; Archivdirektor der kaiserlichen Hofkammer, † 1872). „Die Ahnfrau, Trauerspiel“ 1817. (Die Ahnfrau des gräflich Borotinschen Hauses war zu einem verhaßten Ehebund gezwungen. Die Folge davon war, daß sie untreu wurde. Der Untreue überführt, wurde sie von ihrem Gemahl unter dem Fluch gemordet, daß sie umherwandeln solle, bis das Geschlecht ausgestorben sei. Unter diesem Fluche leiden der jetzt lebende Graf Borotin, sein Sohn Jaromir und seine Tochter Bertha. Alle drei sind die besten Menschen; sie haben nichts verbrochen und nichts zu büßen; es ist nur eben ihr „Schicksal“, daß die Ahnfrau ihres Geschlechtes im Totenkleide umherwandelt und die Lebendigen mit Erscheinungen schreckt. Allenfalls auf Jaromir haftet ein Verbrechen, aber nicht sein Verbrechen, sondern das eines andern. Als dreijähriges Kind ist er von einem Schurken gestohlen, zum Räuber erzogen und infolge davon Hauptmann einer in der Gegend hausenden Bande geworden. Seiner Familie unbekannt und sie selbst nicht kennend, wird er in dem Augenblick, da er sich vom Räuberleben zurückzieht, in Ruhe am Rhein leben will, der Geliebte seiner Schwester und zum Schwiegersohn seines Vaters bestimmt. Im Triebrad dieser Verwicklungen kommt es, daß Jaromir, nachdem er seinen Vater, unwissend, wer sein Gegner sei, gemordet hat, folgendermaßen philosophiert:

„Ha gethan! hab' ich's gethan.
Kann die That die Schuld beweisen,
Muß der Thäter Mörder sein?
Ja, ich that's, fürwahr, ich that's!
Aber zwischen Stoß und Wunde,
Zwischen Mord und meinem Dolch,
Zwischen Handlung und Erfolg
Dehnt sich eine weite Kluft. —
Unsre Thaten sind nur Würfe
In des Zufalls blinde Nacht.
Ob sie frommen, ob sie töten?
Wer weiß das in seinem Schlaf!
Meinen Wurf will ich vertreten,
Aber das nicht, was er traf!
Dunkle Macht, und du kannst's wagen,
Rufst mir: Vatermörder! zu?
Ich schlug den, der mich geschlagen,
Meinen Vater schlugest du!“

Ohne Bewußtsein, ohne Gefühl von Schuld geht er in das Grabgewölbe, um von dort Bertha abzuholen. Statt seiner Geliebten, die Gift genommen, tritt ihm die Ahnfrau entgegen, in deren Armen er stirbt. Die Ahnfrau spricht: „Es ist vollbracht! Durch der Schlüsse Schauernacht, Sei gepriesen, ew'ge Macht! Öffne dich, du stille Klause, Denn die Ahnfrau kehrt nach Hause.“ Mit diesen Worten kehrt sie in ihr Grabmal zurück.) — In späteren Werken wandte sich Grillparzer zur Bearbeitung antiker Stoffe. „Sappho, Trauerspiel in 5 Aufzügen“ 1819. (Sappho, die griechische Dichterin, kehrt sieggekrönt von Olympia heim. Sie ist von einem Jüngling begleitet, Phaon, der ihrem Gesange begeistert gelauscht hat. Sie stellt ihn den Dienern des Hauses als ihren künftigen Gemahl vor. Phaon verehrt und bewundert allerdings in der Dichterin ein höheres, göttlich begabtes Wesen. Aber es ist nicht Liebe, was in seinem Herzen lebt. Liebe erwacht in ihm bei der ersten Begegnung mit Melitta, der schönen, anspruchslosen Sklavin Sapphos. Als Sappho dies bemerkt, beginnen in ihr Kämpfe der Eifersucht gegen Melitta und des Hasses gegen Phaon. Gekränkte Liebe führt sie zu verzweifelten Entschlüssen. Endlich siegt die Güte ihres Herzens. Sie weiht sich, durch einen Sturz von dem über das Meer hinragenden Felsen, den Göttern.) „Das goldene Vließ, dramatisches Gedicht in 3 Abteilungen“ 1822. Erste Abteilung: „der Gastfreund, Trauerspiel in 1 Aufzug“. (Phryxus, einem Orakelspruch folgend, kommt nach Kolchis, um das goldene Vließ dem Gotte des Landes zu weihen. Medea spricht den Fluch über den Mord, den ihr Vater Aietes, von Habsucht getrieben, an Phryxus begeht.) Zweite Abteilung:

„die Argonauten, Trauerspiel in 4 Aufzügen". (Medea flieht mit Jason, der, den an Phryxus begangenen Mord zu rächen, nach Kolchis gekommen ist. Ihr Vater Aietes stirbt.) Dritte Abteilung: „Medea, Trauerspiel in 5 Aufzügen". (Medea, die unterdessen mit Jason vermählt ist, wird in Griechenland überall als schuldbeladene Zauberin verwiesen. Da Jason zur Untreue entschlossen, sich mit Kreusa, Kreons Tochter, vermählt, rächt sich Medea durch den Mord seiner Kinder und seiner neuen Vermählten.) Von Grillparzer sind ferner: König Ottokars Glück und Ende 1825 (Konflikt zwischen Ottokar von Böhmen und Rudolf von Habsburg); des Meeres und der Liebe Wellen 1840 (Geschichte von Hero und Leander) 2c.

Joseph Christian Freiherr von Zedlitz (geb. 1790 auf Schloß Johannisberg in östreichisch Schlesien; kämpfte bei Regensburg, Aspern, Wagram; Oberstlieutenant; nahm in Östreich Hof- und Civilstellungen; lebte teils in Wien, teils auf seinem Gute in Ungarn, † 1862). „Turturel, Tragödie" 1819. (Turturel ist die Tochter eines verbannten Königs, die von ihrem Vater in einem Walde in der Hütte einer Köhlerin verborgen gehalten wird. Sie wird der Gegenstand der Liebe des Prinzen Gavin, der sie auf einer Jagd erblickt; und infolge davon Gegenstand der Eifersucht der Königin Gylfe, die aus Liebe zu demselben Prinzen Gavin ihren Gemahl umbringen will, die unschuldige Geliebte des Prinzen aber wirklich ertränken läßt. Der Vater der Turturel, der verbannte König, der in der Verkleidung eines Harfners umhergeht, findet die Leiche seiner Tochter und bringt sie der Königin.) „Der Königin Ehre" 1828. (Alfänna, die Gemahlin des Königs, wird von der ihr feindlichen Hofpartei der Untreue beschuldigt. Wiewohl sie unschuldig ist, wird sie doch, nachdem ihr Ritter, Alonzo, im Turnier zu ihrer Ehre gefallen ist, durch des Königs Machtwort verbannt.) „Kerker und Krone, 1833. (Tasso, der im Irrenhause gehalten und gepeinigt, dann freigelassen wird, soll auf dem Kapitol gekrönt werden. In der Freude, daß der Traum, der ihm lange vorgeschwebt, nun erfüllt wird, schwindet die Kraft des Dichters. Er stirbt, und der Lorbeer wird auf seine Leiche gedrückt.) Andere Dramen sind Nachahmungen, beinahe Übersetzungen spanischer Stücke: zwei Nächte in Valladolid, Trauerspiel 1825; Liebe findet ihre Wege, Lustspiel 1827; der Stern von Sevilla, nach Lope de Vega 2c. — Die lyrischen Gedichte haben zum Teil lebhaften Anklang gefunden. So die unter dem Titel Totenkränze 1828 erschienenen. (Elegieen in Kanzonen, Trauergedanken über das vergebliche Bemühen der Menschen nach Ruhm, über die Vergänglichkeit auch derer, die sich opfernd ihrer Zeit zum Dienste stellen. Im Anschauen der Gräber Wallensteins, Napoleons, Petrarcas, dann wieder Cannings und Josephs II., Shakespeares, Goethes und anderer breitet der Dichter seine Gedanken aus.) Unter seinen „Gedichten" 1832 befindet sich das allbekannte: „die nächtliche Heerschau":

„Nachts um die zwölfte Stunde
Verläßt der Tambour sein Grab,
Macht mit der Trommel die Runde,
Geht wirbelnd auf und ab.

Mit seinen entfleischten Armen
Rührt er die Schlägel zugleich,
Schlägt manchen guten Wirbel,
Reveill' und Zapfenstreich."

Auf diesen Klang kommen die Toten der großen Armee aus ihren Gräbern: die unter dem Schnee des Nordens, die aus dem Schlamm des Nils. Auf den Klang der Trompete kommen dann auf luftigen Pferden auch die toten Reiter herbei; zuletzt verläßt der Feldherr sein Grab. Er mustert die Soldaten; die Marschälle und Generale schließen einen Kreis; das Wort, das er dem Nächsten ins Ohr sagt:

„Das Wort geht in die Runde,
Klingt wieder fern und nah:
„Frankreich“ ist die Parole,
Die Losung „Sankt Helena!“

Dies ist die große Parade
Im elyseischen Feld,
Die um die zwölfte Stunde
Der große Cäsar hält.“

Von Zedlitz ist endlich ein liebliches romantisches Märchen: „das Waldfräulein“ 1843. (Das Waldfräulein wurde von einer guten Fee erzogen. Ihr Schicksal knüpft sich an einen Pantoffel, den sie als Andenken ihrer Mutter besitzt. So lange sie ihn nicht von sich läßt, ist sie wohl behütet und durch die Liebe eines Ritters, Ächter von Möspelbrunn, beglückt. Als sie ihn aber einmal vergißt, fällt sie in die Gewalt eines bösen Weibes, bei der sie Dienste thun und deren Sohn sie heiraten soll. Auf der Flucht vor diesem Weibe kommt sie an den Hof ihres Großvaters, wo sie ihr Ritter wiederfindet.)

Außerdem zu erwähnen: Ernst Freiherr von Houwald (geb. 1778 zu Straupitz in der Niederlausitz; Besitzer der Standesherrschaft Straupitz; Syndikus der niederlausitzschen Landstände, † 1845). „Der Leuchtturm, Tragödie“ 1821. (Ulrich Hort ist ein verlassener, unglücklicher Gatte. Seine Gemahlin Mathilde ist mit ihrem Entführer, Graf Holm, über Meer gefahren. Auf deren Rückkehr hoffend, harrt Ulrich, tiefsinnig seinem Schmerze hingegeben, am Ufer des Meeres, wo sein Bruder Kaspar die Wartung des Leuchtturms übernommen hat. Mit ihnen lebt Kaspars schöne Tochter, Dorothea. Außerdem hält sich seit längerer Zeit ein junger Mann zu ihnen, der, in einem Schiffbruch dort ans Land geworfen, allen unbekannt, in der That aber Walther, der Sohn Ulrichs und der Mathildes, ist. Ohne zu wissen, daß Dorothea seine Cousine, liebt er sie. Unter diesen so wunderbar in die Öde einer Leuchtturmstube zusammengebrachten Personen ereignet sich nun, daß während eines draußen wütenden Orkans Walther und Dorothea zum erstenmal ihre Liebe einander gestehen, daß der tiefsinnig schwärmende Ulrich mit der Harfe hinzutritt, beim Anblick des Liebespaares einen visionären Blick ins Schicksal thut, die Lichter des Leuchtturms auslöscht:

„Aus! aus! ihr Lichter, ihr müßt schwinden,
Vermessen strahlte euer Schein!
Der Schiffer darf den Weg nicht finden,
Nacht soll es sein!“

Und es zeigt sich, daß er in seinem Wahnsinn ein Werkzeug der Gerechtigkeit Gottes war. Denn in der Dunkelheit strandet ein Schiff; Mathilde, die von ihrem Gatten Vergebung zu erflehen herübergekommen war, findet den Tod; gerettet aber wird Graf Holm, der Entführer Mathildens. Ulrich stürzt sich beim Anblick der Leiche seiner Gemahlin ins Meer, nachdem er dem Grafen Holm verziehen, und in Rührung über die Schickungen der Menschen schließt das Stück.) In Grabbes satirischer Komödie „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“ werden Houwalds süßliche Sachen um einen Hering gewickelt, um einiges Salz zu bekommen. — Andere Stücke von Houwald: „das Bild; Fluch und Segen“ &c. Besseres leistete er als Schriftsteller für Kinder und für die Jugend. „Bilder für die Jugend; Buch für Kinder.“

Eine andere, mehr mit Tieck verwandte Fortsetzung der romantischen Poesie im Drama zeigt Wolfgang Menzel (geb. 1798 zu Waldenburg in Schlesien; studierte Philosophie in Jena und Bonn; erwarb sich durch die geistvolle Schärfe, mit der er seit 1826 die Zeitschrift „das Litteraturblatt“ leitete, eine allgemein anerkannte, zum Teil gefürchtete Wächterstellung über den litterarischen Erscheinungen Deutschlands; † in Stuttgart 1873). Menzel trat zuerst mit spruchartigen Dichtungen auf: „Streckverse“ 1823; schrieb ferner

dramatisierte Märchen: Rübezahl 1829; Narcissus 1830. Mehr Einfluß haben seine kritischen und geschichtlichen Werke geübt: Geschichte der Deutschen 1824; Geschichte der deutschen Dichtung 1828; die deutsche Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit 1858 ꝛc. Er nahm eine keck vorgetragene Stellung gegen Goethe ein. In den dreißiger Jahren trat Menzel mit Mitteln, die ihm auch von Gleichgesinnten vielfach verdacht wurden, gegen die Richtung des „jungen Deutschland" auf (§ 136).

## § 135. Beer, von Üchtritz, Grabbe.

Historische Stoffe behandelten (neben Uhland, Rückert, Eichendorff, Immermann): Mich. Beer (der Paria, Struensee ꝛc.); von Üchtritz (Alexander und Darius, Rosamunde, die Babylonier in Jerusalem; ferner der historische Roman: Albrecht Holm); Grabbe (Friedrich Barbarossa, Heinrich VI., Napoleon oder die hundert Tage, Hannibal, die Hermannsschlacht; ferner die Tragödie Don Juan und Faust ꝛc.).

Zwischen den historischen Dramen Schillers und denen aus den Jahren nach 1815 herrscht im Princip folgender Unterschied. Schiller bediente sich der geschichtlichen Wahrheit, soweit sie seinen poetischen Ideeen nicht widersprach. Er suchte das geschichtliche Faktum mit der Idee, die es in ihm angeregt hatte, und für die er sich erwärmt fühlte, zu durchdringen. Der späteren Dramatik ist der geschichtliche Stoff die Hauptsache. Man zeichnet ein treues Bild der Zeit, man giebt eine realistische Darstellung der historischen Begebenheit. Die letzten Verirrungen dieses Princips zeigen sich bei Grabbe.

Michael Beer (geb. 1800 in Berlin, Bruder des Komponisten Meyerbeer. In seinem elterlichen Hause, einem Banquierhause, wo Gelehrte und Künstler, namentlich auch die ersten darstellenden Künstler der Berliner Hofbühne verkehrten, fand er frühzeitig Gelegenheit, seine Ansichten über dramatische Poesie zu bilden; lebte später viel auf Reisen, in Italien, Paris; hielt sich vorzugsweise in München auf, † daselbst 1833). Achtzehn Jahre alt, dichtete er eine Tragödie: „Klytämnestra". In seinem nächsten Werk: „Die Bräute von Aragonien" 1823, folgte er der Richtung der Romantik zur Schrecken- und Schicksalstragödie. (Constantia ist ein schuldlos leidendes Wesen, die Tochter der verwitweten Königin von Aragonien. Sie hat das Unglück, von ihrer unnatürlichen Mutter gehaßt und für das Kloster bestimmt zu sein, von ihrer herrschsüchtigen Schwester Hippolita mit Eifersucht verfolgt zu werden. Nach dem Testament des Vaters der beiden Schwestern hat der Erbe des aragonischen Thrones, der Prinz Alphons von Sicilien, die freie Wahl, welche der Schwestern er durch Vermählung zur Königin erheben will. Da Constantia durch seine Liebe ausgezeichnet wird, beschließt ihre Schwester Hippolita ihren Tod und sendet Alvaro, den Mörder, nach ihr aus. Da Alvaro den Dolch auf sie zückt, spricht Constantia schließlich:

„Laß ab, laß ab! Wenn ihr dies Herz durchbohrt,
Gemordet habt ihr, nicht getötet mich.
In seinem (Alphons') Leben ruht mein andres Ich,
Und selber in des Grabes ew'gen Tiefen,
Wo alle schon den langen Schlummer schliefen,
Wird mich die Ruh', wird mich der Friede fliehn.
Hinauf in seine Nähe wird's mich ziehn,
Empor mich schrecken aus des Sarges Engen,
Und dem Gesetze der Natur zum Spott

Werd' ich die Riegel meines Grabes sprengen;
Denn nicht ohn' ihn tret' ich vor meinen Gott."

Die Drohung geht in Erfüllung. An Alphons' nächtliches Lager tretend, ruft ihr Geist ihren Geliebten zu sich. Dieser sieht ihr „holdes Antlitz, bleich wie der Tod, die Blicke Eis, und glutlos ihre Wangen"; ihrem Winke kann er nicht widerstehen. Es zieht ihn in das Grab. Goethe hat denselben Stoff, der doch nur auf einem unheimlichen Geschehen, nicht auf einer dramatischen Verwicklung beruht, passender in einer Ballade: „die Braut von Korinth", behandelt.) — Das Trauerspiel: „der Paria" 1826 führt das geschichtliche Verhältnis der Kasten Indiens vor. (Gadhi, dem verachteten, als Scheusal der Gottheit gehaßten Stamme der Parias angehörig, hat, unter dem Druck seiner Lage, Reinheit des Sinns, Hoheit der Tugend bewahrt. Zu Brahma ruft er:

„Gieb Antwort: warum folgt dein ew'ger Haß
Dem unglücksel'gen Stamm, der mich erzeugt?
Weil einst, in grauer Fabelzeit,
Ein Paria die Huld'gung dir verweigert, —
Lehrt deiner Priester Schar, so weit die Flut
Des Ganges wogt, daß unsre Nähe schändet,
Daß sich allein von uns in Zornes Glut
Dein heilig Gnade strömend Antlitz wendet."

Von dem Adel seiner Seele überzeugt, hat Maja, eine Tochter aus dem Stamme der Rajas, sich ihm verbunden. Aber allen Gefühlen der Menschheit, der Bruderliebe zum Hohn, vernichtet Benaskar, Majas Bruder, ihn und sein Haus.) — Das Trauerspiel „Struensee" 1828 behandelt den Sturz des dänischen Ministers Graf Struensee (1772). (Ein Emporkömmling, vom Leibarzt des Königs zum Günstling, allmählich zum Grafen und allmächtigen Minister gestiegen, unternimmt Struensee, die Partei, durch die er emporgekommen, den Adel, in seiner Stellung am Hofe, in seinen Vorrechten im Lande zu stürzen. Ehrgeizig, von der Idee eines Volksbefreiers geschmeichelt, noch mehr durch Liebe zur Königin, Karoline Mathilde, an seine Stellung gefesselt, sieht er die Gefahren nicht, die ihn umgeben, merkt nichts von dem Komplott, das unter dem Schutze der Königin-Witwe, Juliane Marie, gegen ihn geschmiedet wird, verschmäht die Warnung seiner Freunde, seines Vaters, und geht unter.) — Das bürgerliche Trauerspiel: „Schwert und Hand" (1831) spielt um 1815, da die deutschen Heere, vom Siege über Napoleon zurückgekehrt, sogleich wieder zum Kampfe gegen ihn aufgerufen werden mußten. (Lothar, Major, aus dem Kriege nach langer Abwesenheit zurückkehrend, findet seine Geliebte, Eleonore, vermählt mit dem kommandierenden General. Der Schmerz getäuschter Liebe verzehrt in ihm die Kraft des Lebens; Eleonore aber, den Verhältnissen gehorchend, ermannt sich zur Tugend des Duldens. Der Funke der Liebe glimmt jedoch beim Anblicke des Geliebten wieder auf und bringt auch ihr Vernichtung.) — Von M. Beer sind ferner Lustspiele: „Renner und Zähler" 2c.

Friedrich von Üchtritz (geb. 1800 zu Görlitz in der Lausitz; studierte die Rechte in Leipzig; Landgerichtsrat in Düsseldorf, † 1875 zu Görlitz). Jugendwerke: Chrysostomus 1822; Rom und Spartakus, Rom und Otto III. 1823. Das Trauerspiel „Alexander und Darius" (1827) begleitete Tieck mit einer Vorrede. Von bedeutender Wirkung sind zwei Scenen, die wie Gegenstücke zu einander stehen: die eine, da Satira, die Gemahlin des Darius, um diesen sorgt; er ist in der Schlacht bei Arbela abwesend von ihr; sie erfleht den Sieg für ihn; aber vergeblich, in einer Vision erblickt sie den Untergang des Perserreiches; der erflehte Todesengel kommt ihr in der Gestalt des

königlichen Siegers, Alexander, entgegen; die andere Scene: da Thais, eine attische Mimin, den Jünglingskönig, den Sohn des Jupiter Ammon, durch Lied und Tanz für sich zu gewinnen sucht. — „Rosamunde", Trauerspiel 1834 (Untergang des Longobardenkönigs Alboin durch seine beleidigte Gemahlin Rosamunde). — In dem Trauerspiel: „die Babylonier in Jerusalem" 1836 läßt Üchtritz die Gliederung des Dramas in Akte fallen. In drei Bildern: „der Abfall, der Kampf, der Untergang", werden die Parteien des Judentums gezeichnet, mit besonderer Schönheit der Gegensatz in der Prophetie: zwischen Mirjam, die den Messias in ihrem Könige Zedekia erblickt, und enttäuscht wird; und zwischen Jeremia, der dem zukünftigen Messias durch Reinigung des Herzens, durch Demut und Entsagung, die Wege erst bahnen will, über dem Unverstand seines Volkes aber die Herrlichkeit Jerusalems dahinschwinden sieht. — In späterer Zeit wandte sich Üchtritz zum historischen Roman: „Albrecht Holm, eine Geschichte aus der Reformationszeit," 1852 ꝛc.

Christian Dietrich Grabbe (geb. 1801 zu Detmold, Sohn des dortigen Zuchthausverwalters; seine Mutter, eine unmoralische Frau, die ihr Kind selbst zum Trunke anleitete. Grabbe zeigte auf der Schule bedeutende Geistesanlagen; gewöhnte sich früh daran, ein Genie in sich zu finden; leider auch daran, nur im Rausche die Stimmung zu erblicken, aus der eine geniale Kraft hervorbreche; studierte in Leipzig die Rechte, gab sich meistens mit Poesie ab. Alle Bemühungen, als Theaterdichter in Dresden, Braunschweig eine Stellung zu gewinnen, schlugen fehl. Sein Wirtshausleben, sein cynisches Wesen, verdarb ihm alles. Als er dennoch um der Existenz willen sich ernstlich um ein Amt bemühte, und in Lippe-Detmold als Regimentsauditeur angestellt wurde 1829, betrachtete er sein Amt als bloßen Hemmschuh der Dichtergröße, vernachlässigte es und mußte den Abschied nehmen 1834. Mit seiner Familie, seinen Freunden zerfallen, war er der bittersten Not preisgegeben; fand kurze Zeit Unterstützung durch Immermann in Düsseldorf, der ihn mit Rollenabschreiben beschäftigte. Ganz gebrochen, elend und krank, kehrte er 1836 zu seiner Gemahlin zurück, die ihm verzieh und bis an seinen Tod, der wenige Monate darauf, 12. Sept., erfolgte, Pflege zuwandte). Seine dramatischen Erstlingswerke sind Mißgriffe. Das Lustspiel: „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung" 1827 ist eine geschraubte Nachahmung der Tieckschen Satire, ein Wust abgeschmackter Dinge. Das Trauerspiel: „Herzog Theodor von Gotland" 1827 ist ein Schauer- und Schreckenstück in der extremsten Manier. — Grabbe wandte sich zum historischen Drama. Friedrich Barbarossa 1829 behandelt den Abfall Heinrichs des Löwen vom Kaiser vor der Schlacht bei Legnano und seine Vertreibung aus Deutschland. (Trauerscenen auf den Trümmern der Städte, Schlachtverläufe, Hoffeste mit Turnieren der Ritter, deutschen Minnesängern und provençalischen Troubadours; ein rhetorisches Pompstück.) Kaiser Heinrich VI. 1830 behandelt die Geschichte dieses Kaisers, seine Bemühungen, die Krone in seinem Geschlechte erblich zu machen, seine Fortschritte in Deutschland, seine Siege über die Normannen in Neapel und Sicilien. Die Schlußscene spielt „hoch auf dem Ätna". Heinrich schwelgt in der Hoffnung nach größeren Thaten, trinkt mit seiner Umgebung Syrakuser auf sein Wohl: da plötzlich sinkt er zur Erde. Seine Gemahlin Konstanze bricht in die Worte aus: „Er stirbt! ein Schlagfluß! O Jammer, Jammer, alles nun verloren!" Man umsteht den Leichnam in tiefem Schmerz, und einer aus der Umgebung spricht: „Das schrecklichste, das tragischste Geschick!" Grabbe verwechselt Unglück und Tragik. — „Napoleon oder die hundert

Tage" 1831 behandelt die europäische Geschichte von der Rückkehr Napoleons von Elba bis zur Schlacht bei Waterloo. Letztere wird auf der Bühne unter dem Feuer der Batterieen, von ganzen Regimentern und allen Kavalleriemassen geschlagen. Das Stück enthält dabei viel Sinniges und Geniales. — Nach Grabbes Tode erschien das historische Drama: die Hermannsschlacht. Es zerfällt nicht in Akte, sondern in: „Eingang, erster Tag, erste Nacht, zweiter Tag, zweite Nacht, dritter Tag, dritte Nacht und Schluß". Epische Vorgänge werden unter Dialogen anschaulich gemacht. Während eines Dialogs wird ein Legionär zu Tode gepeitscht; während eines andern eine römische Manipel von einem schlauen Cherusker abwechselnd bergauf und bergab eine Stunde lang im Zickzack umhergeführt ꝛc. — Außer diesen historischen Dramen hat Grabbe eine Tragödie geschrieben: Don Juan und Faust 1829. Die Charakterisierung des deutschen Sagenhelden liegt in den Worten, die Faust nach der Rückkehr vom Fluge durchs Firmament zum Teufel spricht:

— „Schwächling, der du glaubst, daß Massen
Befriedigen mich möchten! — Zeige mir
Den Abgrund, welchen ich nicht bodenloser,
Den Gipfel, den ich mir nicht schwindelnder,
Das Weltall, welches ich mir nicht
Unendlich größer denken könnte. — Was
Bis jetzt ich von der Welt erkannte, hat
Mir nur bewiesen, daß es Größ' und Kleinheit
Darin nicht giebt, — und daß die Milb' so sonderbar
Erbaut ist als der Elefant. — Freund, nach
Der Kraft und ihrem Zweck hab' ich geforscht,
Nicht nach der Außenseite!"

Der spanische Sagenheld Don Juan wird durch die Entgegnung charakterisiert, die er auf die Erinnerung, daß „ein Gott lebt", giebt:

„Die Erde ist so allerliebst, daß mir
Vor lauter Lust und Wonne Zeit fehlt, um
An den zu denken, der sie schuf. Ist's Gott —
Nun um so größrer Ruhm für ihn! — Den Koch
Lobt man mit dem Genusse seiner Speise."

Grabbe führt diese beiden Helden in eine lose äußere Berührung, indem jeder zu Donna Anna, Tochter des spanischen Gesandten in Rom, Liebe faßt. Schließlich werden beide zu gleicher Zeit vom Teufel geholt.

Als Bearbeiter historischer Dramen sind ferner zu erwähnen: Ernst Benjamin Salomon Raupach (geb. 1784 in Straupitz bei Liegnitz; studierte Theologie in Halle; ging als Hauslehrer nach Rußland; wurde Professor der Philosophie an der Universität zu Petersburg; lebte seit 1828 in Berlin, ganz den dramatischen Arbeiten hingegeben, † als Geheimer Hofrat 1852). Wie Kotzebue ist auch Raupach durch massenhafte Produktion, durch oberflächliche Arbeit und durch Kenntnis dessen, was von der Bühne auf die Masse seiner Zeit wirkt, ausgezeichnet. Die Charaktere, die er zu seinen Tragödien benutzt, sind die auf der Bühne leicht brauchbaren allgemeinen Genrecharaktere: der verschmitzte, schadenfrohe Bösewicht; der schwache Mensch, der sich von jenem leiten läßt; die weiche Seele, die unter widerwärtigen Einflüssen leidet; der Stolze, der sich auf Tod und Leben in den Kampf stürzt. Solche allgemeine Charaktere treten in möglichst grellen Kontrasten gegeneinander auf, sprechen sich in platten Worten aus; dazwischen sieht man Gift und Dolch, Kerker und Folter, allerlei Spannungen und Ängste hervorbringen; schließlich

geschieht etwas Gräßliches: das ist die Raupachsche Tragödie. Die Tragödie „die Leibeigenen oder Isidor und Olga“ gründete Raupachs Ruf. (Der Bösewicht ist Ossip, ein Leibeigener des Fürsten Wolodimir. Er reizt seinen Herrn zum Ungehorsam gegen den letzten Willen seines Vaters und zum Wortbruch gegen seinen Bruder. Der schwache Charakter ist dieser Fürst Wolodomir, der alles, was er thut, sich erst von seinem Leibeigenen einreden läßt. Die weiche Seele ist die Gräfin Olga, die bei aller Liebe zu Isidor, dem Bruder des Fürsten, sich doch mit dem Fürsten selbst vermählt und dadurch sich und ihren Geliebten ins Unglück stürzt. Der stolze Charakter endlich ist Isidor, der, von seinem Bruder aufs tiefste gedemütigt, zuerst in den Kerker, dann in Bedientenkleider gesteckt, seinen Bruder zum Kampfe herausfordert, in dem beide untergehen.) — Außer anderen historischen Stoffen, die Raupach bearbeitete (Tassos Tod; Royalisten oder Cromwell General; Cromwell Protektor; Cromwells Ende; Mirabeau ꝛc.), hielt er sich besonders umständlich bei den Hohenstaufen auf, die er in sechzehn Dramen behandelte: vier Stücke von Kaiser Friedrich I.; zwei Stücke von Heinrich IV.; eines, betitelt „König Philipp“; ein anderes „König Friedrich“; dann wieder vier Stücke von Kaiser Friedrich II.; darauf „König Enzio“; „Manfred, Fürst von Tarent“; „König Manfred“ und „König Konradin“. Was ihn bei diesen Dramen reizte, war einerseits die Gelegenheit zur Rhetorik gegen das Papsttum, gegen intriguierende Diplomatie, gegen Treulosigkeit der Welschen; andererseits die Sicherheit des Erfolges, die ihm sowohl bei der dramatischen Vorführung der großen Bestrebungen der Hohenstaufen, wie bei Behandlung des traurigen Geschickes namentlich Enzios, Manfreds und Konradins, vorschwebte. In der Vorrede zu den „Hohenstaufen“ 1836 spricht Raupach seine Ansichten darüber aus, worauf es ankommt: „auf die Fähigkeit, etwas Wirksames und Bühnengerechtes hervorzubringen, und auf das Vermögen, viel zu schaffen.“ Er fährt fort: „Die Fähigkeit, Wirksames hervorzubringen, durfte ich mir zutrauen, denn ich hatte schon die Erfahrung für mich; das Vermögen, viel zu schaffen, besaß ich in der Leichtigkeit, mit der ich arbeite.“ Voll dieses Bewußtseins geht er an die Arbeit, behandelt alle Stoffe, die ihm seit Jahren vorgekommen und ihn angesprochen hatten; er hatte sie, er weiß selbst nicht warum, sorgfältig gesammelt. Die Vorsicht kam ihm wohl zu statten; leicht erwärmte er sich wieder für die Stoffe und noch leichter arbeitete er sie aus. So kamen in kurzer Zeit jene Dramen zu stande. — Wie Kotzebue hat auch Raupach mehr Fähigkeit für das Lustspiel, freilich nur für das possenhafte. Namentlich zwei seiner Possen: „Der Schleichhändler“ 1830; „Der Zeitgeist“ 1835 haben sich lange in der Gunst des Publikums gehalten. — Johann Ludwig Deinhardstein (geb. 1794 in Wien; Vicedirektor des Hoftheaters in Wien, † 1859) behandelte in sog. „Künstlerdramen“ kleine Anekdoten aus dem Leben bedeutender Künstler: „Hans Sachs“ 1827. (Kaiser Maximilian verhilft Hans Sachs zu einer Braut, der Tochter des zum Bürgermeister gewählten Goldschmieds in Nürnberg. Das Stück ist in Knittelversen geschrieben und stellt das Bürgertum des 16. Jahrhunderts, das Zünftewesen, den Meistergesang, von der kleinlichsten Seite dar.) „Garrick in Bristol“ 1832 (Der Schauspieler Garrick, in London ausgepfiffen, kommt nach Bristol, und verhilft hier seinem Freunde, dem Dichter Frondham, durch seine Kunst zu einer Braut) ꝛc. — Karl von Holtei (geb. 1798 zu Breslau; 1815 Freiwilliger im preußischen Heere; Theatersekretär und Dichter in Breslau, Wien, Berlin, Riga ꝛc.; kehrte 1864 nach Breslau zurück; † 1880 im Hospiz der Barmherzigen Brüder): die Wiener in Berlin 1826; die Berliner in Wien; der alte Feld-

herr; Lenore; Lorbeerbaum und Bettelstab rc. 1830 gab Holtei im Dialekt geschriebene Dichtungen „schlesische Gedichte" heraus. Später schrieb er die Geschichte seines Lebens „Vierzig Jahre" 1850; dann Romane: „Die Vagabunden" 1852 rc. — Als Lustspieldichter: Ferdinand Raimund (geb. 1791, Komiker an verschiedenen Theatern in Wien, † 1836). „Der Barometermacher auf der Zauberinsel, 1823; der Bauer als Millionär" rc.

## § 136. Umwendung um 1830.

In den Jahren um 1830 trat in der deutschen Poesie eine Umwendung von durchgreifender Bedeutung ein: 1. indem die Verfolgung idealer Ziele, wie sie bisher in der klassischen und romantischen Richtung gepflegt waren, aufhörte; 2. indem die Poesie, unter unmittelbarer Beziehung auf Politik, Religion, Staat und Kirche realistisch verwandt wurde. Begründer dieser Richtung waren: Heine (in kritisch negativer Weise); Grün und Lenau (in lyrisch empfindsamer Weise); Gutzkow, Laube u. a., die mit dem Namen des „jungen Deutschland" zusammengefaßt wurden (in tendenziösen Romanen).

Die Umkehr der Poesie zeigt sich besonders deutlich in dem Verhältnis derselben zur Philosophie. Vorher hatten Philosophie und Poesie sich gegenseitig unterstützt. Schiller hatte sich in das Studium Kants vertieft; die romantische Richtung war mit der Fichte-Schellingschen Philosophie eng verbunden; Hegels Philosophie wandte sich vornehmlich den poetischen Schöpfungen Goethes zu. Mit Heine dagegen begann um 1830 eine prinzipielle Verneinung der Philosophie: aller Philosophie, vornehmlich der Hegelschen. — Georg Wilhelm Friedrich Hegel (geb. 1770 zu Stuttgart; Professor an der Universität Jena, später Rektor des Gymnasiums zu Nürnberg; 1818 Professor der Philosophie in Berlin, † 1831) brachte die Ideeen der Schellingschen Philosophie in ein System. Sein erstes Werk „Phänomenologie des Geistes" 1807, enthielt eine geistvolle Vorbereitung desselben. Durch sein Hauptwerk: „Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften" 1817 empfing das Wort „Philosophie" die allgemeine Bedeutung „Wissenschaft". Der Wissenschaften allgemeinste: Natur und Geist, Sittlichkeit, Recht und Kunst, Religion, Staat und Geschichte, Endliches und Ewiges, das Sein und das Nichts, alles umfassend: so trat Hegels System auf. „Das Wirkliche ist vernünftig; das Vernünftige ist wirklich": diese Gegenseitigkeit zwischen Sein und Denken, zwischen Wirklichkeit und Vernunft bildet den Grundzug des Systems. Hegel nennt das Vernünftige, welches das Wirkliche ist, den „Begriff". Der Begriff ist erstens (in der Logik) der „Begriff an sich", oder „das Unmittelbare, das Sein an sich, das Wesen und die Idee". Der Begriff wird zweitens (in der Natur) das „andere zu ihm selbst, das Vermittelte und das Fürsichsein", wie es in den mechanischen, physischen und organischen Existenzen auftritt. Der Begriff ist endlich drittens (im Geiste) die „Vermittlung in sich, das Zurückgekehrtsein in sich selbst, der Begriff an und für sich", wie er zuvörderst im „subjektiven Geiste", im Geiste des einzelnen Denkenden; dann im „objektiven Geiste" (Staat, Gesetz, Recht); endlich im „absoluten Geiste", in Gott, wirklich ist. In dem Symbol des christlichen Glaubens, der Dreieinigkeit, fand Hegel das Grundgesetz alles Daseins: die absolute Idee, der zufolge Gott selbst unmittelbar das Sein an sich („das Wort, das am Anfang war"), dann das andere zu ihm (der „Mensch gewordene Sohn

Gottes"), endlich die Rückkehr in sich (der „heilige Geist") ist. Mit immer wachsender Begeisterung hatte man seit mehr als zehn Jahren sich dem Eindruck dieses Systems hingegeben. — Da trat um dieselbe Zeit, als Hegel das Rektorat der Berliner Universität bekleidete (1830) und gleichzeitig seine Philosophie im Glanzpunkte öffentlicher Anerkennung stand, durch Heine eine energische Verhöhnung derselben auf. Heine fand in den Ausdrücken, mit denen Hegels System sich aufbaute („Begriff an sich, Ansichsein, Fürsichsein, das Andere, das Zurückgekehrtsein" 2c.), nur Formen, aber keinen Inhalt; müßige Spielerei, aber keine zwingende Wahrheit. In den „Reisebildern" 1826—31 befindet sich Heine unter anderen im Gespräche mit „einem alten Eydechs", der auf seinem Rücken und Schwanze wunderliche Charaktere, Hieroglyphen verzeichnet hat, die er für die einzig wahre Philosophie ausgiebt. Der Eydechs erkundigt sich nach Schelling und Hegel. Heine sagt: „Wenn man bedenkt, daß sie bloß Menschen und keine Eydechsen sind, so muß man über das Wissen dieser Leute sehr erstaunen." Er fährt dann fort: „Wenn Hegel die Grundsätze seiner Philosophie aufstellt, so glaubt man jene hübschen Figuren zu sehen, die ein geschickter Schulmeister durch eine künstliche Zusammenstellung von allerlei Zahlen zu bilden weiß, dergestalt, daß ein gewöhnlicher Beschauer nur das Oberflächliche, nur das Häuschen oder Schiffchen oder absolute Soldätchen sieht, die aus jenen Zahlen formirt sind, während ein denkender Schulknabe in der Figur selbst vielmehr die Auflösung eines tiefen Rechenexempels erkennen kann." Im Gespräche mit dem Eydechs spricht Heine einmal das Wort „ich denke" aus. Sogleich unterbricht ihn der Eydechs: „Denken! Wer von euch denkt? Mein weiser Herr! Schon an die dreitausend Jahre mache ich Untersuchungen über die geistigen Funktionen der Tiere; ich habe besonders Menschen, Affen und Schlangen zum Gegenstande meines Studiums gemacht, ich habe so viel Fleiß auf die seltsamen Geschöpfe verwendet, wie Lyonnet auf seine Weidenraupen, und als Resultat aller meiner Beobachtungen, Experimente und anatomischen Vergleichungen kann ich Ihnen bestimmt versichern: kein Mensch denkt, es fällt nur dann und wann dem Menschen etwas ein. Solche ganz unverschuldeten Einfälle nennen sie Gedanken, und das Aneinanderreihen derselben nennen sie Denken. Aber in meinem Namen können Sie es wiedersagen: kein Mensch denkt, weder Schelling noch Hegel denkt, und was gar ihre Philosophie betrifft, so ist sie eitel Luft und Wasser, wie die Wolken des Himmels! ich habe schon unzählige solcher Wolken, stolz und sicher, über mich hinziehen sehen, und die nächste Morgensonne hat sie aufgelöst in ihr ursprüngliches Nichts." — Die Dichter des „jungen Deutschland" setzten den Kampf Heines gegen die Philosophie fort: Laube und Gutzkow, die den Untergang der Philosophie durch Thaten teils voraussahen, teils forderten; Mundt, der unter anderen in den „Modernen Lebenswirren" 1834 eine Rede am Sarkophage Hegels, „des letzten Philosophen", hielt, worin es heißt: „Was die Märchen sagen, daß, wer sich selbst wandeln gesehen, nicht mehr leben kann, so hat in deiner Philosophie der menschliche Gedanke sich selbst angeschaut und ist darin in die Ewigkeit vergangen. Ich hatte sein Ich aufgezehrt und auf die Weltwoge des Allgemeinen hingegeben und im Absoluten verschwimmen lassen. Die seufzende Seele ist im Unendlichen zerflattert. Der Tod ist dein Lorbeer" 2c. —

Heinrich Heine (geb. 1799 in Düsseldorf, jüdischer Herkunft; sollte Kaufmann werden, wurde in das Geschäft seines Oheims, Banquier Salomon Heine in Hamburg, gegeben. Dieser erkannte bald, daß sein Neffe, der die Hamburger Blätter mit Gedichten füllte, sich für den Kaufmannsstand nicht

eigne. Er setzte ihm ein Jahrgehalt aus und ließ ihn studieren. Heine studierte die Rechte in Bonn, Berlin und Göttingen; trat 1825 zum Christentum über; hielt sich abwechselnd in Hamburg, Berlin, München auf, verkehrte daselbst in den litterarischen Kreisen; machte aber seinen Aufenthalt in Deutschland durch die satirischen „Reisebilder" unmöglich; lebte seit 1831 meistens in Paris; empfing dort aus der Kasse des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten ein Jahrgehalt, wie er sagt, als einen Anteil an dem „großen Almosen, das das französische Volk an so viele tausende von Fremden spendete, die sich durch ihren Eifer für die Sache der Revolution in der Heimat mehr oder weniger glorreich kompromittiert hatten und an dem gastlichen Herde Frankreichs eine Freistätte suchten"; fiel 1849 auf ein schmerzvolles Krankenlager, litt sieben Jahre lang unsäglich, † 1856). Heines Jugendwerke, die Tragödien „William Ratcliff" und „Almansor" 1823, sind im Stile der Romantik geschrieben: Schauer- und Schreckensstücke. Außerordentliches Aufsehen erregten zwei Werke, die gleichzeitig erschienen: „Buch der Lieder" 1827. Dichtungen unvergänglicher Schönheit finden sich darin, Volkslieder im edelsten Sinne; teils in einfacher Sinnigkeit:

Du bist wie eine Blume,
So hold und schön und rein;
Ich schau' dich an und Wehmut
Schleicht mir ins Herz hinein.

Mir ist, als ob ich die Hände
Aufs Haupt dir legen sollt',
Betend, daß Gott dich erhalte
So rein und schön und hold!

Oder:

Herz, mein Herz, sei nicht beklommen,
Und ertrage dein Geschick,
Neuer Frühling giebt zurück,
Was die Winter dir genommen.

Und wie viel ist dir geblieben!
Und wie schön ist noch die Welt!
Und mein Herz, was dir gefällt,
Alles, alles darfst du lieben!

(Ähnlich so die Lieder: „Leise zieht durch mein Gemüt rc.; Ich hab' im Traum geweinet" rc.); teils in reichster, glänzender, märchenhafter Phantasie:

Auf Flügeln des Gesanges,
Herzliebchen, trag' ich dich fort,
Fort nach den Fluren des Ganges,
Dort weiß ich den schönsten Ort.

Dort liegt ein rotblühender Garten
Im stillen Mondenschein;
Die Lotosblumen erwarten
Ihr trautes Schwesterlein.

Die Veilchen kichern und kosen
Und schaun nach den Sternen empor;
Heimlich erzählen die Rosen
Sich duftende Märchen ins Ohr.

Es hüpfen herbei und lauschen
Die frommen, klugen Gazell'n;
Und in der Ferne rauschen
Des heiligen Stromes Well'n.

Dort wollen wir niedersinken
Unter dem Palmenbaum,
Und Liebe und Ruhe trinken,
Und träumen seligen Traum.

(Ähnlich so: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten rc.; Ich bin die Prinzessin Ilse" rc.) Edlen Balladenton schlug Heine an in: „Belsazar; die beiden Grenadiere" rc. Gleichzeitig mit dem „Buch der Lieder" erschienen: „Reisebilder" (4 Teile 1826—31), prosaische Schriften, in denen vereinzeltes Sinnige durch Auslassungen voll zersetzenden Spottes und schamloser Bosheit ganz überwuchert wird. Poetisch Widerwärtiges häuft sich auch in Heines späteren Dichtungen: „Neue Gedichte" 1844, „Atta Troll", ein Sommernachtstraum 1847 rc.

Heines kritische Richtung wurde unterstützt: durch Ludwig Börne (geb. 1784 zu Frankfurt a. M., jüdischer Herkunft; studierte Medizin, dann Staatswissenschaften; trat zum Christentum über; 1817 wegen demagogischer Umtriebe von Östreich aus verfolgt, aber freigegeben; machte sich in Zeit-

schriften als einen anmutigen Humoristen bemerkbar, dem man politische Seitenbemerkungen als Scherze gestattete. Seit der Julirevolution 1830 hielt sich Börne in Paris auf; † 1837). Sein Kampf gegen die in Deutschland herrschende dynastische Politik wurde von Paris aus heftiger. „Briefe aus Paris“ 1830—34 rc. — Ferner durch Herm. Ludw. Heinr. Fürst von Pückler-Muskau (geb. 1785 zu Muskau in der Lausitz; viel auf Reisen; berühmt als Gartenkünstler, † 1871). Anonym erschienen „Briefe eines Verstorbenen, fragmentarisches Tagebuch aus England, Wales, Irland und Frankreich“ 1830 (leichtes Raisonnement über die Schäden der Zeit in Politik und Kirche). Später: Semilasso in Afrika 35; die Rückkehr 46 rc.

Anastasius Grün (Dichtername für Anton Alex. Maria Graf von Auersperg; geb. 1806 zu Laibach; studierte in Graz und Wien; machte von seinen Gütern im Herzogtume Krain zuweilen größere Reisen nach Frankreich, Italien rc.; 1848 ins Parlament zu Frankfurt a. M. gewählt; verließ dasselbe, als er mit der Verwilderung der Parteien die innere Auflösung der Versammlung wahrnahm; lebte seitdem zurückgezogen, ohne ein Amt anzunehmen, † 1876 zu Graz). Sein erstes Werk: „Der letzte Ritter, Romanzenkranz“ 1830 (Geschichte Kaiser Maximilians I., in kleinen, finnigen Bildern, poetisch vorgetragen) lenkte die Aufmerksamkeit in hohem Grade auf ihn. Seine nächsten Dichtungen, politisch-freisinnige Lieder, regten die Stimmung der Zeit elektrisch auf. Der Name, unter dem er auftrat, „Anastasius (d. h. auferstanden) Grün“ war ebenso mit Bezug auf seinen Geburtstag in der Frühlings- und Osternzeit (11. April), wie mit Bezug auf den Geist seiner Poesie gewählt. Freiheit und Macht waren ihm nicht um ihrer selbst willen erstrebenswert, sondern nur soweit sie dem ewig wiedererstehenden Leben, dem Leben in Bildung und Gesittung förderlich seien. In diesem Sinne dichtete er: „Spaziergänge eines Wiener Poeten“ 1831 (der Dichter schaut vom Kobenzlberge auf die Leiden des Volkes, wie es, vor den Prunkpalästen stehend, vergeblich um Freiheit bittet, wie die Priesterschaft es in weltlichen Banden hält, wie der Mautkordon den Reichtum des Landes begräbt, wie der Censor den Gedanken lähmt rc.); ferner „Schutt“ 1835, lyrisch-didaktische Dichtungen in vier Teilen. 1. Der Turm am Strande. (Der Turm ist das Gefängnis eines Dichters, der in rührenden Liedern sein Leiden singt, z. B.:

„Ich zog aus meinem Strohbett eine Ähre
Und hielt sie lang vors Aug' in meinen Händen.
Als ob in ihr ein stiller Zauber wäre,
Konnt' ich die Blicke nimmer von ihr wenden.

Ein Feld von Garben stieg vor meinen Blicken!
Ha, wie sie flüsternd durcheinander gaukeln,
Geschäftig mit den goldnen Häuptern nicken,
Und weithin ihres Meeres Wogen schaukeln!

Von blanken Sicheln, durch die Schwaden ringend,
Ist, Silberkähnen gleich, dies Meer befahren,
Und Schnittermädchen, aus den Wogen springend,
Es sind der Meeresgöttin Dienerscharen.

Und blanke Dörfer rings und grüne Hügel,
Darüber hin der ew'ge Himmel blauend,
Und Lerchen drin, von Morgenrot die Flügel,
Und von Gesang die Kehlen übertauend!

Die Wälder säuseln und die Quellen klingen,
Dort um die Linde tönt's wie Flöt' und Geigen,
Daß Bursch' und Dirne sich im Reigen schwingen,
Und selbst die Blüten tanzen mit den Zweigen!

Die Garben ruhn den Jungfraun nun zu Füßen,
Und auf den Garben farb'ge Kränze liegen;
Ich fasse einen, um in eines süßen,
Geliebten Hauptes Locken ihn zu schmiegen; —

Da rasselt mir am Arm die Kett' entgegen,
Der Hand, der bebenden, entsinkt die Ähre! — —
Du dürrer Halm, wie hätt' ich's denken mögen,
Daß ich durch dich noch einst so elend wäre!")

2. Eine Fensterscheibe. (Während eines Klosterbaues kam ein Bettler und brachte ein Pfennigstück zur Spende für den Bau. Der Abt nahm es mit Dank an: „Das giebt fürs Fenster dort die Scheibe grade!" Der Bettler aber, der Schalk, wünschte „in seiner Seele, daß es dem Hause nie an Licht fehle". An dieses Bettlers Scheibe will der Dichter sein Lied ranken, Licht in den stolzen Domen verbreiten.) 3. Cincinnatus. („Cincinnatus" ist der Name eines am Mississippi gebauten Schiffes, daß der Dichter aus dem Golfe von Neapel ausfahren und nach Amerika segeln sieht. Geschichte und Leben der alten und der neuen Welt werden verglichen.) 4. Fünf Ostern. (Christus blickt jährlich am Ostermorgen vom Ölberg auf die Welt hernieder. Der Dichter beschreibt den Anblick, den Christus zu fünf verschiedenen Malen teils gehabt hat, teils haben wird. Einmal blickte er auf die Erfüllung seiner Weissagung, die Zerstörung Jerusalems; ein andermal auf die Eroberung der Stadt durch die Kreuzfahrer; ein drittesmal auf das Reich der Mohammedaner; ein viertesmal auf Napoleons Weltherrschaft. Es wird aber ein fünfter Ostermorgen kommen: da werden Kreuz und Halbmond, Krieg und Knechtschaft, Bosheit und Elend verschwunden sein: Gottes Friede wird Segnungen spenden.) Anastasius Grüns „Gedichte" erschienen 1837 gesammelt. Darin: „Der Ring, Begrüßung des Meeres, der Deserteur, Legende" 2c. Später wandte er sich zur humoristischen Erzählung: „Die Nibelungen im Frack" 1843. (Herzog Moritz Wilhelm von Merseburg, ein Zeitgenosse des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm I., und in allem das Gegenteil zu diesem: er geht in Kunstsinn, namentlich in Liebe zur Musik, ganz auf; er war so zart entwickelt, daß er, um die Elfen nicht zu stören, im Walde nicht reden ließ; seine Hände bleiben „rein von Tintengreuel und Blut". Er kommt infolge der Schmeicheleien eines Höflings zu dem Glauben an seine Genialität und folgt derselben in allerlei sonderbaren Weisen. Er sucht nach großen und kleinen Leuten in seiner Kapelle: nach einem Zwerg, der die Violine wie ein Baßinstrument hantiert, nach einem Riesen, der mit dem Baß wie mit einer Violine umgeht. Über letzteren, einen Potsdamer Leibgardisten, gerät er in Konflikt mit König Friedrich Wilhelm I., der nicht gesonnen ist, denselben zu verlieren.) Ferner „der Pfaffe von Kahlenberg, ländliches Gedicht", 1850. (Dem Herzog Otto von Östreich rät der Pfaffe Wigand von Kahlenberg, nach den wilden Kriegen, die er geführt, dem Volke durch Herzensgüte und Frohsinn Vorbild zu werden:

Mit Lachen führ' in Sturmestücke
Ein heitrer Fürst sein Volk zum Glücke,
Ein heitrer Held das Heer zum Siege,
Ein heitrer Pfaff zur Himmelsstiege,

Die bis ins Haus euch Stufen reiht!
Zum Schmerz nicht hat uns Christ befreit;
Das Haupt des Heilands selbst betrachtet!
Den Dornengürtel, den's umnachtet,
Umquillt die goldne Glorie ganz,
Wie eines Himmelslächelns Glanz.

In drei Abschnitten führt das Gedicht diesen Gedanken aus: zuerst unter Vorführung des Minnesängers Nithart, der als Träger des Gedankens erscheint, daß dem Volke durch Gesang heiteres Glück erwachse; dann unter Vorführung des Fürsten Otto, der an der Hand der Natur Freiheit und Herzenslauterkeit findet; endlich durch den Hauptthelden Wigand, der die Weihe gereinigter religiöser Empfindungen hinzufügt.) In edlem Romanzenton ist „Robin Hood" 1864.

Nikolaus Lenau (Dichtername für Nikolaus Nimbsch, Edler von Strehlenau; geb. 1802 zu Csatad bei Temesvar; studierte in Wien und Preßburg, zuletzt in Heidelberg, wo er mit Uhland, Kerner, Schwab bekannt wurde. Ihn regierte, wie er sich ausdrückt, „eine Art Gravitation nach dem Unglück": ein „böser Geist", von dem seine Freunde schon damals sprachen. Justinus Kerner hatte den Geist leibhaftig gesehen und beschrieb ihn als einen „haarigen Kerl mit einem langen Wickelschwanz". Die Ereignisse seit 1830 brachten ihn allmählich bis zum Irrsinn. Die Julirevolution, der Ausgang der polnischen Insurrektion, der Schmerz über die Verbannung der Polen: unter diesen Einflüssen entschloß er sich, Europa zu verlassen. Mit einem kleinen Rest seines Vermögens ging er nach Amerika, kaufte einige hundert Morgen Urwald. Aber der böse Geist trieb ihn bald wieder zurück; Lenau lebte abwechselnd in Wien, Ischl, Stuttgart; verfiel 1844 in unheilbaren Wahnsinn, † 1850 in der Irrenanstalt in Oberdöbling bei Wien). Die Herausgabe seiner „Gedichte" besorgte Schwab 1832 während seiner Abwesenheit von Europa. Eine Sammlung „neuer Gedichte" gab Lenau selbst heraus 1838. Sie sind reich an elegischen Stimmungen.

„Weil' auf mir, du dunkles Auge,
Übe deine ganze Macht,
Ernste, milde, träumerische,
Unergründlich süße Nacht!

Nimm mit deinem Zauberdunkel
Diese Welt von hinnen mir,
Daß du über meinem Leben
Einsam schwebest für und für."

Lenau breitet diese Schmerzensstimmungen in den verschiedensten Formen aus: in kürzeren epigrammatischen Liedern (Schilfliedern); in Reflexionsgedichten (Fantasieen: der Zweifler; Glauben, Wissen, Handeln ꝛc.); in epischen Gedichten (die Heideschenke, Ahasver ꝛc.). Lenau schrieb ferner größere epische Dichtungen: Faust 1836. (Faust hat mit dem Glauben abgethan. Von einem Felsengipfel, wohin er gestiegen ist, ob hier das Geheimnis des Lebens ihm kund würde, ruft er den Gläubigen unten im Thale zu:

„Ob eure Sehnsucht betet, fluchet, weint,
Der Führer nirgends, nirgends euch erscheint!"

Unmutig klimmt er höher, über die Wetterwolken hinaus. Plötzlich weicht ein Stein; da faßt ihn ein finstrer Jäger, stellt ihn wieder auf den Felsenrand und verschwindet um das Felseneck. Bald erscheint ihm Mephistopheles erkennbarer. Faust ist im anatomischen Theater mit einer Leiche beschäftigt, ob er aus dem Tode das Leben begreifen könne. Mephisto reizt ihn zum Kampfe gegen Gott:

„Du mußt entweder dieses Erdenleben
Vertaumeln dumpf in viehischer Geduld;
Wo nicht, dich als entschloss'ner Mann erheben
Und kühn zur Wahrheit dringen durch die Schuld."

Endlich in eines Urwalds nie durchdrungener Nacht, geht die Verschreibung von statten. Faust ist von neuem den Zweifeln verfallen:

„Ist die Welt dadurch entstanden,
Daß Gott sich selber kam abhanden?
Ist Göttliches von Gotte abgefallen,
Um wieder gottwärts heimzuwallen?"

Wie eine leere Schenke, wo auf dem Tische die Karten liegen geblieben, kommt ihm die Welt vor. Ihm ist alles schal. Da vollführt er des Teufels Zumutung: er verbrennt die Bibel und verschreibt sich ihm um den Preis, daß er die Wahrheit durch ihn erkenne. Mephisto hat nicht die Macht, ihn zu täuschen. Er führt ihn in die Irre, durch Zauberspuk, Hohn der Welt, sinnliches Ergötzen, Mißbehagen, vergebliches Hoffen. Faust bleibt unter allen Enttäuschungen derselbe, der er vor der Verschreibung war. Der Teufel dagegen verliert in Fausts Vorstellung an Wesenheit; die Verschreibung kommt ihm wie ein Schattenspiel vor. „Behaupten will ich fest mein starres Ich, Mir selbst genug und unerschütterlich: Niemandem hörig mehr und unterthan, Verfolg' ich in mich einwärts meine Bahn." In sich freilich findet Faust nichts als Zweifel. „Bin ich unsterblich oder bin ich's nicht?" Er kann nicht vergessen, daß er Kreatur ist und Gott sein möchte. In diesem Kampfe des Inneren ergreift ihn die „Sehnsucht nach dem Untergange"; sich selbst will er aufgeben: denn nach allen Kämpfen erwacht im tiefsten Grunde seiner Seele das Gottvertrauen. Mit Gott ist er „festinniglich verbunden seit immerdar"; den Bund, an welchen Mephisto ihn erinnert, hat „der Schein mit dem Schein geschlossen". Sein ganzes Leben, Lust, Schuld und Schmerz, alles ist ein Traum. Träumend ermordet er sich selbst. Mephisto aber bleibt an der Leiche des Selbstmörders, der höhnend Triumphierende: „Da bist du in die Arme mir gesprungen, Nun hab' ich dich und halte dich umschlungen".) — Epen mit polemischer Tendenz gegen die Geistlichkeit: **Savonarola** 1837 (Geschichte des florentinischen Reformators, der 1498 durch das Kirchengericht unter Papst Alexander VI. zum Tode verurteilt wurde); **Die Albigenser** 1842.

Verwandte Tendenzen zeigen: **Alexander Graf von Würtemberg** (geb. 1801 in Kopenhagen, Oberst in würtembergischen Diensten, † 1844 in Wildbad): Gedichte 1837; gesammelte Gedichte. **Julius Mosen** (geb. 1803 zu Marieney im sächsischen Voigtlande; Dramaturg in Oldenburg, † 1867) machte sich durch Lieder in kräftigem Volkstone: „Andreas; die letzten Zehn vom vierten Regiment" ꝛc. bekannt, gesammelt unter dem Titel „Gedichte" 1836; schrieb ferner Episches: Ahasver 1838; den Roman: Kongreß von Verona 1842; und Dramatisches: Cola Rienzi; Herzog Bernhard von Weimar; Kaiser Otto III. ꝛc. **Karl Beck** (geb. 1801 zu Baja in Ungarn; zuerst Kaufmann, studierte dann in Wien und Leipzig Naturwissenschaft und Geschichte; † in Wien 1879). Seine Dichtungen sind eine leidenschaftliche Abspiegelung der ungarischen Natur und Nation. Gepanzerte Lieder 1838; der fahrende Poet; Lieder vom armen Manne ꝛc.; ferner Episches in Versen: Janko, der ungarische Roßhirt 1842; Roman: Mater Dolorosa ꝛc. **August Heinrich Hoffmann, von Fallersleben** nach seinem Geburtsorte genannt (geb. 1798 im Lüneburgischen; Professor der deutschen Sprache und

Litteratur in Breslau; 1860 Bibliothekar des Herzogs von Ratibor zu Corvey in Westfalen, † 1874). Die „unpolitischen Lieder" 1840 hatten seine Entlassung aus dem preußischen Staatsdienste zu Folge. Von ihm ferner: Allemannische Lieder 1826; Gedichte 1834 und viele andere Sammlungen lyrischer Dichtungen. Hoffmann von Fallersleben hat sich durch Erforschung und Veröffentlichung der poetischen Reste des Mittelalters um die Wissenschaft verdient gemacht. Seit 1867 schrieb er: „Mein Leben, Aufzeichnungen und Erinnerungen". Friedrich von Sallet (geb. 1812 zu Neiße; preußischer Offizier, † 1843), dessen „Laienevangelium" 1839, dem kirchlichen Christentum entgegengesetzt, die Gottwerdung des Menschen durch Liebe und Sittlichkeit als höchste Aufgabe der Religion darstellt.

Das „junge Deutschland" wurde die Bezeichnung für jüngere Dichter, die durch die Pariser Juliereignisse des Jahres 1830 zu revolutionären Ideeen für Deutschland begeistert wurden. Kampf gegen die Hemmungen des Lebens in Staat, Kunst und Wissenschaft, Beeinflussung der ästhetisch gebildeten Gesellschaftsklassen zu freierer Selbstbestimmung wurde ihr Ziel. Zu einer Gruppe zusammengefaßt wurden die Dichter zuerst durch Ludolf Wienbarg (geb. 1802 in Altona, 1830 Privatdocent in Kiel, später journalistisch beschäftigt, besonders in Altona; † 1872). Vorlesungen, die er unter dem Titel: „Ästhetische Feldzüge" 1834 herausgab, widmete er dem „jungen Deutschland". Eine Unterbrechung seiner Entwicklung empfing das junge Deutschland infolge einer Denunciation Wolfgang Menzels (§ 134) beim deutschen Bundestag. Die Schriften der denuncierten Dichter, die bisher erschienenen und die künftig erscheinenden, wurden in Deutschland verboten. Das Verbot wurde nicht lange aufrecht gehalten, hatte aber zur Folge, daß Mäßigung in den Tendenzen eintrat. Der Name „junges Deutschland" verlor sich darauf in der Litteratur. — Heinrich Laube (geb. 1806 zu Sprottau, studierte in Halle und Breslau, begann seine schriftstellerische Thätigkeit in Breslau, ließ sich in Leipzig nieder, sühnte seine studentischen Burschenschaftsverbindungen und seine freisinnigen Schriften durch Ausweisung, Gefängnis und Festung, wandte sich 1841 mit hauptsächlichstem Erfolg zur dramatischen Poesie, wurde 1849 artistischer Direktor des Hofburgtheaters in Wien, 1867 Direktor des neuen Theaters in Leipzig, übernahm 1872 die Leitung des Wiener Stadttheaters, † 1884). Der Jugendzeit gehören an: das neue Jahrhundert 1832 (feuilletonistische Skizzen politischen Inhalts), das junge Europa 1833—39 (eine Reihe von Erzählungen: die Poeten; die Krieger; die Bürger). Dramatische Dichtungen haben ihm am meisten eine dauernde Stellung in der Litteratur gegeben. Hauptsächlich: Gottsched und Gellert, Charakterlustspiel 1845; die Karlsschüler, Schauspiel 1846; Graf Essex, Trauerspiel 1856. Unter den novellistischen Arbeiten späterer Zeit sind hervorzuheben: das Jagdbrevier 1841; die Gräfin Châteaubriand 1843; der deutsche Krieg 1868 (historischer Roman aus der Zeit des 30jährigen Kriegs in 3 Theilen: Junker Hans, Waldstein, Herzog Bernhard). — Karl Ferdinand Gutzkow (geb. 1811 zu Berlin, studierte Theologie und Philosophie in Berlin, folgte der Einladung Wolfgang Menzels nach Stuttgart zur Teilnahme an dessen „Litteraturblatt". Das Verhältnis mit Menzel löste sich wegen Verschiedenheit der Charaktere. Gutzkow verfiel auf Menzels Denunciation der Verfolgung durch den Bundestag. Nachdem er die Gefängnisstrafe abgebüßt, ließ er sich in Frankfurt a. M. nieder, dann in Hamburg, wurde durch die Anfeindungen der Polizei mehrmals zum Wechsel des Aufenthalts genötigt; übernahm 1847 die Stelle eines Dramaturgen

in Dresden; erwarb sich Verdienste um die 1859 gegründete Schillerstiftung; siedelte nach Weimar; gab die Stellung des Generalsekretärs an der Stiftung auf; mehrfach wechselnder Aufenthalt; † zu Sachsenhausen bei Frankfurt 1878). Der Jugend angehörig: die Romane Maha Guru oder Geschichte eines Gottes 1833 (Geschichte eines Jünglings, der unter Priesterintriguen zum Dalai Lama in Tibet erzogen wird: Satire gegen die Bureaukratie und Hierarchie der deutschen Staaten); Wally, die Zweiflerin 1835, mit geringen Veränderungen unter dem Titel „Vergangene Tage“ 1851 wieder herausgegeben (tendenziös gegen den Glauben und die Sitte des Christentums). Größeren Erfolg erwarb Gutzkow in späterer Zeit durch Dramen, besonders: Richard Savage oder der Sohn einer Mutter, Trauerspiel 1839; Werner oder Herz und Welt, Schauspiel 1840; Zopf und Schwert, Lustspiel 1843; Urbild des Tartüffe, Lustspiel 1844; Uriel Akosta, Trauerspiel 1846; der Königslieutenant, Lustspiel 1849. Für den Roman, zu dem er sich darauf wandte, „die Ritter vom Geist“ (9 Bände 1850/51) erfaßte er die Idee, ein Kunstwerk des „Nebeneinander“ statt des naturgemäßen „Nacheinander“ zu schaffen. Ferner: der Zauberer in Rom 1859. Die Mißerfolge, die mit diesen Werken verknüpft waren, verbitterten sein Alter. Später: Hohenschwangau, Roman und Geschichte von 1536—67; die neuen Serapionsbrüder. — Theodor Mundt (geb. 1808 zu Potsdam, 1850 Bibliothekar an der Universität zu Berlin, † 1861) legte seine Jugendansichten in Novellen nieder: Madonna oder Unterhaltungen mit einer Heiligen 1835; Mutter und Tochter 2c. Aus späterer Zeit stammen Romane: Thomas Münzer 1841 2c. [Theodor Mundts Frau ist unter dem Namen Luise Mühlbach, † 1873, als Romanschriftstellerin aufgetreten: Friedrich der Große und sein Hof 1853 2c.] — Gustav Kühne (geb. 1806 zu Magdeburg, studierte in Berlin, journalistisch thätig in Leipzig, nahm seinen Wohnsitz in Dresden). Unter seinen Jugendwerken: Eine Quarantaine im Irrenhause, Novelle aus den Papieren eines Mondsteiners 1835. Später: Klosternovellen 1838; die Rebellen in Irland, die Freimaurer, eine Familiengeschichte aus dem vorigen Jahrhundert.

## § 137. Übersicht der neuesten Litteratur.

Charakter und Ziele der Poesie seit den dreißiger Jahren sind in der Entwicklung begriffen. Es folgt hier, nach Gattungen geordnet, ein Verzeichnis der hervorragenden Dichter, deren schriftstellerisches Auftreten vor 1860 fällt.

I. Dramatiker. Friedrich Halm (Dichtername für Franz Jos. Freiherr von Münch-Bellinghausen; geb. 1806 zu Krakau, studierte die Rechte in Wien, 1845 Kustos der Hofbibliothek zu Wien, 1866 Generalintendant der kaiserlichen Hoftheater, † 1871). Seine Dramen sind ein Nachklang der romantischen Auffassung. Griseldis 1835; der Sohn der Wildnis; der Fechter von Ravenna; Wildfeuer 2c. — Friedrich Hebbel, geb. 1813 im Dorfe Wesselburen in Ditmarschen; empfing in der Kindheit unter sehr beschränkten Verhältnissen einförmige, aber große Eindrücke von der Natur der heimatlichen Marschlande. Die Bibel, die Chronik von Ditmarschen, hernach Goethes Faust und das Nibelungenlied gaben seinem erwachenden Geiste die Richtung. Vierzehn Jahre alt Schreiber des Kirchspielvogts. Gedichte, die von ihm in der Hamburger Modezeitung erschienen, erweckten Teilnahme für ihn und bereiteten ihm seit 1835 die Möglichkeit des Studiums. Philosophie, Geschichte und Litteratur in Heidelberg und München. Seine Tragödie „Judith“ 1840, darauf „Genoveva“ machten auf ihn nachdrücklich aufmerksam. Außerordentliche

Kraft greller Wirkungen, energische Charakterdurchdringung in sehr selbständiger Erfindung und geschlossener Durchführung zeichnen ihn aus. Er scheute das Krasse, das hoch und gewaltsam Gespannte nicht, auch wo es zur Unnatur führte. Öhlenschläger und Thorwaldsen in Kopenhagen wurden seine Gönner. König Christian VIII. von Dänemark gewährte ihm ein Bildungs- und Reisestipendium. In Paris entstand das bürgerliche Trauerspiel „Maria Magdalena". Von Italien kehrte er 1846 nach Deutschland zurück; ließ sich in Wien nieder; lebte daselbst, mit Christine Enghaus (am Hofburgtheater) vermählt; † 1863. Unter den in Wien gedichteten Dramen sind hervorzuheben: Michel Angelo 1855; Gyges und sein Ring; die Trilogie „die Nibelungen": gehörnte Siegfried, Siegfrieds Tod, Kriemhilds Rache, 1863 durch den Schillerpreis, d. i. durch den vom Könige von Preußen ausgesetzten und nach je drei Jahren zu verteilenden Preis von tausend Thalern gekrönt. „Gedichte" von Hebbel erschienen 1841 zum erstenmale gesammelt. — Oskar von Redwitz, geb. 1823 zu Lichtenau bei Ansbach; studierte Philosophie und Jura in München; trieb darauf teils mittelhochdeutsche, teils klassische Studien. Aus der religiösen und politischen Erregung der vierziger Jahre ging das romantische Epos „Amaranth" (1849) hervor: eine Verherrlichung der Poesie in der katholischen Kirche. Die Entschiedenheit der Parteistellung bewirkte seine Berufung zu einer Professur der Ästhetik und Litteratur in Wien. Schon 1852 trat er zurück. Er lebte seitdem auf dem Lande, besonders zu Schellenberg bei Kaiserslautern, dem Gute seiner Gattin. Es erschienen ferner von ihm: das Märchen vom Waldbächlein und Tannenbaum; dann die „christliche Tragödie Sigelinde". Freiere Auffassung zeigten darauf die historischen Schauspiele: Thomas Morus; Philippine Welser; der Zunftmeister von Nürnberg; der Doge von Venedig ꝛc. Die Kriegszeit 1870 und 71 begeisterte ihn zu einer lyrischen Verherrlichung der nationalen Ereignisse: „Das Lied vom neuen deutschen Reiche". In der epischen Dichtung „Odilo" erzählt er die Rettung eines Charakters aus religiösem Fanatismus durch werkthätige Liebe. — Paul Heyse, geb. 1830 zu Berlin, Sohn des als Sprachforscher bekannten Karl Wilh. Ludw. Heyse; studierte in Berlin klassische, in Bonn romanische Philologie. Seine Bildung war frühzeitig im Verkehre mit den künstlerisch gebildeten Kreisen Berlins, besonders im Umgange mit Kugler und Geibel, gefördert. Reisen durch die Schweiz und Italien benutzte er zur Erforschung von Sprachdenkmälern. Ein einfach klares, leicht anschmiegendes Erfassen, den verschiedensten Gegenständen der Welt und Geschichte gegenüber, zeichnete ihn frühzeitig aus. Dichtungen, die seinen Ruf begründeten, waren: „Die Brüder, eine chinesische Geschichte", 1852 (in reimlosen, fünffüßigen Trochäen) und die Novelle „L'Arrabiata" 1853. Außerordentliche Glätte der Form, reizvolle Durchführung sinnlich-spannender Konflikte aus dem Gebiete des allgemeinmenschlichen Lebens machten ihn, bei immer wachsender Ergiebigkeit der poetischen Produktion, zum Lieblingsschriftsteller der verschiedensten Kreise. Maximilian II. von Bayern berief ihn nach München. Er blieb daselbst, auch nachdem das Verhältnis zum Hofe gelöst war. Unter seinen späteren Novellen sind hervorzuheben: das Grafenschloß, die Blinden, die Einsamen, die Pfadfinderin, Auferstanden, der Weinhüter von Meran, das Ding an sich. Unter seinen späteren Dramen: die Sabinerinnen, Ludwig der Bayer, Hans Lange, Kolberg, Graf Königsmark. Auch Romane schrieb Heyse: Kinder der Welt (1872); Im Paradies; der Roman der Stiftsdame. Unter seinen lyrischen Dichtungen: Verse aus Italien (1880). Verdienstlich ferner sind Heyses Übertragungen: Gedichte von Giuseppe Giusti; von Leopardi. Mit Geibel zusammen

gab er das Spanische Liederbuch und das Italienische Liederbuch heraus. — Albert Emil Brachvogel (geb. 1824 zu Breslau; wuchs in ärmlichen Verhältnissen ohne planvoll geleitete Erziehung auf; versuchte sich früh auf dem Theater als Schauspieler; entschloß sich zur Vervollständigung seiner wissenschaftlichen Bildung; Besuch der Universität Breslau; seit 1848 in Berlin; Sekretär beim Krollschen Theater, dann im telegraphischen Bureau angestellt; daneben, und hernach ausschließlich litterarisch beschäftigt, † 1878). Nach verschiedenen mißglückten dramatischen Dichtungen errang das Trauerspiel Narciß (1857) außerordentlichen, über Deutschland hinausreichenden Erfolg durch kühne Erfindung, Wärme der Auffassung und geistvolle dramatische Durchführung. Spätere Dramen: Adalbert von Babanberge; der Usurpator; der Sohn des Wucherers ꝛc., zeigen den Dichter nicht in derselben Fülle. Brachvogel wandte sich darauf dem leichteren, besonders historischen Romane zu: Friedemann Bach 1858; Schubart und seine Zeitgenossen; William Hogarth ꝛc. — Salomon Mosenthal (geb. 1821 zu Kassel; naturwissenschaftliche Studien; Bibliothekar im Kultusministerium zu Wien; geadelt; † 1877). Er brachte durch eindringliche Derbheit der Sprache sich in „Volksschauspielen" zur Wirkung, besonders in dem Trauerspiele Deborah (1849); ferner: der Sonnwendhof; der Schulz von Altenbüren, deren Stoff dem Gebiete der sog. Dorfgeschichten angehört. Andere Dramen: Cäcilie von Albano; Bürger und Molly ꝛc. Auch Lyrisches: Gedichte. — Otto Ludwig (geb. 1815 zu Eisfeld im Herzogtume Meiningen; zeigte früh Begabung zur Poesie und Musik. Der Herzog von Meiningen gewährte ihm die Mittel zum Studium der Musik in Leipzig. Körperliche krankhafte Anlage, nervöse Reizbarkeit nötigte ihn, die Beschäftigung mit der Musik aufzugeben. Zurückgezogen lebte er in Leipzig, dann ländlich einsam in Gasebach bei Meißen, endlich, nach den Erfolgen, die er mit dem Trauerspiele der Erbförster errungen hatte, in Dresden; † 1865). Ernste Gedrungenheit und starke Zierlichkeit sind die hervortretenden Merkmale seiner Dichtungen. Namentlich der Trauerspiele: der Erbförster 1852; die Makkabäer. Ebenso der Romanerzählung: Zwischen Himmel und Erde. Wie eingehend er sich mit der Theorie der Poesie, namentlich der dramatischen, beschäftigt hat, davon geben die nach seinem Tode herausgegebenen „Shakespeare-Studien" geistvolles Zeugnis. — Albert Lindner (geb. 1831 zu Sulza, studierte Philologie in Jena und Berlin; Gymnasiallehrer in Rudolstadt, legte seine Stelle 1867 nieder, lebte in Berlin, † im Wahnsinn 1884): Brutus und Collatinus, Trauerspiel, 1866 durch den Schillerpreis gekrönt. Spätere Dramen: die Bluthochzeit; Marino Falieri ꝛc. — Adolf Wilbrandt (geb. 1837 zu Rostock; studierte Philosophie und Geschichte in Rostock, Berlin und München; lebte zuerst in München, dann, bei häufigem Wechsel des Aufenthaltes, ein Jahr lang auch in Italien, besonders in Wien, wo er 1881 zum artistischen Direktor des Wiener Hofburgtheaters ernannt wurde; trat 1887 von der Stelle zurück). Die Entwicklung seines Talentes förderte er durch gewissenhafte Studien. Biographischer Geschichtsforschung gehört das Werk an: Heinrich von Kleists Leben 1863. Sophokleische und Euripideische Tragödien bearbeitete er in fünffüßigen Jamben und unter Auflösung der Chorgesänge in die Handlung des Dialogs. Geistvolle Auffassung zeigte er in dem Werke: Hölderlin, der Dichter des Pantheismus. Als Dichter trat Wilbrandt gleichzeitig im dramatischen und Novellengebiet auf. Dramen: der Graf von Hammerstein 1870; Gracchus, der Volkstribun (1875 durch den Grillparzerpreis gekrönt); Arria und Messalina; Kriemhild, in drei Aufzügen; die Tochter des Herrn Fabricius ꝛc. Ferner

Lustspiele: die Vermählten; die Maler; Unerreichbar; die Wahrheit lügt ꝛc. Unter seinen Novellen befinden sich Dichtungen von außerordentlicher Vollendung und Feinheit: Narciß, die Brüder, Reseda, Johann Ohlerich. Unter den Novellen aus der Heimat: der Mitschuldige ꝛc. In der Erzählung Fridolins heimliche Ehe (1875) gab er in poetischer Anlehnung an seinen zu früh gestorbenen Freund Friedrich Eggers ein feines, psychologisches Charaktergemälde. Den Aufgaben des Romans (Meister Amor 1880) entspricht Wilbrandts Kraft nicht in gleicher Weise. — Als Lustspieldichter sind hinzuzufügen: Karl Töpfer (geb. 1792 zu Berlin, Schauspieler in Hamburg, † 1871): der beste Ton; die Einfalt vom Lande; Rosenmüller und Finke ꝛc. — Amalia, Herzogin von Sachsen (geb. 1794, Tochter des Kurfürsten Maximilian von Sachsen, † 1870): Lüge und Wahrheit; der Oheim; Vetter Heinrich ꝛc. — Eduard Devrient (geb. 1801 in Berlin; trat als Sänger bei der königlichen Oper in Berlin ein; wurde Schauspieler und erlangte als feiner Charakterspieler Ruf. 1844 ging er von Berlin als Oberregisseur nach Dresden, wurde später Direktor des Hoftheaters zu Karlsruhe, † 1877): die Gunst des Augenblicks; der Fabrikant: Treue Liebe ꝛc. Neben diesen Schauspielen ist von besonderer Bedeutung Devrients „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" (1848—74, 5 Bände). — Roderich Benedix (geb. 1811 in Leipzig; Schauspieler; mit der Leitung verschiedener Theater vertraut; 1858 schriftstellerisch in Leipzig, † 1873): das bemooste Haupt 1839; Doktor Wespe; die Hochzeitreise; die zärtlichen Verwandten; Aschenbrödel ꝛc. — Gustav Gans Edler zu Putlitz (geb. 1821 zu Retzien in der Priegnitz, studierte Jura in Berlin und Heidelberg; wurde Intendant des Hoftheaters zu Schwerin, dann in Berlin Hofmarschall des Kronprinzen von Preußen, zuletzt Generalintendant des Hoftheaters zu Karlsruhe). Seinen Eintritt in die Litteratur bewirkte er mit idyllischen Märchenbildern: Was sich der Wald erzählt 1851; Vergißmeinnicht ꝛc. Unter den Lustspielen: Badekuren; Salzdirektor; das Herz vergessen ꝛc. Auch dem ernsteren geschichtlichen Drama wandte sich Putlitz zu: das Testament des Großen Kurfürsten (1858); Waldemar; Don Juan d'Austria; Rolf Berndt ꝛc.

II. Epiker. Adalbert Stifter (geb. 1806 zu Oberplan in Böhmen, studierte in Wien Philosophie und Naturwissenschaften; wurde Lehrer des Fürsten Richard Metternich; 1849 Schulrat für das Volksschulwesen in Linz, † 1868). Abwendung von allen politischen und religiösen Streitfragen der Zeit, ausschließliche Hinwendung auf die Natur und das allgemein Menschliche im Seelenleben, besondere Kraft der eingehenden Schilderung des Kleinen zeichnen seine Idyllen und Novellen aus. Sie wurden seit 1844 unter dem Titel „Studien", dann „Bunte Steine" gesammelt. Später wandte sich Stifter auch zu Romanen: der Nachsommer; Wittiko ꝛc. — Gustav Freytag (geb. 1816 zu Kreuzburg in Schlesien, studierte Philologie in Breslau und Berlin; Privatdocent der deutschen Sprache und Litteratur zu Breslau; verband sich mit Julian Schmidt von Leipzig aus zur Herausgabe einer politisch-litterarischen Wochenschrift „die Grenzboten"; hielt seine Zeit aber für poetische und wissenschaftliche Beschäftigungen frei; zog sich mehr und mehr in den Landaufenthalt Siebleben bei Gotha zurück; in Verkehr mit dem Herzoge Ernst zu Sachsen-Koburg-Gotha; seit 1881 in Wiesbaden). Sein Eintritt in die Litteratur geschah erfolgreich mit dramatischen Werken: die Valentine 1846; Graf Waldemar; die Fabier; die Journalisten 1851. Aus dieser Zeit stammt auch das technisch-theoretische Werk: die Technik des Dramas. In besonders hohem Grade bedeutungsvoll wurde Freytag für die Gattung des Romans, dem er durch das klassische Werk Soll und Haben (1855) sein eigentliche-

Gebiet anwies und seine Art vorzeichnete. Darauf: die verlorene Handschrift (1864). Schon vor der Herausgabe dieses letzteren hatte Freytag mit der Veröffentlichung eines zu sieben Bänden allmählich heranwachsenden Werkes „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ begonnen, worin er teils in selbständiger Erzählung, teils durch Quellenvorführung bedeutungsvolle Zustände und Charaktere der deutschen Vorzeit anschaulich darlegte. Die Studien, die er hierbei gemacht, wurden ihm der geistige Boden, von dem die große Romanfolge die Ahnen (1873—81) entstand: Ingo, Ingraban, das Nest der Zaunkönige, die Brüder vom deutschen Hause, Markus König, die Geschwister (der Rittmeister von Alt-Rosen; der Freikorporal bei Markgraf Albrecht), und Aus einer kleinen Stadt. Die erste Erzählung derselben spielt im vierten Jahrhunderte, in der Zeit der Allemannenkämpfe gegen Rom. Die nächsten Erzählungen haben jedesmal mehrere Jahrhunderte übersprungen; allmählich zieht sich der Zusammenhang enger, bis mit einer Erzählung aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts der Schluß gemacht wird. Die Abstammung des jedesmaligen Helden von dem Helden der vorigen Erzählung ist in poetischer Weise angedeutet. Das Werk ist eine Verherrlichung der deutschen Volksart, indem es gewisse große und kräftige Züge derselben in Seele und Geist, unter allen Irrungen und Wandlungen der Jahrhunderte unvergänglich, ja zum Heile der fortschreitenden Zeit in immer neuer Gestalt wieder und wieder erstehen läßt: die Kraft des Ausharrens hoher Sinnesreinheit unter den Kämpfen der Mitwelt. — Friedrich Gerstäcker (geb. 1816 zu Hamburg; ging 1837 nach Amerika; widmete sich, nach Deutschland zurückgekehrt, in Leipzig litterarischen Beschäftigungen; machte 1842—52 eine Reise um die Welt; 1860—61 nach Südamerika; begleitete 1862 den Herzog Ernst von Koburg-Gotha nach Abessinien; dritte Reise nach Amerika, † 1872 in Braunschweig): Streif- und Jagdzüge durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika 1844; Regulatoren in Arkansas 2c. — Friedrich Hackländer (geb. 1816 in Burtscheid bei Aachen, Kaufmann, Soldat in der preußischen Artillerie, wieder in den Kaufmannsstand zurück; seit 1840 in Stuttgart litterarisch thätig; fand besonderen Beifall in den Kreisen der Aristokratie; Sekretär beim Kronprinzen von Würtemberg; viel auf Reisen; Garten- und Baudirektor in Stuttgart, † auf seinem Landhause am Starnberger See 1877): Bilder aus dem Soldatenleben im Frieden 1841; Europäisches Sklavenleben; Eugen Stillfried 2c. Außerdem Lustspiele: Der geheime Agent; Magnetische Kuren 2c. — Christoph Bernhard Levin Schücking (geb. 1814 auf dem Jagdschloß Clemenswerth im Bistum Münster; studierte die Rechte in München und Heidelberg; lebte journalistisch beschäftigt in Augsburg, dann in Cöln; mehrfach auf Reisen; ließ sich auf einer ihm zugefallenen Familienbesitzung in Sassenburg bei Münster nieder; † daselbst 1883). In Jugenddichtungen und Schilderungen wandte er sich der Verherrlichung seiner Heimat zu: „das malerische und romantische Westfalen“ 1842. Er pflegte dann den Roman „die Ritterbürtigen 1846; Ein Sohn des Volks; Schloß Dornegge; Günther von Schwarzburg; Verschlungene Wege“ 2c. Seine Phantasie war leicht bewegt und sehr ergiebig, liebte gewagte Voraussetzungen und grelle Motive. Er lieferte ein ansprechendes Lebensbild von „Annette von Droste-Hülshoff“ 1861, mit der er in Freundesverkehr gestanden hatte. — Edmund Hoefer (geb. 1819 zu Greifswald, studierte Philosophie, ging 1854 nach Stuttgart; in Verbindung mit Hackländer journalistisch beschäftigt; † 1882). Novellen und Erzählungen erschienen unter den Titeln „Aus dem Volke 1852; Aus alter und neuer Zeit; Swanewiek, Skizzenbuch aus Norddeutschland“ 2c. Für Ro-

mane, zu denen er später sich wandte, fehlte ihm die Vertiefung im großen Gebiet: „Altermann Ryke 1865; In der Irre" 2c. — Fanny Lewald (geb. 1811 zu Königsberg in Preußen; that auf Reisen mit ihrem Vater durch Deutschland und Frankreich früh einen Ausblick in die Welt; lebte in Breslau, dann in Berlin. Während einer Reise nach Italien 1845 lernte sie Adolf Stahr kennen, mit dem sie sich 1855 vermählte. Reise durch England und Schottland 1851; lebt in Berlin). Ihre geistvolle Beanlagung zeigte sich in Märchen, die sie zur Unterhaltung einer jüngeren kranken Schwester dichtete. Novellen und Romane, mit denen sie ins öffentliche Leben trat, bekundeten Freisinn in der Behandlung socialer und politischer Fragen: „Clementine 1842; Eine Lebensfrage; Prinz Louis Ferdinand; Wandlungen; Das Mädchen von Hela; von Geschlecht zu Geschlecht" 2c. In sechs Bänden veröffentlichte sie 1861 „Meine Lebensgeschichte". — Fanny Lewalds Gemahl, Adolf Stahr (geb. 1805 zu Prenzlau; studierte Philologie in Berlin; Gymnasiallehrer; trat seiner Gesundheit wegen vom Amte; Reisen in Frankreich, Schweiz, Italien; lebte in Berlin; † 1876 in Wiesbaden, wohin er des milderen Klimas wegen übersiedelt war): ein geistvoller Schriftsteller, der auf mannigfache Weise lebhafte Anregungen gegeben hat: teils durch wissenschaftlich-kritische Werke in der Behandlung antiker Gegenstände, besonders Aristoteles, Sueton und Tacitus betreffend; teils durch Reiseschriften (Ein Jahr in Italien 1847; Torso oder Kunst, Künstler und Kunstwerke der Alten 2c.), teils durch litteraturgeschichtliche Arbeiten (Weimar und Jena 1852; Lessing). Auch ein Roman ist zu nennen: Die Republikaner in Neapel 1849. — Otto Ruppius (geb. 1819 zu Glauchau; Buchhändler in Berlin; flüchtete 1848 nach Amerika; 1861 nach Deutschland zurück, † 1864 in Berlin): Geld und Geist; Aus dem deutschen Volksleben; Das Vermächtnis des Pedlar 2c. — Hermann Kurz (geb. 1813 zu Reutlingen, studierte Theologie in Tübingen; Universitätsbibliothekar daselbst, † 1873): Schillers Heimatjahre, vaterländischer Roman 1843; der Sonnenwirt, schwäbische Volksgeschichte 2c. Außerdem Lyrisches: Gedichte; Übersetzungen: Tristan und Isolde 2c. — Wilh. Heinr. Riehl (geb. 1823 zu Biberich, studierte Theologie, Philosophie und Geschichte auf kleinen Universitäten: Marburg, Tübingen, Bonn, Gießen; wandte sich mit Vorliebe zu kultur- und kunstgeschichtlichen Studien; unter wechselnden Umständen litterarisch beschäftigt; 1854 vom Könige von Bayern, Maximilian II., an die Universität München als Professor der Kulturgeschichte gezogen; an die Spitze der Kommission gestellt, welche die Bavaria [Beschreibung Bayerns] herausgab; viel auf Wanderungen; überall selbständig beobachtend): Kulturgeschichtliche Novellen 1856; Musikalische Charakterköpfe; Novellenbuch 2c. Wissenschaftlich Deskriptives: Die Naturgeschichte des Volkes, als Grundlage einer deutschen Social-Politik (die bürgerliche Gesellschaft; Land und Leute: die Familie); die Arbeit 2c. — Leopold Kompert (geb. 1822 zu Münchengrätz in Böhmen, jüdischer Herkunft; studierte Philosophie in Prag; mußte das Studium wegen Armut unterbrechen; lebte als Hofmeister im Hause des Grafen Andrassy, der durch seine Dichtungen auf ihn aufmerksam geworden war; dann als Erzieher im Hause des preußischen Konsuls Goldschmidt in Wien. Historische und kulturhistorische Studien. Wurde Präsident der Wiener Schillerstiftung; † 1886): ein feiner und geistvoller Darsteller des Ghetto. Seinen Schilderungen wohnt ein realistischer Grundzug inne. Indem seine psychologische Charakteristik aber in Tiefe und Gemüt vor sich geht, schieben sich die Gestalten der Dichtung in das verklärende Licht des Idealismus. Seine Darstellungen, besonders die älteren, haben überdies ein archäologisch-historisches

Interesse. Reste orientalischen und alttestamentlichen Geistes sind es, die in seinen Erzählungen noch lebendig aufflackern und treibend wirken. Aus dem Ghetto 1848; Böhmische Juden (darin „die Verlorne"); Am Pflug (Behandlung der Revolution in Geist und Gemüt, die den Juden durch die kaiserliche Verordnung zugeführt wurde, wonach sie freies Grundeigentum erwerben und in den Bauernstand eintreten dürfen); Novellen: Geschichte einer Gasse; Zwischen Ruinen 2c. — Theodor Storm (geb. 1817 zu Husum, studierte Jura in Kiel und Berlin; Advokat in Husum; wegen Beteiligung an der deutschen Bewegung in Schleswig-Holstein seiner Stelle verlustig; Assessor im preußischen Dienste beim Kreisgerichte zu Potsdam, Heiligenstadt; 1867 Amtsrichter in Husum): Immensee 1850; Ein grünes Blatt; Im Sonnenschein; Sommergeschichten; Auf der Universität 2c. Auch Lyrisches: Gedichte. — Robert Giseke (geb. 1827 zu Marienwerder, studierte in Halle und Breslau Theologie, dann Philosophie; schriftstellerisch beschäftigt in Leipzig, Dresden, Berlin; wurde gemütskrank; im Kloster Leubus in Schlesien untergebracht): Moderne Titanen 1850; Pfarr-Röschen; Carriere; Käthchen 2c. Auch Dramatisches: Die beiden Cagliostro 1858; Moritz von Sachsen; der Hochmeister von Marienburg 2c. — Hermann Grimm (geb. 1828 zu Kassel, Sohn Wilhelm Grimms, Professor der Kunstgeschichte in Berlin): Novellen 1856 2c. Roman: Unüberwindliche Mächte. Ferner Dramatisches: Demetrius 1854 2c. Kunst- und Litteraturgeschichtliches: Essays, mehrere Folgen; Leben Michel Angelos; Goethe, Vorlesungen 2c. — Wilhelmine von Hillern (geb. 1836 zu Berlin, Tochter der Dramatikerin Charlotte Birch-Pfeiffer) zeigt in ihren Erzählungen geistvolle Erfassung starker Charaktere und daraus erfolgender Konflikte: Ein Arzt der Seele (1869); Aus eigener Kraft; Die Geier-Wally; Und sie kommt doch (1879). — Otto Müller (geb. 1818 zu Schotten in Oberhessen; Bibliothekar in Darmstadt; journalistisch beschäftigt in Mannheim, Frankfurt, Stuttgart): Bürger, ein deutsches Dichterleben, 1848; Charlotte Ackermann: der Klosterhof. Familienroman 2c. — August Becker (geb. 1828 zu Klingenmünster in der Rheinpfalz; studierte Philosophie und Geschichte in München, journalistisch beschäftigt daselbst; seit 1868 in Eisenach) schrieb Novellen: die Postjungfrau 2c.; ferner in Versen: Jung Friedel, der Spielmann, lyrisch-episches Gedicht aus dem deutschen Volksleben des 16. Jahrhunderts, 1854; später Romane: des Rabbis Vermächtnis, Hedwig 2c. Deskriptiv: die Pfalz und die Pfälzer. — Ludwig Steub (geb. 1812 zu Aichach in Bayern, studierte die Rechte in München; bayrischer Beamter in Griechenland; nahm 1836 seinen Wohnsitz in München, wurde daselbst Anwalt und Notar; † 1888) schrieb Novellen: der Staatsdienstaspirant 1841; das Seefräulein; der schwarze Gast; die Rose des Sewi 2c.; den Roman Deutsche Träume 1853. Ausgezeichnetes ebenso vom wissenschaftlichen Standpunkt, wie durch poetische Darstellungskraft lieferte er auf dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde: Über die Urbewohner Rhätiens und ihren Zusammenhang mit den Etruskern 1843; Drei Sommer in Tirol; Wanderungen im bayrischen Gebirge; Altbayrische Kulturbilder 2c. — Joseph Viktor Scheffel (geb. 1826 in Karlsruhe, studierte Jura, germanische Philologie und Litteratur in München, Heidelberg und Berlin; lebte 1848—52 in Säkkingen als Referendar und Dienstverweser; gab den Staatsdienst auf, lebte auf einer längeren Reise in der Schweiz, Italien, Südfrankreich; als Vorstand der Bibliothek des Fürsten von Fürstenberg in Donaueschingen, war er hauptsächlich mit der Katalogisierung der Handschriften und der soeben erworbenen großen Laßbergschen Bibliothek beschäftigt; ging 1866 nach Karlsruhe; später auf sein Landgut Seehalde-Mettnau bei Radolf-

zell am Bodensee; wurde 1876 geadelt, † 1886): der Trompeter von Säkkingen, ein Sang vom Oberrhein, entstand 1853 in Sorvent auf der Insel Capri. Diese Dichtung, ebenso der historische Roman Ekkehard, eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert, 1855, brachten sich schnell zu allgemeiner und immer steigender Anerkennung. Darauf erschien die „Geschichte eines Kreuzfahrers, Juniperus“. Lieder im nachahmenden Tone der Minnesänger gab er unter dem Titel „Frau Aventiure, Lieder aus Heinrich von Ofterdingens Zeit“, heraus. Geistvoll humoristische Lieder, in denen er hauptsächlich große Thatsachen der Naturentwicklung und der Weltgeschichte in poetischer Gewandung vorführte, ließ er unter dem Titel Gaudeamus, Lieder aus dem Engeren und Weiteren (1867), erscheinen. Später: Bergpsalmen &c. — Friedrich Spielhagen (geb. 1829 zu Magdeburg, erhielt seine Gymnasialbildung zu Stralsund, studierte in Berlin, Bonn und Greifswalde Philosophie, wandte sich zu litterarischen Bestrebungen, lebt in Berlin) lieferte in Romanen Kulturgemälde, in denen die politischen und gesellschaftlichen Zustände sich nicht bloß widerspiegelten, sondern als Motive in die Handlung eingriffen: Problematische Naturen 1860; Durch Nacht zum Licht; In Reih' und Glied; Hammer und Amboß; Sturmflut; Was will das werden &c.; daneben novellistische Erzählungen, poetische Darstellungen individueller Lebensgeschicke: Hans und Grete; Unter Tannen; Deutsche Pioniere &c. Die Scenerie des Ostseestrandes, die ihm von der Knabenzeit her geläufig war, behandelt er mit Vorliebe. — Ferdinand Kürnberger (geb. 1823 zu Wien; wuchs in dürftigen Verhältnissen heran; ernährte sich durch Stundengeben. Novellistische Arbeiten, die in Zeitschriften erschienen, wandten ihn der schriftstellerischen Thätigkeit zu; ging nach München; † 1879). Die erste größere Arbeit, der Roman Der Amerikamüde (1857)· behandelt eine Episode aus Lenaus Leben. Später der Roman Der Haustyrann. Vollendeter sind seine Novellen: kräftig erfaßte menschliche Gestalten in geistvoller Verknüpfung: Künstlerbräute; Bergschrecken &c. Unter dem Titel „Litterarische Herzenssachen, Reflexionen und Kritiken“ (1877) sind wertvolle Arbeiten seiner journalistischen Thätigkeit und seines stillen Sinnens zusammengestellt. — Franz Trautmann (geb. 1813 in München, studierte daselbst die Rechte; auf Reisen außer Deutschland; im Justizdienst, dann litterarisch beschäftigt in München; wandte sich zu historischen Studien; namentlich der mittelalterlichen Kunst und Kultur) schrieb Erzählungen in treuherzig derbem Chronikenstil: Eppelein von Geilingen, und was sich seiner Zeit mit diesem ritterlichen Eulenspiegel und seinen Spießgesellen im Fränkischen zugetragen 1851; die Abenteuer Herzogs Christoph von Bayern, genannt der Kämpfer 1852; die gute alte Zeit, Münchener Geschichten &c. — Theodor Fontane (geb. 1819 zu Neu-Ruppin, naturwissenschaftliche Studien; lebte in litterarischen Verbindungen in Berlin, dann in Leipzig; hielt sich mehrere Jahre in England auf. Nach Deutschland zurückgekehrt, ließ er, journalistisch beschäftigt, sich in Berlin nieder, 1870 Berichterstatter auf dem Kriegsschauplatz). Sein erstes Auftreten in der Litteratur war mit Dichtungen, glänzend in der Form, fein und nachdrucksvoll in der Empfindung. Männer und Helden 1850 (Der alte Derfling, Seydlitz, Prinz Louis Ferdinand &c.); der Balladencyklus Von der schönen Rosamunde; Balladen (Archibald Douglas, Schloß Eger &c.). Durch poetische Auffassung, wie durch eingehende Treue in der Schilderung ausgezeichnet sind deskriptive Werke: Ein Sommer in London; Jenseit des Tweed; Wanderungen in der Mark (4 Bände). Kriegsgeschichtliche Darstellungen lieferte er: der schleswig-holsteinische Krieg; der deutsche Krieg von 1866; der Krieg Deutschlands mit Frankreich; Kriegsgefangen 1871.

Seitdem wandte er sich zur Novellistik: Grete Minde; Ellernklipp; Schach von Wuthenow; L'Adultera. Gleichzeitig zu Romanen: Vor dem Sturm; Graf Petöfi. Eine litteraturgeschichtliche Monographie: Christian Friedrich Scherenberg und das litterarische Berlin 1840—60. — Robert Hamerling (geb. 1830 zu Kirchberg am Walde in Niederöstreich; studierte in Wien Naturwissenschaften, ferner klassische und orientalische Philologie und Philosophie; wurde Professor am Gymnasium zu Triest; lebt, nachdem er sein Amt niedergelegt, in Graz). Klassische und romantische Bildung in gedrungener Durcharbeitung, philosophische Gedankenrichtung, zum Ernsten und Erhabenen ebenso wie zum Satirischen und Humoristischen neigend, traten sofort in seinen Jugenddichtungen hervor. Sinnen und Minnen 1859; Venus im Exil; Ein Schwanenlied der Romantik. Später gesammelt unter dem Titel: Kleinere Dichtungen. Mehr einschlagend wirkten größere epische Werke: Ahasver in Rom 1866 (Geschichte des römischen Kaisers Nero, durchgeistet durch die Zusammenstellung Neros mit Ahasver); der König von Sion (Geschichte Johann von Leydens, des Wiedertäufers); die sieben Todsünden; ferner der Roman Aspasia 1876 (das Perikleische Zeitalter). Kräftiger Satire, umfassend gegen die herrschenden Zeitrichtungen, zugewandt ist: Homunkulus, ein modernes Epos 1887. Auch Dramatisches ist zu erwähnen: Danton und Robespierre; Lord Lucifer. — Julius Rodenberg (geb. 1831 zu Rodenberg in Hessen; studierte die Rechte in Heidelberg, Göttingen und Berlin; lebte in Paris, London; durchreiste England, Irland, Belgien, Holland, Dänemark, Italien; nahm seinen Wohnsitz in Berlin). Sein erstes Auftreten war mit epischen Dichtungen: Dornröschen 1852, König Haralds Totenfeier; das komische Heldengedicht: der Majestäten Rheinwein und Felsenbier Kriegshistorie 2c. Schilderungen von Land und Leuten zu entwerfen, zeigte sich bald als sein Haupttalent. Geistvolle Abbildungen seines vielfach auf Reisen umgethanen Lebens erstanden: Pariser Bilderbuch 1856; Kleine Wanderchronik; Ein Herbst in Wales; Alltagsleben in London; Die Inseln der Heiligen; Stillleben auf Sylt; Die Myrthe von Killarney; Bilder aus dem Berliner Leben 2c. Auch Romane sind zu merken: Die Straßensängerin von London 1863; Die neue Sündflut; Von Gottes Gnaden 2c. — Felix Dahn (geb. 1834 in Hamburg, in München erzogen; studierte in München und Berlin; Professor der Rechtsphilosophie in Würzburg; machte den Feldzug 1870 in einer Nothelferkolonne in der dritten Armee mit; 1872 Professor für deutsches Recht und Staatsrecht in Königsberg). Sein erstes Auftreten in der Poesie war mit kleineren Dichtungen: Harald und Theano, Epos, 1855; Gedichte. Als Erzähler in prosaischer Form zeigte er außerordentlichen Glanz und Nachdruck der Darstellung: Sind Götter? 1873 (Bearbeitung der Halfred-Sigskaldsaga); Ein Kampf um Rom 1874 (Untergang des Ostgotenreiches in Italien). Eine Reihenfolge kleinerer Romane aus der Völkerwanderungszeit wurde 1882 begonnen: Felicitas; Bissula 2c. Ferner Dramen: König Roderich, Markgraf Rüdiger, Deutsche Treue; das Lustspiel: die Staatskunst der Frauen 2c. Außerdem Geschichtliches: die Könige der Germanen; Longobardische Studien 2c. — Als Epiker in mundartlicher Dichtung ist hinzuzufügen: Fritz Reuter (geb. 1810 zu Stavenhagen in Mecklenburg-Schwerin; studierte Jura in Rostock und Jena. 1833 in Demagogenuntersuchungen verstrickt, wurde er zum Tode verurteilt, aber zu 30jähriger Festungshaft begnadigt. Die Amnestie bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. gab ihm die Freiheit. Er unterzog sich der Bewirtschaftung seines väterlichen Gutes bei Stavenhagen, mußte sie aber 1850 aufgeben. Ging nach der pommerschen Stadt Treptow und erhielt sich kümmerlich durch Privat-

unterweisung, im Zeichnen, Turnen zc. Gelegentliche plattdeutsche Dichtungen, die Beifall fanden, bereiteten ihm allmählich eine freiere Existenz. 1856 siedelte er nach Neubrandenburg; mit dichterischen Arbeiten beschäftigt; nahm 1863 seinen Wohnsitz in Eisenach in der von ihm erbauten Villa; † 1874). Erstlingswerke: Läuschen un Riemels 1853, kleinere humoristische Schwänke; Hanne Nüte un de lütte Pudel; Kein Hüsung; Schurr-Murr zc. Die dialektische Sprache war ihm nicht ein Gewand, sondern innerer Drang. Er war unbeeinflußt von irgend welchen modernen ästhetischen Gepflogenheiten und Forderungen. Die humoristisch reine Seele, der klare naive Blick ins Herz des Volks, die moralisch edle Stellung im Kampf des Lebens erwarben ihm die ganze hochdeutsche Lesewelt. Am vollkommensten traten diese Eigenschaften in novellistischen Erzählungen auf, die er unter dem Gesamttitel Olle Kamellen zusammenstellte. Woans ick tau 'ne Fru kamm; Ut de Franzosentid; Ut mine Festungstid; Ut mine Stromtid zc.

Dorfgeschichten: Jeremias Gotthelf (Dichtername für Albert Bitzius, geb. 1797 zu Murten in Bern; studierte Theologie in Bern und Göttingen, Pfarrer zu Lützelflühe im Emmenthale, † 1854): Die reiche dichterische Kraft, die ihm eigen war, wurde durch die Absicht, die er bei seinen Erzählungen hegte, beeinflußt. Er wollte sittlich und wirtschaftlich auf das Volk, die Bauern, wirken. Er hatte zum Sturz der Berner Aristokratie mitgewirkt, dann aber dem Radikalismus gegenüber Kehrt gemacht. In dem Kampfe dieser Parteien war ihm die Hervorkehrung der sittlichen Hauptsache das Lebensbedürfnis. Bauernspiegel 1837; Käthi, die Großmutter; Uli, der Knecht; Uli, der Pächter zc. — Josef Rank (geb. 1815 zu Friedrichsthal in Böhmen, studierte in Wien; litterarisch beschäftigt in Weimar, Nürnberg; Mitglied des Frankfurter Parlaments 1848; Sekretär der Hofoper in Wien): Aus dem Böhmerwalde 1842; Neue Geschichten aus dem Böhmerwald. Romane: Vier Brüder aus dem Volke, ein Roman aus Östreichs jüngsten Tagen; Im Klosterhof zc.; Novellen; Drama: Der Herzog von Athen. — Berthold Auerbach (geb. 1812 zu Nordstetten im würtembergischen Schwarzwalde; wandte sich frühzeitig von den Rabbinatsstudien, für die er bestimmt war, zur klassischen Philologie und Philosophie, in Tübingen und München. Dem freien, schriftstellerischen Leben sich zuwendend, wechselte er seinen Aufenthalt häufig: Frankfurt a. M., Weimar, Breslau, Heidelberg, Dresden, Berlin. Die letzten Jahre seines Lebens wurden durch die Judenverfolgungen getrübt. Er starb kurz vor seinem siebzigsten Geburtstage, zu dessen Feier man sich in weiten Kreisen vorbereitete, zu Cannes im südlichen Frankreich 1882). Seine ersten Schriften sind ein unmittelbarer Ausdruck seiner Jugendstudien: das Judentum und die Litteratur 1836; Spinoza; Dichter und Kaufmann. Sie lassen poetisch-plastische Gestaltung vermissen. Seinen Ruf verdankt er den Schwarzwälder Dorfgeschichten, deren erste Sammlung 1843 erschien. Die Frau Professorin; Brosi und Moni; der Lehnhold zc. Derselben Gattung sind später geschriebene Erzählungen: Barfüßele 1856; Joseph im Schnee; Edelweiß zc. Im Gegensatz zu der Zersplitterung der damaligen Tendenzlitteratur wirkte Auerbach wohlthuend durch Erfassung des Gemüts und der Natur im menschlichen Leben. Feine Psychologie, dramatische Lebendigkeit und Durchdringung mit einem idealen Zug verbinden sich in ihm. In Romanen, die er zunächst geschrieben, verflüchtigt sich seine Kraft in breit ausgesponnenen Reflexionen und Alltagsschilderungen. Auf der Höhe 1865; Ein Landhaus am Rhein; Walfried zc. Nach dreißig Jahren, neue Dorfgeschichten 1876. — W. O. von Horn (Dichtername für Wilhelm Örtel, geb. 1798 zu Horn im

Hundsrück, Prediger, legte sein Amt nieder, † 1867 in Wiesbaden): die Spinnstube, Jahrbuch, seit 1846 2c. — Melchior Meyer (geb. 1810 zu Ehringen bei Nördlingen, studierte Philosophie in München; ging 1840 nach Berlin, später nach München, † 1871): Erzählungen aus dem Ries 1856 2c. Ferner Romane: Vier Deutsche; ewige Liebe 2c. Dramatisches: Franz von Sickingen 2c. Anonym die politische Satire: Gespräch mit einem Grobian 1866.

III. Humoristen. Johann Hermann Detmold (geb. 1807 zu Hannover, studierte Jura, 1849 Reichsminister, später hannoverscher Gesandter am Bundestag, † 1856 in Hannover): Anleitung zur Kunstkennerschaft 1834; Randzeichnungen 1843; Thaten und Meinungen des Herrn Piepmeier 1849. — Bogumil Goltz (geb. 1801 in Warschau, studierte Philosophie in Breslau, Landwirt in der Gegend von Thorn, privatisierend in Thorn, † 1870): Buch der Kindheit 1854; ein Kleinstädter in Ägypten 2c. — Hermann Marggraf (geb. 1809 in Züllichau, studierte in Berlin, journalistisch beschäftigt in Leipzig, † 1864): humoristische Romane, Justus und Chrysostomus, Gebrüder Pech 1840; Johannes Mockel, bunte Schicksale einer häßlichen, doch ehrlichen deutschen Haut; Fritz Beutel, eine Münchhauseniade 2c. Auch Dramatisches, das Täubchen von Amsterdam 2c. — Adolf Glasbrenner (geb. 1810 in Berlin; für den Kaufmannstand bestimmt; 1832 schrieb er unter dem Namen „Brennglas" humoristische Schilderungen der Zustände Berlins und Wiens, lebte in Berlin, Neustrelitz, Hamburg und wieder in Berlin, † 1876): Berlin, wie es ist — und trinkt; Bilder und Träume aus Wien; der neue Reineke Fuchs; die verkehrte Welt 2c. — Ernst Kossak (geb. 1814 zu Marienwerder, studierte Philosophie, schriftstellerisch beschäftigt in Berlin, † 1880): Humoresken, Blätter aus dem Papierkorb eines Journalisten 1853; Badebilder; Berliner Historietten 2c. Ferner: Eduard Hildebrandts Reise um die Erde, nach seinen Tagebüchern und mündlichen Berichten erzählt.

IV. Lyrik und kleinere epische Gattungen.

a. Die politische Lyrik der vierziger Jahre. Ferdinand Freiligrath (geb. 1810 zu Detmold; Reisebücher mit Länderschilderungen waren früh seine Lieblingslektüre. Die exotische Farbenpracht seiner Dichtungen gewann hier ihre Keime. Widmete sich dem kaufmännischen Beruf in Soest, Amsterdam und Barmen. Sprachstudien, die er trieb, machten ihn zum Vertrauten der französischen und englischen Litteratur. Der Erfolg seiner Jugenddichtungen [Löwenritt, Blumen-Rache, Moosthee], in Zeitschriften veröffentlicht, ermutigten ihn, die kaufmännische Stellung aufzugeben. Lebte in Verkehr mit Chamisso, Schwab, Immermann. Der politischen Lyrik Herweghs entgegen, dichtete er: „Der Dichter steht auf einer höhern Warte, Als auf den Zinnen der Partei". Friedrich Wilhelm IV., durch Humboldt auf ihn aufmerksam gemacht, gewährte ihm ein Jahrgehalt. Ein Wettstreit mit Herwegh und die nähere Bekanntschaft mit Hoffmann von Fallersleben trieben ihn ins Lager der Opposition. Er entsagte dem Jahrgehalt des Königs und veröffentlichte Gedichtsammlungen revolutionären Geistes. Flüchtete ins Ausland. 15 Jahre kaufmännische Stellung in London. Nach erfolgter Amnestie kehrte er 1868 nach Deutschland zurück, von seiner Partei hochherzig gefeiert. Die Kriegserhebung Deutschlands 1870 erweckte die Dichterseele von neuem. † 1875 zu Cannstadt). Freiligrath schrieb 1837: „Ich bin mehr Maler als Dichter, schildere in meinen Liedern mehr, als daß ich Gefühl und Reflexion entwickeln und erwecken sollte." Einem Freunde, der die prächtigen klingenden Verse lobte, sagte er: „Das ist mein Fehler, Bombast, Rhetorik. Das ist meine Form. Ich möchte oft bittere Thränen darüber weinen." Seine „Gedichte" erschienen

zuerst gesammelt 1839. Der oppositionellen Lyrik angehörig sind: Ein Glaubensbekenntnis 1844; Ça ira; Neue politische und sociale Gedichte 2c. Aus der Kriegszeit 1870 stammen: Hurrah, Germania; Die Trompete von Gravelotte; An Deutschland 2c. Vorzügliches hat er in Übersetzungen aus dem Englischen geliefert: Robert Burns, Longfellow. — Franz Dingelstedt (geb. 1814 zu Halsdorf in Hessen, studierte Philologie; Gymnasiallehrer in Fulda; 1843 Bibliothekar beim König von Würtemberg; Theater-Intendant in München, Weimar; vom König von Bayern geadelt; 1867 artistischer Direktor des Wiener Hofoperntheaters, † 1881): Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters 1840. Außerdem Novellen: Heptameron 1841 2c.; Trauerspiel: das Haus des Barneveldt; Gedichte; Übersetzungen von Shakespeares Dramen. — Georg Herwegh (geb. 1817 zu Stuttgart, studierte Theologie in Tübingen; journalistisch beschäftigt in Stuttgart; zum Militär durchs Los bestimmt; wegen militärischer Vergehen auf der Flucht; journalistisch beschäftigt in Emmishofen im Kanton Thurgau; dann in Zürich; durch seine „Gedichte eines Lebendigen" 1841 schnell berühmt; Audienz bei dem König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV.; wegen eines Briefes, den er an den König schrieb und veröffentlichen ließ, aus Preußen verwiesen; Bürger in Basel; organisierte 1848 den Aufstand in Baden; floh nach dem ersten kurzen Treffen bei Schopfheim; seitdem meistens in der Schweiz, † 1875 in Baden-Baden): Gedichte eines Lebendigen 1841; Gedichte 1844. Außerdem Übersetzung von Lamartines Werken. — Robert Prutz (geb. 1816 zu Stettin, studierte Philosophie in Berlin und Halle, Professor der Litteraturgeschichte in Halle; 1859 in Stettin privatisierend, † 1872): Gedichte 1841; neue Gedichte. Auch Dramatisches: die politische Wochenstube, eine Komödie 1845; Moritz von Sachsen 2c.; ferner Romane: das Engelchen 2c. — Nikolaus Becker (geb. 1810 in Geilenkirchen in Rheinpreußen, studierte die Rechte, † 1845): Dichter des Liedes „Sie sollen ihn nicht haben, Den freien deutschen Rhein". Gedichte 1841. — Moritz Hartmann (geb. 1821 zu Duschnik in Böhmen, studierte in Prag und Wien; von der östreichischen Behörde verfolgt, weil er ohne Censur im Ausland „Kelch und Schwert" hatte drucken lassen; in Brüssel, Paris; gehörte 1848 im Frankfurter Parlament der äußersten Linken an; 1849 flüchtig; Professor der Litteratur in Genf; später journalistisch beschäftigt in Stuttgart, † 1871): Kelch und Schwert 1845; Neuere Gedichte 2c. Ferner die Satire: Reimchronik des Pfaffen Mauritius 1849. Auch Idyllisches: Adam und Eva 1851; Novellen: der Krieg um den Wald; die letzten Tage eines Königs 2c. — Alfred Meißner (geb. 1822 zu Teplitz, studierte Medizin in Prag und Wien. Die freie Richtung, die sich in Jugenddichtungen zeigte, nötigte ihn, sein Vaterland zu verlassen. Begab sich nach Leipzig, Dresden, Paris. Das Jahr 1848 führte ihn nach Böhmen zurück; das tumultuarische Treiben der Czechen aber stieß ihn ab. Lebte wieder in Paris und London. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland siedelte er sich in Bregenz am Bodensee an; † 1885). Gedichte 1845. Die agitatorischen Lieder darin haben einen elegischen Zug und wandten sich mehr den socialen als den politischen Fragen zu. Epos Ziska 1846. Dramen: Das Weib des Urias 1851; Reginald Armstrong; Der Prätendent von York 2c. In Romanen setzte er mehrfach die Opposition namentlich gegen östreichische Zustände fort. Zwischen Fürst und Volk; Schwarzgelb; Babel; Zur Ehre Gottes; Die Sansara; Neuer Adel 2c. — Gottfried Keller (geb. 1819 zu Zürich; kam nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters zu einem Maler in die Lehre, bildete sich für die Kunst in München weiter; kehrte 1843 nach Zürich zurück, mehr mit

Poesie beschäftigt. Um der wissenschaftlichen Bildung willen ging er nach Heidelberg und Berlin. 1861—76 erster Stadtschreiber des Kantons Zürich und Mitglied des großen Rats): Gedichte 1846. In dem Roman „der grüne Heinrich“ (1854, umgearbeitet 1879) legte er die Wandlungen seines Jugendlebens in poetischer Gewandung nieder. Mehr objektiv die Novellen: die Leute von Seldwyla; Sieben Legenden; das Sinngedicht; Martin Salander ꝛc.

b. Die Lyrik mit allgemeineren Tendenzen. Christian Friedrich Scherenberg (geb. 1798 zu Stettin, für den Kaufmannsstand bestimmt; Verlust des Vermögens durch unglückliche Spekulationen; seit 1837 in Berlin, im stillen poetisch schaffend. Dichtungen aus der Zeit nach 1848 mit hervortretend preußischem Patriotismus erwarben ihm die Gunst Friedrich Wilhelms IV.; Bibliothekar im Kriegsministerium, † 1881): Gedichte 1844; ferner größere Schlachtbilder: Ligny, ein vaterländisches Gedicht 1847; Waterloo; Leuthen; Abukir, die Schlacht am Nil. — Annette von Droste-Hülshoff (geb. 1798 zu Hülshoff bei Münster, † 1848 auf Schloß Meersburg am Bodensee): eine Dichterin, katholischer Anschauung und feudal-patriarchischer Gesinnung. Gedichte. 1844. Darin: der Geierpfiff; das Fräulein von Rodenschild ꝛc. Ferner: das geistliche Jahr. Eine Sammlung ihrer Schriften wurde von Levin Schücking 1879 besorgt. — Eduard von Feuchtersleben (geb. 1806 zu Wien, studierte Medizin, Unterstaatssekretär im Unterrichtsministerium, † 1849 in Wien): Gedichte 1836 (darin: „Es ist bestimmt in Gottes Rat“). Von ihm ferner das populär-medizinische Werk: zur Diätetik der Seele 1838. — Viktor Strauß (geb. 1809 zu Bückeburg, studierte Jura in Erlangen, Bonn und Göttingen; dann Theologie; Kabinettsrat, Bundestagsgesandter von Schaumburg-Lippe; von Östreich geadelt; trat vom Amte zurück, lebte in Erlangen, dann in Dresden): Lieder aus der Gemeine 1843; das Kirchenjahr im Hause ꝛc.; ferner Dramatisches: Polyxena 1851; Judas Ischarioth ꝛc.; Novellen: Ein ländliches Paar; die Bibliothek ꝛc. Episches in Versen. — Karl Gerok (geb. 1815 in Vaihingen, studierte in Tübingen, Superintendent in Stuttgart; später Prälat und Oberhofprediger daselbst): Palmenblätter 1857; Pfingstrosen; Blumen und Sterne; Deutsche Ostern 1871 ꝛc. — Julius Sturm (geb. 1816 zu Köstritz im Reußischen, studierte Theologie in Jena; Erzieher des Erbprinzen von Reuß j. L.; Pfarrer in Köstritz): Gedichte 1850; fromme Lieder; neue Gedichte; das hohe Lied der Liebe ꝛc. — Gottfried Kinkel (geb. 1815 zu Oberkassel bei Bonn, studierte Theologie, wurde Docent der Theologie in Bonn; verfolgte das Studium der bildenden Künste, unternahm eine Reise nach Italien; hielt Vorlesungen über die Geschichte der bildenden Kunst; 1846 Professor der Kunst-, Kultur- und Litteraturgeschichte; geriet 1848 in die politische Bewegung der Rheinlande. Preßvergehen mußte er mit Gefängnis und Verlust der Universitätsstellung büßen. Schloß sich dem Aufstand in Baden an. Verwundet und gefangen genommen, wurde er zu lebenslänglicher Festung verurteilt. Die Festungshaft wurde in Zuchthaus umgewandelt. Im November 1850 durch den Studenten Karl Schurz [später nordamerikanischer Minister] aus dem Zuchthause zu Spandau befreit; entkam nach Amerika, lebte in London als Lehrer der deutschen Litteratur und Kunstgeschichte; 1866 Professor der Kunstgeschichte in Zürich; † 1882). Gedichte 1843. Darin das idyllische Epos Otto der Schütz, Kerkergedichte 1849. Gedichte, neue Sammlung 1866. Darin die Erzählung: Der Grobschmied von Antwerpen. Seine Dichtungen sind ernst und sinnig. Trauerspiel Nimrod 1857. — Kinkels Gattin, Johanna (geb. 1810, Tochter des Professors Mockel; vermählt mit dem Kunsthändler Mathieux in Köln; geschieden; 1843

mit Kinkel vermählt, † 1858 in London). Der Roman Hans Ibeles in London 1860 entwirft ein Bild ihrer Erlebnisse in der Verbannung. — Emanuel Geibel (geb. 1815 zu Lübeck, studierte Philosophie und romanische Philologie in Bonn und Berlin; Erzieher im Hause des russischen Gesandten zu Athen. Friedrich Wilhelm IV. wandte ihm ein Jahrgehalt zu. Von Maximilian II. 1851 nach München berufen; Professor der Ästhetik daselbst. Löste nach dem Tode des Königs 1869 sein Verhältnis in München; lebte darauf, vom deutschen Kaiser unterstützt, in Lübeck; † 1884). Unter dem Streben nach Reinheit und Kraft der Form wuchs Geibels Talent. Gedichte 1840; Juniuslieder 1848, neue Gedichte 1857, Gedichte und Gedenkblätter 1864, Heroldsrufe 1871: zum größten Teil edle poetische Durchgeistung der nationalen Ereignisse bis zur Gründung des neuen deutschen Reichs. Aus späterer Zeit: Spätherbstblätter 1878. Übersetzungen und Nachbildungen: Volkslieder und Romanzen der Spanier 1843; Klassisches Liederbuch, Griechen und Römer in deutscher Nachbildung; fünf Bücher französischer Lyrik ꝛc. — Ferner Episches: König Sigurds Brautfahrt 1846; Dramatisches: König Roderich; Brunhild; Sophonisbe (1869 Schillerpreis). — Moritz Graf von Strachwitz (geb. 1822 zu Peterwitz in Schlesien, † 1847 in Wien): Lieder eines Erwachenden 1842: Neue Gedichte. — Friedrich Bodenstedt (geb. 1819 zu Peine in Hannover, Erzieher im Hause des Fürsten Galizin in Moskau; Reisen in Armenien, im Kaukasus; 1846 nach Deutschland; Professor der slawischen Sprachen in München; Theater-Intendant in Meiningen; geadelt; lebt in Wiesbaden): Lieder des Mirza-Schaffy 1849: Gedichte; Neue Gedichte ꝛc. Außerdem Erzählendes: Tausend und ein Tag im Orient ꝛc. Roman: das Herrenhaus im Eschenwalde. Dramatisches: Demetrius; König Autharis Brautfahrt ꝛc. Ferner Übersetzungen: Shakespeares Sonette und Dramen; Lermontow, Puschkin ꝛc. — Julius Hammer (geb. 1810 zu Dresden, studierte Philosophie und Litteratur in Leipzig; litterarisch beschäftigt in Dresden, Leipzig; privatisierte in Nürnberg, † 1862 auf seinem Landsitz in Pillnitz): Schau um dich und in dich 1850; die Psalmen der heiligen Schrift; Unter dem Halbmond ꝛc. Auch Romane: Einkehr und Umkehr 1856 ꝛc. — Wolfgang Müller „von Königswinter“ (geb. 1816 zu Königswinter am Rhein, studierte Medizin in Bonn und Berlin; auf Reisen, Arzt in Düsseldorf, später in Köln; von der ärztlichen Praxis zurückgezogen, in Köln; † 1873): Junge Lieder 1841; Balladen und Romanzen; Gedichte. Auch Episches: Loreley, Bearbeitung der Rheinsagen 1851; Die Maikönigin, Dorfgeschichte in Versen; Prinz Minnewin, ein Mittsommerabendmärchen ꝛc. Erzählendes in Prosa: Rheinische Dorfgeschichten ꝛc. — Klaus Groth (geb. 1819 zu Heide in Holstein; im Schullehrerseminar zu Tondern gebildet; förderte sich durch Privatstudien; habilitierte sich 1858 an der Universität Kiel; Professor für deutsche Sprache und Litteratur daselbst): Dichter in plattdeutscher Mundart. Quickborn 1853, vorherrschend lyrisch, meistens Naturbetrachtung. Vertelln 1855, Dorfgeschichten. Voer de Goern ꝛc. — Otto Roquette (geb. 1824 zu Krotoschin in Posen, studierte Philosophie in Berlin, Heidelberg, Halle; Lehrer in Dresden; an der Kriegsakademie in Berlin; Professor am Polytechnikum in Darmstadt): Waldmeisters Brautfahrt 1851; Tag von St. Jakob; Herr Heinrich; Hans Heidekukuk; Gedichte. Ferner: Novellen und Romane: Heinrich Falk; Das Buchstabierbuch der Leidenschaft ꝛc. Dramen: Die Protestanten in Salzburg; Sebastian ꝛc. — Joh. Georg Fischer (geb. 1816 zu Groß-Süssen in Würtemberg; studierte in Tübingen Philosophie, besonders Ästhetik und Litteratur;

Professor der Geschichte und Litteratur in Stuttgart): Gedichte 1854; Den deutschen Frauen ꝛc. Auch Dramatisches: Friedrich der Zweite von Hohenstaufen, historische Tragödie; Florian Geyer, der Volksheld im deutschen Bauernkrieg, Trauerspiel; Kaiser Maximilian von Mexiko ꝛc. — Hermann Lingg (geb. 1820 zu Lindau am Bodensee; studierte Medizin in München, Berlin, Prag; Militärarzt in Bayern; während einer Urlaubsreise in Italien; 1849 infolge der Feldlagerstrapazen erkrankt; lebt seitdem pensionirt, mit poetischen Arbeiten beschäftigt, in München). Schwerwiegende Gedanken in gedrungner und doch schwunghafter Form; Lyrik, im Geiste dramatischer Objektivität; poetische Wiederbelebung großer weltgeschichtlicher Momente: diesem Charakter begegnen wir auch in kleinern lyrischen Dichtungen. Die erste Sammlung „Gedichte" wurde 1854 durch Geibel herausgegeben. Mehrere Sammlungen folgten. Noch 1885 Lyrisches, neue Gedichte. Daneben Episches: Die Völkerwanderung 1866—69; Vaterländische Balladen und Gesänge; Dunkle Gewalten, Erzählungen in Versen; Byzantinische Novellen ꝛc. Desgleichen Dramatisches: Die Walkyren 1864; Catilina; Der Doge Candiano ꝛc.

---

# Alphabetisches Verzeichnis

der

## Schriftsteller, der näher besprochenen Werke und der erklärten Begriffe.

(Die Zahlen bedeuten Paragraphen. Wegen der Seite benutze man die Seitenüberschriften rechter Hand.)

### A.



### B.


Digitized by Google

## T.



## U.



## V.

Poesie beschäftigt. Um der wissenschaftlichen Bildung willen ging er nach Heidelberg und Berlin. 1861—76 erster Stadtschreiber des Kantons Zürich und Mitglied des großen Rats): Gedichte 1846. In dem Roman „der grüne Heinrich" (1854, umgearbeitet 1879) legte er die Wandlungen seines Jugendlebens in poetischer Gewandung nieder. Mehr objektiv die Novellen: die Leute von Seldwyla; Sieben Legenden; das Sinngedicht; Martin Salander ꝛc.

b. Die Lyrik mit allgemeineren Tendenzen. Christian Friedrich Scherenberg (geb. 1798 zu Stettin, für den Kaufmannsstand bestimmt; Verlust des Vermögens durch unglückliche Spekulationen; seit 1837 in Berlin, im stillen poetisch schaffend. Dichtungen aus der Zeit nach 1848 mit hervortretend preußischem Patriotismus erwarben ihm die Gunst Friedrich Wilhelms IV.; Bibliothekar im Kriegsministerium, † 1881): Gedichte 1844; ferner größere Schlachtbilder: Ligny, ein vaterländisches Gedicht 1847; Waterloo; Leuthen; Abukir, die Schlacht am Nil. — Annette von Droste-Hülshoff (geb. 1798 zu Hülshoff bei Münster, † 1848 auf Schloß Meersburg am Bodensee): eine Dichterin, katholischer Anschauung und feudal-patriarchischer Gesinnung. Gedichte 1844. Darin: der Geierpfiff; das Fräulein von Rodenschild ꝛc. Ferner: das geistliche Jahr. Eine Sammlung ihrer Schriften wurde von Levin Schücking 1879 besorgt. — Eduard von Feuchtersleben (geb. 1806 zu Wien, studierte Medizin, Unterstaatssekretär im Unterrichtsministerium, † 1849 in Wien): Gedichte 1836 (darin: „Es ist bestimmt in Gottes Rat"). Von ihm ferner das populär-medizinische Werk: zur Diätetik der Seele 1838. — Viktor Strauß (geb. 1809 zu Bückeburg, studierte Jura in Erlangen, Bonn und Göttingen; dann Theologie; Kabinettsrat, Bundestagsgesandter von Schaumburg-Lippe; von Östreich geadelt; trat vom Amte zurück, lebte in Erlangen, dann in Dresden): Lieder aus der Gemeine 1843; das Kirchenjahr im Hause ꝛc.; ferner Dramatisches: Polyxena 1851; Judas Ischarioth ꝛc.; Novellen: Ein ländliches Paar; die Bibliothek ꝛc. Episches in Versen. — Karl Gerok (geb. 1815 in Vaihingen, studierte in Tübingen, Superintendent in Stuttgart; später Prälat und Oberhofprediger daselbst): Palmenblätter 1857; Pfingstrosen; Blumen und Sterne; Deutsche Ostern 1871 ꝛc. — Julius Sturm (geb. 1816 zu Köstritz im Reußischen, studierte Theologie in Jena; Erzieher des Erbprinzen von Reuß j. L.; Pfarrer in Köstritz): Gedichte 1850; fromme Lieder; neue Gedichte; das hohe Lied der Liebe ꝛc. — Gottfried Kinkel (geb. 1815 zu Oberkassel bei Bonn, studierte Theologie, wurde Docent der Theologie in Bonn; verfolgte das Studium der bildenden Künste, unternahm eine Reise nach Italien; hielt Vorlesungen über die Geschichte der bildenden Kunst; 1846 Professor der Kunst-, Kultur- und Litteraturgeschichte; geriet 1848 in die politische Bewegung der Rheinlande. Preßvergehen mußte er mit Gefängnis und Verlust der Universitätsstellung büßen. Schloß sich dem Aufstand in Baden an. Verwundet und gefangen genommen, wurde er zu lebenslänglicher Festung verurteilt. Die Festungshaft wurde in Zuchthaus umgewandelt. Im November 1850 durch den Studenten Karl Schurz [später nordamerikanischer Minister] aus dem Zuchthause zu Spandau befreit; entkam nach Amerika, lebte in London als Lehrer der deutschen Litteratur und Kunstgeschichte; 1866 Professor der Kunstgeschichte in Zürich; † 1882). Gedichte 1843. Darin das idyllische Epos Otto der Schütz, Kerkergedichte 1849. Gedichte, neue Sammlung 1866. Darin die Erzählung: Der Grobschmied von Antwerpen. Seine Dichtungen sind ernst und sinnig. Trauerspiel Nimrod 1857. — Kinkels Gattin, Johanna (geb. 1810, Tochter des Professors Mockel; vermählt mit dem Kunsthändler Mathieux in Köln; geschieden; 1843

mit Kinkel vermählt, † 1858 in London). Der Roman Hans Ibeles in London 1860 entwirft ein Bild ihrer Erlebnisse in der Verbannung. — Emanuel Geibel (geb. 1815 zu Lübeck, studierte Philosophie und romanische Philologie in Bonn und Berlin; Erzieher im Hause des russischen Gesandten zu Athen. Friedrich Wilhelm IV. wandte ihm ein Jahrgehalt zu. Von Maximilian II. 1851 nach München berufen; Professor der Ästhetik daselbst. Löste nach dem Tode des Königs 1869 sein Verhältnis in München; lebte darauf, vom deutschen Kaiser unterstützt, in Lübeck; † 1884). Unter dem Streben nach Reinheit und Kraft der Form wuchs Geibels Talent. Gedichte 1840; Juniuslieder 1848, neue Gedichte 1857, Gedichte und Gedenkblätter 1864, Heroldsrufe 1871: zum größten Teil edle poetische Durchgeistung der nationalen Ereignisse bis zur Gründung des neuen deutschen Reichs. Aus späterer Zeit: Spätherbstblätter 1878. Übersetzungen und Nachbildungen: Volkslieder und Romanzen der Spanier 1843; Klassisches Liederbuch, Griechen und Römer in deutscher Nachbildung; fünf Bücher französischer Lyrik ꝛc. — Ferner Episches: König Sigurds Brautfahrt 1846; Dramatisches: König Roderich; Brunhild; Sophonisbe (1869 Schillerpreis). — Moritz Graf von Strachwitz (geb. 1822 zu Peterwitz in Schlesien, † 1847 in Wien): Lieder eines Erwachenden 1842: Neue Gedichte. — Friedrich Bodenstedt (geb. 1819 zu Peine in Hannover, Erzieher im Hause des Fürsten Galizin in Moskau; Reisen in Armenien, im Kaukasus; 1846 nach Deutschland; Professor der slawischen Sprachen in München; Theater-Intendant in Meiningen; geadelt; lebt in Wiesbaden): Lieder des Mirza-Schaffy 1849: Gedichte; Neue Gedichte ꝛc. Außerdem Erzählendes: Tausend und ein Tag im Orient ꝛc. Roman: das Herrenhaus im Eschenwalde. Dramatisches: Demetrius; König Autharis Brautfahrt ꝛc. Ferner Übersetzungen: Shakespeares Sonette und Dramen; Lermontow, Puschkin ꝛc. — Julius Hammer (geb. 1810 zu Dresden, studierte Philosophie und Litteratur in Leipzig; litterarisch beschäftigt in Dresden, Leipzig; privatisierte in Nürnberg, † 1862 auf seinem Landsitz in Pillnitz): Schau um dich und in dich 1850; die Psalmen der heiligen Schrift; Unter dem Halbmond ꝛc. Auch Romane: Einkehr und Umkehr 1856 ꝛc. — Wolfgang Müller „von Königswinter“ (geb. 1816 zu Königswinter am Rhein, studierte Medizin in Bonn und Berlin; auf Reisen, Arzt in Düsseldorf, später in Köln; von der ärztlichen Praxis zurückgezogen, in Köln; † 1873): Junge Lieder 1841; Balladen und Romanzen; Gedichte. Auch Episches: Loreley, Bearbeitung der Rheinsagen 1851; Die Maikönigin, Dorfgeschichte in Versen; Prinz Minnewin, ein Mittsommerabendmärchen ꝛc. Erzählendes in Prosa: Rheinische Dorfgeschichten ꝛc. — Klaus Groth (geb. 1819 zu Heide in Holstein; im Schullehrerseminar zu Tondern gebildet; förderte sich durch Privatstudien; habilitierte sich 1858 an der Universität Kiel; Professor für deutsche Sprache und Litteratur daselbst): Dichter in plattdeutscher Mundart. Quickborn 1853, vorherrschend lyrisch, meistens Naturbetrachtung. Vertelln 1855, Dorfgeschichten. Voer de Goern ꝛc. — Otto Roquette (geb. 1824 zu Krotoschin in Posen, studierte Philosophie in Berlin, Heidelberg, Halle; Lehrer in Dresden; an der Kriegsakademie in Berlin; Professor am Polytechnikum in Darmstadt): Waldmeisters Brautfahrt 1851; Tag von St. Jakob; Herr Heinrich; Hans Heidekukuk; Gedichte. Ferner: Novellen und Romane: Heinrich Falk; Das Buchstabierbuch der Leidenschaft ꝛc. Dramen: Die Protestanten in Salzburg; Sebastian ꝛc. — Joh. Georg Fischer (geb. 1816 zu Groß-Süssen in Würtemberg; studierte in Tübingen Philosophie, besonders Ästhetik und Litteratur;

Professor der Geschichte und Litteratur in Stuttgart): Gedichte 1854; Den deutschen Frauen ꝛc. Auch Dramatisches: Friedrich der Zweite von Hohenstaufen, historische Tragödie; Florian Geyer, der Volksheld im deutschen Bauernkrieg, Trauerspiel; Kaiser Maximilian von Mexiko ꝛc. — Hermann Lingg (geb. 1820 zu Lindau am Bodensee; studierte Medizin in München, Berlin, Prag; Militärarzt in Bayern; während einer Urlaubsreise in Italien; 1849 infolge der Feldlagerstrapazen erkrankt; lebt seitdem pensionirt, mit poetischen Arbeiten beschäftigt, in München). Schwerwiegende Gedanken in gedrungner und doch schwunghafter Form; Lyrik, im Geiste dramatischer Objektivität; poetische Wiederbelebung großer weltgeschichtlicher Momente: diesem Charakter begegnen wir auch in kleinern lyrischen Dichtungen. Die erste Sammlung „Gedichte“ wurde 1854 durch Geibel herausgegeben. Mehrere Sammlungen folgten. Noch 1885 Lyrisches, neue Gedichte. Daneben Episches: Die Völkerwanderung 1866—69; Vaterländische Balladen und Gesänge; Dunkle Gewalten, Erzählungen in Versen; Byzantinische Novellen ꝛc. Desgleichen Dramatisches: Die Walkyren 1864; Catilina; Der Doge Candiano ꝛc.

# Alphabetisches Verzeichnis

## der

## Schriftsteller, der näher besprochenen Werke und der erklärten Begriffe.

---

(Die Zahlen bedeuten Paragraphen. Wegen der Seite benutze man die Seitenüberschriften rechter Hand.)

## M.



## N.



## O.



Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.







